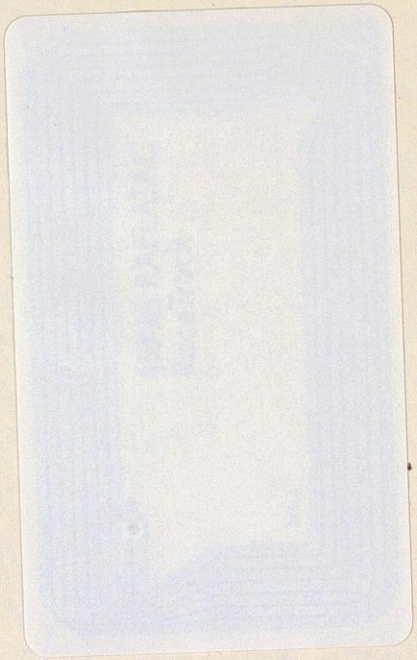

N12<515331796 021

ubTÜBINGEN

W. BEUERLE
BUCHBINDEREI
TÜBINGEN

1. Fach
2. tz
Z 63/1867
DFG

Theologisch-praktische QUARTALSCHRIFT

Herausgegeben von den Professoren
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt
Linz a. d. Donau

110. Jahr 1962 1. Heft

P. b. b. Erscheinungsort Linz, Verlagspostamt Linz 2

U. S. TOD
- 3. MAI 1963
Yd 584
21

Die „**Theol.-prakt. Quartalschrift**“ erscheint jährlich viermal im Laufe der Monate Jänner, April, Juli und Oktober.

Redaktion: Dr. Maximilian Hollnsteiner (Chefredakteur) und Dr. Johann Obernhumer, Linz a. d. Donau, Harrachstraße 7, Priesterseminar (Österreich).

Verlag und Administration: OÖ. Landesverlag, Linz a. d. Donau, Landstraße 41 (Österreich).

Wir bitten, Manuskripte, Besprechungsstücke und Tauschexemplare sowie alle Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, an die Redaktion, Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen aber an den Verlag (Administration) zu richten. Anfragen möge Rückporto beigelegt werden.

Bezugsbedingungen auf der letzten Seite.

Inhaltsverzeichnis

des ersten Heftes 1962

Seite

Abhandlungen

Pflicht der Eheleute zum Kind? Von Univ.-Prof. Dr. Karl Hörmann, Wien 1

Die Formverpflichtung bei Mischehen. Einige grundsätzliche Überlegungen. Von P. Dr. Bruno Primetshofer, Mautern (Steiermark) 17

Die katholische Ansicht vom Wesen des Strafrechts im Spiegel der heutigen Strafrechtswissenschaft. Von Dr. Christoph Mayerhofer, Wien 25

Pastoralfragen

Eine Meßweinverwechslung und ihre Folgen. Von Dr. J. Obernhumer, Linz a. d. D. 33

Mitteilungen

Judas, der Verräter. Von P. Josef Hofbauer S. J., Innsbruck 36

Eine späte Ehrenrettung. Bemerkungen zu einer Schrift über Erasmus von Rotterdam. Von Dr. Adolf Kreuz, Wien 42

Laien als Seelsorgehelfer. Von Prof. Dr. Ernst Joseph Görlich, Wien 44

Römische Erlässe und Entscheidungen. Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D. 47

Aus der Weltkirche. Von Norbert Miko, Linz - Salzburg 48

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften 56

Buchbesprechungen 58

Inserate

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

**Herausgegeben von den Professoren
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt
Linz a. d. Donau**

Redaktion:

Dr. Maximilian Hollnsteiner
Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums

und

Dr. Johann Obernhumer
Professor der Pastoraltheologie

110. Jahrgang / 1962

Linz a. d. Donau, Oberösterreichischer Landesverlag

gd 584

Sachregister

des

110. Jahrganges (1962) der „Theol.-prakt. Quartalschrift"

Abhandlungen

Seite

Pflicht der Eheleute zum Kind? Von Dr. Karl Hörmann, Wien . . . . . 1—16

Die Formverpflichtung bei Mischehen. Einige grundsätzliche Überlegungen. Von P. Dr. Bruno Primetshofer C. Ss. R. . . . 17—24

Die katholische Ansicht vom Wesen des Strafrechts im Spiegel der heutigen Strafrechtswissenschaft. Von Dr. Christoph Mayerhofer . . . . . 25—33

Fragen um das kommende Konzil. Von Dr. Peter Gradauer. . . . 81—90

Gedanken Anton Günthers zur Union zwischen Katholiken und Protestanten. Von Dr. Joseph Pritz . . . . . 91—105

Um die Behebung des Nachwuchsmangels, mit besonderer Berücksichtigung der Schwesternorden und der Krankenpflege. Von P. Dr. Robert Svoboda O. S. C. . . . . 106—115

Stoffliches, Nichtstoffliches und die Seele. Wider den Materialismus von gestern und heute. Von Dr. A. Motzko . . . . . 177—193

Ephesos — ein Beitrag Österreichs zur Paulus-Forschung. Von Dr. Siegfried Stahr . . . . . 193—208

Leo der Große, die Einheit der Kirche und das Vaticanum II. Von Dr. Peter Eder . . . . . 208—219

Pfarrer Johann Kapistran Natter. Zum 30. Todestag (gestorben 30. Oktober 1932). Von Georg Hunklinger . . . . . 277—286

Das I. Vatikanische Konzil und die getrennte Ostkirche. Von Dr. Michael Lehmann . . . . . 287—300

Pastoralfragen

Eine Meßweinverwechslung und ihre Folgen. Von Dr. J. Obernhumer . . . . . 33—35

Zur Frage der „poenitentiae signa" des can. 1240, § 1. Von Dr. J. Obernhumer . . . . . 115—118

Eine sonderbare Primizfeier. (Ein eingesandter Kasus.) Von Josef Miller S. J. . . . . 219—222

Taufe und Eheschließung. Von Dr. Josef Trummer . . . . . 301—302

Die Linzer Stadtmission. Von Dr. Walter Suk . . . . . 302—309

Mitteilungen

Judas, der Verräter. Von P. Josef Hofbauer S. J. . . . . 36—42

Laien als Seelsorgehelfer. Von Dr. Ernst Joseph Görlich . . . . . 44—46

Probleme der Bibelübersetzung. Bemerkungen zum Guardini-Psalter. Von DDr. Claus Schedl . . . . . 118—123

Tauler — „Mund der deutschen Mystik". Von P. Anselm Rüd O. S. B. . . . . 123—125

War Maria Magdalena eine Sünderin? Von Dr. Paul Bruin . . . . 222—226

QUI FILIUS DICERIS ET PATER INVENIRIS. Von P. Joseph Knackstedt O. M. I. . . . . 226—231

Wichtige Lehren der Prozeßakten der hl. Jeanne d'Arc. Von P. Dr. Clemens M. Henze C. Ss. Rr. . . . . 309—314

Berichte

Römische Erlässe und Entscheidungen.
Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer . . . . . 47—48; 126
231—233; 314—315

Vom Missionsfeld. Von P. Joh. Bettray S. V. D. . . . . 127—135; 315—323

Aus der Weltkirche. Von Norbert Miko. . . . . 48—55; 135—145
233—245; 323—334

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften . . . . . 56—58; 145—149
245—248; 335—336

Buchbesprechungen . . . . . 58—75; 149—168
249—267; 337—358

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

110. JAHRGANG 1962 1. HEFT

Pflicht der Eheleute zum Kind?

Von Univ.-Prof. Dr. Karl Hörmann, Wien

In einer Unterredung, die ich vor einigen Monaten mit einem Arzt hatte, zeigte sich dieser von der zur Genüge bekannten Zeiterscheinung der Kinderscheu schwer bedrückt. Er sprach die Überzeugung aus, daß die Ehe dem Kind dienen solle und daß es nicht recht sein könne, dem Kind aus dem Weg zu gehen. Er könne daher keinen grundlegenden Unterschied zwischen der Zeitwahl nach Knaus und Ogino und einem Verkehr unter Anwendung irgendwelcher Verhütungstechniken erkennen. Beiden sei gemeinsam, daß das Kind vermieden werde. Damit verstoße man gegen die wichtigste Pflicht der Ehe. Tatsächlich wurde die Erfahrung gemacht, daß manche Eheleute, die sich an die Zeitwahl halten, nur ungern die Frage ihrer sittlichen Erlaubtheit berühren. Anscheinend fühlen sie sich darin nicht ganz sicher. An besorgten Stimmen über die bedenkliche Kinderscheu bei uns zu Lande fehlt es nicht. Dabei vergißt man meistens nicht, auf das Kind als ersten Ehezweck hinzuweisen und darzutun, wie unheilvoll ein Verhalten sei, das dagegen verstoße. Selten jedoch sagt man geradezu, daß auf den Eheleuten allgemein eine Pflicht liege, nach dem Kind zu trachten und sich dementsprechend zu verhalten.

Wie steht es mit einer solchen Pflicht? Gemeint ist hier nicht das sogenannte Debitum coniugale (vgl. 1 Kor 7, 3). Durch den Ehevertrag haben die Gatten einander das Recht auf die der Zeugung dienenden Akte übertragen. Wenn daher einer der Gatten den anderen auffordert, ihm dazu zur Verfügung zu stehen, ist der Aufgeforderte verpflichtet, diesem Verlangen nachzukommen. Natürlich dient er damit auch der Weckung neuen Lebens. Abgesehen von besonderen Gründen, ist jedoch keiner der Gatten verpflichtet, den Partner aufzufordern, weil ganz allgemein niemand verpflichtet ist, ein ihm zustehendes Recht zu gebrauchen. Soweit es nur auf den Ehevertrag ankommt, steht es somit den Gatten frei, den Geschlechtsverkehr voneinander zu fordern oder nicht und damit der Zeugung des Kindes zu dienen oder nicht.

Ist es aber nicht möglich, daß sie aus einer anderen Quelle verpflichtet sind, auf die Weckung neuen Lebens bedacht zu sein? Gibt es eine Quelle, aus der heraus die Verpflichtung besteht, den Verkehr nicht nur auf die Forderung hin zu leisten, sondern ihn auch selbst zu fordern, damit eben das Kind ins Dasein trete? Ist eine solche Pflicht für Eheleute nicht schon infolge des Standes da, in dem sie leben, eine Pflicht der Betätigung auf das Kind hin als eheliche Standespflicht?

I. Das Streben nach dem Kind als eheliche Standespflicht

Für jeden unbefangen Urteilenden ist es klar, daß die Geschlechtsanlage des Menschen ihrer ganzen Beschaffenheit nach auf das Kind hinzielt[1]). Die Natur beabsichtigt mit der Betätigung dieser Anlage das Kind. Wenn sie den Menschen durch den Geschlechtstrieb zur Geschlechtsbetätigung drängt, will sie damit dem Kind dienen. Da hinter der Natur deren Schöpfer steht, entspricht es dem Schöpferwillen, daß durch Betätigung der Geschlechtsanlage neues Leben geweckt werde[2]).

Jeder Mensch ist mit der Geschlechtsanlage ausgerüstet. Bedeutet das eine Pflicht für jeden Menschen, sich geschlechtlich zu betätigen und dadurch neues Leben zu wecken? Kann man etwa den Geschlechtstrieb in Parallele zum Selbsterhaltungstrieb stellen, der die Nahrungsaufnahme fordert, und sagen: So wie jeder Mensch zur Erhaltung seines individuellen Daseins zur Nahrungsaufnahme verpflichtet ist, muß sich auch jeder zur Erhaltung der Art geschlechtlich betätigen? Schon Thomas von Aquin macht darauf aufmerksam, daß mit einer solchen Gleichsetzung der beiden Triebe und der durch sie vertretenen Anliegen ein wichtiger Unterschied übersehen wird. Der Zweck des Selbsterhaltungstriebes, die Erhaltung des Einzelmenschen, wird nicht erreicht, wenn nicht jeder Einzelmensch Nahrung aufnimmt; daher ist jeder ausnahmslos dazu verpflichtet. Der Geschlechtstrieb aber zielt auf die Erhaltung des Menschengeschlechtes im gesamten hin. Dieses Ziel kann auch dann erreicht werden, wenn nicht jeder einzelne Mensch dem Trieb nachgibt. Für einen Menschen können sogar gute Gründe bestehen, auf die Trieberfüllung zu verzichten; es kann sein, daß er gerade durch den Verzicht zu einem besonderen Dienst an der menschlichen Gemeinschaft frei wird. Je höher die Motive sind, um so wertvoller wird ein solcher Verzicht sein. Das höchste Motiv stellt das Freiseinwollen für Gott dar[3]).

Wer ist nun zur Weckung neuen Lebens und damit zu entsprechender Geschlechtsbetätigung verpflichtet? Offenkundig jene, die eine Ehe geschlossen haben. Die Ehe soll ja nach dem Willen der Natur, das heißt nach dem Willen des Schöpfers der Natur, in erster Linie der Nachkommenschaft dienen. Nach katholischer, auf naturrechtliche Gründe gestützter

---

[1]) „Der Körperbau der beiden Geschlechter und das körperliche Geschehen bei ihrer Vereinigung zeigen unleugbar, daß der Wille der Natur und damit ihres Schöpfers objektiv eindeutig auf Befruchtung abzielt." R. Angermair, Das sittliche Gesetz der Ehe, in: Ehe und Familie. Grundsätze, Bestand und fördernde Maßnahmen (Wörterbuch der Politik VII). Freiburg i. Br. 1956, 43.

[2]) Vgl. J. Schneider, Zur sittlichen Problematik der periodischen Enthaltung, Theol.-prakt. Quartalschrift 103 (1955) 16—35, bes. 33; K. Hörmann, Geburtenrückgang und Geburtenbeschränkung als moraltheologisches Problem, Der Seelsorger 23 (1952/53) 435—440, bes. 435 f. — A. Krempel, Zeitwahl in der Ehe. Innsbruck 1949, 17, sagt: „Auch der unleugbare Naturtrieb nach Nachkommen ändert daran nichts. Wie jeder andere Trieb, ist auch dieser dem Menschen unterworfen. Er drängt, aber verpflichtet nicht. Dem vernünftigen menschlichen Wollen ist es überlassen, ihm zu entsprechen oder, aus guten Gründen, ihn unbeantwortet zu lassen." Dieses Argument ist nicht beweisend, da andere Triebe sehr wohl auf eine Pflicht hinweisen, zum Beispiel der Selbsterhaltungstrieb. Man kann jedoch der Auffassung zustimmen, daß der Verkehr und die Zeugung um höherer Güter willen unterlassen werden dürfen bzw. daß gute Gründe die Pflicht dazu nicht drängend werden lassen.

[3]) Vgl. Thomas v. A., S. th. 2, 2 q. 152 a. 2 ad 1; S. c. G. l. 3 c. 136; J. Schneider, a. a. O., 34 f.

Auffassung ist der erste Zweck der Ehe die Zeugung und Erziehung von Nachkommenschaft[4]) und übertragen die Eheschließenden einander das Recht auf die Akte, die an sich zur Zeugung von Nachkommenschaft geeignet sind[5]). So ergibt sich für Eheleute die Standespflicht, zur Zeugung neuen Lebens bereit zu sein. Pius XII. redet in seiner bekannten Ansprache vom 29. Oktober 1951 davon, „daß die Ehe zu einem Lebensstand verpflichtet, der einerseits bestimmte Rechte verleiht, anderseits aber auch die Ausführung einer positiven, dem Stand selbst obliegenden Leistung verlangt[6])".

F. X. Hürth S. J. vermerkt, diese Ansprache sei das erste päpstliche Dokument, das von einer Standespflicht der Gatten, Nachkommenschaft zu wecken, spreche[7]). Auch die Theologen hatten bis dahin gezögert, eine solche Pflicht zu behaupten[8]). J. Miller S. J. hat recht, wenn er sagt, die Kirche habe niemals ein Gebot erlassen, daß jede Ehe mehrere Kinder, ja überhaupt Kinder haben müsse[9]). Die Worte Pius' XII. weisen aber auf ein natürliches Gebot der Fruchtbarkeit für die Ehe hin, ohne daß sie freilich die Berechtigung der Enthaltsamkeit um höherer Güter willen und der Nichtweckung von Nachkommenschaft wegen großer Schwierigkeiten bestreiten.

Schon früher hat Pius XII. gegenüber einer übermäßigen Betonung des sexuellen Erlebens in der Ehe als wahren ersten Ehezweck die Erzeugung und Erziehung des Kindes und die schwere Pflicht der Eheleute diesem Zweck gegenüber hervorgehoben[10]). Am 26. November 1951 erklärt er vor den Teilnehmern des Kongresses der „Front der Familie" und des Verbandes der kinderreichen Familien wieder, daß „die erste Aufgabe der Ehe im Dienst am Leben besteht[11])". In der Ansprache vom 29. Oktober 1951 führt er darüber aus: „Der Ehevertrag, der den Brautleuten das Recht gibt, dem Naturtrieb Genüge zu tun, versetzt sie in einen Lebensstand, den Ehestand. Den Gatten nun, die mit dem ihrem Stand eigentümlichen Akt von jenem Recht Gebrauch machen, legen die Natur

---

[4]) Damit soll keineswegs bestritten werden, daß für die Ehe auch das wesentliche Bedeutung hat, was die Gatten einander zu geben haben. „Matrimonii finis primarius est procreatio atque educatio prolis; secundarius mutuum adiutorium et remedium concupiscentiae" (Codex Iuris Canonici, can. 1013 § 1). „Habentur enim tam in ipso matrimonio, quam in coniugalis iuris usu etiam secundarii fines, ut sunt mutuum adiutorium mutuusque fovendus amor et concupiscentiae sedatio" (Pius XI., Encycl. „Casti connubii" 31. 10. 1930, bei Denzinger-Rahner, Enchiridion symbolorum, definitionum et declarationum de rebus fidei et morum. Friburgi Brisg. [30]1955, Nr. 2241).

[5]) „Consensus matrimonialis est actus voluntatis quo utraque pars tradit et acceptat ius in corpus, perpetuum et exclusivum, in ordine ad actus per se aptos ad prolis generationem" (CIC. can. 1081 § 2).

[6]) Ansprache vom 29. 10. 1951 an die Mitglieder des Verbandes katholischer Hebammen Italiens, bei Utz-Groner, Aufbau und Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens. Soziale Summe Pius' XII. Freiburg (Schw.) 1954, Nr. 1071.

[7]) Vgl. Adnotationes in quaest. mor. de vita matr., Periodica de re morali canonica liturgica 40 (1951) 419.

[8]) Vgl. L. L. McReavy, Is the Duty of Fecundity Limited? The Clergy Review 45 (1960) 296.

[9]) Moderne Eheprobleme in christlicher Sicht. Innsbruck-Wien-München 1955, 60.

[10]) Ansprache vom 18. 9. 1951 an französische Familien, Utz-Groner 1265; vgl. Ansprache an Neuvermählte vom 26. 6. 1940, Utz-Groner 1149.

[11]) Utz-Groner 1118.

*

und der Schöpfer die Aufgabe auf, für die Erhaltung des Menschengeschlechtes Sorge zu tragen. Dies ist die charakteristische Leistung, die den Eigenwert ihres Standes ausmacht, das bonum prolis — das Gut der Nachkommenschaft. Der einzelne und die Gesellschaft, das Volk und der Staat, ja die Kirche selbst hängen nach der von Gott gesetzten Ordnung für ihre Existenz von der fruchtbaren Ehe ab[12]." Die Eheleute sind daher zur Weckung neuen Lebens zunächst der Gesellschaft, dem Volk, dem Staat, der Kirche verpflichtet[13]), letztlich Gott.

Der Frage, ob für Eheleute eine Pflicht besteht, nach dem Kind zu streben, und woraus sie entspringt, ist in gründlicher Weise J. Schneider nachgegangen[14]). In großer Zahl führt er zunächst Moraltheologen an, die eine solche Standespflicht verneinen[15]), und berichtet dann über die Auffassung anderer, die sie bejahen[16]). Die letzteren mögen weniger zahlreich sein, sie können für sich aber in Anspruch nehmen, daß sie dem ersten Ehezweck besser gerecht werden als die Vertreter der gegenteiligen Auffassung. Die Bejaher der Pflicht sind allerdings wieder geteilter Meinung darüber, ob diese Standespflicht erst aus dem tatsächlichen ehelichen Verkehr oder schon aus dem Eheabschluß entspringt.

W. Rauch verficht die Anschauung, für Gatten entstehe dann, wenn sie die sexuelle Kraft tatsächlich betätigen, die Pflicht, der Weckung neuen Lebens zu dienen[17]). F. Schwendinger bekennt sich ebenfalls zur Auffassung: Wenn Gatten Geschlechtsgemeinschaft haben, besteht für sie die Pflicht, auf die Zeugung von Nachkommenschaft bedacht zu sein; diese Pflicht hört erst auf, wenn mit ihrer Erfüllung von den Gatten moralisch Unmögliches (= allzu Schwieriges) verlangt wird[18]). J. Salsmans betont, daß Eheleute, die geschlechtlich verkehren, so sehr zum Streben nach dem Kind verpflichtet sind, daß sie sich schon durch eine gegenteilige Absicht verfehlen, selbst wenn sie in ihrem Verkehr objektiv dem Kind kein Hindernis entgegenstellen, wie es bei einem Verkehr in den unfruchtbaren Zeiten der Fall ist[19]).

---

[12]) Utz-Groner 1072.

[13]) St. de Lestapis S. J., La limitation des naissances. Paris 1959, 143 f., spricht von einer Gerechtigkeitspflicht der Eheleute, neues Leben zu wecken. Vgl. N. O. Griese, The „Rhythm" in Marriage and Christian Morality. Westminster, Md., 1948, 50; W. Schumacher-Köhl in: Die Frau. Wesen und Aufgaben (Wörterbuch der Politik VI). Freiburg i. Br. 1951, 21—24: Die objektive Bedeutung der Mutterschaftsleistung.

[14]) Zur sittlichen Problematik der periodischen Enthaltung, Theol.-prakt. Quartalschrift 103 (1955) 16—35.

[15]) Ebd. 17—21. Vgl. zum Beispiel P. Heymeijer bei J. N. J. Smulders, Periodische Enthaltung in der Ehe. Regensburg 1931, 91 f.; A. Bonnar, The Catholic Doctor. London [6]1952, 76 f. — A. Krempel, Die Zeitwahl in der Ehe 17: „Die Ehe gibt den Gatten das Recht, zu verkehren. Aber sie legt ihnen nicht die Pflicht dazu auf." — J. A. O'Brien, Natürliche Geburtenregelung. Aschaffenburg 1956, 52 f.: „Solange die Erhaltung des Menschengeschlechtes nicht gefährdet ist, kann von keiner allgemeinen Verpflichtung, Kinder zu zeugen, gesprochen werden."

[16]) A. a. O., 21—30.

[17]) Vgl. W. Rauch, Das Gesetz Gottes in der Ehe. Mainz 1934, 116—121; Abhandlungen aus Ethik und Moraltheologie. Freiburg i. Br. 1956, 299 f.

[18]) Vgl. F. Schwendinger, Um die Erlaubtheit der periodischen Enthaltsamkeit, Theologie und Glaube 25 (1933) 728.

[19]) Vgl. J. Salsmans, Sterilitas facultativa licita? Eph. Theol. Lov. 11 (1934) 563—566.

Zur Auffassung, daß die Pflicht, zur Kinderzeugung bereit zu sein, schon aus dem Eheabschluß entspringt, bekannte sich bereits F. X. Linsenmann. Er meinte, daß ohne diese Bereitschaft die eheliche Lebensgemeinschaft ihren Halt verliere. Auch die völlige Enthaltung sei daher verwerflich, wenn sie zur Vermeidung des Kindes geübt werde[20]). A. W. Hoegen behält für seine Begründung der Zeugungspflicht bereits aus dem Eheabschluß den Gedanken bei, daß für den Bestand der ehelichen Liebe das Kind notwendig sei[21]), nennt aber als Hauptgrund, daß die Ehe der Erhaltung und Ausbreitung des Menschengeschlechtes dienen solle[22]). M. H. Duméry sieht ebenfalls die Pflicht, das Kind zu wollen, schon mit dem Eheabschluß gegeben, weil ohne diesen Willen die volle eheliche Liebe beeinträchtigt sei[23]). J. Leclercq kommt zur scharfen Formulierung, jeder Mensch habe die Pflicht, entweder zu heiraten und Nachkommenschaft zu haben oder für den Dienst Gottes und der Seelen ledig zu bleiben[24]).

Pius XII. spricht zweifellos von einer Standespflicht der Eheleute, auf die Weckung von Nachkommenschaft bedacht zu sein. Sieht er diese Pflicht schon mit dem Eheabschluß eintreten oder erst beim jeweiligen geschlechtlichen Vollzug der Ehe? Nach der zweiten Auffassung müßten Gatten bei jedem Verkehr das Kind anstreben, es stünde ihnen aber frei, die Ehe zu vollziehen oder nicht. Die erste Auffassung dagegen legt den Gatten das Streben nach dem Kind und damit den Ehevollzug auf, verlangt aber nicht für jeden ehelichen Verkehr das subjektive Anstreben des Kindes, wenn sie auch selbstverständlich ein objektives Tun gegen das Kind auf jeden Fall als unzulässig ansieht.

Die Worte Pius' XII. scheinen zum Teil für den Ursprung der Pflicht, nach dem Kind zu streben, schon aus dem Eheabschluß, durch den die Gatten in den Ehestand getreten sind, zu sprechen. Der Papst redet ja davon, daß die Ehe zu einem Lebensstand (ad uno stato di vita) verpflichtet, der einerseits bestimmte Rechte verleiht, anderseits aber auch die Ausführung einer positiven, dem Stand selbst obliegenden Leistung verlangt (impone anche il compimento di un'opera positiva riguardante lo stato stesso)[25]). Diese Pflicht heißt: „für die Erhaltung des Menschengeschlechtes Sorge tragen (provvedere alla conservazione del genere umano)[26])." Das Gut der Nachkommenschaft sei die charakteristische Leistung, die den Eigenwert des Ehestandes (il valore proprio del loro stato) ausmache. Zeugung von Nachkommenschaft sei eine pflichtgemäße positive Leistung (prestazione positiva obbligatoria)[27]) der Gatten, und zwar die Erfüllung ihrer Hauptpflicht (il primario dovere)[28]). Ein anderes Mal weist der Papst auf die schwere Pflicht der Eheleute gegenüber dem

---

[20]) Vgl. F. X. Linsenmann, Lehrbuch der Moraltheologie. Freiburg 1878, 632.
[21]) Vgl. A. W. Hoegen, Over den zin van het huwelijk. Nijmegen 1935, 213.
[22]) Vgl. ebd. 242–265.
[23]) Vgl. M. H. Duméry, Simples réflexions sur la méthode Ogino-Knaus, Nouv. Rév. Théol. 70 (1948) 587–597.
[24]) Vgl. J. Leclercq, Leçons du droit naturel III, La famille. Namur-Louvain ^{3}1950, 192 f.
[25]) Ansprache vom 29. 10. 1951, AAS 43 (1951) 845; Utz-Groner 1071.
[26]) AAS 43 (1951) 845; Utz-Groner 1072.
[27]) AAS 43 (1951) 845; Utz-Groner 1073.
[28]) AAS 43 (1951) 845; Utz-Groner 1072.

wahren ersten Zweck der Ehe, der Erzeugung und Erziehung des Kindes, hin[29]).

Für den Ursprung der Zeugungspflicht erst aus dem jeweiligen Verkehr scheint der Zusatz zu sprechen, den Pius XII. wiederholt macht[30]): Wenn Gatten das eheliche Recht auf Geschlechtsverkehr ausüben, sind sie zum Streben nach der Weckung neuen Lebens verpflichtet. Er sagt: „Es ist eines der Grunderfordernisse der rechten sittlichen Ordnung, daß der Ausübung der ehelichen Rechte die aufrichtige innerliche Annahme des Berufes und der Pflichten der Mutterschaft entspreche[31])." Die Pflicht, für die Erhaltung des Menschengeschlechtes zu sorgen, sei von der Natur und vom Schöpfer den Gatten auferlegt, die der natürlichen Neigung nachgeben, wozu ihnen der Ehevertrag das Recht gebe (ai coniugi, che ne fanno uso con l'atto specifico del loro stato)[32]). Einer Verfehlung gegen den Sinn des Ehelebens (un peccare contro il senso stesso della vita coniugale) machten sich jene Leute schuldig, die „den Ehestand ergreifen, fortwährend die ihm eignende und nur in ihm erlaubte Fähigkeit gebrauchen und anderseits sich immer und absichtlich ohne schwerwiegenden Grund seiner hauptsächlichen Pflicht entziehen (usare continuamente la facoltà ad esso propria e in esso solo lecita, e, d'altra parte, sottrarsi sempre e deliberatamente, senza un grave motivo, al suo primario dovere[33])".

Es fragt sich nun, ob die Worte Pius' XII. auf jeden Fall im Sinn eines Ursprungs der Pflicht erst aus dem jeweiligen Verkehr gedeutet werden müssen. Auch wenn die Pflicht als Standespflicht schon aus dem Eheabschluß entspringt, gilt selbstverständlich, daß sich jene Gatten verfehlen, die Geschlechtsverkehr pflegen und dabei ohne entsprechenden Grund das Kind ausschließen, selbst wenn dies durch ein nicht in sich verwerfliches Mittel, wie die Zeitwahl, geschieht. Wenn Pius XII. dies betont, scheint er damit nichts darüber auszusagen, ob auch jene Gatten sich verfehlen, die ohne entsprechenden Grund das Kind fernhalten wollen und deshalb keinen Verkehr pflegen[34]). Warum wählt der Papst dann diese Formulierungen? Zwei Gründe können dafür maßgebend sein: 1. Weil er die Frage, ob die Pflicht, nach dem Kind zu streben, schon aus dem Eheabschluß entspringt, noch offenlassen will; 2. weil er nicht den Anschein erwecken will, als ob es Verheirateten nicht erlaubt wäre,

---

[29]) Ansprache vom 18. 9. 1951, AAS 43 (1951) 733; Utz-Groner 1265.
[30]) Vgl. F. X. Hürth, Adnotationes, Periodica 40 (1951) 420.
[31]) Ansprache vom 29. 10. 1951, Utz-Groner 1062.
[32]) AAS 43 (1951) 845; Utz-Groner 1072.
[33]) AAS 43 (1951) 845 f.; Utz-Groner 1072.
[34]) J. Schneider, Zur sittlichen Problematik der periodischen Enthaltung, Theol.-prakt. Quartalschrift 103 (1955) 30, sagt von der Herleitung der Standespflicht, auf Zeugung bedacht zu sein, erst aus dem Ehevollzug oder schon aus dem Eheabschluß: „Offensichtlich kommt, wie uns scheint, die Verlautbarung des Papstes der ersteren näher, ohne daß die Auffassung der letzteren damit allerdings als falsch oder unzureichend abgetan wäre." — Fraglich erscheint daher die Folgerung, die J. McCarthy, Problems in Theology I, The Sacraments. London 1956, 410, aus den Worten Pius' XII. zieht, daß ein Paar, das keinen ernsten Grund hat, Kinder zu vermeiden, nicht schwer sündigt, wenn es ausschließlich in unfruchtbaren Zeiten verkehrt, aber nur selten.

sich aus höheren Motiven des Verkehrs und der Zeugung zu enthalten, also auf das Gut des Kindes um höherer Werte willen zu verzichten. Jedenfalls scheint die Begründung der Pflicht, nach dem Kind zu streben, schon durch den Eheabschluß besser ihrer Bezeichnung als Standespflicht (da man ja durch den Eheabschluß in den Ehestand tritt) und dem ersten objektiven Ehezweck zu entsprechen. Diese Begründung scheint auch dadurch begünstigt zu werden, daß sich der Papst nicht gegen jene wendet, die (durch ein einwandfreies Mittel) gelegentlich das Kind ausschließen, sondern gegen jene, die es ohne schwerwiegenden Grund überlegt und immer (sempre e deliberatamente)[35]) tun. Für eine Pflicht, die vom Eheabschluß an zuständlich für das ganze Eheleben besteht, läßt es sich ja leichter denken, daß sie hie und da beim ehelichen Verkehr nicht drängend wird, als für eine Pflicht, die erst beim jeweiligen Verkehr eintritt.

Wenn wir uns zur Auffassung bekennen, daß die Pflicht, nach dem Kind zu streben, auf den Gatten schon infolge der Eheschließung liegt, müssen wir eben hinzufügen, daß diese Pflicht für sie nicht immer drängend wird, sondern nur bei bestimmten Gegebenheiten. Allgemein gilt der Grundsatz, daß Gesetze, die eine Leistung fordern (sogenannte affirmative Gesetze), zwar „semper" verpflichten, das heißt zur Bereitschaft, unter den entsprechenden Voraussetzungen die Leistung zu erbringen, aber nicht „pro semper", das heißt eben nur unter den entsprechenden Voraussetzungen und nicht bei ihrem Fehlen. Die Pflicht der Gatten, auf Weckung von Nachkommenschaft bedacht zu sein, ist nun eine solche zu einem positiven Tun; sie wird daher nur drängend, wenn alle Voraussetzungen gegeben sind. Die Voraussetzungen aber sind jene, die zur Erreichung der ersten und zweiten Ehezwecke notwendig sind. Die Pflicht, nach neuem Leben zu streben, wird daher nicht drängend, wenn es an einer wichtigen Voraussetzung für das gute Fortkommen dieses neuen Lebens (die educatio prolis im weiten Sinn verstanden) oder für das Wohlbefinden der Gatten fehlt, mit anderen Worten, wenn der etwaigen Nachkommenschaft ein ernster Schaden droht oder wenn die Gatten selbst durch die Geschlechtsbetätigung oder eine aus ihr entspringende Nachkommenschaft zu sehr belastet werden. Der Hinweis auf dieses Fehlen kann in die Form der medizinischen, eugenischen, wirtschaftlichen oder sozialen Indikation gekleidet werden[36]). Diese Indikationen können nie als rechtfertigend für die Tötung schon existierenden ungeborenen Lebens anerkannt werden, wohl aber für die Unterlassung der Weckung neuen Lebens[37]). Pius XII. sagt: „In einem solchen Fall läßt sich der allgemeine Satz anwenden, daß eine positive Leistung unterlassen werden kann, wenn unabhängig vom Willen der Verpflichteten schwerwiegende Gründe zeigen, daß jene Leistung unzweckmäßig (inopportuna) ist, oder beweisen, daß sie vom Berechtigten — in diesem Fall

[35]) AAS 43 (1951) 846; Utz-Groner 1072.

[36]) Pius XII. spricht von „ausreichenden und zuverlässigen sittlichen Gründen (motivi morali sufficienti e sicuri)", AAS 43 (1951) 845, Utz-Groner 1070; von „schwerwiegenden Gründen (motivi gravi)", AAS 43 (1951) 845—846, Utz-Groner 1071, 1072; von „ernsten Gründen (seri motivi)", AAS 43 (1951) 846, Utz-Groner 1072; von „medizinischer, eugenischer, wirtschaftlicher und sozialer Indikation", Utz-Groner 1073.

[37]) Vgl. St. de Lestapis, La limitation des naissances 145.

vom Menschengeschlecht — billigerweise nicht verlangt werden kann[38])." Der Papst hält es für möglich, daß ein solcher Mangel auch für lange Zeit und selbst für die ganze Ehe bestehen kann, so daß die Pflicht niemals drängend wird[39]). Die betreffenden Gatten würden sich durch Unterlassung der Zeugung nicht gegen ihre Pflicht gegenüber dem Menschengeschlecht verfehlen.

Die katholische Sittenlehre vertritt also keineswegs die Ansicht, der Mensch solle sich in der Weckung neuen Lebens nur von seinen sexuellen Antrieben leiten lassen und so zur biologisch höchstmöglichen Kinderzahl gelangen. Wenn es zur Würde des Menschen gehört, daß er seinem Triebleben im allgemeinen nicht freien Lauf läßt, sondern es gemäß seiner Vernunfteinsicht regelt, soll er auch sein sexuelles Verhalten verantwortungsbewußt gestalten, wobei Klugheit, Gerechtigkeit und Liebe ein wichtiges Wort mitzureden haben. Gatten haben die Pflicht, Nachkommenschaft zu erstreben, aber nicht in der biologisch möglichen Höchstzahl, sondern in jener Höchstzahl, die sie menschenwürdig zeugen und erziehen können[40]).

Wie ist nun das Verhalten von Eheleuten zu beurteilen, die neues Leben nicht wecken wollen, obwohl alle Voraussetzungen dafür gegeben wären? Rechtfertigen läßt sich die vollständige Enthaltung um höherer Werte willen. Vor der Behauptung einer Standespflicht der Gatten, Kinder zu erstreben, schreckten viele Moraltheologen deshalb zurück, weil sie dadurch die Enthaltung von Eheleuten aus höheren Motiven gefährdet sahen[41]). Jene Standespflicht kann man jedoch vertreten, ohne diese Gefahr heraufzubeschwören, da man sich an den Grundsatz halten darf, daß Güter, auf die man pflichtgemäß bedacht sein muß, um noch höherer Güter willen zurückgestellt werden dürfen. Gatten, die um höherer Werte willen auf das Kind verzichten, machen ihr Leben eben durch diese höheren Werte sinnvoll[42]).

Wenn es aber an höheren Motiven für die Enthaltsamkeit fehlt, handeln Gatten, die trotz Vorhandenseins aller Voraussetzungen nicht nach dem Kind streben, offenkundig aus einer verkehrten Lebensauffassung heraus. Der Weg, den sie einschlagen, mag in sich einwandfrei sein; ihr Verhalten hat doch von den Motiven her einen sittlichen Mangel. Pius XII. sagt: „Den Ehestand ergreifen, fortwährend die ihm eignende und nur in ihm

---

[38]) Utz-Groner 1071. — Vgl. W. Rauch, Abhandlungen aus Ethik und Moraltheologie 301 f.; Dizionario di teologia morale, diretto da Francesco Roberto. Roma 1954, 327 f.; G. Kelly S. J., Medico-Moral Problems. St. Louis 1958, 171 f.

[39]) Utz-Groner 1073. — In diesem Sinn hatte W. Rauch schon 1933 gesprochen; vgl. Abhandlungen aus Ethik und Moraltheologie 301.

[40]) Vgl. St. de Lestapis, La limitation des naissances 143 f.; J. Miller S. J., „Unnatürliche Großfamilie?", Theol.-prakt. Quartalschrift 103 (1955) 123—126; Th. Gilby, Kleiner Kompaß für Eheleute. Freiburg i. Br. 1956, 82; belg. Code familial Nr. 57, zitiert bei L.-J. Suenens, Liebe und Selbstbeherrschung. Salzburg 1960, 83.

[41]) Vgl. W. Rauch, Abhandlungen aus Ethik und Moraltheologie 299 f.; A. Krempel, Zeitwahl in der Ehe 18.

[42]) Vgl. P. Heymeijer bei J. N. J. Smulders, Periodische Enthaltung in der Ehe. Regensburg 1931, 91 f.; H. Fleckenstein in der 4. Auflage, 96 f.; W. Rauch, Abhandlungen aus Ethik und Moraltheologie 299 f.

erlaubte Fähigkeit gebrauchen und anderseits sich immer und absichtlich ohne schwerwiegenden Grund seiner hauptsächlichen Pflicht entziehen, hieße gegen den Sinn des Ehelebens selbst sich verfehlen[43])."

II. Wege zur Erreichung und zur Vermeidung des Kindes

Wir halten daran fest, daß Eheleute schon vom Eheabschluß an die Standespflicht haben, nach dem Kind zu streben, daß diese Standespflicht für sie aber bei Mangel irgendwelcher Voraussetzungen nicht drängend wird und sie in einem solchen Fall das Kind vermeiden dürfen. Das heißt freilich noch lange nicht, daß sie das Kind auf jedem beliebigen Weg anstreben oder im anderen Fall auf jedem beliebigen Weg vermeiden dürfen. Man muß nämlich nicht nur fragen, ob ein Ziel erlaubterweise angestrebt werden darf oder gar pflichtgemäß angestrebt werden muß, sondern muß auch darauf achten, ob die Wege, die auf ein erlaubtes oder pflichtgemäßes Ziel hin eingeschlagen werden, in Ordnung sind oder nicht.

So scheidet etwa die künstliche Befruchtung als ein sittlich gangbarer Weg zum Kind hin aus. Auch wenn Gatten dieses Ziel auf keinem anderen Weg erreichen können, berechtigt sie die Verpflichtung zum Streben nach dem Kind nicht zur Anwendung der künstlichen Befruchtung, weil dieses Mittel in sich nicht einwandfrei ist.

Warum ist sie nicht einwandfrei, selbst wenn es sich nicht um künstliche Befruchtung außerhalb der Ehe oder um künstliche Befruchtung innerhalb der Ehe unter Heranziehung von Sperma eines anderen als des Ehemannes (heterologe Befruchtung) handelt, sondern um künstliche Befruchtung zwischen Gatten (homologe Befruchtung)? Auch diese Art muß abgelehnt werden, wenn das dafür erforderliche Sperma des Ehemannes auf unerlaubte Art gewonnen wird, zum Beispiel durch Selbstbefriedigung oder durch onanistischen Verkehr. Aber selbst wenn eine sittlich zulässige Art der Spermagewinnung gefunden werden könnte, wäre die homologe Befruchtung nicht zu billigen. Die einzige erlaubte Art, menschliches Leben zu zeugen, ist vielmehr die durch die körperlich-seelische Vereinigung der Gatten. Die Geschlechtsorgane zeigen schon ihrer ganzen Natur nach, daß sie auf die körperliche Vereinigung von Mann und Frau hingeordnet sind, durch die die männlichen Samenzellen in den Körper der Frau übergeführt und dort durch Begegnung mit einer reifen Eizelle zur Befruchtung gebracht werden sollen. Dementsprechend ist im Menschen auch das Verlangen nach der körperlichen Vereinigung da. Der tiefere Sinn dieser Tatsachen wird uns erst klar, wenn wir erfassen,

---

[43]) Ansprache vom 29. 10. 1951, Utz-Groner 1072. — „Überall dort, wo Eheleute die Nachkommenschaft ohne ernsteste objektive Gründe, etwa nur aus Bequemlichkeit oder prinzipiell, ablehnen, versagen sie nicht nur Gott und der von ihm geschaffenen Natur ihren Gehorsam, vielmehr ist dann auch ihre eheliche Liebe selbst in Unordnung und wird ihr wahres Glück von innen her gefährdet." R. Angermair in: Ehe und Familie (Wörterbuch der Politik VII) 44 f. — So erscheint der Satz von W. Duynstee, abgedruckt bei J. N. J. Smulders, Periodische Enthaltung in der Ehe. Regensburg 1931, 81, einer Überprüfung und genaueren Fassung bedürftig: „Niemand ist verpflichtet, Kinder zu zeugen, und noch weniger ist man verpflichtet, eine Höchstzahl von Kindern zu zeugen. Kein einziger katholischer Moraltheologe bezweifelt, daß — von besonderen Umständen abgesehen — Enthaltung mit gegenseitigem Einvernehmen in der Ehe durchaus statthaft ist."

daß die Zeugung menschlichen Lebens als eine wichtige Betätigung des Menschen auf menschenwürdige Art geschehen soll, nämlich so, daß der Mensch mit seiner ganzen Persönlichkeit daran beteiligt ist. Er soll nicht nur die Aufbauelemente für ein künftiges Menschenleben zur Verfügung stellen und den weiteren Prozeß unpersönlich ablaufen lassen, sondern in körperlich-seelischem Zusammenwirken mit der Person des Ehepartners zeugen. Das Kind soll so nicht das Ergebnis eines rein biologischen Vorganges, sondern die Frucht der Liebe und der persönlichen Betätigung der Gatten sein. Nur so kommen die Gatten bei der Weckung neuen Lebens nicht zu kurz. Durch das körperlich-seelische Erleben ihrer geschlechtlichen Begegnung wächst ihre gegenseitige Liebe und wird ihre Verbindung gefestigt. Das dient auch wieder dem Kind. Das Kind soll ja nicht nur gezeugt, sondern dann auch sorgfältig erzogen werden. Diese Aufgabe fordert vielerlei Opfer. Gatten, die in persönlicher Liebesvereinigung das Kind gezeugt haben, sind ebendadurch auch miteinander inniger verbunden und zu den Opfern für die Erziehung des Kindes befähigt. Im besonderen ist die körperlich-seelische Vereinigung ganz anders als die künstliche Befruchtung geeignet, den Mann erkennen zu lassen, daß das Kind von ihm stammt, und so wahres Vaterempfinden und wahre Vaterliebe zu wecken[44]).

Bei der künstlichen Befruchtung fehlt es an wesentlichen Elementen jener Zeugung, die allein dem Personsein des Menschen entspricht und daher allein von ihm verantwortet werden kann. Die Zeugung wird durch sie entpersönlicht, materialisiert und mechanisiert[45]). Sehr früh hat deshalb die Kirche gegen die künstliche Befruchtung Stellung genommen. Schon in einem Bescheid vom 17. März 1897 hat die Inquisitionskongregation, die Vorgängerin des Heiligen Offiziums, erklärt, die künstliche Befruchtung der Frau sei unerlaubt[46]). Erst in den letzten Jahrzehnten freilich trat die künstliche Befruchtung aus dem Stadium der theoretischen Erörterung in das der breiteren Anwendung[47]). So sah sich Pius XII. genötigt, sich in seiner Ansprache an den 4. Internationalen Kongreß katholischer Ärzte in Rom am 29. September 1949 mit der Frage zu befassen. Er erklärte darin nicht nur die künstliche Befruchtung mit unerlaubter Art der Spermagewinnung und die heterologe Befruchtung für unzulässig, sondern jede künstliche Befruchtung schlechthin: „Obwohl man nicht a priori neue Methoden ausschließen kann einzig deshalb, weil sie neu sind, so ist doch der künstlichen Befruchtung gegenüber nicht nur äußerste Zurückhaltung geboten, sondern sie ist schlechthin abzulehnen[48])." Dies gilt auch von der homologen Befruchtung. „Die bloße Tatsache, daß das beabsichtigte Ergebnis auf diesem Weg erreicht wird, rechtfertigt nicht den Gebrauch des Mittels an sich, noch genügt der an sich bei den Ehe-

[44]) Vgl. H. M. Hering O. P., De fecundatione artificiali. Romae 1952, 23—29.

[45]) „Die künstliche Befruchtung offenbart ... den Ersatz von ehelicher fruchtbarer Liebe durch technische Ankeimung." B. Häring, Das Gesetz Christi. Freiburg i. Br. 1954, 1102.

[46]) ASS 1897, 704.

[47]) Vgl. H. M. Hering, a. a. O., 3—7; J. Miller, Künstliche Befruchtung und katholische Moral, Klerusblatt 83 (1950) 67—69; A. Niedermeyer, Handbuch der speziellen Pastoralmedizin II. Wien 1950, 185—232.

[48]) Utz-Groner 1042.

gatten angemessene Wunsch nach einem Kind zum Beweis für die Erlaubtheit, die künstliche Befruchtung anzuwenden, welche diesen Wunsch verwirklichen würde[49])." Als Grund führt der Papst an: „Nur die Zeugung eines neuen Lebens nach dem Willen und dem Plan des Schöpfers bringt in einem erstaunlichen Grad der Vollkommenheit die Verwirklichung der angestrebten Ziele mit sich. Sie ist zugleich angepaßt der körperlichen und geistigen Natur und der Würde der Gatten sowie der normalen und glücklichen Entwicklung des Kindes[50])." In seiner Ansprache vom 29. Oktober 1951 betont Pius XII., daß einerseits im ehelichen Verkehr nicht das personale Erleben der Gatten ohne den Dienst am Leben gesucht werden darf und anderseits auch die Weckung neuen Lebens nicht vom Personalen getrennt werden darf; die Ehe sei nicht ein bloßes biologisches Laboratorium zur Samenübertragung; der eheliche Akt müsse vielmehr personal vollzogen werden, im unmittelbaren Zusammenwirken der Ehegatten und als Ausdruck der gegenseitigen Hingabe[51]). Noch ausführlicher hat sich der Papst mit der Frage in seiner Ansprache vom 19. Mai 1956 an die Teilnehmer des Zweiten Weltkongresses über Fruchtbarkeit und Sterilität in Neapel auseinandergesetzt. Er verwies wieder darauf, daß personales Erleben der Gatten und Weckung neuen Lebens nicht voneinander getrennt werden dürfen. Die Kirche billige nicht das Streben nach dem personalen Erleben ohne die Hinordnung auf die Wekkung neuen Lebens. „Aber die Kirche hat auch die entgegengesetzte Haltung vermieden, die bei der Zeugung die biologische Aktivität von der persönlichen Beziehung zwischen den Eheleuten trennen will. Das Kind ist die Frucht der ehelichen Verbindung in ihrem vollen Vollzug vermittels der organischen Funktionen, der fühlbaren Erregungen, die damit verbunden sind, der geistigen und selbstlosen Liebe, die sie beseelt; in der Einheit dieses menschlichen Aktes müssen die biologischen Bedingungen der Zeugung liegen. Niemals kann es erlaubt sein, diese verschiedenen Aspekte so weit voneinander zu trennen, daß entweder die Absicht der Zeugung oder die eheliche Vereinigung ausgeschlossen wird. Die Beziehung, die Vater und Mutter in ihrem Kind vereint, wurzelt in der organischen Tatsache und mehr noch im freien Vollzug der Ehegatten, die sich einander hingeben und deren Hingabebereitschaft sich in dem Lebendigen, das sie in die Welt setzen, erfüllt und darin ihr wahres Ziel findet. Nur diese in ihrem Beginn hochherzige und in ihrer Verwirklichung mutige Hingabe seiner selbst in der bewußten Annahme der Verantwortung, die sich daraus ergibt, kann dafür garantieren, daß die Erziehung der Kinder mit der Sorgfalt, dem Mut und der Geduld durchgeführt wird, die sie verlangt[52])."

Pius XII. vermerkt dann ausdrücklich, daß man nicht aus einem angeblichen Recht der Gatten auf das Kind ihr Recht auf jedes Mittel zur Erreichung eines Kindes, auch auf die künstliche Befruchtung, her-

[49]) Utz-Groner 1039.
[50]) Utz-Groner 1043.
[51]) Vgl. Utz-Groner 1086 f.
[52]) Ansprache Pius' XII. vom 19. 5. 1956 an die Mitglieder des Zweiten Weltkongresses über Fruchtbarkeit und Sterilität, AAS 48 (1956) 470; Übersetzung bei J. Miller S. J., Der Papst über die Ehe. Innsbruck-Wien-München 1958, 138.

leiten könne. Man müsse vielmehr genau achten, worauf die Ehe ein Recht gebe: nicht auf das Kind, sondern auf den Leib hinsichtlich der Akte, die durch sich zur Kinderzeugung geeignet sind[53]). Schon in der Ansprache vom 29. Oktober 1951 erwähnte der Papst, der eheliche Akt, zu dem die Eheleute im Eheabschluß sich gegenseitig das Recht übertragen, sei, so wie die Natur ihn angeordnet und gewollt habe, ein persönliches Zusammenwirken[54]). Am 19. Mai 1956 erklärt er ausführlicher: „Die künstliche Befruchtung überschreitet die Grenze des Rechts, das die Eheleute durch den Ehekontrakt erworben haben, nämlich des Rechts, ihre natürliche sexuelle Fähigkeit im natürlichen Vollzug des ehelichen Aktes voll auszuüben. Der Ehekontrakt erteilt ihnen nicht das Recht auf künstliche Befruchtung, denn ein solches Recht ist in keiner Weise in dem Recht auf den natürlichen ehelichen Akt ausgedrückt und kann von diesem nicht abgeleitet werden. Noch weniger kann man sie aus dem ‚Recht auf das Kind' als erstem Zweck der Ehe ableiten. Der Ehekontrakt verleiht dieses Recht nicht, weil sein Gegenstand nicht das ‚Kind', sondern die ‚natürlichen Akte' sind, die imstande und dazu bestimmt sind, neues Leben zu zeugen. Daher muß man von der künstlichen Befruchtung sagen, daß sie das Naturgesetz verletzt und dem Recht und der Sitte widerspricht[55])."

Im Erstreben des Kindes dürfen Gatten nicht jeden Weg gehen, sondern nur einen sittlich einwandfreien. Das gilt umgekehrt auch von der Vermeidung des Kindes. Auch dann, wenn die Pflicht, nach neuem Leben zu streben, für Gatten nicht drängend wird und sie daher das Kind erlaubterweise vermeiden, dürfen sie dazu nicht jedes beliebige zweckdienliche Verhalten wählen, sondern nur ein solches, das in sich keinen sittlichen Mangel enthält.

Eine sittlich einwandfreie Möglichkeit ist die Zeitwahl in der Ehe, die Beschränkung des Geschlechtsverkehrs auf die unfruchtbaren Tage der Frau. Der Verkehr in den unfruchtbaren Tagen ist nicht unter allen Umständen schlecht. An sich, das heißt ohne die näheren Umstände betrachtet, enthält er kein schlechtes Element, läßt vielmehr die Möglichkeit offen, durch die Umstände auf die gute oder die schlechte Seite gezogen zu werden[56]). Der erste Ehezweck, das Kind, kann zwar in diesen

[53]) „. . . ius in corpus . . . in ordine ad actus per se aptos ad prolis generationem" (CIC. can. 1081 § 2). Die tatsächliche Zeugung des Kindes liegt ja vielfach außerhalb der Macht der Gatten. Dementsprechend darf man auch nicht von einer Pflicht der Zeugung reden, sondern nur von einer Pflicht, nach der Weckung neuen Lebens zu streben.

[54]) Vgl. Utz-Groner 1087.

[55]) AAS 48 (1956) 471; Übersetzung bei J. Miller, Der Papst über die Ehe 140.

[56]) Vgl. die beiden Aufsätze von W. Rauch: Thomas von Aquin — ein Kronzeuge gegen die „fakultative Sterilität"? (Abhandlungen aus Ethik und Moraltheologie 316—330) und: „Erlaubte Geburtenbeschränkung" und die Scholastik (ebd. 331—342). — Wenn N. O. Griese, The „Rhythm" in Marriage and Christian Morality 18, die These vertritt, die Beschränkung auf die unfruchtbaren Tage sei per se illicitum, per accidens autem licitum, ist diese Ausdrucksweise nicht sehr glücklich gewählt. Was an sich unerlaubt ist, kann nie erlaubt werden. Wie die Ausführungen des Verfassers zeigen, meint er aber dasselbe wie wir, wenn wir sagen, daß die Pflicht zur Weckung von Nachkommenschaft bei Mangel gewisser Voraussetzungen nicht drängt und daß man sich in solchen Fällen an die unfruchtbaren Tage halten darf. — Sehr richtig sagt P. Heymeijer S. J. bei J. N. J. Smulders, Periodische Enthaltung in der Ehe, Regensburg 1931, 96: „Ist periodische Enthaltung unsittlich, dann darf niemand sie üben und nie."

Tagen nicht erreicht werden, aber nicht durch ein Verkehren der Natur, sondern durch ein Anpassen an sie. Der Geschlechtsakt wird ja so gestaltet, daß, soweit es auf ihn ankommt, das Kind erreicht werden könnte. Daß es nicht erreicht wird, ist von Natur aus so gefügt. Ebendadurch unterscheidet sich ein Verkehr in den unfruchtbaren Tagen vom Ehemißbrauch[57]). Der Sinn eines Verkehrs in den unfruchtbaren Tagen liegt in dem, was die Gatten einander geben, in den zweiten Ehezwecken. Das legt Pius XI. dar: „Auch jene Eheleute handeln nicht wider die Natur, die in ganz natürlicher Weise von ihrem Recht Gebrauch machen, obwohl aus ihrem Tun infolge natürlicher Umstände, seien es bestimmte Zeiten oder gewisse Mängel der Anlage, neues Leben nicht entstehen kann. Denn es gibt in der Ehe selbst wie in dem Gebrauch des Eherechts auch Zwecke zweiter Ordnung: die wechselseitige Hilfe, die Betätigung der ehelichen Liebe und die Regelung des natürlichen Verlangens. Zwecke, die anzustreben den Ehegatten keineswegs untersagt ist, vorausgesetzt, daß die Natur des Aktes und damit seine Unterordnung unter das Hauptziel nicht angetastet wird[58])." Ähnlich erklärt Pius XII.: „Wenn die Anwendung jener Theorie nichts weiter besagen will, als daß die Gatten auch an den Tagen der natürlichen Unfruchtbarkeit von ihrem Eherecht Gebrauch machen können, so ist dagegen nichts einzuwenden[59])." Wer den Verkehr in den unfruchtbaren Tagen für in sich schlecht und damit für verboten erklären will, stößt übrigens auf die praktische Schwierigkeit, daß er diese Tage nicht mit vollkommener Sicherheit feststellen kann.

Was ist aber davon zu halten, daß Gatten ausschließlich in den unfruchtbaren Tagen verkehren wollen? Der Verkehr in diesen Tagen kann an sich nicht unerlaubt sein, sonst wäre er nie erlaubt, auch nicht für jene, die sowohl in den fruchtbaren wie in den unfruchtbaren Tagen verkehren. So kommt es für die sittliche Beurteilung entscheidend darauf an, ob Gatten das Kind absichtlich vermeiden dürfen; das tun sie ja, wenn sie ihren Verkehr auf die unfruchtbaren Tage beschränken. Sie dürfen es, wenn die Pflicht, auf Weckung neuen Lebens bedacht zu sein, für sie gar nicht drängend wird, weil es an irgendeiner Voraussetzung dafür mangelt. Der Mangel kann, wie schon früher gesagt, in persönlichen oder äußeren Verhältnissen liegen (in den sogenannten Indikationen). „Wenn dagegen nach vernünftigem und billigem Urteil derartige persönliche oder aus den äußeren Verhältnissen sich herleitende gewichtige Gründe nicht vorliegen, so kann der Wille der Gatten, gewohnheitsmäßig der Fruchtbarkeit ihrer Vereinigung aus dem Weg zu gehen, während sie fortfahren, die volle Befriedigung ihres Naturtriebes in Anspruch zu nehmen, nur von einer falschen Wertung des Lebens und von Beweggründen kommen, die außerhalb der richtigen ethischen Maßstäbe liegen[60])."

---

[57]) Vgl. Ansprache Pius' XII. vom 29. 10. 1951, Utz-Groner 1068; F. X. Hürth, Adnotationes, Periodica 40 (1951) 420.

[58]) „Casti connubii", Denzinger 2241.

[59]) Ansprache vom 29. 10. 1951, Utz-Groner 1068.

[60]) Ebd., Utz-Groner 1073. — Das Dizionario di teologia morale 327 f. spricht von der Pflicht der Eheleute, nach dem Kind zu streben; wenn sie nicht durch triftige Gründe von der Erfüllung dieser Pflicht entschuldigt sind, sündigen sie durch die periodische Enthaltung.

Die Wahl der unfruchtbaren Tage ist also nicht auf jeden Fall zu rechtfertigen. Es kommt vielmehr auf die Gründe an, aus denen sie geschieht. „Die Tatsache allein, daß die Gatten sich nicht gegen die Natur des Aktes verfehlen und auch bereit sind, das Kind anzunehmen und aufzuziehen, das trotz ihrer Vorsichtsmaßregeln zur Welt käme, würde für sich allein nicht genügen, die Rechtlichkeit der Absicht und die unbedingte Sittengemäßheit der Beweggründe zu gewährleisten[61])."

Mit noch größerer Vorsicht ist der Amplexus reservatus (Carezza) zu beurteilen. Er besteht in einer normal vollzogenen geschlechtlichen Vereinigung, bei der man es mit einem gegenseitigen Ruhen in Körper und Geist bewenden und bewußt nicht zum auslösenden Höhepunkt kommen lassen will. Diese Art des Verkehrs scheint dem Ehemißbrauch nahezustehen: bei beiden kommt es nicht zur Empfängnis. Der Unterschied liegt darin, daß beim Ehemißbrauch der Höhepunkt gesucht, jedoch künstlich um seine Wirkung gebracht wird, während beim Amplexus reservatus der Höhepunkt vermieden wird und damit auch die Empfängnis ausbleibt.

In manchen Literaturerzeugnissen wurde die Carezza geradezu als die ideale Form der geschlechtlichen Vereinigung gepriesen. Das kirchliche Lehramt konnte sich dieser Meinung nicht anschließen. In einem Monitum des Heiligen Offiziums vom 30. Juni 1952 heißt es: „Mit schwerer Sorge bemerkt der Apostolische Stuhl, . . . daß einige Schriftsteller den sogenannten Amplexus reservatus beschreiben, loben und raten. Um nicht in einer Sache von so großer Wichtigkeit, die die Heiligkeit der Ehe und das Heil der Seelen angeht, in ihrer Aufgabe zu versagen, mahnt die höchste Heilige Kongregation des Heiligen Offiziums mit ausdrücklichem Auftrag des Heiligen Vaters Papst Pius XII. alle vorgenannten Schriftsteller schwer, von einer solchen Handlungsweise abzulassen. Auch die Seelenhirten fordert sie eifrig auf, daß sie in diesen Dingen sorgfältig wachen und die allenfalls notwendigen Heilmittel umsichtig anwenden. Die Priester dürfen in der Seelsorge und in der Gewissensleitung niemals, sei es von sich aus, sei es auf Fragen, sich so zu sprechen vermessen, als ob vom christlichen Gesetz her gegen den ‚Amplexus reservatus' nichts einzuwenden wäre[62])."

Daraus ergibt sich, daß man dieses Vorgehen nicht unterschieds- und schrankenlos erlaubt nennen darf. Es ergibt sich nicht, daß es innerlich und immer schlecht sein müßte[63]). Der Amplexus reservatus ist nichts anderes als ein gegenseitiger unvollkommener geschlechtlicher Akt, das

[61]) Ansprache Pius' XII. vom 29. 10. 1951, Utz-Groner 1070. — Vgl. B. Häring, Das Gesetz Christi 1089—1091.

[62]) AAS 44 (1952) 346.

[63]) Vgl. J. McCarthy, Problems in Theology I 428 f. — H. M. Hering O. P. urteilt zu streng, wenn er den Amplexus reservatus schlechthin für schwere Sünde (Angelicum 28, 1951, 313—345) oder auch nur nach den Prinzipien des hl. Thomas für innerlich schlecht (Monitor Eccl. 79, 1954, 455—478) erklärt. — J. Fuchs S. J., „Amplexus reservatus" secundum principia ethicae sexualis S. Thomae, Periodica 45 (1956) 284—302, wagt nicht, den Amplexus reservatus unter die Akte zu subsumieren, die nach Thomas der Kinderzeugung entgegenstehen und deshalb sündhaft sind; die Frage lasse sich nach den Prinzipien des hl. Thomas nicht eindeutig lösen, da Thomas über unvollkommene geschlechtliche Akte der Gatten nicht spreche und die heutigen Theologen, die nach seinen Prinzipien vorgehen wollen, darüber nicht einer Meinung seien.

heißt eine gegenseitige geschlechtliche Betätigung, die eine gewisse geschlechtliche Lust[64]), aber nicht den Höhepunkt bringt. Solche Akte werden im Zusammenhang mit der vollen geschlechtlichen Vereinigung geübt, bereiten sie vor, begleiten und vollenden sie; da sie mit ihr ein moralisches Ganzes bilden, ist gegen sie nichts einzuwenden. Sind aber solche Akte ohne volle geschlechtliche Vereinigung, die zum Höhepunkt an Lust geführt wird, erlaubt? Ist der Amplexus als gesteigerter unvollkommener Akt sittlich zulässig? Die Antwort hängt davon ab, ob in einem solchen geschlechtlichen Tun eine genügende Ausrichtung auf die naturgewollten Ziele des Geschlechtlichen gewahrt ist. Daß die Gatten dadurch einander etwas geben wollen, kann man nicht bezweifeln; eine gewisse Hinordnung auf die zweiten Ehezwecke ist also da. Wie steht es aber mit der Hinordnung auf den ersten Ehezweck? Dieser Verkehr wird ja schon in der Absicht begonnen, es nicht zum auslösenden Höhepunkt kommen zu lassen. Liegt darin nicht ein offenkundiger Verstoß gegen die Zeugung von Nachkommenschaft? Trotzdem muß nicht jede Hinordnung auf das Kind fehlen. Der Amplexus reservatus kann vielmehr in Zwischenzeiten der Vertiefung des Gattenverhältnisses dienen und dadurch auf einen späteren vollen Verkehr vorbereiten[65]). Die vorbereitende Hinordnung auf das Kind würde bei jenen fehlen, die es ein für allemal beim Amplexus reservatus bewenden lassen wollen oder die das Geschehen durch einen naturwidrigen Eingriff um seine Wirkung bringen.

So ist der Amplexus reservatus nicht unter allen Umständen erlaubt, er muß aber auch nicht immer Sünde sein[66]). Dort, wo die vorbereitende Hinordnung auf das Kind gewahrt ist, kommt es für die sittliche Beurteilung ähnlich wie bei der Zeitwahl wesentlich darauf an, ob entsprechende Gründe vorhanden sind, die die Pflicht, auf die Weckung neuen Lebens bedacht zu sein, nicht drängend werden lassen und so das Tun der Gatten rechtfertigen. Zu dieser Auffassung scheinen die Worte Pius' XII. in der Ansprache vom 29. Oktober 1951 zu passen, daß auch in jenen Fällen schwerer gesundheitlicher Bedrohung der Frau durch eine Schwangerschaft, in denen die Zeitwahl keine genügende Sicherheit bietet, Empfängnisverhütung und Abtreibung unerlaubt seien und als einziger zulässiger Weg „die Enthaltung von jeglicher Vollbetätigung der Naturanlage" bleibe[67]). Der Amplexus reservatus ist nicht Vollbetätigung der Naturanlage, kann also in den genannten Fällen zulässig sein. Schlecht wird er durch die ungute Gesinnung der Gatten, die dabei nur die Lust suchen und das Kind ohne ernsten Grund ausschließen[68]).

Die Zeitwahl und der Amplexus reservatus sind also nicht in sich schlecht, so daß sie immer zu verwerfen wären, aber auch nicht auf jeden Fall zulässig, sondern nur, wenn ernste Gründe die Pflicht der Gatten,

---

[64]) Vgl. J. McCarthy, Problems in Theology I 429.

[65]) Vgl. F. X. Hürth S. J., Inquisitio critica in moralitatem „amplexus reservati", Periodica 41 (1952) 265.

[66]) Vgl. F. X. Hürth, a. a. O., 269; B. Häring, a. a. O., 1107.

[67]) Utz-Groner 1075.

[68]) Vgl. G. M. Wissing, Carezza (amplexus reservatus), Theol.-prakt. Quartalschrift 105 (1957) 52—57, bes. 55—57.

nach der Weckung neuen Lebens zu streben, nicht drängend werden lassen. Wenn solche Gründe nicht vorhanden sind, kann die Nichtweckung von Nachkommenschaft nicht gutgeheißen werden, auch wenn dazu diese Wege gewählt werden, gegen die in abstrakter Betrachtungsweise (ohne Beachtung der konkreten Umstände) nichts einzuwenden wäre.

Ebensowenig aber kann es gebilligt werden, daß bei Vorhandensein ernster Gründe, die von der Weckung neuen Lebens entschuldigen, Wege eingeschlagen werden, die an sich schon einen Widerspruch zur sittlichen Ordnung enthalten. Noch ärger ist es, wenn auf diese Art das Kind von solchen Gatten vermieden wird, bei denen alle Voraussetzungen für die Weckung neuen Lebens gegeben wären. Unbedingt abzulehnen sind alle Formen der künstlichen Empfängnisverhütung (Onanismus coniugalis, Ehemißbrauch)[69]), die direkte (zum Zweck der Geburtenverhütung durchgeführte) zeitweilige oder dauernde Sterilisation[70]), die absichtliche Beseitigung des ungeborenen Kindes durch Abtreibung (procuratio abortus directa)[71]), die Tötung des Kindes nach der Geburt[72]).

Bei allen diesen Handlungsweisen: Zeitwahl, Amplexus reservatus, Empfängnisverhütung, direkte Sterilisierung, direkte Abtreibung, Kindestötung, ist es notwendig, zunächst auf den sittlichen Gehalt zu achten, den sie objektiv in sich tragen. Diese Erwägung allein genügt aber nicht. Zu einem richtigen Gesamturteil über sie kann man nur kommen, wenn man auch ihr Verhältnis zur Standespflicht der Eheleute ins Auge faßt: der Weckung neuen Lebens zu dienen.

---

[69]) Vgl. „Casti connubii", Denzinger 2240; Ansprache Pius' XII. vom 29. 10. 1951, Utz-Groner 1047, 1075.

[70]) Vgl. „Casti connubii", Denzinger 2245 f.; Dekret des Heiligen Offiziums vom 24. 2. 1940, Denzinger 2283; Ansprachen Pius' XII. vom 21. 5. 1948, Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII. Tipografia Poliglotta Vaticana X 98 f.; vom 29. 10. 1951, Utz-Groner 1065; vom 7. 9. 1953, Utz-Groner 1138; vom 8. 10. 1953, Utz-Groner 2322; vom 12. 9. 1958, AAS 50 (1958) 734 f. — Nicht betroffen wird von der Verurteilung die sogenannte indirekte Sterilisation, das heißt jener Eingriff in den Körper, der zur Rettung von Leben oder Gesundheit des Menschen vorgenommen wird und der die Unfruchtbarkeit zur zwar vorausgesehenen, aber nicht angestrebten Nebenwirkung hat. Vgl. die Ansprache Pius' XII. vom 12. 9. 1958, AAS 50 (1958) 734 f.

[71]) Vgl. die Dekrete des Heiligen Offiziums vom 19. 8. 1889, vom 24. 7. 1895 und vom 4. 5. 1898, Denzinger 1890, 1890a, 1890b; „Casti connubii", Denzinger 2242—2244; Ansprachen Pius' XII. vom 21. 5. 1948, Discorsi e Radiomessaggi X 99; vom 29. 10. 1951, Utz-Groner 1054; vom 26. 11. 1951, Utz-Groner 1112 f. — Die Ablehnung gilt nicht der indirekten Procuratio abortus, das heißt einer Behandlung der werdenden Mutter, die nicht auf die Beseitigung der Leibesfrucht hinzielt, sondern auf die Rettung des Lebens oder der Gesundheit der Mutter, aber als unbeabsichtigte, wenn auch vorausgewußte Nebenwirkung wahrscheinlich oder sicher den Tod des Kindes herbeiführt. Vgl. die Ansprachen Pius' XII. vom 21. 5. 1948, Discorsi e Radiomessaggi X 99; vom 26. 11. 1951, Utz-Groner 1118.

[72]) Vgl. Ansprache Pius' XII. vom 26. 11. 1951, Utz-Groner 1112 f.

Die Formverpflichtung bei Mischehen

Einige grundsätzliche Überlegungen

Von P. Dr. Bruno Primetshofer C.Ss.R., Mautern (Steiermark)

Unter den in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten geäußerten Wünschen und Anregungen für das künftige Vatikanische Konzil befinden sich — was die Reform des geltenden Kirchenrechts anlangt — nicht wenige, die eine Änderung der derzeitigen Mischehengesetzgebung zum Gegenstand haben. Von diesen Vorschlägen soll hier jener herausgegriffen werden, der bei Mischehen zwischen einem Katholiken und einem getauften Nichtkatholiken[1]) eine Aufhebung der heute in Kraft stehenden Bestimmung des Can. 1099, § 1, 2, derzufolge diese Ehen bei sonstiger Ungültigkeit in der vom Codex Iuris Canonici vorgeschriebenen Form (Can. 1094) eingegangen werden müssen, fordert[2]). In nicht wenigen Fällen habe es sich nämlich gezeigt, daß diese Ehen, denen außer dem verbietenden Hindernis der Bekenntnisverschiedenheit (Can. 1060) kein anderes kanonisches Hindernis im Wege steht, vor dem akatholischen Religionsdiener oder dem Standesbeamten und somit kanonisch ungültig geschlossen werden. Eine Aufhebung des derzeitigen Formzwanges, dergestalt, daß die Eingehung der hier in Rede stehenden Mischehen vor dem akatholischen Geistlichen oder dem Standesbeamten zwar unerlaubt, aber dennoch gültig wäre, könnte alle diese Ehen vor der Ungültigkeit bewahren, und dies trage — zumal im Zusammenhang mit einer allgemeinen Revision der geltenden Mischehengesetzgebung[3]) — sehr zu einer Verbesserung des Klimas unter den Konfessionen bei[4]). Die Aufhebung der derzeitigen Formverpflichtung könne überdies um so leichter geschehen, als sie — in ihrer allumfassenden Verpflichtungskraft erst durch den Kodex im

---

[1]) Im folgenden soll nur von dieser Art von Mischehen, denen also das aufschiebende Hindernis der Bekenntnisverschiedenheit (mixta religio) nach Can. 1060 entgegensteht, die Rede sein. Nicht berücksichtigt werden hier jene Mischehen, bei denen ein Teil katholisch getauft, der andere jedoch ungetauft ist, wo also das trennende Hindernis der Glaubensverschiedenheit (disparitas cultus) nach Can. 1070 gegeben ist.

[2]) Vgl. H. Küng, Konzil und Wiedervereinigung (Wien 1960), S. 223. — O. Karrer, Die Mischehe in seelsorglicher Betrachtung, in: Lebendige Seelsorge, 12 (1961), S. 220 f. — O. B. Roegele, Was erwarten wir vom Konzil? (Osnabrück 1961), S. 38 ff. — Ferner I. F. Görres und O. Habsburg-Lothringen, in: Wort und Wahrheit 16 (1961) (Sonderheft: Was erwarten Sie vom Konzil?) S. 591 und 602. — Dazu von evangelischer Seite: K. Nitzschke, Römisch-katholische Kirche und Mischehe, in: Sucker-Lell-Nitzschke, Die Mischehe (Göttingen 1959), S. 276 f. — Auf dem Neunten Deutschen Evangelischen Kirchentag in München (12.—16. August 1959) wurde dieselbe Forderung erhoben. Vgl. dazu Herder-Korrespondenz 14 (1959/60), S. 44.

[3]) Einzelheiten über die vorgeschlagene Revision finden sich bei V. Schurr, Pastorelle Wünsche an das Konzil, in: Lebendige Seelsorge 12 (1961), S. 193 f. Der Autor tritt jedoch, wie weiter unten noch gezeigt werden wird, nicht für eine Änderung der gegenwärtigen Bestimmungen in bezug auf die Formverpflichtung ein.

[4]) Küng, a. a. O.

Jahre 1918 eingeführt[5]) — sowieso ihre beabsichtigte Wirkung, nämlich die Gläubigen von der Eingehung von Mischehen abzuhalten, nicht erfüllt habe[6]). Den schärfsten Einwand gegen die derzeitigen Bestimmungen erhebt wohl J. C. Barry[7]), da er ihnen vorwirft, sie versperrten dem wegen Nichteinhaltung der Form in ungültiger[8]) Mischehe lebenden Katholiken geradezu den Weg zu einer Aussöhnung mit seiner Kirche: Als in ungültiger Ehe Lebender gelte der Katholik als öffentlicher Sünder, und der Weg zu den Sakramenten seiner Kirche sei ihm daher verschlossen. Eine Aussöhnung und Wiederzulassung zu den Sakramenten sei in den meisten Fällen[9]) nur in der Form einer Konvalidierung der Ehe möglich. Diese müsse aber zufolge Can. 1137 durch einen förmlichen Eheabschluß vor dem katholischen Pfarrer erfolgen. Nicht selten widersetze sich jedoch der akatholische Teil mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln einer Konsenserneuerung (Nachtrauung) vor dem katholischen Pfarrer, weil er sich ja sowieso für gültig verheiratet halte. Auf der anderen Seite habe er jedoch vielfach nichts gegen eine katholische Erziehung der Kinder einzuwenden, so daß von hier aus keine Schwierigkeiten gegen die Konvalidierung bestünden. Im Falle der fortgesetzten Weigerung des akatholischen Teiles, die katholische Nachtrauung vorzunehmen, stünden der katholische Eheteil und mit ihm dessen Seelsorger vor einem schwer zu entwirrenden Knoten: Um den akatholischen Teil zur Nachtrauung zu

---

[5]) Die Eheschließung war bis zum Konzil von Trient überhaupt an keine bestimmte Form gebunden. Durch das Dekret „Tametsi" des Trienter Konzils wurde die Gültigkeit der Eheschließung von der Beobachtung einer bestimmten Form (Eingehung der Ehe vor dem Pfarrer und zwei Zeugen) abhängig gemacht. Das genannte Dekret legte sich aber verpflichtende Kraft nur in jenen Pfarreien bei, in denen es ordnungsgemäß verkündet worden war. — Für das Gebiet des heutigen Holland und Belgien erging am 4. November 1741 die sogenannte Declaratio Benedictina (Bulle „Matrimonia" des Papstes Benedikt XIV.), wodurch die rein akatholischen und gemischten Ehen von der Formpflicht befreit wurden. Ähnliche Erklärungen ergingen in der Folgezeit auch für andere Gebiete, so zum Beispiel für Ungarn durch das Breve „Quas vestro" Gregors XVI. vom 30. April 1841 und die Instruktion des Kardinalstaatssekretärs Lambruschini vom gleichen Datum (Fontes CIC, II, nr. 497, S. 790). Für Österreich konnte damals eine gleichlautende Erklärung des Heiligen Stuhles trotz aller Versuche der österreichischen Unterhändler nicht erreicht werden. Für Deutschland wurde durch die Konstitution Pius' X. „Provida" vom 18. Januar 1906 (ASS 39/1906, S. 81 ff.) die Formfreiheit für Mischehen einheitlich geregelt. Dieses deutsche Sonderrecht wurde auch durch das im wesentlichen bereits das kodikarische Eherecht enthaltende Dekret „Ne temere" vom 2. August 1907 (mit Rechtskraft vom 19. April 1908, vgl. ASS 40/1907, S. 525 ff.) unberührt gelassen. Erst der Kodex beseitigte es im Jahre 1918 endgültig, und alle späteren Versuche, es wieder einzuführen, scheiterten. Vgl. dazu Eichmann-Mörsdorf, Kirchenrecht (Paderborn [9]1958), II, S. 233 f. J. Bánk, Connubia canonica (Freiburg 1958), S. 145 ff.

[6]) Karrer, a. a. O., S. 220.

[7]) The Tridentine Form of Marriage: Is the Law Unreasonable? in: The Jurist (Washington D. C.) 20 (1960), S. 159 ff.

[8]) Genauer gesagt, handelt es sich um eine Nichtehe, ein „matrimonium non existens". Dies kommt unter anderem darin zum Ausdruck, daß diese wegen Formmangels „ungültige" Ehe nicht als Scheinehe (matrimonium putativum) im Sinne von Can. 1015 § 4 angesehen wird. Siehe dazu den Entscheid der Interpretationskommission vom 26. Januar 1949 (AAS 41/1949, S. 158). Zur Problematik der ungültigen Ehe vgl. L. Bender, Matrimonium invalidum, in: Angelicum 18 (1941), S. 301 ff.

[9]) Wenn eine Trennung der beiden Partner wegen vorhandener Kinder oder sonstiger Gründe nicht möglich ist und die Voraussetzungen für ein Zusammenleben „wie Bruder und Schwester" nicht gegeben sind.

bewegen, müsse man ihn vorher von der Ungültigkeit seiner derzeitigen Ehe überzeugen, was nicht leichtfalle. Auf der anderen Seite könne aber dem Katholiken so lange nicht wirksam aus seiner Gewissensnot geholfen werden, als nicht die Ehe in Ordnung gebracht worden sei. Auf diese Weise komme es dazu, daß in nicht wenigen Fällen unsterbliche Seelen nur wegen der vom geltenden Kirchenrecht verhängten Ungültigkeit der Ehe verlorengingen[10]).

Man wird diese Einwände nicht leichtfertig abtun können, ohne sich dem berechtigten Vorwurf auszusetzen, die ihnen zugrunde liegende ernste pastorale Sorge nicht entsprechend gewürdigt zu haben. Allein, es sprechen auf der anderen Seite derart schwerwiegende Gründe für eine Beibehaltung der Formverpflichtung bei den Mischehen, daß eine Änderung der gegenwärtigen Bestimmungen des Kirchenrechts nicht nur nicht geraten, sondern sogar in höchstem Maße bedenklich erscheint. Im folgenden sollen diese Gründe kurz dargestellt werden.

Eine Aufhebung des Formzwanges bei den Mischehen würde zunächst einmal eine in ihren Folgen gar nicht abzusehende Verwirrung der Gläubigen nach sich ziehen. Seit mehr als vierzig Jahren[11]) ist es zwingende Norm des Kirchenrechts, daß die Katholiken, mögen sie nun untereinander oder mit Akatholiken eine Ehe eingehen, dies gültig nur unter Beobachtung der vom Recht vorgeschriebenen Form (nämlich vor dem Ortspfarrer bzw. -ordinarius und zwei Zeugen) tun können. Der Seelsorgeklerus wird auch nicht müde, diese Grundsätze auf der Kanzel und im Beichtstuhl immer wieder einzuschärfen, und Gott sei Dank ist im Volk doch noch weitgehend das Bewußtsein lebendig geblieben, daß nur so und nicht anders eine vor Gott und dem Gewissen gültige Ehe zustande kommt[12]). Sollte nun eine Aufhebung der Formverpflichtung in Erwägung gezogen werden, so könnte dies wohl nur in der Form geschehen, daß sowohl die vor dem akatholischen Religionsdiener als auch die vor Standesbeamten eingegangene Mischehe kanonisch gültig wäre. Eine etwaige Nichteinbeziehung der standesamtlichen Eheschließung wäre nicht gut denkbar, da nach Ansicht vieler Akatholiken (vor allen Dingen der Protestanten) die Ehe bereits mit der Willenserklärung vor dem Standesbeamten zustande kommt und der religiöse Akt im Gotteshaus kein wesentliches Element der Eheschließung mehr darstellt.

Wie aber sollten wir den Katholiken jetzt klarmachen, daß ein standesamtlicher Eheabschluß (oder ein solcher vor dem akatholischen Geistlichen) das eine Mal gültig, das andere Mal jedoch ungültig sein soll, je nachdem, ob ein konfessionell gemischtes oder ein rein katholisches Paar sich verehelichen will? Würden, ja müßten ihnen da nicht ernste Bedenken an der Glaubwürdigkeit unserer Verkündigung aufsteigen? Daß auf diese Weise bei den Katholiken nur allzu leicht sich die Meinung einer unterschiedslosen Gültigkeit der standesamtlichen Eheschließung breitmachen

---

[10]) Barry, a. a. O., S. 173.

[11]) Siehe Anm. 5.

[12]) Bezüglich der Auswirkungen der kirchlichen Eheschließung im staatlichen Bereich nach der derzeitigen österreichischen Rechtslage vgl. B. Primetshofer, Zur Frage der staatlichen Wirkungen kirchlicher Ehen, in: Österr. Archiv f. Kirchenrecht 12 (1961), S. 131 ff.

könnte, eine Meinung, der angesichts der in vielen Ländern bestehenden obligatorischen Zivilehe[13]) um so schwieriger beizukommen wäre, liegt auf der Hand[14]). Gewiß, die Verfechter einer Aufhebung des Formzwanges können sich auf eine vor Geltungsbeginn des Kodex in manchen Ländern bestehende, von Rom gewährte Praxis berufen, derzufolge Mischehen gültig auch vor dem akatholischen Religionsdiener bzw. dem Standesbeamten eingegangen werden konnten[15]). Aber man darf dabei eines nicht übersehen: Diese den durch das Konzil von Trient eingeführten Formzwang aufhebenden Einzelentscheidungen des Heiligen Stuhles waren ein Ausfluß der durchaus eigenartigen Verpflichtungskraft des tridentinischen Eheschließungsrechtes als solchen, das ja bekanntlich auch die Katholiken nur insoweit verpflichtete, als sie an einem Ort ihren Wohnsitz (Nebenwohnsitz) hatten, in dem das Dekret „Tametsi" publiziert worden war[16]). Hatten sie außerhalb eines solchen Ortes ihren Wohnsitz oder Nebenwohnsitz, so konnten sie dort eine gültige Ehe auch ohne Einhaltung der tridentinischen Eheschließungsform, mithin also auch vor dem akatholischen Geistlichen, eingehen[17]). Die für einzelne Länder im Laufe der späteren Jahrhunderte vom Heiligen Stuhl verfügten Aufhebungen des Formzwanges für die Mischehen und rein akatholischen Ehen waren eigentlich nicht so sehr eine Außerkraftsetzung einer bereits unangefochtene Geltung besitzenden Gesetzesnorm als vielmehr eine authentische Erklärung und Entscheidung der unter den Kanonisten und Theologen seit eh und je strittig gewesenen Frage, ob überhaupt die Ehen der Akatholiken unter sich bzw. die Mischehen zwischen einem Katholiken und einem Akatholiken in der Formverpflichtung des tridentinischen Eherechtes inbegriffen waren oder nicht[18]). Dieses tridentinische Eherecht mit der ihm durchaus eigenen Verpflichtungskraft ist aber, wie bereits erwähnt,

---

[13]) Ein diesbezügliches Verzeichnis der wichtigsten europäischen und außereuropäischen Länder bietet C. Holböck, Die Zivilehe (Innsbruck-Wien 1950), S. 37 ff.

[14]) Man wende hier nicht ein, daß es auch der gegenwärtigen kirchenrechtlichen Lage zufolge für den Katholiken unter Umständen einen gültigen Eheabschluß vor dem Standesbeamten geben könne, wenn und insoweit nämlich dabei die Voraussetzungen für eine Notheschließung im Sinne des Can. 1098, 1, gegeben seien. Die Notheschließung ist an sich ein extremer Fall, und das Vorhandensein dieser Möglichkeit, eine gültige Ehe zu schließen, ist dem durchschnittlich gebildeten Katholiken keineswegs bekannt. Auf diese gesetzlichen Bestimmungen muß daher im Bedarfsfall immer erst eigens aufmerksam gemacht werden.

[15]) Siehe Anm. 5.

[16]) Ein Verzeichnis dieser tridentinischen und nichttridentinischen Orte findet sich unter anderen bei J. Haring, Grundzüge des katholischen Kirchenrechtes (Graz ²1916), S. 461, Anm. 5. R. v. Scherer, Handbuch des Kirchenrechtes (Graz 1885 und 1891), II, 1, S. 208.

[17]) Haring, a. a. O., S. 461 ff., über die Frage der territorialen und persönlichen Geltung des tridentinischen Eheschließungsrechtes.

[18]) So wurde in der Lehre gelegentlich die Meinung vertreten, die Protestanten seien dann nicht an die tridentinische Eheschließungsform gebunden, wenn sie zur Zeit der Verkündigung des Dekrets „Tametsi" an dem betreffenden Ort bereits eine geschlossene Gemeinschaft bildeten. In bezug auf die Mischehen zwischen einem katholischen und protestantischen Teil wurde dann eine Art Privilegienkommunikation angenommen, insoferne, als der nicht formgebundene Akatholik das Privileg seiner Freiheit von der Formpflicht auch dem Katholiken mitteilte, so daß diese gemischte Ehe ohne Beobachtung der tridentinischen Form gültig eingegangen werden konnte. Vgl. dazu Benedictus XIV. (Prosper Lambertini), De synodo dioecesana (1769), Lib. VI, cap. VI, nr. 12. — Anderer Meinung ist unter anderen Scherer, a. a. O., S. 211 und S. 215, Anm. 236.

durch den Kodex im Jahre 1918 ausnahmslos außer Kraft gesetzt worden, die Formvorschrift des Can. 1099 ist zur absolut zwingenden lex irritans geworden[19]). Alle Versuche, die für einzelne Länder bestehenden Sonderregelungen wieder zu erneuern, scheiterten. Sollte nun aber wiederum die Entwicklung auf den — wenig übersichtlichen und zu vielen Zweifeln Anlaß gebenden — Zustand vor 1918 zurückgedreht werden, so könnte dies offensichtlich nicht geschehen, ohne daß das Ganze schweren Schaden litte.

Einen weiteren, sehr beachtlichen Grund, der gegen eine Lockerung der geltenden Gesetze spricht, führen B. Häring und V. Schurr[20]) an, wenn sie schreiben, daß viele, die die katholische Trauung ablehnen, auch nicht den alle Wesensmerkmale bejahenden Ehewillen haben werden. Nach dem Scheitern eines vielleicht nicht von Anfang an auf absolute Unauflöslichkeit eingestellten Verhältnisses bliebe allen jenen, die leichtfertig eine Mischehe vor dem akatholischen Religionsdiener oder dem Standesbeamten eingehen, kein Weg mehr zu einer kirchlich gültigen Ehe offen. Die Fälle von meist aussichtslosen Eheprozessen mit Klage wegen mangelnden Ehewillens würden sich häufen[21]). Dieser Einwand ist um so gewichtiger, als es statistisch erwiesen ist, daß Mischehen mehr als andere Ehen von der Scheidung betroffen sind[22]).

Des weiteren würde eine Aufhebung der geltenden Bestimmungen wohl auch ein sprunghaftes Ansteigen der Mischehen zur Folge haben. Dies ist aber weder im Sinne der Katholiken noch auch im Interesse der Andersgläubigen, denn die Mischehe stellt im allgemeinen derartige Anforderungen und setzt das Zusammenleben solchen Belastungen aus, daß man für gewöhnlich von der Eingehung einer solchen nur abraten kann[23]). Und dies nicht zuletzt um des konfessionellen Friedens willen, denn „die Mischehe ist nicht der ideale Ort für die herzliche und ehrliche Annäherung der Konfessionen[24])". Nun glauben wir aber, nicht fehlzugehen mit der Behauptung, daß die derzeitige gesetzliche Regelung bezüglich der Formverpflichtung doch weitaus mehr als ihr etwaiges Gegenteil dazu angetan ist, Ehewerber von der Eingehung einer Mischehe abzuhalten. Gewiß, niemand wird die Wirkung des im Kodex enthaltenen Verbotes der Misch-

---

[19]) Vgl. dazu auch die von Pius XII. mit dem Motuproprio vom 1. August 1948 (AAS 40/1948, S. 305 f.) verfügte Erweiterung der Formpflicht.

[20]) B. Häring-V. Schurr, Mischehenpraxis und Wiedervereinigung der Christenheit, in: Theologie der Gegenwart 4 (1961), S. 188 f.

[21]) Häring-Schurr, a. a. O., S. 189.

[22]) Vgl. dazu Herder-Korrespondenz 14 (1959/60), S. 469, sowie das bei Häring, Ehe in dieser Zeit (Salzburg 1960), S. 266 ff., angegebene statistische Material.

[23]) Siehe dazu die bei Eichmann-Mörsdorf, a. a. O., S. 172, und Bánk, a. a. O., S. 153 f., angegebene Begründung des Verbotes der Mischehen. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß es Mischehen gibt, deren Familienleben echt christlich genannt zu werden verdient, ja, daß aus Mischehen schon sehr gute Katholiken hervorgegangen sind. Allein die Erfahrung lehrt, daß es sich hierbei um nicht sehr zahlreiche Ausnahmen handelt. Vgl. dazu Scherrer, a. a. O. II, S. 412, Anm. 27. E. Eichmann, Das katholische Mischehenrecht nach dem Codex Iuris Canonici (Paderborn 1921), S. 17 f.

[24]) Häring, Ehe in dieser Zeit, S. 280.

ehen (Can. 1060) überschätzen[25]), und die Erfahrung lehrt, daß die Partner, sobald sie einmal unter sich zur Eingehung einer Mischehe entschlossen sind, sich in den wenigsten Fällen abhalten lassen, die ihnen vielleicht von Verwandten und Seelsorgern aufs schärfste widerratene Verbindung einzugehen. Aber auf der anderen Seite meinen wir doch, daß eine den jungen Menschen bereits vor Eintritt in das heiratsfähige Alter in kluger Weise vermittelte Kenntnis der gesetzlichen Bestimmungen (die natürlich nicht bloß die isolierte Kenntnis des Gesetzes an sich, sondern dieses im Rahmen einer ganzheitlichen Eheerziehung umfassen muß!) sicherlich geeignet ist, in ihnen eine Überzeugung etwa des Inhalts hervorzurufen: Die Eingehung einer Mischehe ist (abgesehen von allen damit verbundenen religiösen Bedenken) mit vielen Schwierigkeiten verbunden, es müssen vom akatholischen Partner gewisse Sicherheitsleistungen bezüglich der katholischen Kindererziehung gefordert werden, ohne die es keine katholische Trauung und damit keine gültige Ehe gibt. Die auf diese Weise entstehende, vielfach in ihren Einzelheiten dem jungen Menschen gar nicht explicite bewußte Abwehrhaltung läßt in ihm von vornherein den Gedanken an eine eheliche Verbindung mit einem Andersgläubigen nicht zur Reife gelangen. Dies alles fiele selbstverständlich weg, wenn die Formpflicht aufgehoben würde. Gewiß, es bliebe — den erstellten Vorschlägen zufolge — auch weiterhin das Verbot der Mischehen bestehen, es wäre auch weiterhin, eventuell sogar unter Androhung von Kirchenstrafen[26]), die Trauung vor dem katholischen Geistlichen gefordert, und es müßten selbstverständlich auch die Kautelen verlangt werden[27]). Aber die Tatsache, daß man sich all diesen Mühen nicht unterziehen müßte, um eine Ehe gültiger-, wenn auch nicht erlaubterweise schließen zu können, müßte die geschilderte Abwehrhaltung sehr wesentlich beeinträchtigen. Daß aber dies nicht in den Absichten des kirchlichen Gesetzgebers liegen kann, ist zu klar, als daß darüber viele Worte zu verlieren wären.

Was nun schließlich die vom akatholischen Teil zu erbringenden Kautelen, vor allem die Zusicherung der katholischen Erziehung sämtlicher aus der Ehe stammenden Kinder (Can. 1061 § 1, 2), betrifft, so ist ohne weiteres klar, daß sich eine Aufhebung der Formverpflichtung auch in dieser Richtung nachteilig auswirken würde. Es wären sicherlich nicht wenige Katholiken, die sich wenig oder gar keine Mühe mehr machten, die genannten Zusicherungen vom akatholischen Teil zu erlangen, da ja eine Ehe gültigerweise auch vor dem akatholischen Religionsdiener oder dem Standesbeamten eingegangen werden könnte, wo nach diesen Dingen nicht gefragt wird.

---

[25]) Dieses Verbot wurde allerdings bis in die jüngste Zeit zum Beispiel von den holländischen Bischöfen sehr streng gehandhabt, und eine Dispens vom Hindernis der Bekenntnisverschiedenheit wurde nur bei Vorliegen außergewöhnlicher und schwerer Gründe gegeben. Vgl. dazu B. van Leeuwen, Het gemengde huwelijk (Assen 1959), S. 391 f. — Für die seit 1955 geänderte diesbezügliche Praxis vgl. „Analecta voor het aartsbisdom Utrecht" 28 (1955), S. 109 ff.

[26]) Einen derartigen Vorschlag macht Barry, a. a. O., S. 174.

[27]) Eine Aufhebung der in Can. 1061 angeführten Kautelen wird selbstverständlich auch von den Befürwortern einer Außerkraftsetzung der Formpflicht nicht verlangt. Insofern als die Kautelen Gegenstände des ius divinum betreffen, sind sie dem Zugriff des kirchlichen Gesetzgebers von vornherein entzogen.

Nicht zuletzt soll noch darauf hingewiesen werden, daß die beantragte Änderung der geltenden Bestimmungen auch den Wegfall des Brautunterrichtes (Can. 1033) und überhaupt jedwede Einflußnahme seitens des Seelsorgers auf den katholischen Teil, vor Eingehung der Ehe die Sakramente zu empfangen, nach sich ziehen würde. Daß für den katholischen Teil eine im Unfrieden mit seiner Kirche eingegangene eheliche Verbindung eine andauernde schwere seelische Belastung darstellt, liegt auf der Hand.

Diese Aufzählung der Gründe, die gegen eine Änderung der gegenwärtigen Gesetzgebung in bezug auf die Formverpflichtung sprechen, will keineswegs erschöpfend sein. So viel aber dürfte sich gezeigt haben, daß es nach ruhiger Überlegung nicht geraten scheint, an dem derzeitigen Stand der Dinge in dem hier in Rede stehenden Punkt zu rütteln. Wie bereits erwähnt, glauben wir dies nicht bloß zum Wohl der Katholiken, sondern auch im wohlverstandenen Interesse der Andersgläubigen und erst recht im Interesse einer Annäherung der Konfessionen sagen zu müssen. Es sei hier nochmals darauf hingewiesen, daß bei konfessionell gemischten Ehen erfahrungsgemäß nicht selten die Gegensätze zwischen den Glaubensgemeinschaften nicht nur nicht überbrückt, sondern leider eher verschärft werden, soferne nicht — was bedauerlicherweise oft der Fall ist — im Interesse eines halbwegs gangbaren Modus vivendi die religiöse Gleichgültigkeit auf beiden Seiten zur Tugend gemacht wird[28]).

Nun bleibt aber das große Fragezeichen: Wie kann dem in ungültiger Mischehe lebenden Katholiken, der seinen Schritt bereut und gutzumachen entschlossen ist, wirksam aus seiner Gewissensnot geholfen werden, wenn eine katholische Nachtrauung wegen Weigerung des akatholischen Teiles nicht möglich ist? Darauf ist zu sagen, daß die erweiterte Heranziehung eines in der bisherigen Gesetzgebung bereits vorhandenen, aber manchmal nur recht zögernd angewendeten Mittels dazu sehr geeignet wäre, nämlich die sanatio in radice (Can. 1138 ff.). Sie würde alle gewünschten Vorteile, nämlich Gültigmachung der Ehe ohne formelle Nachtrauung, mit sich bringen[29]), ohne die oben geschilderten Nachteile einer von vornherein verfügten Aufhebung des Formzwanges in sich einzuschließen. Es wäre überaus wünschenswert, daß die Bischöfe in diesem Punkte ausgedehntere Vollmachten als bisher bekämen. Bei Gewährung der sanatio in radice werden natürlich wieder die Kautelen des Can. 1061 § 1, 2 verlangt, jedoch nur in bezug auf die noch zu erhoffenden Kinder, nicht auch bezüglich der schon geborenen[30]). Es bleibt zwar schwere Gewissenspflicht des katholischen Teiles, auch für die katholische Erziehung der schon geborenen Kinder zu sorgen, allein die Erfüllung dieser Verpflichtung ist

---

[28]) Vgl. J. Fischer-Erling, Krisen in der Mischehe, in: Lebendige Seelsorge 12 (1961), S. 245 f.

[29]) Außerdem liegt der Vorteil der sanatio in radice noch darin, daß ihre Rechtswirkungen sich kraft einer Fiktion auf den Zeitpunkt der Konsensabgabe zurückbeziehen, so daß zum Beispiel die aus dieser Nichtehe (vgl. Anm. 8) geborenen Kinder kirchenrechtlich als ehelich gelten.

[30]) Dekret des Heiligen Offiziums vom 12. Januar 1942 (AAS 34/1942, S. 22).

nicht Bedingung für die Gewährung der sanatio in radice[31]). Dies ist um so bedeutungsvoller, als es bei dem Versuch, das religiöse Bekenntnis der bereits geborenen Kinder zu ändern, unter Umständen zu Kollisionen mit den einschlägigen Bestimmungen des staatlichen Rechtes kommen kann[32]).

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die geforderte Änderung der geltenden Bestimmungen in bezug auf die Formverpflichtung kann nicht befürwortet werden; eine ausgedehntere Anwendung des Rechtsinstituts der sanatio in radice wäre genügend, um den derzeit teilweise vorhandenen Unzukömmlichkeiten wirksam zu steuern.

---

[31]) Karrer, a. a. O., S. 221, scheint von der Annahme auszugehen, daß die Sanierung einer wegen Formmangels ungültigen Mischehe von der Katholisierung der schon geborenen unmündigen Kinder abhängig gemacht werden könne. Dies entspricht aber durchaus nicht der rechtlich gegebenen Lage. — Eine erweiterte Anwendung der sanatio in radice befürworten unter anderen auch Barry, a. a. O., S. 174, und Häring, Ehe in dieser Zeit, S. 293.

[32]) Nach dem geltenden österreichischen bürgerlichen Recht bestimmt die religiöse Erziehung eines Kindes grundsätzlich die freie Einigung der Eltern (§ 1 des Gesetzes vom 15. Juli 1921, DRGBl. I, S. 939; in Österreich kundgemacht durch die Verordnung vom 1. März 1939, GBLÖ. 377/1939). Während des Bestandes der Ehe kann von keinem Elternteil ohne Zustimmung des anderen bestimmt werden, daß das Kind in einem anderen Bekenntnis als bisher erzogen werden solle (zit. Ges. § 2). Jedoch auch im Falle, daß eine Einigung der Eltern über den Religionswechsel des Kindes stattfinden sollte, kann dieser nicht bei allen Kindern ohne weiteres vorgenommen werden, da den Kindern, die das vierzehnte Lebensjahr vollendet haben, grundsätzlich die freie Wahl des Religionsbekenntnisses zusteht (zit. Ges. § 5; Art. 4 des Ges. vom 25. Mai 1868, RGBl. 49/1868), während Kinder, die das zwölfte Lebensjahr vollendet haben, nicht gegen ihren Willen in einem anderen Bekenntnis als bisher erzogen werden dürfen (zit. Ges. vom 15. Juli 1921, § 5). Vgl. dazu Klecatsky-Weiler, Österreichisches Staatskirchenrecht (Wien 1958), S. 102 ff. R. Höslinger: Religionszugehörigkeit und Kindererziehung nach gegenwärtigem österreichischen Recht, in: Theol.-prakt. Quartalschrift 95 (1947), S. 220 ff.

Die Herbstkonferenz 1961 der österreichischen Erzbischöfe und Bischöfe bittet weiterhin um Unterstützung der **Osthilfe „A. p. s. V."** Bischöfliches Generalvikariat Feldkirch, Vorarlberg, Postfach 33.

Diese Spendenaktion vermittelt Bücher und wissenschaftliche Zeitschriften in die **Ostländer** für Theologen, Geistliche im Lehramt und in der Seelsorge, Bibliotheken der theologischen Lehranstalten und der Bischöflichen Ordinariate, ferner für geistliche Schwestern und Laien, die sich selbst melden. Die kleinste Gabe ist wertvoll.

Helft helfen – der Kirche des Schweigens!

Zahlungen werden erbeten an Osthilfe „A. p. s. V." Bischöfliches Generalvikariat Feldkirch. — Postscheck-Konten: Wien 43000, Zürich VIII 50 484, München 1 202 49. Zahlscheine bitte von Postfach 33 in Feldkirch anfordern.

Für Ihre Spende dankt schon im vorhinein

† Bruno Wechner

Weihbischof und Generalvikar, Referent für die Osthilfe „A. p. s. V." bei der Österreichischen Bischofskonferenz.

Organisationsleitung: Kommerzialrat Albert Beuchert, Feldkirch, Schmiedgasse 22.

Die katholische Ansicht vom Wesen des Strafrechts im Spiegel der heutigen Strafrechtswissenschaft

Von Dr. Christoph Mayerhofer, Wien

Als die Grundlagen eines Strafgesetzes wurden von Papst Pius XII. in seiner Ansprache an die Teilnehmer des 6. Internationalen Kongresses für Strafrecht 1953[1]) vier Punkte genannt, nämlich:

1. Die Aufstellung eines positiven Rechts setzt eine Reihe von grundlegenden Forderungen voraus, die aus der ontologischen Ordnung stammen.
2. Das Strafrecht muß auf den Menschen als ein persönliches und freies Wesen gegründet sein.
3. Nur der kann bestraft werden, der schuldig und vor einer höheren Autorität verantwortlich ist.
4. Die Strafe und ihre Anwendung sind letzten Endes notwendige Funktionen der rechtlichen Ordnung.

In diesen vier Punkten sind die Forderungen des Christen an ein Strafgesetz zusammengefaßt, die sich aus der Auffassung vom Wesen des Rechts einerseits und aus dem Menschenbild andererseits ergeben und Sinn und Zweck der Strafe bestimmen sollen.

I. Naturrechtsordnung und Strafrecht

Nach katholischer Auffassung lassen sich aus dem Naturrecht Forderungen an das positive Recht ableiten. Man kann über die rechtliche Qualität dieser Forderungen verschiedener Meinung sein, „doch muß man die Tatsache anerkennen, daß sie existieren, daß sie nicht von der Laune des Menschen festgesetzt wurden, daß sie ontologisch in der menschlichen Natur wurzeln, die der Mensch nicht selber geformt hat . . .[2])".

Das Strafrecht ist als positives Recht des Staates eine Ableitung aus dem Naturrecht. Daher kann es nur insofern ontologisch gelten, als es in der Naturrechtsordnung seine Deckung findet. Das Naturrecht ist eine objektive Ordnung. So hat auch das Strafrecht eines Staates in seiner Struktur als System von Strafdrohungen die Aufgabe, in erster Linie jene Wertordnung der Güter aufzuzeigen, die in der Naturrechtsordnung als einem Ausschnitt der Seinsordnung enthalten ist.

Der katholische Jurist fordert nicht, daß das positive Strafrecht seines Staates jede sittliche Verfehlung durch eine Strafsanktion ahndet. Das Normensystem der Sittenordnung umfaßt einen viel weiteren Kreis an Pflichten und Rechten als selbst das Naturrecht, das sich nur auf das äußere Zusammenleben der Menschen bezieht. Die Naturrechtsordnung muß vom positiven Gesetzgeber aber auch nur dort geschützt werden, wo es zum allgemeinen Wohl der Gesellschaft notwendig erscheint. Wenn heute ein Politiker oder Strafrechtslehrer sagt, daß sich das positive

---

[1]) Abgedruckt in: „Pius XII., Über Recht und Staat". Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft katholischer Juristen im Katholischen Akademikerverband Österreichs. S. 42 f.

[2]) Pius XII., a. a. O., S. 43.

Strafrecht eines Staates und die Sittenordnung nicht decken, so trifft dies dem Worte nach zu, dem Sinn nach wird aber heute damit zugleich die Loslösung des positiven Gesetzes vom Naturrecht verstanden. Im heutigen Sprachgebrauch wird nämlich als Folge der Geisteshaltung des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Bezeichnung „Naturrecht" ungern verwendet und lieber durch Begriffe wie „Sittenordnung", „Moral", „Ethik" ersetzt, ohne deren unterschiedlichen Inhalt zu kennen.

Obgleich das positive Strafrecht sich nicht mit dem Naturrecht oder gar mit der Sittenordnung, deren Wesen in dem Verhältnis des Menschen zu Gott liegt, deckt, so muß es doch in der Naturrechtsordnung verankert sein und Naturrecht vollziehen wie das einfache Gesetz die Verfassung. Also ist das Naturrecht sowohl Voraussetzung für das Strafrecht als auch Rahmenbestimmung. Innerhalb derer bleiben dem positiven Gesetzgeber zwei Möglichkeiten zur Ausgestaltung: „Unde omnis lex humanitus posita intantum habet de ratione legis, inquantum a lege naturae derivatur: si vero in aliquo a lege naturali discordet, lam non erit lex, sed legis corruptio. Sed sciendum est, quod a lege naturali dupliciter potest aliquid derivari: uno modo, sicut conclusiones ex principiis; alio modo, sicut determinationes quaedam aliquorum communium... Quaedam vero per modum determinationis: sicut lex naturae habet quod ille, qui peccat, puniatur; sed quod tali poena vel tali puniatur, hoc est quaedam determinatio legis naturae..." (Thomas I II, 95, 2).

Das Naturrecht ist in seiner geschichtlichen Erscheinungsform nach Zeit und Raum verschieden. Die oben genannten Aufgaben des positiven Gesetzgebers bleiben daher immer aktuell und werden mitunter zu recht unterschiedlichen Lösungen führen. Das Strafrecht eines Volkes hat jeweils die Grundwerte, die es geschützt wissen will, und ihre Rangordnung zu dokumentieren. Ein Strafgesetz, das für die Tötung des Lebens eine geringe Strafe vorsieht, ist ein Symptom dafür, daß in dem Staatsvolk, das es geschaffen hat, die Menschenwürde gering geachtet wird. Das Gesetz löst sich von der mit der natürlichen Vernunft erkennbaren Wertordnung, wenn es die ideellen Güter und ihre Sicherung gegenüber den materiellen unterbewertet. In Deutschland wurden Wertentscheidungen, die in Österreich jetzt im Strafgesetz getroffen werden müssen, im Grundgesetz der Bundesverfassung vorweggenommen.

II. Menschenbild

Das Menschenbild hat in katholischer Sicht als inneren Grund die Würde des Menschen in seiner Geistigkeit mit der theonomen Spitze (Albert Auer). Subjekt der Menschenwürde ist alles, was Menschenantlitz trägt. Aus dieser Definition ergibt sich die Forderung an das Strafrecht, auch den werdenden, kranken und siechen Menschen zu schützen. Dem Inhalt nach zielt hier die Betrachtung des Menschenbildes auf die Freiheit und damit die Schuld des Menschen ab.

1. Die Freiheit des Menschen ist ein Baugesetz der Naturrechtsordnung. Diese Freiheit ist in erster Linie metaphysisch zu verstehen. Die heute herrschende Strafrechtslehre bekennt sich zur Willensfreiheit.

„Das Menschenbild, das die (deutsche) Strafrechtskommission zugrunde legt", berichtet Jescheck[3]), „kommt wohl im ganzen auf die Vorstellung Kants hinaus, daß der Mensch auf Selbstverantwortung angelegt ist und in der Gewissensentscheidung den zentralen Akt der sittlichen Persönlichkeit vollzieht." „Die Gegenposition, wie sie einst Franz von Liszt und seine Schule, stärker noch die Italiener Ferri und Garofalo vertreten hatten, ist wissenschaftlich überholt." Das von Jescheck hiefür gesammelte Material sei hier kurz wiedergegeben[4]).

a) Das Ergebnis der heutigen philosophisch-anthropologischen Situationsanalyse hat Thomas Würtenberger kürzlich folgendermaßen zusammengefaßt: „(dem Menschen) ist es möglich, seine Vitaltriebe, wie die der Selbst- oder Arterhaltung, aus der Einbettung in einen blind funktionierenden Rhythmus herauszulösen und damit sein Antriebsleben willentlich zu formen. Es ist somit schon im biologischen Sein des Menschen angelegt, daß das vitale Antriebsleben einer sinnvollen ‚Ordnung' bedarf. Ohne die Ordnung eines dem Menschen aufgegebenen ‚Sollens' wäre schon seine biologische Seinsexistenz gefährdet[5])."

Ernst Kretschmer kommt zu dem Ergebnis, „daß gerade auch die Hemmung dem Trieb von der Natur selbst mitgegeben ist[6])." Ähnlich stellt Viktor E. Frankl fest: „Ich muß mir nicht alles von mir selber gefallen lassen[7])." Anschaulich stellt Erich Rothacker in seiner Lehre von den Schichten der Persönlichkeit den triebhaften und den normativen Kern im Menschen dar[8]). Für das Strafrecht hat Hans Welzel mit Billigung Rothackers diese Lehre übernommen[9]).

b) Für die moderne Psychologie zeigt Robert Heiß, noch im Anschluß an Siegmund Freud, daß „die Aufrichtung von Kontrollinstanzen und regulativen seelischen Formen nicht erst dem Bewußtsein, sondern bereits dem Unbewußten zukommt[10])". Theodor Müncker kommt zu dem Ergebnis, daß der Mensch ein „personales Wesen ist, das in bestimmten Grenzen in Selbsterkenntnis und Selbstbestimmung seiner mächtig ist und das auf Grund dieser Selbstmacht durch Selbsttätigkeit daran arbeiten soll, sich mehr und mehr zum guten Charakter im ethischen Sinne zu entwickeln[11])".

c) Als Ergebnis der modernen Neurophysiologie stellt Paul Hoffmann fest, daß es eine „extreme Auslegung" der Pawlowschen Lehre sei, den Menschen „für einen Apparat zu erklären, der durch eine Reihe bedingter Reflexe durchs Leben geleitet wird", sondern daß vielmehr „der Wille

[3]) Hans Heinrich Jescheck, Das Menschenbild unserer Zeit und die Strafrechtsreform. Recht und Staat 198—199, 1957, S. 14 und 15.

[4]) Jescheck, a. a. O., S. 15 ff.

[5]) Thomas Würtenberger, Das Naturrecht und die Philosophie der Gegenwart, JZ 1955, 4. Ebenso Karl Engisch, Vom Weltbild des Juristen, 1950, S. 28.

[6]) Ernst Kretschmer, Medizinische Psychologie, 1947, S. 139.

[7]) Viktor E. Frankl, Theorie und Therapie der Neurosen, 1956, S. 151.

[8]) Erich Rothacker, Die Schichten der Persönlichkeit, 1952.

[9]) Hans Welzel, Das deutsche Strafrecht, 1958, S. 134 f.

[10]) Robert Heiß, Das Bild des Menschen in der Psychologie, Freiburger Dies Universitatis, B. 4, 1955/56, S. 21.

[11]) Theodor Müncker, Die psychologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre, 1953, S. 90.

das zu erreichende Ziel angibt", daß er die „Solleinstellung unter sich hat", während „die Durchführung dem unterstellten Regelmechanismus überlassen wird[12])". Viktor E. Frankl formuliert den Gedanken so: „Das Leibliche ist conditio, aber nicht causa des Seelisch-Geistigen[13])."

d) Für das Gebiet der Soziologie seien Scheler, Schelsky und Gehlen zitiert. Als Naturwissenschaftler seien hier nur Namen wie Jordan, Einstein und Heisenberg genannt.

2. Schuld. — Welche Aufgaben ergeben sich aus dem Grundsatz: Nulla poena sine culpa? Pius XII. sagt selbst: „Hier stößt der Richter auf schwierige, ja sogar sehr schwierige Probleme. Um sie zu lösen, muß vor allem der subjektive Tatbestand gewissenhaft untersucht werden: War dem Urheber des Vergehens die Unrechtmäßigkeit seiner Handlung hinreichend bewußt? War sein Entschluß, sie auszuführen, im wesentlichen frei[14])?" Wie soll der Staat diese Aufgabe bewältigen? Es genügt nach Pius XII., die vom Recht vorgesehenen Vermutungen anzuwenden.

Für eine Bestrafung kann der Erfolg, das „effectu secuto" des kanonischen Rechts, tatsächlich gefordert sein, „um das Vorhandensein eines Vergehens feststellen zu können[15])". Denn für das Naturrecht ergibt sich die Frage nach der Schuld nur dort, wo ein äußeres Verhalten auf einen inneren Zustand zurückverweist. Ob sich die beiden decken, ist eine Frage der Sittenordnung[16]).

Die Schuld muß nicht immer einem Charakterfehler entsprechen. Daher darf Schuld nicht mit der „durch die Tat geoffenbarten Wesensart" gleichgesetzt werden, wie sie Kadečka verstanden wissen will[17]). Wenn man freilich den Menschen nicht für seine Handlungen verantwortlich ansieht, bleibt nichts anderes übrig, als die Schuld im „Charakter" oder im „Wesen" zu erblicken. Dann kann aber streng genommen nicht mehr von Schuld, sondern nur von Kausalität gesprochen werden. Ein Geisteskranker, der durch einen Hang zu Gewaltverbrechen die Gesellschaft bedroht, ist für seine Verbrechen nicht schuldig, sondern nur deren Ursache. Über ihn darf nicht eine Strafe, sondern nur eine sichernde Maßnahme verhängt werden. Ebenso darf der Staat sich vor einem gefährlichen Gewohnheitsverbrecher, wie vor einem Geisteskranken, aus demselben Gesichtspunkt der Notwehr wohl schützen, bestrafen darf er ihn aber immer nur im Rahmen seiner Schuld. Denn allein „das Moment der Schuld

[12]) Paul Hoffmann, Reflex und Wille, 1956, S. 8, 14 und 15.
[13]) Viktor E. Frankl, Der unbedingte Mensch, 1949, S. 52.
[14]) Pius XII., a. a. O., S. 41.
[15]) Pius XII., a. a. O., S. 41.
[16]) Hier wird die mangelnde Unterscheidung zwischen Sittenordnung und Naturrechtsordnung von sehr großer Bedeutung. Da der Mensch die sittliche Schuld nicht feststellen kann, kommt nämlich unter anderen auch Nowakowski zur Leugnung der Schuld im Strafrecht bzw. zu einer wesentlichen Umdeutung. Siehe Fr. Nowakowski, Freiheit, Schuld Vergeltung, in: Festschrift für Theodor Rittler zu seinem 80. Geburtstag, 1957, S. 71 ff. Anders hingegen Graßberger: „Der Schuldsachverhalt als eine Tatsache des unserer unmittelbaren Einsicht entzogenen Seelenlebens ist erst recht wieder nur aus äußeren Vorgängen zu erschließen, die somit auch hier den Ausgangspunkt aller Betrachtungen bilden." Roland Graßberger, Versuch einer dynamischen Strafrechtstheorie; ÖZS f. öffentl. Recht, Bd. VII, 3, 1956, S. 285.
[17]) Ferd. Kadečka, Unchristliches im geltenden österr. Strafrecht, Religion, Wissenschaft und Kultur, 1958, S. 114.

bestimmt letzten Endes die Grenze zwischen der Rechtsprechung im eigentlichen Sinn zu den verwaltungsmäßigen Sicherheitsmaßnahmen[18])".

III. Die Rechtfertigung des staatlichen Strafens

Die Naturrechtsordnung liegt in der Hand des persönlichen Gottes. Der Mensch ist für die Einhaltung dieser Ordnung letztlich Gott verpflichtet. Durch jeden Verstoß ist das höchste Wesen in seiner Ehre und in seinem Rechtsanspruch beleidigt. Der metaphysische Sinn der Strafe ist, Gott Sühne zu leisten. Durch die Sühne wird die gestörte Ordnung wiederhergestellt. „Respondeo dicendum quod ex rebus naturalibus ad res humanas derivatur, ut id, quod contra aliquid insurgit, ab eo detrimentum patiatur . . . Cum autem peccatum sit actus inordinatus, manifestum est, quod quicumque peccat, contra aliquem ordinem agit; et ideo ab ipso ordine consequens est quod deprimatur, quae quidem depressio poena est . . ." (Thomas, I II 87, 1).

Die zerstörte Gleichheit fordert, daß der Verantwortliche durch die Strafe zwangsweise der Ordnung unterworfen wird. „Der Vollzug dieser Forderung bestätigt die absolute Überlegenheit des Guten über das Böse; durch sie übt die absolute Souveränität des Rechts ihre Macht aus über die Ungerechtigkeit[19])." Jede Strafe, im irdischen Raum von menschlicher Macht verhängt, bildet zugleich einen zeitlichen Ausschnitt aus dem ewigen Sinngehalt der Strafe, freilich nur ein Segment.

Dieser Auffassung vom Sinne der Strafe wird entgegengehalten, sie wolle „vergelten"; diese Intention habe aber Christus durch das Gebot der Liebe überwunden. „Vergeltung" ist ein vorbelastetes Vokabel, denn es wird darunter vielfach Rache verstanden. Hingegen soll „Vergeltung" im Strafrecht nichts anderes als den „repulsiven Zugriff" bedeuten, der sich mit der Bestrafung dem Täter gegenüber vollzieht[20]). In diesem Sinne verteidigt sich auch Jescheck gegen eine Unterschiebung des Rachegedankens: „Vergeltung bedeutet nichts anderes, als daß nach den Grundsätzen der ausgleichenden Gerechtigkeit wegen der Auflehnung des Täters gegen die Rechtsordnung eine Sanktion in Gestalt eines Übels auferlegt wird[21])." Vergeltung ist also im Strafrecht immer nur als eine Forderung der Gerechtigkeit zu verstehen.

Einen bestechenden Gedanken wirft Eberhard Schmidt in die Diskussion. Er findet als einzig möglichen Sinn der Sühne folgendes: „Sühne vollzieht sich da, wo ein Schuldiger das Soll des ihn betreffenden Strafübels als sittlich notwendig zur Wiedererlangung seiner ethischen Freiheit von sich aus anerkennt und das Strafleiden in diesem Sinne autonom ‚will' und auf sich nimmt." Er fährt dann fort: „Etwas derartiges aber kann nicht von einem Gesetz des Staates, kann auch nicht von einem richterlichen Urteil dekretiert werden[22])." In diesem Sinne versteht

---

[18]) Pius XII., a. a. O., S. 44.
[19]) Pius XII., a. a. O., S. 47.
[20]) Eberhard Schmidt, Materialien zur Strafrechtsreform, Gutachten der Strafrechtslehrer, Bd. 1, S. 13.
[21]) Jescheck, a. a. O., S. 23.
[22]) Schmidt, a. a. O., S. 11.

auch Nowakowski[23]) die „Sühne". Dieser Ansicht ist für den Bereich der Sittenordnung zuzustimmen. Im Bereich der objektiven Naturrechtsordnung ist nach katholischer Lehre das Strafleiden aber immer eine Sühne, gleichgültig, in welchem Sinne sie vom Verurteilten verstanden wird. Es gibt also im Rechtsbereich eine objektive Sühne.

Für die Besserung des Delinquenten, für die spezialpräventive Funktion der Strafe ist jedoch die als Sühne auf sich genommene Strafe wesentlich. „Gerechte Sühne ist als Erfüllung des im Täter selbst unbewußt lebendigen seelischen Reinigungsbedürfnisses in allen den Fällen, in denen überhaupt ein Ansatz für Besserung oder Erziehung gegeben ist, geradezu der Kern echter Spezialprävention[24])." Auf diese Funktion der Strafe wird sowohl von den Psychiatern[25]) hingewiesen, die dem Gefühl der Schuld und Reue, das durch die Strafe bewirkt wird, die Grundlage für jede Resozialisierung zuschreiben, als auch von den Seelsorgern. Dieses Gefühl der Schuld und Reue, das die Strafe wecken soll, hat seine Wirkung aber nicht nur für den Verurteilten. Auf das Gerechtigkeitserlebnis und die Befriedigung des Rechtsgefühls der Staatsbürger verweist zum Beispiel Schmidt: „Der Gesetzgeber hat sich bei der Auswahl der Strafarten zu fragen, ob mit solchen Strafen dem rechtschaffenen Staatsbürger die staatliche Strafrechtspflege zu immer wiederholten Gerechtigkeitserlebnissen verhelfen kann, oder (anders ausgedrückt) ob der solche Strafen verwendende Staat vom rechtschaffenen Staatsbürger erwarten kann, daß er im Staat den Träger ehrlichen Rechtswillen zu sehen vermag, weil er bei solchem Strafen dem Verbrecher gegenüber immer noch die sittliche Überlegenheit wahrt[26])." Die Befriedigung des Gerechtigkeitsempfindens stellt die Grundlage der Rechtssicherheit dar. Hier wird der objektive Gehalt der Sühnefunktion der Strafe sichtbar[27]). Je mehr die Rechtsordnung von diesem Gerechtigkeitsempfinden abweicht, um so mehr finden sich einzelne gerechtfertigt, sie zu übertreten, und um so geringer sind auch die Anstrengungen, mit denen solche Übertretungen verfolgt werden. Jede Handlung gegen die Rechtsordnung erschüttert aber das Bewußtsein, daß die Rechtsordnung sich überall durchsetzt. „Das Bewußtsein der Rechtssicherheit ist . . . auch eine sehr wesentliche Determinante der Willensbildung des Asozialen . . . Je häufiger das schlechte Beispiel ist, desto größer ist die Gefahr, daß man sich von der Masse treiben läßt und ohne Überlegung in das Unerlaubte schlittert[28])." „Der Rechtsbruch erschüttert das Bewußtsein der Rechtsicherheit, also die für die normative Kraft des Rechtes maß-

---

[23]) Nowakowski, Freiheit, Schuld, Vergeltung, a. a. O., S. 62 und 80.

[24]) Richard Lange, Materialien zur Strafrechtsreform, Bd. I, S. 74.

[25]) Z. B. P. A. H. Baan in einem in der Österreichischen Gesellschaft für Strafrecht und Kriminologie gehaltenen Vortrag, abgedruckt in: Wiener Zeitschrift für Nervenheilkunde und deren Grenzgebiete, Bd. XIV, Heft 2—3, 1957. Siehe besonders S. 150 f.

[26]) Schmidt, a. a. O., S. 14.

[27]) Deshalb hofft Nowakowski, daß das traditionelle Rechtsempfinden, das Schuld und Vergeltung verlangt, bald überwunden werden möge. Siehe Freiheit, Schuld, Vergeltung, S. 84.

[28]) Graßberger, Dynamische Strafrechtstheorie, S. 284. (Siehe auch Graßberger, Das Bewußtsein der Rechtssicherheit und sein Einfluß auf die Gestaltung der Kriminalität, Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 1932, S. 65 ff.)

gebende Überzeugung, daß hinter allem Sein eine dieses beherrschende Ordnung wirksam ist[29])."

Aus der katholischen Auffassung der Strafe als Sühne ergibt sich ihr Inhalt als ein Leid, ein Übel. Dieses kann aber auch bloß aus einem Tadel bestehen. Das Rechtsgut, in das hier eingegriffen wird, ist die Ehre. Dieser Tadel gehört wesentlich zum Begriff jeder Strafe[30]). Die Verknüpfung von Tat und Strafe ist in einem sachgerechten Verhältnis zum verletzten Rechtsgut und zum Grad der Freiwilligkeit zu suchen, denn nach beiden bestimmt sich die Schuld. Die Schuld darf also nicht nur das Ob, sondern muß auch das Wie der Strafe bestimmen. Der Grad des Tadels soll in der Bezeichnung der Tat, der Strafart und dem Strafmaß zum Ausdruck kommen. Es ist daher abzulehnen, wenn im österreichischen Strafgesetzentwurf schwere Verstöße gegen das Leben als Vergehen bezeichnet werden. Das Verhältnis der Strafrahmen muß im Entwurf eingehend überprüft werden.

Dem Richter darf es nicht überlassen bleiben, von Strafe abzusehen, denn der Richter kann nicht über die einmal stattgefundene Rechtsverletzung verfügen, sondern: Quilibet iudex tenetur ius suum reddere unicuique (Thomas II II 67, 4). Er muß also zumindest einen Tadel aussprechen. Die Auffassung der Strafe als Tadel verweist spezialpräventive Gesichtspunkte weitgehend aus der generellen Strafnorm und überläßt diese im Rahmen der Sanktionen dem Richter und dem Strafvollzug. Spectari enim potest poena, wie Thomas sagt, a) tum in statu comminationis, b) tum in statu executionis. In statu comminationis verfügt über die Strafe der Gesetzgeber. Er vermag die Dinge nur abstrakt, generell zu regeln. In statu executionis hat der Richter im konkreten Fall in erster Linie auf die Schuld des Rechtsbrechers abzustellen. Dafür plädiert unter anderen Schmidt: „Die gesetzliche Strafdrohung ‚dient' der Generalprävention; mit den hier geschaffenen Strafrahmen wird zugleich die Spezialprävention bei der richterlichen Strafbemessung ermöglicht[31])." Es sollte daher der Richter der Gerechtigkeit und damit der Rechtssicherheit wegen vorwiegend eine objektiv an die Tat anknüpfende Strafe festlegen. Dadurch wird sich auch der Täter, der doch in der Regel ein normaler Mensch sein will, gerecht beurteilt fühlen und einer Mitarbeit am Strafvollzug zugänglicher sein.

Eine ganz andere Auffassung vom Sinn der Strafe hat Kadečka. Er geht folgenden Gedankengang: „Die sittliche Schuld richtig abzuwägen, ist eine Aufgabe, die jenseits der Grenzen menschlicher Erkenntnis liegt." Daher dürfe der Richter nur entscheiden, „ob es notwendig ist, den Angeklagten einer Nacherziehung zu unterwerfen, um ihn von weiteren strafbaren Handlungen abzuhalten". Kadečka verzichtet auf das „sittliche Pathos" der Strafe und spricht sich für die „Ersetzung des Phantoms der Gerechtigkeit durch den Gedanken der Zweckmäßigkeit" aus[32]). Was hiemit von den Strafzwecken übrigbleibt, ist die bloße Spezialprävention:

---

[29]) Graßberger, ebenda.
[30]) Graßberger, ebenda, S. 285.
[31]) Schmidt, a. a. O., S. 28.
[32]) Kadečka, Strafrecht und Willensfreiheit, a. a. O., S. 340 f.

„Zielt sie (die Strafe) dagegen darauf ab, ihn (den Übeltäter) durch das Strafleiden auf den rechten Weg zurückzuführen und vor dem Rückfall zu bewahren, so ist sie kein Übel, sondern, wie die bittere Medizin des Arztes, eine Wohltat[33])." „Nicht für die in der Vergangenheit liegenden sittlichen Verfehlungen wird er bestraft, sondern zur Verhütung künftiger Rechtsbrüche[34])."

Diese Auffassung geht zum Teil darauf zurück, daß zwischen Sittenordnung und Naturrechtsordnung nicht unterschieden wird, zum Teil ist der Gedanke, die Strafe als Heilmittel und Medizin aufzufassen, die Konsequenz der Leugnung von Willensfreiheit und Schuld. „Nach den Spezialpräventionstheorien liegt also die Rechtfertigung der Strafe nicht in der Willensfreiheit, nicht darin, daß sich der Täter mit freiem Willen entschlossen hat, Unrecht zu tun, obwohl er es hätte unterlassen können, sondern in der sozialen Notwendigkeit, seinen Charakter zu korrigieren oder ihn, wenn das nicht möglich ist, durch dauernde Einsperrung unschädlich zu machen[35])." Hiemit steht Kadečka ganz im geistigen Erbe von Liszts.

Die moderne Strafrechtswissenschaft ist seit den Zeiten von Liszt nach einigen Rückschlägen doch einen großen Schritt weitergegangen: „Die als Promotor der Strafrechtsreform um die Jahrhundertwende vielleicht einmal unentbehrliche Idee einer rein spezialpräventiv fundierten Zweckstrafe im Lisztschen Sinne ist doch wohl heute, nicht zuletzt durch die Erkenntnisse der modernen Kriminologie, endgültig überwunden worden. Das scheinen mir gerade die Revisionsarbeiten in der deutschen und in der schweizerischen Expertenkommission mit aller Eindrücklichkeit erwiesen zu haben[36])." Wenn man nämlich im Strafgesetz erst einmal die Erhöhung der schuldadäquaten Strafe im Hinblick auf die besondere Behandlungsbedürftigkeit als zulässig erklärt hat, so muß logischerweise als nächster Schritt die Herabsetzung und schließlich der völlige Verzicht auf jede Strafe gegenüber all denjenigen Tätern als zulässig erklärt werden, die im Hinblick auf ihren kriminalbiologischen Persönlichkeitstypus keiner besonderen, jedenfalls keiner Beeinflussung mit strafrechtlichen Behandlungsmethoden bedürfen[37]). „Eine Zeitlang sah es so aus, als ob das Schlagwort: ‚Täterstrafrecht statt Tatstrafrecht!' jede fruchtbare Diskussion über eine organische Evolution des Strafrechtes verhindern würde ... Ich möchte die Erkenntnis, daß wir in der Schweiz und Sie in Deutschland solche kriminologisch in keiner Weise begründete Umwege und Irrwege der Strafrechtsreform nicht beschreiten dürfen, als eines der wichtigsten positiven Ergebnisse der bisherigen Revisionsarbeiten in den beiden großen Strafrechtskommissionen bezeichnen[38])."

---

[33]) Kadečka, Unchristliches, a. a. O., S. 113.

[34]) Kadečka, Strafrecht und Willensfreiheit, a. a. O., S. 341.

[35]) Kadečka, Strafrecht und Willensfreiheit, a. a. O., S. 339.

[36]) Erwin R. Frey, Kriminologie und Kriminalpolitik, Kriminalbiologische Gegenwartsfragen, Heft 3, 1958, S. 23.

[37]) Dafür spricht sich ausdrücklich Nowakowski a. a. O., S. 83, aus, der diese Auffassung zum Teil im österr. Strafgesetzentwurf verwirklicht sieht.

[38]) Frey, a. a. O., S. 19 ff.

Wie Frey für die Schweizer, so hält Jescheck für die deutsche Strafrechtskommission fest: „Das Strafrecht strebt nicht in erster Linie einen Heilerfolg an, sondern die Verwirklichung der Gerechtigkeitserwartung, die Strafe auch dann erfordern kann, wenn niemand ‚heilbedürftig' ist oder wenn die ‚Krankheit' sich als so schwer erwiesen hat, daß therapeutische Versuche von vornherein aussichtslos erscheinen. Recht und Medizin sind und bleiben eben zweierlei. Auch in diesen Fällen stellt es einen nicht zu unterschätzenden Wert dar, daß sich in der Machtprobe des Verbrechers gegenüber dem Recht die Unverbrüchlichkeit des letzteren erweist[39])."

Pastoralfragen

Eine Meßweinverwechslung und ihre Folgen. Ein Pfarrer legt der Redaktion folgenden Kasus vor: Bei einer Sonntagsmesse fiel mir auf, daß der Meßwein merkwürdig süß war. Gleich nach der Messe ging ich der Sache nach, und es stellte sich heraus, daß die Haushälterin im Keller die Flaschen verwechselt und statt einer Weinflasche eine Flasche mit Ribisel(Johannisbeer)wein genommen und dem Mesner gegeben hatte. Ich hatte schon nach der Sumption starke Zweifel, habe aber dann die Messe doch zu Ende geführt. In einer Filialkirche war später noch eine Messe angesetzt; ich habe dort biniert. Dem Mesner und der Haushälterin habe ich erklärt, daß die erste Messe ungültig war, und sie, um ein Ärgernis zu vermeiden, zum Schweigen verpflichtet.

Nun erheben sich einige Fragen: Bleibt das Wesen des Meßopfers bei der Konsekration nur einer Spezies gewahrt? Wäre ich verpflichtet gewesen, die Meßteilnehmer darauf aufmerksam zu machen, daß die Messe ungültig war und sie deshalb noch der zweiten Messe in der Filialkirche beiwohnen sollten? Wäre ich verpflichtet gewesen, mir nach der Sumption echten Wein bringen zu lassen und die Konsekration zu wiederholen? — Da Fälle von Meßweinverwechslungen immer wieder vorkommen, sei der vorgelegte Kasus hier kurz behandelt.

I. Gültige Materie der Eucharistie ist nur echter, natürlicher Reben- oder Traubenwein (vinum de vite) (vgl. unter anderem Decr. pro Arm. 1439, Denz. 698; Missale Rom., De def. II; CIC. can. 815, § 2). Die Heilige Schrift spricht in den Einsetzungsberichten nicht direkt vom Wein, sondern nur vom Kelch. Es ist aber kein Zweifel, daß dieser Reben- oder Traubenwein enthielt. Vgl. dazu das Wort Jesu bei Mt 26, 29: „Ich aber sage euch: von nun an werde ich von diesem Gewächs des Weinstockes (de hoc genimine vitis) nicht mehr trinken . . ." Alle Flüssigkeiten, die nicht echter, natürlicher Wein sind, sind ungültige Materie der Eucharistie und der Konsekration, auch wenn sie bisweilen den Namen „Wein" führen. Das gilt auch von dem aus der Johannisbeere (Ribes) bereiteten „Wein". In unserem Falle war also die zweite Konsekration sicher ungültig.

II. Zum Wesen des Meßopfers gehört nach der Ansicht der weitaus meisten Theologen die Doppelkonsekration, also die gültige Konsekration beider Spezies, des

[39]) Jescheck, a. a. O., S. 13.

Brotes und des Weines. Schon Alfons von Liguori bezeichnet diese Sentenz als communior et probabilior (Theol. mor., Lib. VI, tract. III, cap. III., n. 306). Die Messe ist eine Wiederholung des eucharistischen Abendmahlsopfers. Jesus hat beim Letzten Abendmahl die Doppelwandlung vollzogen und zu den Aposteln gesagt: „Tut dies zu meinem Andenken!" Sodann ist das Meßopfer eine Darstellung und Gegenwärtigsetzung des blutigen Kreuzesopfers. Diese Abbildung bewirkt nur die Doppelwandlung, weil durch sie in geheimnisvoller Weise jener Zustand der Trennung des Leibes und Blutes Jesu, wie er im Tode erfolgte, dargestellt wird. (Vgl. unter anderem Pohle-Gierens, Lehrb. der Dogmatik III[9], S. 355 f.; Premm M., Kath. Glaubenskunde III/1, S. 344; Cappello F. M., De Sacr., vol. I[2], n. 560.) Aber auch die gegenteilige Ansicht, daß zum Wesen des Meßopfers die Konsekration einer Spezies genüge und die Doppelkonsekration nur zur Integrität gefordert werde, hat stets vereinzelte Anhänger gefunden. Neuestens vertritt sie besonders J. Brinktrine (Ist das Wesen des eucharistischen Opfers mit einer Konsekration gegeben? Theol. u. Glaube, Jg. 1959, II, S. 81 ff.; Die Lehre von den heiligen Sakramenten der kath. Kirche, 1. Bd., S. 346 ff.).

Die Konsekration einer Spezies ohne die andere ist zweifellos gültig, wenn ein Priester aus Versehen nur eine Spezies konsekriert, weil die zweite zum Beispiel ungültig ist. Dasselbe gilt aber auch, wenn ein Priester von vornherein die Absicht hatte, nur eine Spezies zu konsekrieren, aber die Intention nicht ausschloß, das eucharistische Opfer wenigstens anzufangen. Einige Autoren glauben zwar, daß in letzterem Falle das Sakrament nicht zustande komme, also auch die eingliederige Konsekration ungültig sei. Aber De Lugo, auf den man sich hier beruft, wurde mißverstanden (vgl. Cappello 1. c. n. 265). Nach der Ansicht der Mehrzahl der Theologen kommt bei einer eingliederigen Konsekration zwar das Sakrament zustande, das Opfer aber wird nur begonnen. Wenn es bei einer Konsekration bliebe, würde kein vollständiges Opfer dargebracht.

Die Kirche hat zwar die schwebende Kontroverse nicht entschieden, verbietet aber die Konsekration einer Spezies ohne die andere strengstens; nicht einmal im äußersten Notfall wäre sie erlaubt. Der CIC. bestimmt im can. 817: „Nefas est, urgente etiam extrema necessitate, alteram materiam sine altera . . . consecrare." Man beachte den Ausdruck „nefas", der auch Unrecht, Frevel, Sünde bedeuten kann! Das ist auch die Lehre der Theologen. So sagt zum Beispiel Alfons: „1. Consecratio utriusque speciei est juris divini, quia ratio sacrificii, sine quo non fit, exigit utramque. — 2. Non licet alteram tantum speciem consecrare, in necessitate etiam gravi, v. g. ut moribundo detur Viaticum." Nicht einmal der Papst kann von diesem Gebot der Doppelwandlung dispensieren (Theol. mor. 1. c. cap. I, n. 195 s.).

Kehren wir nun zu unserem Kasus zurück! Die Konsekration der Hostie war ohne Zweifel sicher gültig. Man kann daher nicht einfach sagen, daß die Messe ungültig gewesen sei. Sie war, um ein Wort des Missale Rom. zu gebrauchen, ein „sacrificium imperfectum". Die Messe wäre auch dann zu Ende zu führen, wenn die Herbeischaffung der fehlenden Spezies nicht mehr möglich wäre oder nicht abgewartet werden könnte (vgl. De def. IV, 8). Die Teilnehmer an dieser Sonntagsmesse haben wenigstens subjektiv ihre Pflicht erfüllt. Daß sie diese objektiv nicht erfüllt hätten, wird sich wohl schwer beweisen lassen. Es war daher auch nicht notwendig, sie über den Vorfall aufzuklären und sie in die Filialkirche zu schicken, damit sie dort der zweiten Messe beiwohnten. Ungültig oder besser zweifelhaft gültig könnte man die Messe hinsichtlich der Erfüllung einer Applikationspflicht nennen. Nach der vorherrschenden Meinung der Theologen hat ein Priester durch eine Messe, bei der nur eine Spezies konsekriert

wurde, seine Verpflichtung nicht erfüllt; er müßte daher entweder eine zweite Messe zelebrieren oder das Stipendium zurückgeben oder, wenn es sich um mehrere Messen handelte, sich an den Apostolischen Stuhl um Kondonation wenden. Auch wenn sich jemand nach der zweiten Ansicht richtet, daß das Wesen des Opfers schon mit der Konsekration einer Spezies voll gegeben sei, ist durchaus zu raten, daß er seine Verpflichtung noch einmal erfüllt, das heißt eine zweite Messe zelebriert, oder sich, besonders wenn es sich um mehrere Messen handelt, an den Apostolischen Stuhl wendet (vgl. Cappello l. c. n. 561).

III. Die Kirche schreibt vor, daß ein wegen Ungültigkeit einer Spezies unvollständiges Opfer nach Möglichkeit vervollständigt werde. Wenn der Zelebrans nach der Konsekration bemerkt, daß kein Wein vorhanden war, sondern Wasser (oder eine andere Flüssigkeit), soll er dieses in ein Gefäß schütten und nochmals Wein, mit etwas Wasser vermischt, in den Kelch geben und (nach wenigstens mentaler Oblation) konsekrieren, beginnend mit den Worten: „Simili modo" etc. Kniebeugung und Elevation unterbleiben. Wenn er den Mangel erst nach der Sumption bemerkt, soll er sich noch eine Hostie und Wein bringen lassen, beides aufopfern, konsekrieren und sumieren, obwohl er nicht mehr nüchtern ist. Wenn die Messe öffentlich zelebriert wird, könnte er zur Vermeidung eines Aufsehens nur Wein, mit etwas Wasser vermischt, aufstellen, aufopfern, konsekrieren und sogleich sumieren und dann die Messe fortsetzen (vgl. De def. IV, 4, 5). Wenn nach erfolgter Konsekration einer Spezies ein Mangel an der anderen entdeckt wird und eine neue nicht zu beschaffen ist, ist die Messe zu Ende zu führen. Wenn aber die fehlende Spezies nach einigem Warten beschafft werden kann, „expectandum erit, ne sacrificium remaneat imperfectum" (De def. IV, 8).

Hätte unser Pfarrer gleich nach der Sumption festgestellt, daß er keinen echten Wein im Kelche hatte, hätte er nach den angeführten Weisungen des Missale Rom. verfahren müssen. Er hätte sich sogleich Wein bringen lassen und diesen konsekrieren müssen. Das bei einer Sonntagsmesse zu befürchtende Aufsehen hätte ihn davon entschuldigt, auch die Konsekration der Hostie zu wiederholen. Die „starken Zweifel", die der Pfarrer schon während der Messe (das heißt nach der Sumption) hatte, verpflichteten ihn aber noch nicht, die zweite Konsekration in der angegebenen Weise zu wiederholen. Die Gewißheit über die Ungültigkeit der zweiten Spezies erlangte er erst nach der Messe. Nach Beendigung der Messe und Verlassen des Altares brauchte er nichts mehr zu unternehmen.

Auf jeden Fall wird der Pfarrer die Gelegenheit benützen, um sowohl dem Mesner wie auch der Haushälterin größte Gewissenhaftigkeit bei Bereitstellung des Meßweines einzuschärfen. Der Kirchenvorsteher (Pfarrer) trägt die strenge, persönliche Verantwortung dafür, daß der Meßwein zuverlässig aufbewahrt und Verwechslung und Verfälschung hintangehalten werden. „Sacerdos celebraturus omnem adhibeat diligentiam, ne desit aliquid ex requisitis ad Sacramentum Eucharistiae conficiendum" (De def. I).

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Mitteilungen

Judas, der Verräter. Er scheint der einzige unter den zwölf Aposteln gewesen zu sein, der aus Judäa stammte, während alle übrigen Galiläer waren. Er stammte aus Karioth und hieß daher Judas, der Mann (îsch) von Karioth, oder auch Judas, der Sohn Simons, des Mannes von Karioth (Jo 6, 71; 13, 26). Gleich den übrigen Aposteln wurde er von Jesus aus der Schar der Jünger auserwählt, gleich ihnen sollte er zum ständigen Gefolge Jesu gehören (Mk 3, 14). Es ist ergreifend, zu lesen, daß Jesus vor dieser folgenschweren Wahl die ganze Nacht auf einem Berge im Gebete zubrachte (Lk 6, 12 f.). Am nächsten Morgen berief er seine Apostel, „welche er wollte"; das soll wohl heißen: er traf die Auswahl nach reiflicher Überlegung und nach eigenem Ermessen, ohne sich dabei beraten oder beeinflussen zu lassen. Das nächtliche Gebet Jesu hat ohne Zweifel seinen künftigen Sendboten gegolten. Wie er da gebetet haben mag, läßt sich seinem „hohepriesterlichen Gebet" vor seinem Leiden entnehmen, das uns Johannes überliefert und das zu einem guten Teil (17, 6—19) den Aposteln galt. Alsbald sandte sie der Heiland aus als seine Vorläufer und Wegbereiter in die Städte und Dörfer, die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu verkünden (Mt 10, 5; Mk 3, 14; Lk 9, 2), ähnlich wie die siebzig anderen Jünger (Lk 10, 1), wohl auch paarweise, wie die Aufzählung der zwölf bei Mt 10, 2—4 nahezulegen scheint, wo immer je zwei Namen durch „und" verbunden sind.

Jesus stattete die Apostel mit großer Autorität aus: „Wer euch hört, hört mich, wer euch verachtet, verachtet mich, wer aber mich verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat" (Lk 10, 16; vgl. Mt 10, 40). Er gab ihnen zur Beglaubigung ihrer Sendung die Gewalt, böse Geister auszutreiben und Wunder zu wirken, jede Schwäche und jedes Siechtum zu heilen und Kranke gesund zu machen (Mt 10, 1; Mk 3, 14; Lk 9, 1 f.). Zurückgekehrt, berichteten die Apostel dem Meister von ihren Erfolgen (Mk 6, 30; Lk 9, 10) wohl mit ähnlicher Begeisterung, wie es uns Lk 10, 17 von den siebzig ausgesandten Jüngern schildert: „Herr, selbst die bösen Geister sind uns in deinem Namen untertan!"

Angesichts solcher Erfahrungen ist es kaum zu fassen, wie Judas Iskarioth an seinem Meister irre werden konnte. Das Wort Jesu: „Was immer ihr bindet und löset auf Erden, soll auch im Himmel gebunden und gelöst sein" (Mt 18, 18), hat doch auch er vernommen, und der große Lohn, welchen der Heiland auf die von einer gewissen Unsicherheit und Bangigkeit eingegebene Frage des Petrus den Aposteln in Aussicht stellte, war doch auch ihm verheißen: „Wahrlich, ich sage euch, ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, mit mir ausgehalten habt in meinen Prüfungen, bei der Wiederherstellung werde ich euch die Herrschaft übergeben, so wie sie mir der Vater übergeben hat, auf daß ihr in meinem Reiche an meinem Tische esset und trinket und auf zwölf Thronen sitzend die zwölf Stämme Israels richtet" (Mt 19, 28; Lk 22, 28—30).

Wie konnte es trotzdem mit Judas Iskarioth soweit kommen? In das Apostelamt eingedrängt hat er sich nicht: Jesus berief zu sich, „wen e r wollte" (Mk 3, 14), er traf die Auswahl unbeeinflußt von außen nach seinem eigenen Willen und Gutdünken.

Wenn Judas auch Charakterfehler hatte — er schaute auf seinen eigenen Vorteil (Jo 12, 6), ohne daß er deshalb gerade ein Geizhals gewesen zu sein braucht, wie man ihn gewöhnlich darstellt —, er unterschied sich darin nicht von den anderen Aposteln, die auch ihre Untugenden hatten. Petrus war vorlaut und ein Wichtigtuer, die beiden Brüder Jakobus und Johannes waren rachsüchtig, sie wollten auf ein ungastliches Samariterdorf kurzerhand Feuer vom Himmel herabrufen (Lk 9, 54) und wurden wohl

deshalb vom Heiland Boanerges, Donnersöhne, genannt (Mk 3, 18). Thomas hatte einen harten Kopf und ließ sich um keinen Preis von der Auferstehung Jesu überzeugen (Jo 20, 24 f.). Nathanael (wohl Bartholomäus) ließ sich von seinem Vorurteil zu einer geringschätzigen Äußerung über die Herkunft Jesu verleiten (Jo 1, 46), Matthäus war ein Zöllner gewesen und hatte es vermutlich gleich seinen Amtsgenossen mit Mein und Dein nicht immer ganz genau genommen (Mt 9, 9 ff. und Par., vgl. Lk 3, 12 f.; 15, 1 ff.; 18, 13; 19, 7 f.). Alle Apostel wurden vom Heiland wegen ihres mangelhaften Glaubens getadelt, als er vom Berg der Verklärung herabkam und sie vergeblich bemüht sah, einen bösen Geist auszutreiben (Mt 17, 17. 20 u. Par.). Trotzdem ist aus ihnen allen in der Schule Jesu etwas Ordentliches geworden.

Die Apostel waren alle sehr ehrgeizig. Sie erwarteten sich ein irdisches Messiasreich, wie damals die Juden allgemein, und hofften auf hohe Ehrenstellen an der Seite Jesu. Nachdem der Herr Petrus die oberste Gewalt in seiner Kirche verheißen hatte, flammte unter den Aposteln der Streit um den Vorrang auf, so daß sie der Heiland wiederholt darob zur Rede stellte (Mt 20, 25; Mk 9, 33 ff.; 10, 42; Lk 9, 46). Johannes und Jakobus, neben Petrus die bevorzugten Jünger, schoben zum großen Ärger der übrigen sogar ihre Mutter vor, um sich die Ehrenplätze zur Seite des Meisters in seinem Reiche zu sichern (Mt 20, 20—28; Mk 10, 35—45).

Dieser Ehrgeiz war auch die schwache Seite Judas', des Verräters. Wenn sein Traum von irdischer Herrlichkeit nicht in Erfüllung ging, war er nicht mehr mit dem Herzen dabei. Der Umschwung trat ein, als die Volksscharen Jesus nach der Brotvermehrung zum König machen wollten, er sich ihnen aber entzog (Jo 6, 14 f.). Da wurde Judas deutlich inne, daß der Heiland kein irdisches Königreich wollte. Die wiederholten Mahnungen Jesu zu innerer Umkehr und Buße mögen ein übriges getan haben, den unglücklichen Apostel in dieser Meinung zu befestigen. Der Evangelist Johannes hat mit scharfem Blick erkannt, daß sich Judas damals innerlich von Jesus abwandte. Als der Heiland nach der Verheißung des Altarssakramentes und nach dem Abfall der Jünger auch an die Zwölf die entscheidende Frage stellte, ob sie ihn ebenfalls verlassen wollten, und von einem „Widersacher" in den Reihen der von ihm auserwählten Apostel sprach, machte Johannes dazu die unmißverständliche Bemerkung: Er meinte damit Judas, den Sohn Simons Iskarioth; der sollte ihn nämlich später verraten, einer aus den Zwölfen (Jo 6, 71). Zunächst wartete Judas ab, bis sich eine günstige Gelegenheit böte, sich auch äußerlich von Jesus zu trennen. Er verstand es, das Amt des Säckelmeisters der Apostelschar an sich zu bringen, und war dabei auch kräftig auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Er brauchte deshalb durchaus kein Geizhals zu sein, und die Habsucht war nicht notwendig sein Hauptlaster. Aber wenn er sich von Jesus trennte, mußte er sich ein neues Leben aufbauen. Dazu brauchte er ein gewisses Anfangskapital. Das verschaffte er sich aus der Kasse Jesu und der Apostel. Der Evangelist Johannes hat auch diese seine Absicht durchschaut und nennt ihn im Bericht über die Salbung Jesu in Bethanien geradeheraus einen Dieb (Jo 12, 6).

Da ließ Jesus beim feierlichen Einzug in Jerusalem am Palmsonntag wieder eine günstige Gelegenheit, sich zum König aufzuwerfen, unbenützt vorübergehen. Das scheint den Entschluß des Verräters zur Reife gebracht zu haben. Nun lag es auf der Hand, daß der Meister von einem irdischen Reiche nichts wissen wollte; also los von ihm! Die Weisung der Pharisäer, der Aufenthaltsort Jesu müsse von jedermann, der davon Kenntnis bekäme, bekanntgegeben werden, damit man ihn verhaften könne (Jo 11, 57), kam Judas gerade recht. Er verhandelte mit den Hohenpriestern und den

Hauptleuten der Tempelwache, um ihnen Jesus gegen klingende Belohnung ohne Aufsehen auszuliefern (Mt 26, 14—16; Mk 14, 10 f.; Lk 22, 3—6). Der Gedanke kam vom Satan (Jo 13, 2), jedoch Judas merkte es nicht. Er hatte keineswegs die Absicht, den Heiland dem Tode zu überliefern. Wie wäre es sonst zu erklären, daß er nach der Verurteilung Jesu so bestürzt war: „Ich habe unschuldiges Blut verraten!" (Mt 27,3). Er beschwichtigte sein Gewissen mit dem Gedanken, daß Jesus seinen Feinden schon wiederholt entgangen war, so schon in Nazareth, als ihn seine Landsleute steinigen wollten. Da ging er mitten durch sie hindurch, ohne daß sie es wagten, ihn anzutasten (Lk 4, 28—30). Am Laubhüttenfest in Jerusalem sandten die Hohenpriester und die Pharisäer die Tempelwache aus, ihn zu verhaften (Jo 7, 32). Die Abgesandten kamen mit leeren Händen zurück und entschuldigten sich: „Noch nie hat einer so gesprochen wie der! (Jo 7, 45 f.). Wir haben uns gescheut, Hand an ihn zu legen." Bald darauf, wie es scheint am selben Laubhüttenfest, versuchten „die Juden", Jesus im Tempel zu steinigen. Er verbarg sich vor ihnen und verließ das Heiligtum (Jo 8, 59; vgl. 20). Ein zweites Mal versuchten ihn „die Juden" am Tempelweihefest im Vorhof des Heiligtums in der Halle Salomons zu steinigen (Jo 10, 31) oder sich wenigstens seiner zu bemächtigen. Wiederum entzog er sich ihnen (Jo 10, 39). So, hoffte Judas, würde es auch diesmal gehen: „Er ist ihnen schon so oft entwischt, sie werden ihn auch diesmal nicht kriegen. Mein Vorhaben ist vollkommen ungefährlich und einwandfrei. Es ist gar nichts dabei."

Diesmal jedoch hatte der Heiland nicht mehr die Absicht, sich seinen Feinden zu entziehen, seine Stunde war gekommen (vgl. Jo 7, 30; 8, 20; 13, 1), aber sein unglücklicher Apostel sollte wenigstens nicht daran schuldig werden. Darum suchte er, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Schon daß er Petrus und Johannes ohne klare Weisung über den Ort aussandte, das Ostermahl zu bereiten (Lk 22, 7—13 u. Par.), war eine Vorsichtsmaßregel; er wollte beim Letzten Abendmahl nicht gestört werden. Nach der Fußwaschung richtete er an Judas eine erste Warnung, noch verhüllt, nur dem Verräter allein verständlich, er wollte ihn schonen: „Ihr seid rein, aber nicht alle." Er kannte nämlich seinen Verräter, darum sagte er: ihr seid nicht alle rein, fügt der Evangelist Johannes hinzu (13, 11). „Nicht von euch allen spreche ich. Ich weiß, wen ich mir auserwählt habe. Aber die Schrift muß erfüllt werden: der mit mir ißt, hat wider mich die Ferse erhoben" (13, 18). Ein Tischgenosse also, einer aus dem Freundeskreis, denn zu Tischgenossen wählt man nur seine besten Freunde. Er stößt mit der Ferse, ein ganz besonders heimtückischer Angriff! Um mit der Ferse zu stoßen, muß man dem Gegner den Rücken kehren, eine Stellung, aus der man sich am allerwenigsten einen Angriff erwartet.

Für die Apostel war das eine Rätselrede, Judas aber muß sie verstanden haben, aber sie hat nichts gefruchtet. Der Heiland, der Herzenskenner, wußte es. Darum richtete er eine zweite Warnung an den Verräter. Ganz erschüttert sagte er den Aposteln mit aller Bestimmtheit: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: einer aus euch wird mich verraten." Dieses Wort muß in der Tafelrunde eingeschlagen haben wie eine Bombe. Die Apostel fuhren auf, schauten einander betroffen an, begannen ihre Vermutungen auszutauschen. Es gab ein erregtes Durcheinanderreden, sie kamen aber zu keinem Ergebnis und wandten sich schließlich einer nach dem anderen an Jesus: „Bin ich es, Meister, bin ich es?" Sie erhielten aber keine bestimmte Antwort, sondern nur eine ganz allgemeine: „Einer, der die Hand mit mir in die Schüssel taucht" (Mt 26, 23; Mk 14, 20; vgl. Lk 22, 23), also wiederum nur: ein Tischgenosse. „Der Menschensohn geht zwar hin (in sein Leiden)", fuhr der Heiland fort, „aber wehe demjenigen,

durch den der Menschensohn verraten wird. Es wäre besser für ihn, der Mensch wäre nicht geboren" (Mt 26, 24 u. Par.). Das war die dritte Warnung, für die übrigen wieder eine Rätselrede, Judas hingegen mußte sie verstehen. Menschen pflegen von Verbrechen abgeschreckt zu werden, wenn sie merken, daß ihre bösen Pläne schon offenkundig sind. Das schreckliche Wehe Jesu hätte den Verräter ebenfalls zurückhalten müssen. Wiederum vergebens.

Judas muß unterdessen, wie man zu sagen pflegt, wie auf Nadeln gesessen oder vielmehr gelegen sein; man lag damals nach griechisch-römischer Sitte auf niederen Ruhebetten bei Tisch. Um den Schein zu wahren und vor den übrigen Aposteln nicht aufzufallen, fragte auch er: „Bin es etwa ich, Meister?" Jesus antwortete: „Ja, du sagst es, du bist es." Aber die Antwort ging im Stimmengewirr unter, da Jesus jedenfalls nur leise sprach. Judas muß demnach den Eckplatz innegehabt haben, auf dem er sein Haupt ganz neben dem des Heilandes hatte, sonst wäre die leise Antwort Jesu unmöglich gewesen, die anderen hätten sie hören müssen. Jesus hatte Judas in seine nächste Nähe genommen, um seinen unglücklichen Jünger womöglich noch im letzten Augenblick zu retten; wahrlich kein Vergnügen für den Heiland, wünschte er sich doch, für sein letztes Zusammensein mit seinen Aposteln eine herzliche und weihevolle Stimmung zu schaffen.

Auf dem anderen bevorzugten Platz, unmittelbar neben oder besser vor dem Heiland, befand sich Johannes. Er brauchte sich nur ein wenig zurückzulehnen, um sein Haupt an die Brust des Meisters zu legen (Jo 13, 23. 25; vgl. 21, 20). Ihm winkte Petrus zu, daß er den Herrn frage, wer der Verräter sei. Petrus hatte an diesem Abend bei Tisch zu bedienen. Er war mit Johannes beauftragt worden, das Ostermahl vorzubereiten. So fiel ihnen beiden auch der Tischdienst zu. Seinen Liebling Johannes hatte der Heiland für diesen Abend davon befreit und an seine Seite genommen. So hatte Petrus seinen Platz ganz am Ende der Tafel und konnte nicht unmittelbar mit dem Heiland verkehren. Johannes wandte sich an den Meister: „Herr, wer ist es?" Die Antwort Jesu war auch diesmal unbestimmt und mehrdeutig: „Der, dem ich einen Bissen eintauche und darreiche." Das konnte wiederum zunächst nur bedeuten: ein Tischgenosse. Bei den Juden war es nämlich Brauch, daß der Gastgeber seinen Gästen, um sie zu ehren, mit eigener Hand einen Bissen reichte. So haben es die Apostel verstanden und keinen Verdacht geschöpft. Es konnte aber auch heißen: derjenige ist es, dem ich jetzt als nächstem einen Bissen eintauche und darreiche. So hat es Judas verstanden, der die Antwort Jesu an Johannes ohne Zweifel vernommen hatte. Wirklich reichte ihm Jesus nach einer Weile einen Bissen. War er zuerst schon bestürzt gewesen, als der Heiland vom Verrat eines aus den Zwölfen sprach, so packte ihn jetzt Ingrimm und Wut gegen Jesus. Er fühlte sich entlarvt. Wenn ihn seine Mitapostel als Verräter erkennen, hat er nichts Gutes zu erwarten. Zum mindesten wird sein Vorhaben vereitelt, er wird aus der Schar der Jünger ausgestoßen, verliert die Fühlung mit Jesus, die Kasse wird ihm genommen und der verheißene Verräterlohn geht verloren, wenn ihm nichts Schlimmeres widerfährt. Der heißblütige Petrus hat sich ohnehin schon mit Schwertern ausgerüstet. In aufloderndem Zorn faßte er blitzartig den Entschluß: „Jetzt tue ich es aber wirklich! Mag er dabei auch draufgehen! Er hat mich verraten, jetzt ist mir alles gleich, auch wenn er ihnen nicht mehr entgeht." Da fuhr der Satan in ihn, jetzt erst geschah die Todsünde, der bewußte Verrat am Meister mit allen seinen Folgen, die Judas mit offenen Augen mit in Kauf nahm. Vorher hatte er sein Gewissen beschwichtigt und nicht im Ernste daran gedacht, seinen Meister zu verderben. Das geschah erst jetzt. Auch Johannes scheint das anzu-

deuten, wenn er zuerst (13, 2) nur davon spricht, daß der Satan Judas bereits in das Herz gegeben hatte, Jesus zu verraten, erst jetzt aber den Satan von ihm Besitz ergreifen läßt (Jo 13, 27, im Gegensatz zu Lk 22, 3). Auf das Wort Jesu: „Was du tun willst, das tue bald", verließ Judas den Abendmahlssaal. „Es war aber Nacht", fügt Johannes tief bedeutsam hinzu.

„Nun hat die Verherrlichung Gottes begonnen"; diese Abschattung des Gedankens ist nach dem Griechischen im Worte Jesu bei Johannes ausgedrückt. Man fühlt es, wie der Heiland geradezu aufatmet. Er hat diesen Menschen, dessen Unaufrichtigkeit und Falschheit ihm in tiefster Seele zuwider war, fortgeschafft. Er hat damit auch sich selbst einen Sieg abgerungen, er hat selbst den Stein ins Rollen gebracht, er hat durch das Wegsenden des Verräters selber den Ablauf der Ereignisse ausgelöst, die zu seinem Leiden führten, die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten.

Judas begab sich alsbald zu seinen Auftraggebern: die Gelegenheit sei günstig, Jesus gehe nach seiner Gewohnheit allabendlich auf den Ölberg in den Garten Gethsemani (Lk 31, 37; Jo 18, 2), um dort zu übernachten, dort könne man seiner in aller Stille habhaft werden, ohne die zahlreichen Festpilger von überallher und besonders aus Galiläa aufzuregen, was die Feinde Jesu unter allen Umständen vermeiden wollten (Mt 26, 5; Mk 14, 2; vgl. Lk 22, 2. 6). Bis die Hohenpriester und die Pharisäer ihre Schergen aufgeboten und insbesondere vom Statthalter die Hilfe der römischen Truppenmacht erwirkt hatten (vgl. Jo 18, 3. 12), verging geraume Zeit. Inzwischen fand das Ostermahl Jesu sein feierliches Ende, und Jesus durchlitt am Ölberge seine Todesangst. Da kam Judas an der Spitze der Schar als Führer. Er hatte ihnen als Kennzeichen den Kuß angegeben, mit dem er den Heiland begrüßen wollte, und sie zugleich angewiesen, ihn, sobald sie ihn ergriffen hätten, mit großer Vorsicht abzuführen. Nunmehr wartete er nicht mehr darauf, daß ihnen Jesus entkommen würde, womit er früher sein Gewissen beruhigt hatte; jetzt war es ihm Ernst damit, den Meister seinen Feinden auszuliefern. Zugleich bangte er um seinen Verräterlohn; der sollte ihm wohl erst ausgefolgt werden, nachdem man Jesus in sicherem Gewahrsam hatte. Der Heiland empfing Judas mit den ernsten Worten: „Freund, wozu bist du da? Judas, mit einem Kusse, dem Zeichen der Freundschaft und Liebe, verrätst du den Menschensohn?" (Mt 26,50; Lk 22, 48). Das war eine letzte Gnade für den unglücklichen, abtrünnigen Apostel; auch sie machte keinen Eindruck. Erst am nächsten Morgen kam ihm die Besinnung wieder. Er verfolgte den Prozeß Jesu und mußte vernehmen, daß der Meister vom römischen Statthalter zum Tode verurteilt wurde, zum Kreuzestode, da er kein römischer Bürger war.

Der Zorn und die Wut vom verflossenen Abend, die Judas zur verhängnisvollen Tat getrieben hatten, waren verflogen. Das hatte er doch wirklich nicht gewollt! Er hatte nur einen kleinen Profit machen wollen und mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß ihnen Jesus wie schon wiederholt so auch dieses Mal entkommen würde. Seine Rechnung war gründlich fehlgeschlagen. Beim Abendmahle hatte er sich eben nur von blinder Wut und Rachsucht hinreißen lassen. Das reute ihn jetzt bitterlich. Er eilte in den Tempel, wo er seine Spießgesellen aus der Priesterschaft und aus den Ältesten traf, und schrie ihnen ganz verstört das Wort entgegen: „Ich habe gesündigt, indem ich unschuldiges Blut verraten habe." Damit warf er ihnen den Sündenlohn vor die Füße: „Hier habt ihr euer Geld zurück. Gebt ihn dafür wieder frei!" Unmöglich, selbst wenn sie gewollt hätten, nachdem Jesus vom römischen Statthalter zum Tode verurteilt worden war. Sie hatten aber für Judas nur kalte Verachtung: „Was geht das uns an? Da wirst du sehen müssen, wie du damit fertig wirst." Diese kalte,

höhnische Abfertigung trieb ihn in die Verzweiflung. Das Vertrauen zum Meister hatte er längst verloren, wie hätte er sich ihm auch noch nähern können? Er wußte keinen Ausweg mehr als den Selbstmord. Statt mit den anderen Aposteln auf zwölf Thronen sitzend die zwölf Stämme Israels zu richten, richtete er sich selbst und stürzte sich in das ewige Verderben; er erhängte sich. Nach längerem Hängen fiel die Leiche herab, zerbarst und die Eingeweide traten heraus zum Schauder ganz Jerusalems (Apg 1, 18).

Judas Iskarioth, der abtrünnige Apostel, der Verräter seines Meisters, ist der einzige Mensch, von dem wir wissen, daß er dem ewigen Verderben anheimgefallen ist. Das Wort Jesu: „Es wäre besser für ihn, dieser Mensch wäre gar nicht geboren", läßt keine andere Deutung zu. Judas hatte eben die größte Gnade seines Lebens, seine Hauptgnade, verscherzt. Er war von Jesus aus Tausenden auserwählt worden zu einem herrlichen Los: mit Christus, dem Eckstein, als lebendiger Baustein gleich den anderen Aposteln das Fundament der Kirche zu bilden (Eph 2, 20), Ausspender der Geheimnisse Gottes zu werden (1 Kor 4, 1). Auch er hätte durch Auflegung seiner Hände den Heiligen Geist verleihen sollen, hätte im Auftrag seines Meisters Brot und Wein in dessen Leib und das Blut verwandeln und den Gläubigen darreichen und Bischöfe und Priester weihen sollen. Sein Traum von irdischer Macht und Herrlichkeit galt ihm mehr. Die übrigen Apostel träumten denselben Traum, aber die Liebe zum Meister ließ sie an seiner Seite ausharren. An dieser Liebe zu Jesus fehlte es offenbar bei Judas, und so verscherzte er die Hauptgnade seines Lebens, eine ganz außerordentliche Gnade. Eine solche Geringschätzung seines besonderen Wohlwollens nimmt Gott sehr übel. So ließ er denn Judas schließlich seinen bösen Weg gehen und in das selbstgewählte Verderben stürzen.

Judas ist nicht auf einmal zum Verräter seines Meisters geworden, er ist langsam, unmerklich auf der schiefen Bahn abgeglitten. Das Unglück wäre weniger groß geworden, wenn er gleich nach seinem inneren Abfall nach der Verheißungsrede in der Synagoge von Kapharnaum mit den anderen Jüngern den Heiland verlassen hätte. Er blieb und geriet dadurch in einen unheilvollen inneren Zwiespalt. Sein Leben an der Seite Jesu wurde zur Heuchelei. So war er schließlich bereit, sich für Geld auf ein gewagtes Abenteuer einzulassen. Dem Satan, der nichts anderes wollte, als Jesus verderben, kam das gerade recht. Er fädelte alles so fein ein, daß der unglückliche Apostel gar nicht merkte, auf welch schlüpfrigen Boden er sich begab. Judas begann, mit der Gnade zu spielen. Den Meister verraten, nun ja! Es geschieht ihm ja doch nichts! Ihn dem Tode überliefern, beileibe nicht! Der Fall wird gar nicht eintreten. So manöverierte er sich in eine Lage hinein, die zu meistern er im entscheidenden Augenblick, im Abendmahlssaale, die sittliche Kraft nicht mehr fand. Da ließ er sich in einem unbewachten Augenblick von Wut und Rachsucht übermannen und davon in seinem weiteren Handeln bestimmen. Er verscherzte sich die wiederholt angebotenen Gnaden der Umkehr, so daß er zuletzt so unglücklich endete. Eine Todsünde geschieht nie auf einen Schlag.

Der Heiland machte alle Anstrengungen, seinen unglücklichen Jünger vom Sturz in das Verderben zu retten. Er betrachtete auch Judas als einen, den ihm der Vater anvertraut hatte (Jo 17, 6). Man fühlt es aus den Worten des hohenpriesterlichen Gebetes Jesu heraus, wie nahe es ihm ging, daß einer von denen, die ihm der Vater gegeben, denen er die Worte des Vaters übermittelt, die er, während er in der Welt war, so sorgsam behütet und bewacht hatte, ein Sohn des Verderbens war, wenn auch nur einer, der ihm verlorenging. Dieser Schmerz ließ den Heiland nicht ruhen, er

bemühte sich, fast möchte man sagen, mit verzweifelter Anstrengung, Judas auf bessere Wege zu bringen. So macht es der Heiland immer, wenn eine besonders auserwählte Seele Gefahr läuft, verloren zu gehen. Damals als er um die Seele seines Verräters rang, lebte er noch sein Erdenleben, war er noch leidensfähig, konnte er noch Schmerzen, auch Seelenschmerz fühlen und empfinden. Da hat ihm auch der Gedanke an das Unglück seines Apostels bitteres Herzweh bereitet. Er war ganz ergriffen, tief erschüttert, als er das Unglück seines abtrünnigen Apostels enthüllte (Jo 13, 21). Seine Bemühungen waren vergeblich, das Unheil nahm seinen Lauf, und der unglückliche Apostel fiel ihm anheim auf ewig.

Innsbruck P. Josef Hofbauer S. J.

Eine späte Ehrenrettung. Bemerkungen zu einer Schrift über Erasmus von Rotterdam[1]). Bisher untersuchte man hauptsächlich die Jugend und die frühen Mannesjahre des Rotterdamers und die Zeit etwa 1515 bis 1525, seinen Humanismus, seine Anschauungen über Kultur, Bildung, Frömmigkeit und Religion. Der Humanismus des späten Erasmus blieb unberücksichtigt, obwohl Erasmus im Februar 1533 auf den Wandel seiner Ansichten aufmerksam macht: „Cum essem parvulus in Christo, sapiebam ut parvulus, atque utinam nunc quoque prorsus evacuassem ea, quae sunt parvuli" (5). Seitdem die Briefe des Erasmus in einer Gesamtausgabe von 12 Bänden, besorgt durch P. S. Allen u. a., erschienen Oxford 1906 bis 1958, vorliegen, sind wir besser als bisher über sein tägliches Leben und Denken, besonders im letzten Lebensjahrzehnt, unterrichtet. Die Studie Oelrichs beschränkt sich auf die Zeit von 1525 bis 1536, das heißt vom Beginn der Bauernkriege, mit denen die anfänglich rein religiöse Bewegung in eine politisch geführte Landeskirche übergeleitet wird, bis zum Tod des Erasmus. In dieser Zeit wohnte er zunächst in Basel, seit 1529 in Freiburg i. Br., seit Mai 1535 bis zu seinem Tode wieder in Basel.

Noch bei Lebzeiten sah sich Erasmus mit seiner scharfen Kritik an kirchlichen Mißständen, an den speciunculae der Scholastiker, am Beichtzwang der Mönche, mit seinem Biblizismus, der Betonung der Wichtigkeit der bonae litterae und des Sprachstudiums, mit einer eigenen Übersetzung des Neuen Testamentes aus dem Griechischen in eine Reihe mit den Reformatoren gestellt. „Luther, Zwingli, Ökolampadius und Erasmus werden die Soldaten des Pilatus genannt, die Christum gekreuzigt haben. Erasmus hat die Eier gelegt, die Luther ausgebrütet hat" (109). Es ist richtig, daß Karlstadt, Zwingli, Ökolampadius u. a. einst zu seinen Schülern, Bewunderern und Mitarbeitern gehört haben; er hat sich von ihnen aber bald abgesetzt. Zu Luther bestanden keine persönlichen Beziehungen. Von dessen „saxonica lingua" abgefaßten Schriften bekennt er: „me nec lectorem admittunt." Gemeinsam mit Luther hat er nur die Kritik an den Übelständen der Kirche. Die Heirat Luthers gibt ihm Gelegenheit zu bösem Spott. In schroffen Gegensatz zu Luther gerät Erasmus, als Luther die Willensfreiheit leugnet in seinem Buch „de servo arbitrio", dem Erasmus „de libero arbitrio diatribe" entgegensetzt, wenngleich auch ihm manche Stellen bei Paulus und dem späteren Augustinus zu schaffen machen. Aus der geforderten evangelischen Freiheit sieht Erasmus eine licentia, Zügellosigkeit, entstehen, und die ersten Jahre des religiösen Umsturzes, die sich vornehmlich in Abschaffung der Messe, Klöster, Bilder, der Heiligenverehrung und Ehelosigkeit erschöpften, schienen ihm

[1]) Oelrich Karl Heinz, Der späte Erasmus und die Reformation. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte. Begründet von † Joseph Greving, herausgegeben von Hubert Jedin. Heft 86.) (166.) Münster/Westfalen 1961, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 14.60.

recht zu geben. Während Luther, an dem die Lust zu schelten mißfällt (45), entschlossen ist, für das, was er als wahr erkannt hat, zu kämpfen, „und wenn die Welt darüber nicht nur in Streit und Aufruhr käme, sondern in ein einziges Chaos stürzte und zunichte würde" (163), und die Reformatoren behaupten: „Christus non est, ubi veritas deest", meint Erasmus: „Quid Christianismus, si pax absit?". Ihm steht civilis concordia, tranquillitas, welche in pax Christiana überzugehen hat, höher.

Ebenso mißfällt Erasmus der erbitterte Kampf der Reformatoren um die Auslegung der Worte Christi beim Letzten Abendmahl. Gerade in der Abendmahlslehre machte man dem Erasmus schwere Vorwürfe: kein Glaube an die dauernde Gegenwart Christi, seltene Zelebration, Tod ohne Sakramente. Erasmus hat auch Werke des Origenes herausgegeben, der die symbolische Auffassung der Gegenwart Christi als den Glauben der prudentiores verzeichnet. Mit der Definition der Transsubstantiation 1215 war die Frage nach dem „Wie" nicht erledigt, und Erasmus, der in Deventer studiert hat, von wo die „devotio moderna" ihren Ausgang genommen hat, kann schon das 18. Kapitel im 4. Buch der „Nachfolge Christi" gelesen haben: „Der Mensch sei kein neugieriger Forscher dieses Sakramentes, sondern ein frommer Nachahmer Christi." So ist dem Erasmus der pius affectus wichtiger als die dogmatische Begründung: „Wenn du dir bei der Messe Mühe gibst, das zu sein, was der Genuß des Sakramentes bedeutet, nämlich ein Geist zu sein mit Christi Geist, ein Leib mit Christi Leib, so bist du ein lebendiges Glied der Kirche" (139). Erasmus verweist auf Joh. 6, 63: „. . . der Geist ist, der lebendig macht, das Fleisch nützet nichts", das Wort Christi, in dem Zwingli seinen „Diamanten" fand, das er seine „Sonne" genannt hat (139). In dem 1503 erschienenen „Enchiridion" hatte Erasmus behauptet: „Christi corporea praesentia inutilis ad salutem." Aber 1530 gab er die Abhandlung Algers von Lüttich († 1131) „de veritate corporis et sanguinis Dominici in Eucharistia" (gegen Berengar von Tours) heraus, nachdem er auch die Schriften des Guitmund von Aversa († vor 1085) gelesen hatte. Beide empfahlen sich ihm durch ihre Kenntnis der Heiligen Schrift, der Väter und Verzicht auf sophistische Spitzfindigkeiten, außerdem lebten sie vor Petrus Lombardus. „Ich habe Alger und Guitmund mit größtem geistigem Nutzen gelesen. Ich habe zwar vorher niemals gezweifelt am wahren Leibe Christi. Trotzdem, ich weiß nicht wie, ist aus dieser Lesung mein Glaube wesentlich gestärkt, meine Ehrfurcht vermehrt worden" (152). Darum sieht Erasmus kein Hindernis, warum Christus in der Eucharistie nicht angebetet werden solle (154). Das Volk allerdings möge man nicht mit theologischen Fragen belasten. Die Andacht ist wichtiger, wie man sich auch bei der Heiligenverehrung darauf beschränke, groben Aberglauben zu vermeiden.

An der überlieferten, durch Jahrhunderte bewährten Meßfeier soll bis zu einem künftigen Konzil festgehalten werden. Seinen Freund Amerbach, der in Basel wegen seiner Weigerung, das Abendmahl auf reformierte Weise zu empfangen, Schwierigkeiten hat, lädt er ein, zu ihm nach Freiburg zu kommen und bei ihm zu kommunizieren. Wenn Erasmus häufig als charakterschwach, geld- und pfründengierig und als wenig einsatzbereit geschildert wird, möge man nicht vergessen, daß er ein Freund des Thomas Morus war, gewiß keines schlechten Charakters, und daß ihm Paul III., dem man Menschenkenntnis nachsagt, eine Propstei verliehen und ihn beinahe zum Kardinal erhoben hat. „At ego scripsi, me non sacerdotia nec pensiones recepturum." Allerdings schrieb Erasmus das 1535, ein Jahr vor seinem Tode.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Laien als Seelsorgehelfer. Ein Bericht. Die Frage des Laienapostolates ist in den letzten Jahren immer wieder auf die Tagesordnung gesetzt worden. Im kühnen Vorstoß haben glaubenseifrige Männer sogar den Gedanken erörtert, die Diakonatsweihe von der Priesterweihe in der Form zu trennen, daß sich ein Katholik nur zum Diakon weihen lassen könnte und dann — vielleicht sogar verheiratet und im „Nebenberuf" — dem Pfarrer in der Seelsorge zur Seite stünde. Er könnte dann alle jene Funktionen des Pfarrers übernehmen, zu denen keine priesterliche Weihegewalt notwendig ist. Vielleicht werden solche Gedanken auch an das kommende Konzil herangetragen. Um so interessanter ist es, zu hören, daß es eine Art „Laiendiakone" in der Kirchengeschichte schon einmal gegeben hat, die „Lizentiaten" in Ungarn während der Türkenzeit. Der Fachmann auf diesem Gebiet, DDr. Koloman Juhász, Professor der Theologie in Szeged (Ungarn), hat erst kürzlich in deutscher Sprache ein ausführliches Werk über diese Frage veröffentlicht[1]). Was wir hier wollen, ist keine Ergänzung eines Stoffes, der in dieser Fülle noch nie an den Leser herangetragen wurde, noch eine „Besprechung[2])" eines ganz ungewöhnlichen Buches, sondern wir wollen den Gedankengang und die Ergebnisse von Prof. Dr. Juhász in kurzer, prägnanter Form vortragen, damit auch jene davon Kenntnis erhalten, die das Buch nicht besitzen oder keine Zeit haben, es zu lesen.

Das Problem der „Lizentiaten" — wie diese Laiendiakone genannt wurden — war darin begründet, daß nach der Schlacht von Mohács 1526 ein großer Teil Ungarns in die Hände der Türken fiel. Die kirchliche Organisation brach in diesen Teilen des Landes zusammen, auch wenn die Bischofssitze weiter besetzt wurden. Die Inhaber dieser Würden mußten außerhalb ihrer Diözesen leben, gewissermaßen „in partibus infidelium". Auch für viele Pfarrer traf das zu. Ein nichtgeweihter Laienhelfer fiel den türkischen Behörden am wenigsten auf und konnte oft da wirken, wo der Priester selbst den Tod zu erwarten hatte oder gar nicht zugelassen wurde.

Wie lebten nun diese „Lizentiaten"? Obwohl Kardinal Pázmány, der große ungarische Förderer des katholischen Glaubens, es als ideal hinstellte, daß diese Laienhelfer ehelos wären, ergab es sich doch aus der Praxis, daß sehr viele von ihnen verheiratet waren. Auch Wiederverheiratung nach dem Tode der ersten Frau kann festgestellt werden (also anders als bei den unierten und orthodoxen Weltgeistlichen, bei denen nach der Priesterweihe eine weitere Eheschließung unmöglich ist). Sehr viele Lizentiaten kamen aus dem Protestantismus, waren zum Teil sogar ehemalige evangelische Pastoren und Prediger. Die Kirche unterrichtete sich allerdings sehr sorgfältig über ihre religiöse Einstellung. Sie mußten bei Antritt ihres Amtes ein Glaubensbekenntnis ablegen und einen Eid leisten. Glaubensbekenntnis und Eidesleistung wurden alle paar Jahre wiederholt. Bei manchen Lizentiaten wurde immer wieder der Verdacht geäußert, sie hingen heimlich noch weiter den protestantischen Lehrmeinungen an. Aber es war in vielen Fällen unmöglich, sie zu ersetzen, weil es keine Priester gab und man die Gläubigen nicht ganz ohne Seelsorge lassen wollte. Es zeigte sich übrigens, daß frühere evangelische Prediger eine ganz besonders starke Anziehungskraft besaßen. Man ließ sie sogar an dem Ort ihres früheren Wirkens und unterstellte sie bloß der Aufsicht des Kreisdechanten. Jedenfalls wuchs die Zahl der Lizentiaten vor allem durch den Übertritt evangelischer Pastoren.

---

[1]) Laien im Dienst der Seelsorge während der Türkenherrschaft in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte der Seelsorge. Münster/Westfalen 1960, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 19.—.

[2]) Siehe die kurze Besprechung in dieser Zeitschrift, Jg. 1961, H. 3, S. 251 f.

Welche Aufgaben hatte nun der Lizentiat zu erfüllen? Da er kein geweihter Priester war, konnte er selbstverständlich keine Messe lesen und auch keine Lossprechung erteilen. Auf Grund der Beschlüsse der Synode von Tyrnau 1629 durfte der Lizentiat aus der Postille vorlesen, predigen und taufen. Bei der Taufe hatte er die Salbung mit Öl zu unterlassen, die nur dem Priester vorbehalten blieb. Die Synode von Fünfkirchen (Pécs) 1714 gestattete dem Lizentiaten außer den vorhin erwähnten Amtsgeschäften noch die Vornahme von Trauungen und Begräbnissen, den Religionsunterricht und die Abhaltung von Prozessionen. An Sonn- und Feiertagen sollte er predigen und einen Lesegottesdienst halten. Mit Schwerkranken sollte er beten und die vollkommene Reue erwecken.

Die Instructio Licentiatorum des Benediktinerabtes Willibald Grasso von Tihány (am Plattensee) aus dem Jahre 1729 gibt dann noch eingehendere Weisungen. Aus ihnen geht hervor, daß der Lizentiat jedes Jahr zur Osterzeit seinem zuständigen Pfarrer einen genauen Bericht über seine Arbeit zu erstatten und eine Wiederholungsprüfung abzulegen hatte. Nur dann wurde seine Stelle als Lizentiat für ein weiteres Jahr verlängert. Zur Aufgabe dieses Laienseelsorgers gehörten auch die Segnung der Braut nach der Trauung, die Aussegnung der Wöchnerin, die Predigt am Grab des Verstorbenen und das Läuten der Kirchenglocken.

Von besonderem Interesse ist unter diesen Befugnissen des Lizentiaten das Recht, bei Trauungen zu assistieren. Im Ungarn der Türkenzeit gab es nämlich auf diesem Gebiet Sonderregelungen. Man unterschied zwischen „tridentinischen" und „nichttridentinischen" Orten, das heißt zwischen solchen, in denen die Beschlüsse des Konzils von Trient (besonders mit Rücksicht auf die Eheschließung) bekanntgemacht worden waren, und solchen, in denen sie nicht bekanntgemacht worden waren. Der Mangel an Geistlichen und die türkische Herrschaft in Teilen Ungarns brachte es mit sich, daß sich Eheleute oft von orthodoxen Geistlichen oder vom mohammedanischen Kadi trauen ließen. Bei der Scheidung gab es dann Schwierigkeiten. Dr. Juhász bringt eine Reihe verzwickter Fälle in seinem Buch, die sogar der Propagandakongregation in Rom vorgelegt wurden, zum Beispiel lebte ein Bursche mit seinem Vater, seiner Stiefmutter und der Tochter dieser Stiefmutter (die mit ihm nicht blutsverwandt war) zusammen. Er brachte das Mädchen in Schande und heiratete es nach mohammedanischem Ritus. Aus der Ehe wurden Kinder geboren. Nach vielen Jahren verstieß er seine Frau und wollte nunmehr nach katholischem Ritus eine andere heiraten. Noch schwieriger lagen die Verhältnisse in den Fällen, in denen ein Eheteil im Zusammenhang mit Kriegsereignissen als Gefangener weggeschleppt worden war. Die Türken pflegten ihre Gefangenen nicht mit Ende des Krieges wieder freizulassen, sondern als Sklaven zu verkaufen. Wie sollte sich nun eine Frau verhalten, die auf diese Weise ihren Gatten verloren hatte? Oder ein Ehemann, dessen Frau als Sklavin fortgeschleppt worden war? Auch hier bringt Dr. Juhász interessante Beispiele. So trug am 30. Juli 1676 der Bosnier Marko Benlich folgenden Fall vor: Er habe vor Jahren auf dem Sklavenmarkt die aus Siebenbürgen stammende Anna Hibbe gekauft. Die junge Sklavin habe ihm gefallen, und da auch der Mann Annas in türkische Sklaverei gefallen war, habe er sie zu seiner Frau gemacht. Aus dieser Verbindung sei eine Reihe von Kindern entsprossen. Nun, vierzehn Jahre später, wollte er sein Zusammenleben mit Anna kirchlich legalisieren lassen. Er könne nämlich wegen des ungeregelten Verhältnisses die Sakramente nicht empfangen; man lasse es nicht einmal zu, daß er die Kirche betrete. In allen diesen Fällen entschied Rom, daß eine kirchliche Eheschließung erst dann in Frage komme, wenn der Tod des anderen Ehegatten

sicher nachgewiesen werden könne. Das war aber selbstverständlich nicht in jedem Fall möglich.

Vielleicht ist es auch nicht uninteressant, zu hören, auf welche Weise die Lizentiaten entlohnt wurden. Die Synode von Fünfkirchen 1714 bestimmte darüber: „Was die Gläubigen dem Priester an Bodenerzeugnissen und Bargeld zu leisten haben, fällt, wie die Pfarramtsgebühren (Stolaeinkünfte), dem Lizentiaten zu." Der Lizentiat selbst wurde aber zur Verpflegung und Beherbergung des Priesters für die Zeit verpflichtet, die dieser zur Spendung der Sakramente im Orte weilte. Nach einem Diözesanbeschluß von Waitzen 1675 erhielt der Lizentiat folgende Gebühren: Jedes Ehepaar der Pfarre hatte jährlich 50 Denare zu geben und einen Metzen Weizen zu liefern; für eine Trauung waren 5 Groschen, für Aussegnungen ein Laib Brot und ein Huhn, für ein Begräbnis ebenfalls 5 Groschen und für eine Leichenrede ein Taler zu entrichten. Alles in allem scheinen die Einkünfte des Lizentiaten niedriger als die eines Pfarrers am selben Ort gewesen zu sein.

Es erübrigt sich noch, die Frage aufzuwerfen, welches Urteil über die Tätigkeit der Lizentiaten gefällt werden muß. Es gab manche Mißstände. Sie vernachlässigten zum Teil ihr Amt, trieben sich außerhalb ihrer Pfarre herum, waren nicht imstande, die Gläubigen zu unterweisen, da sie selbst völlig ungebildet in Glaubenssachen waren. Manche waren dickköpfig, beschimpften die Priester und erhoben sich über sie. Der Lizentiat von Jovancza vollzog die Taufe so unmöglich, daß alle von ihm Getauften bedingungsweise wieder getauft werden mußten. Der Lizentiat von Börcs traute jeden, der ihn darum anging, ohne nach eventuellen Ehehindernissen zu fragen. Von anderen werden unmäßiger Weingenuß, Trunkenheit und öffentliche Prügeleien mit der Frau berichtet. Anderseits wieder haben wir Berichte über Lizentiaten, die aufopfernd und mit großen persönlichen Entbehrungen alles taten, um ihr Amt gut auszufüllen. Sie hausten in Erdhütten und Höhlen, in Kirchen, die Ruinen waren, sie befanden sich in ständiger Lebensgefahr; denn eine Anzeige bei der türkischen Obrigkeit genügte oft, sie zu verhaften und zu foltern. Es gab Lizentiaten, die zwanzig und mehr Jahre segensreich an ein und demselben Orte wirkten. Über den Lizentiaten von Ireg, Michael Dennyés, wird das Urteil gefällt: „Ein Mann, reich an Verdiensten." Manche Lizentiaten wurden schließlich, wenn sie ehelos oder verwitwet waren, nach jahrelanger Tätigkeit zu Priestern geweiht und wirkten als solche in derselben unermüdlichen Art weiter. Alles in allem zeigt es sich, daß wir auch hier — wie in allen anderen Fällen — nicht generalisieren oder alles in einen Topf werfen dürfen.

Es ist zweifellos, daß die Einrichtung des „Lizentiatentums" ungefähr das ist, was die Vertreter der Forderung „Familienväter als Laiendiakone" sich vor Augen halten. Aus den Erfahrungen der Vergangenheit möge man schließen, ob und in welcher Form dem Wunsch eifriger Mitarbeiter des Laienapostolates Rechnung getragen werden kann. Jedenfalls wird Gott die Väter des Konzils auch in dieser Frage erleuchten, falls sie behandelt wird.

Wien Prof. Dr. Ernst Joseph Görlich

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Kommunionempfang für Kranke. Beim Heiligen Offizium wurde angefragt, ob Kranken, auch wenn sie nicht in Todesgefahr schweben und auch nicht bettlägerig sind, wenn sie nur das Haus nicht verlassen können, die heilige Kommunion in den Nachmittagsstunden gespendet werden dürfe, sooft sie die heilige Eucharistie am Morgen nicht empfangen können, sei es wegen der Abwesenheit eines Priesters, sei es wegen eines anderen vernünftigen Hindernisses.

Die hochwürdigsten Herren Kardinäle, die zum Schutz von Glauben und Sitte bestellt sind, haben auf diesen Zweifel geantwortet: Ja (affirmative), unter folgenden Voraussetzungen:

1. Wenn es sich um Kranke handelt, die schon durch eine Woche das Haus nicht mehr verlassen können;
2. wenn die Zeit und die Häufigkeit des Kommunionempfanges vom Pfarrer oder einem anderen Priester, dem die Seelsorge des Kranken obliegt, bestimmt werden;
3. wenn die schon früher erlassenen Vorschriften bezüglich der eucharistischen Nüchternheit eingehalten werden.

Diese Entscheidung hat der Heilige Vater Papst Johannes XXIII. in der am 20. Oktober 1961 dem hochw. Herrn Kardinalsekretär des Heiligen Offiziums gewährten Audienz bestätigt und deren Veröffentlichung angeordnet. (Dubium des Heiligen Offiziums; Rom am 21. Oktober 1961; „L'Osservatore Romano" Nr. 245 vom 22. Oktober 1961.)

Das genannte offiziöse Organ des Vatikans schreibt dazu in einem kurzen Kommentar unter anderem: Schon verschiedene Male wurde durch päpstliche Schreiben der Kommunionempfang und im besonderen das eucharistische Nüchternheitsgebot geregelt, besonders durch die Apostolische Konstitution „Christus Dominus" vom 6. Jänner 1953 und durch das Motuproprio „Sacram Communionem" vom 19. März 1957. Mit diesen Erlässen waren schon weitgehende Erleichterungen gewährt worden. Trotzdem machten sich dort und da Bestrebungen bemerkbar, die von den genannten Dokumenten gesteckten Grenzen willkürlich noch zu erweitern. Um solche ungerechtfertigte Interpretationen zu unterbinden, erließ das Heilige Offizium das Monitum vom 22. März 1955 und dann das Dekret vom 21. März 1960. Ersteres brachte in Erinnerung, daß die Abendmesse nur erlaubt werden darf in Hinblick auf das allgemeine Wohl der Gläubigen und nicht wegen der Bequemlichkeit weniger Einzelpersonen. Das zitierte Dekret richtete die Aufmerksamkeit auf die genaue Auslegung von Kan. 867 § 4, der bestimmt, daß die Kommunion nur ausgeteilt werden dürfe zu jenen Stunden, in denen die heilige Messe gefeiert werden kann, ausgenommen den Fall, daß eine vernünftige Ursache eine Abweichung angeraten erscheinen läßt. Diese „vernünftige Ursache" wird jetzt sehr selten zutreffen wegen der bemerkenswerten Milderung des eucharistischen Nüchternheitsgebotes. Man gestattete übrigens mit dem genannten Dekret die Austeilung der heiligen Kommunion an die Gläubigen auch in den Nachmittagsstunden ohne Feier einer hl. Messe, wenn nur eine religiöse Funktion oder Feier stattfindet. Dem aufmerksamen Leser des damaligen Dekretes konnte sicherlich ein Gesichtspunkt nicht entgehen: Während einerseits das allgemeine Wohl der Seelen im Blickfeld stand, wurden anderseits geeignete Grenzen festgelegt, um die nötige Handlungsfreiheit der Priester in der Seelsorge zu sichern. Ihr apostolisches Wirken könnte nämlich ernstlich behindert werden durch häufige und nicht immer gerechtfertigte Bitten der einzelnen Gläubigen.

Von der Nachmittagskommunion blieb praktisch bis heute eine Gruppe von Gläubigen ausgeschlossen, der die Kirche immer eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte: es handelt sich um die Gläubigen, die der heiligen Messe oder anderen Funktionen nicht beiwohnen können. Die Antwort, welche das Heilige Offizium auf das diesbezügliche Dubium nunmehr vorlegt, füllt glücklich diese Lücke aus.

Die Ausübung der neuen Vollmacht ist von drei Voraussetzungen abhängig gemacht, die dem „Dubium" beigefügt sind und den Zweck haben, ein für allemal weitere Überschreitungen hintanzuhalten, die leicht vorauszusehen sind und in das seelsorgliche Wirken der Priester neue Verwirrung bringen könnten. Die Ortsordinarien können noch genauere Normen erlassen, die geeignet sind, Unzukömmlichkeiten jedweder Art auszuschalten.

In voller Gültigkeit bleiben, wie eigens vermerkt wird, die Normen für das eucharistische Nüchternheitsgebot der Kranken, die sich nur durch drei Stunden vor der heiligen Kommunion von festen Speisen und alkoholischen Getränken enthalten müssen. Sie können aber nichtalkoholische Getränke und alle Arzneien in fester oder flüssiger Form ohne jede Zeiteinschränkung zu sich nehmen.

Mit dieser vorliegenden letzten Verfügung, so kann mit gutem Recht gesagt werden, sind nun jeder Gruppe von Gläubigen die weitesten Möglichkeiten und Erleichterungen für den Empfang der heiligen Eucharistie, der Kraftquelle für das christliche Leben, gewährt.

Es bleibt zu hoffen, daß die Früchte, die dank der Erleichterungen im letzten Jahrzehnt schon erreicht wurden, sich noch vervielfachen. Es wird aber auch der Wunsch ausgesprochen, die Gläubigen möchten ablassen, stets neue Wünsche und Bitten zu stellen, um noch weiter reichende Dispensen zu erreichen, mit denen man praktisch zur totalen Aufhebung des eucharistischen Nüchternheitsgebotes käme.

Erweiterung des Ablasses für den Besuch der Peterskirche in Rom. Um die Verehrung des Apostelfürsten zu fördern, gewährte der Heilige Vater Papst Johannes XXIII., daß die Christgläubigen, welche den Fuß der Bronzestatue des heiligen Petrus in der vatikanischen Patriarchalbasilika ehrfürchtig küssen und dabei das Gebet „Heiliger Petrus, bitte für uns!" sprechen, einen unvollkommenen Ablaß von drei Jahren gewinnen können, wenn sie wenigstens reumütigen Herzens sind. (S. Paenitentiaria Apostolica vom 5. Juni 1961; AAS, 1961, Nr. 9, S. 521.)

Neues Verzeichnis der geistlichen Vorteile für die Mitglieder des päpstlichen Werkes für Priesterberufe. Der oberste Leiter des päpstlichen Werkes für Priesterberufe, das am 4. November 1941 durch das Motuproprio „Cum Nobis" ins Leben gerufen worden war, erbat für das genannte Werk vom Heiligen Vater folgende Ablässe und Vollmachten: A. Einen vollkommenen Ablaß, unter den gewöhnlichen Bedingungen zu gewinnen: I. von allen, die dieser Sodalität beitreten, am Tage des Beitrittes; II. von den einzelnen Mitgliedern: 1. an folgenden Festen: an den Festen des Herrn und der Mutter Gottes nach Norm von Can. 921 § 1 CIC.; des heiligen Joseph (19. März und 1. Mai); an den Festen der Apostel und Petri Thronfeier (22. Februar); des heiligen Aloisius von Gonzaga, des heiligen Karl Borromäus und zu Allerheiligen, am Titelfest der Sodalität; 2. am „Seminartag" oder am „Tag für Priesterberufe"; 3. an den Quatembertagen; 4. wenn sie gemeinsam an einem Einkehrtag teilgenommen und den Vorträgen andächtig beigewohnt haben; 5. einmal in der Woche, wenn sie täglich ein vom Apostolischen Stuhl approbiertes Gebet um Weckung von Priesterberufen andächtig verrichten.

B. Einen vollkommenen Ablaß in der Todesstunde, von den Mitgliedern zu gewinnen, wenn sie nach Beichte und Empfang der heiligen Kommunion oder wenigstens reumütigen Herzens den heiligsten Namen Jesu mit dem Munde, wenn noch möglich, oder wenigstens im Herzen andächtig anrufen und den Tod geduldig aus der Hand Gottes zur Sühne für die Sünden annehmen. — C. Einen unvollkommenen Ablaß von 300 Tagen, von den einzelnen Mitgliedern zu gewinnen für jedes Werk der Frömmigkeit oder der Nächstenliebe, das sie wenigstens mit reumütigem Herzen verrichten. — D. Die Vollmacht, kraft deren jeder Bischof am Schlusse einer heiligen Funktion, die gelegentlich eines internationalen, nationalen oder diözesanen, von den eigenen Oberen des Werkes veranstalteten Treffens den päpstlichen Segen spenden dürfe, verbunden mit einem vollkommenen Ablaß, der von den Gläubigen gewonnen werden kann, wenn sie nach Empfang des Bußsakramentes und der heiligen Eucharistie diesen Segen andächtig empfangen und auf die Meinung des Heiligen Vaters beten. — E. Das Indult, kraft dessen alle Messen, die von einem Priester zum Heil der Seele eines Mitgliedes, das in der Gnade Gottes gestorben ist, gefeiert werden, so jener Seele von Nutzen sein sollen, wie wenn sie auf einem privilegierten Altar dargebracht würden.

Die S. Paenitentiaria Apostolica hat am 9. Juni 1961 kraft einer besonderen und ausdrücklichen apostolischen Vollmacht diesen Bitten gnädig entsprochen. (AAS, 1961, Nr. 9, S. 521—523.)

Aus der Weltkirche

Von Norbert Miko

Vorstand des Institutes für kirchliche Zeitgeschichte in Salzburg

I. Das 2. Vatikanische Konzil

Im Verlauf des zweiten Zyklus der philosophisch-theologischen Konferenzen in Cortina d'Ampezzo im Sommer 1961 gab der Leiter des Pressesekretariates für das 2. Vatikanische Konzil, Erzbischof Pericle Felici, am 8. August 1961 wichtige Aufschlüsse über das kommende Ökumenische Konzil. Wie schon bei anderen Gelegenheiten betont wurde, hat das Konzil folgende Ziele: Festigung des Glaubens; neue Blüte des christlichen Lebens bei Klerus und

Laien; Angleichung der kirchlichen Disziplin und des C. I. C. an die Erfordernisse der Gegenwart. Dieses „aggiornamento" soll dann die Rückkehr der getrennten Christen erleichtern.

Zur Geschichte des Konzils gab Felici bekannt: Die „fase antipreparatoria" dauerte von Pfingsten 1959 bis Pfingsten 1960. Während dieser Zeit erfolgte die Befragung von 2594 Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen, von 156 Ordensoberen, von 62 höheren Lehranstalten ebenso wie aller wichtigen römischen Behörden. Das Material, das dadurch gefördert wurde, umfaßt 15 dicke Bände, zwei davon machen die Vorschläge und Wünsche der Bischöfe aus. Mit dem Motuproprio „Superno Dei nutu" vom 5. Juni 1960 begann die „fase preparatoria". Es wurden zehn Kommissionen und drei Sekretariate gebildet. Ungefähr 800 Personen arbeiten bei diesen Stellen zusammen. Die Stelle, die die Arbeiten aller Kommissionen und Sekretariate koordiniert und sichtet, ist die Zentralkommission.

Man erfuhr aus den Äußerungen Felicis interessante Details über die Zusammensetzung der Zentralkommission. Sie weist 94 Mitglieder auf, davon 23 aus der römischen Kurie, 4 Ordensgenerale, 5 Mitglieder der Ostkirche, 17 Angehörige europäischer, 11 asiatischer, 9 afrikanischer, 22 amerikanischer und 3 ozeanischer Diözesen. Das hohe Alter vieler Mitglieder und die räumliche Entfernung brachten es mit sich, daß bei der ersten Sitzung der Zentralkommission nur 51 erschienen waren. Das Hauptthema der ersten Sitzung war die Teilnahmeberechtigung am Konzil. Unbestritten ist das Recht der 2000 regierenden Bischöfe. Von den 1000 Titularbischöfen, die an sich keinen Anspruch haben, werden sicher die 300 Apostolischen Vikare und die Apostolischen Präfekten herangezogen werden. Es ist eine offene Frage, ob die großen modernen Orden unberücksichtigt bleiben und nur die Generale der alten Orden vertreten sein sollen. Offen ist auch die Frage der Teilnahme der gültig geweihten, aber getrennten Bischöfe.

Was tatsächlich vor das Konzil kommt, darüber entscheidet der Heilige Vater. Felici deutete auch an, daß es durchaus denkbar wäre, daß der Papst sich bei den Diskussionen des Konzils einer Meinung anschließt, die unter den Konzilsvätern in der Minderheit ist. Ein solcherart zustande gekommenes Gesetz wäre dann natürlich nicht der Beschluß des Konzils, sondern Ausfluß der päpstlichen Gewalt.

Über die Organisation des 2. Vatikanischen Konzils erfuhr man aus dem Munde Felicis noch folgendes: Tagungsort wird das mittlere Langschiff der Peterskirche, offizielle Sprache die lateinische sein, doch wird dafür gesorgt werden, daß die Konzilsväter sich auch ihrer eigenen Sprache bedienen können. Der von Felici genannte Termin (8. Dezember 1962) wird sich wohl nicht einhalten lassen, da manche Kommissionen in ihrer Arbeit noch nicht zu Ende sind. Es kann also Mitte 1963 werden. Aus dem Munde von Kardinal Bea erfuhr man, daß Ende 1962 der früheste denkbare Termin sei.

Über den optimistischen Äußerungen Erzbischof Felicis darf allerdings nicht vergessen werden, daß sich auch kritische Stimmen melden, die die großen Schwierigkeiten hervorheben, die einem Gelingen des Konzils entgegenstehen, ja es vielleicht sogar scheitern lassen könnten. Es deuten sich auch schon gewisse Fronten an, die einander gegenüberstehen werden. Es werden Diskussionen wach, die zwar nicht immer in direktem Zusammenhang mit dem Konzil stehen, die aber deutlich werden lassen, daß viele Fragen in Fluß gekommen sind.

Die Kritik beschäftigt sich zum Beispiel mit den Kommissionen, die sowohl durch ihr Überwiegen des romanischen, besonders des italienischen Elementes als auch durch den Altersaufbau nicht immer glücklich zusammengesetzt seien. Man beklagt den Mangel an Laien als Sachverständigen in den vorbereitenden Kommissionen; man ist unzufrieden mit der Unterrichtung der Öffentlichkeit durch das Pressesekretariat. Ernste Sorgen bereitet weiten Kreisen die Vorgangsweise auf der römischen Diözesansynode. Man könne sie zwar nicht als Parallele zum Konzil betrachten, da auf einer Diözesansynode nur beraten werden könne, doch hätte sogar dieses Element gefehlt. Es war ein feierliches „Spettacolo" — ein Schauspiel, und man fürchtet, daß auch das Konzil eher ein „Spettacolo" denn eine ernste Auseinandersetzung mit den drängenden Zeitproblemen sein wird. Während zum Beispiel vor allem die Länder mit starker nichtkatholischer Bevölkerung eine echte Auseinandersetzung mit den getrennten Christen fordern und für eine korporative Aufnahme nichtkatholischer Kirchen in die katholische eintreten bei weitestgehender Autonomie dieser Einzelkirchen und diese gleichen Kreise auch von einer Reform der katholischen Kirche selbst reden, sprechen sich andere, besonders aus romanischen Ländern, gegen die Idee von „Vereinten Konfessionen" aus (ein Wort des Erzbischofs von Barcelona); die katholische Kirche habe die volle Wahrheit, es könne sich also nur um die Rückkehr zu dieser katholischen Kirche handeln.

Immer mehr schiebt sich die theologische Erörterung über das Wesen des Bischofsamtes in den Vordergrund. Bedeutsam in diesem Zusammenhang ist der Hirtenbrief des Erzbischofs von Cambray, Emile Guerry (Inwieweit geht das Konzil das christliche Volk an?). Guerry

tritt in diesem Hirtenschreiben dafür ein, daß die Bischöfe die Seelsorge in relativer Unabhängigkeit von Rom entsprechend der Mentalität ihres Landes ausüben können, daß im Interesse der Gesamtseelsorge auch die Orden sich einfügen sollen. Betont wird vor allem auch die Kollegialität des Episkopates, womit neben der Achse Rom—Bischöfe—Gläubige eine andere, die früher so wichtige Achse der Bischöfe untereinander, gemeint ist. Dieser letzte Punkt ist auch Gegenstand theologischer Überlegungen Karl Rahners S. J., daß nämlich der einzelne Bischof nicht nur ein Ortsbischof sei, sondern Angehöriger des Bischofskollegiums, das in ihm in einer bestimmten Kirche gegenwärtig sei, so daß man zum Beispiel von einer „Kirche von Trier" sprechen könne. Aufsehen erregte in der jüngsten Zeit auch ein Buch des Bischofs De Smeth, Brügge, das eigentlich ein Hirtenwort ist und zum Thema hat: „Über das Priestertum der Laien." Dieses Buch ist nicht als die Arbeit eines Gelehrten zu betrachten, sondern als Akt der Lehrverkündigung des Bischofs. Er will damit kundtun, daß der Bischof mehr ist als ein Ortsordinarius und Kommentator päpstlicher Kundgebungen oder einer, der in seinen Hirtenschreiben nur die christlichen Grundwahrheiten einzuschärfen hat. Aus all dem scheint hervorzugehen, daß die auf dem 1. Vatikanischen Konzil abgebrochene Diskussion über das Verhältnis von Episkopat und Primat wieder aufgegriffen wird.

Im Schatten des Konzils steht auch die Auseinandersetzung zwischen Professoren des Päpstlichen Bibelinstitutes in Rom und der Lateranensischen Universität. Wie bekannt, gab ein Artikel des Jesuitenpaters Luis Alonso Schökel „Wohin geht die katholische Exegese?" Msgre. Antonio Romeo Anlaß zu einem massiven Angriff gegen das Bibelinstitut und gewisse Strömungen in der Exegese. Romeo schrieb unter anderem: „Für unsere geradlinige, lichtvolle Logik, die aus der griechisch-lateinischen und allgemeinmenschlichen Tradition stammt, ist die Wahrheit entweder oder sie ist nicht. Wir sehen den Konflikt zwischen dem Ja und dem Nein, wie ihn das Evangelium sieht. Aber dieses unser gastliches und sonneerfülltes Rom läßt es sich gefallen, daß nordische Nebelschwaden eindringen, durch die die Wahrheit zugleich zu sein und nicht zu sein scheint." Inzwischen ist am 20. Juni 1961 ein Monitum des Heiligen Offiziums erschienen, in dem die Exegeten aufgefordert werden, „daß sie stets mit der nötigen Klugheit und Ehrfurcht einen so wichtigen Stoff behandeln und dabei immer die Lehre der heiligen Väter, die Auffassung und das Lehramt der Kirche vor Augen haben, damit die Gewissen der Gläubigen nicht verwirrt und die Wahrheiten des Glaubens nicht verletzt werden". Am 24. August 1961 schrieb Kardinal Ruffini einen Artikel im „Osservatore Romano", in dem er in ähnlicher Weise wie Romeo, allerdings ohne beleidigende Äußerungen, zum Problem Stellung nahm. Er hob in diesem Artikel besonders die Arbeit der Exegeten der Lateranuniversität und der „Propaganda Fide" hervor.

Feststeht jetzt schon die Haltung des Moskauer Patriarchates zum 2. Vatikanischen Konzil, das ein „Non possumus" gesprochen hat, und zwar deswegen, weil die Spaltung in der Welt das Konzil in eine Richtung treibe, die mit dem Geiste Christi unvereinbar wäre. Das Moskauer Patriarchat wendet sich auch scharf gegen eine Wiedervereinigung unter der Autorität des Papstes. Da die Russisch-orthodoxe Kirche in allen orthodoxen Gremien und neuerdings auch in der Ökumenischen Bewegung vertreten ist, ist noch nicht abzusehen, wie sehr das der Sache nicht nur der Einigung, sondern auch des Konzils schaden wird.

II. Das Echo auf die Enzyklika „Mater et Magistra"

Dieses ist weltweit. Abgesehen vom katholischen Episkopat, der in allen Ländern die Bedeutung des päpstlichen Sozialrundschreibens hervorgehoben hat, haben sich auch viele nichtkatholische Kreise eingehend mit „Mater et Magistra" befaßt. Sie war Diskussionsgegenstand der Interamerikanischen Wirtschaftskonferenz, sie wurde von Ministerpräsidenten Nehru gewürdigt; in der deutschen, zum großen Teil nichtkatholischen Presse fand sie eine ausgesprochen freundliche Aufnahme. Die „Welt", Hamburg, schreibt zum Beispiel: „Johannes XXIII. hat sich mit seiner Enzyklika viele neue Freunde erworben."

An kritischen Stimmen seien erwähnt: eine Stellungnahme der „Prawda", die die Enzyklika angreift, weil sie einen „Volkskapitalismus" propagiere. In evangelischen Kreisen erkennt man den positiven Wert der Enzyklika voll an, man wendet sich aber gegen den Ausdruck „Mater et Magistra", also gegen den Anspruch auf Belehrung und Führung der Welt. Im Materialdienst des Konfessionskundlichen Institutes (12. Jg., Nr. 4, S. 70 f.) heißt es: „Doch ist angesichts eines so hochgespannten Anspruchs auf Belehrung und Führung der Welt die Diskrepanz zwischen diesem Anspruch und der eigenen Wirklichkeit nicht zu übersehen. Ist es Zufall, daß die sozial zurückgebliebenen Gebiete, deren Zustand in der Enzyklika beklagt wird, gerade die klassisch katholischen Länder, wie Spanien, Italien, Portugal und Südamerika, sind? Während anderer-

seits jene Erfahrungen und Leistungen, die in ‚Mater et Magistra' positiv bewertet und aufgegriffen werden, von traditionell protestantischen Ländern (wie den skandinavischen, Nordamerika, Deutschland etc.) erarbeitet worden sind? Man kann also zunächst nur fragen, wie die römische Kirche dazukommt, sich in der Rolle der Lehrmeisterin aller Völker zu gefallen, während sie doch alle Hände voll zu tun hat, ihren sozialen Lehren und Appellen erst einmal im eigenen Raume Geltung zu verschaffen? Es wäre in der Tat höchst erfreulich und wünschenswert, wenn die neueste Sozialenzyklika dort gehört würde." Zu dieser Kritik ist unsererseits zu bemerken, daß die soziale Rückständigkeit gewisser Gebiete in erster Linie auf Kapitalarmut und diese wieder auf das Fehlen von Bodenschätzen und Industrien zurückzuführen ist. Keineswegs darf man Nordamerika und Deutschland als traditionell protestantische Länder bezeichnen. Gerade in Deutschland ist die soziale Frage im katholischen Westen zuerst aufgerollt worden, während der protestantische Osten zu den sozial rückständigsten Gebieten gehörte. In Nordamerika und in England stand die protestantische und die anglikanische Kirche auf seiten der Besitzenden, während die katholischen Iren der soziale Sauerteig waren. In den skandinavischen Ländern ist die soziale Entwicklung unabhängig von der jeweiligen protestantischen Staatskirche vor sich gegangen. Man darf auch nicht vergessen, daß die romanischen Völker eine ganz andere Auffassung von der Familie und Gesellschaft haben als die germanischen, in denen sich die Industriewirtschaft daher ganz anders entwickeln konnte.

III. Diaspora und Missionen

In Finnland, wo unter einer Bevölkerung von 4,400.000 etwas über 2000 Katholiken leben, wurde im September der erste finnische Priester seit der Reformation geweiht. Bei dieser Gelegenheit traf sich der finnische Katholizismus, der in seinen Reihen eine beträchtliche Zahl bekannter Intellektueller aufweist. In Göteborg (Schweden) wurde eine Niederlassung der Jesuiten gegründet, die vor allem die Betreuung der studentischen Jugend zur Aufgabe hat. Schon bisher wurde P. Gerlach S. J. wiederholt von Uppsala nach Göteborg gerufen, um vor einem interessierten Publikum über religiöse Themen vom katholischen Standpunkt aus zu sprechen.

Die Lage der katholischen Kirche in Nordafrika wird durch die politische Entwicklung immer schwieriger. In Tunis zum Beispiel, wo früher Hunderttausende von Europäern lebten, zum größten Teil Katholiken, ist durch Vertreibung oder Rückwanderung das Kirchenvolk verlorengegangen. Die Kirchen stehen offen, die Geistlichkeit ist zum größten Teil geblieben. Das einzige, was der Kirche noch möglich ist, ist also die Präsenz in diesem Raume. Eine ähnliche Entwicklung wird für Algerien befürchtet, falls es zur Abtrennung von Frankreich kommt. Unter den 9,500.000 Einwohnern Algeriens sind zirka 800.000 bis 900.000 Katholiken, eben das französische Element. In den 130 Jahren französischer Besetzung ist es nicht gelungen, nennenswerte Konversionen vom Mohammedanismus zur katholischen Kirche zu erreichen. Doch muß auch erwähnt werden, daß durch die betonte Zurückhaltung, ja Distanzierung der Kirche im Algerienkrieg das Verhältnis Kirche—Islam im allgemeinen gut ist. Am 20. November 1961 fand die erste Bischofskonferenz im Kongo statt. In Ostafrika (Kenia, Uganda, Tanganjika, Nyassaland) fand eine solche Konferenz schon früher statt, und zwar in Dares-Salam. Dabei wurde der Wunsch der farbigen Bevölkerung nach Freiheit vom Kolonialismus voll unterstützt, allerdings auch auf die Gefahren innerer Zwistigkeiten und falscher Doktrinen hingewiesen. Bischof Kodwo Amissah von Ghana war anläßlich der 50-Jahr-Feier der St.-Petrus-Claver-Sodalität in Amerika. Er erhielt bei dieser Gelegenheit das Ehrendoktorat der katholischen Universität von New Orleans. In Pamplona in Spanien studieren gegenwärtig an der dortigen katholischen Universität, die vom „Opus Dei" betrieben wird, über 100 afrikanische Studenten, vor allem Mediziner und Journalisten.

In Bombay (Indien) wurde ein „Newman-Institut" für religiöse Kultur gegründet, das die Aufgabe hat, besonders unter den indischen Intellektuellen zu missionieren. „Newman-Clubs" existieren an zahlreichen indischen Universitäten. In Karatschi (Pakistan) erklärte der mohammedanische Präsident Ayub Khan anläßlich der Hundert-Jahr-Feier der katholischen höheren Schule St. Patrick, daß die ewigen Grundsätze unwandelbar seien, sie müßten nur auf die moderne Zeit angewandt werden. Der gleiche Präsident war bei der Einweihung der neuen Residenz des Apostolischen Internuntius zugegen, die vor einigen Wochen vollzogen wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde auf die herzlichen Beziehungen zwischen Pakistan und der katholischen Kirche hingewiesen.

Auf der nationalchinesischen Insel Formosa ist in den letzten zehn Jahren ein außergewöhnliches Aufblühen der katholischen Kirche festzustellen. 1950 bestanden zwei Apostolische Präfekturen mit 12.500 Gläubigen, heute hingegen das Erzbistum Taipeh mit drei Suffraganbistümern, dazu drei Apostolische Präfekturen. Die Zahl der Gläubigen hat sich auf 180.000

erhöht, nur zum geringsten Teil durch Einwanderung. 1959 gab es zum Beispiel 49.238 Katechumenen. Die Katholiken werden von 165 chinesischen und 362 ausländischen Priestern betreut. Eine katholische Universität ist im Entstehen. Die Caritas unterhält fünf Krankenhäuser und 50 Ambulanzen. Anläßlich der Errichtung der drei Diözesen richtete der Heilige Vater ein herzliches Handschreiben an Kardinal Tien. In Japan ist ein Zug der Intelligenz zur katholischen Kirche zu bemerken. Das ist wohl zum großen Teil dem Wirken der Jesuitenuniversität in Tokio zuzuschreiben.

IV. Die verfolgte Kirche

In Polen geht der Kampf zwischen Kirche und Staat um den Religionsunterricht fort. Nachdem dieser seit einigen Monaten aus der Schule verbannt ist, haben die Regierungsstellen nun von den Pfarrern die Meldung aller Räumlichkeiten gefordert, in denen Religionsunterricht erteilt wird. Da es sich dabei entweder um Kirchen oder kircheneigene Gebäude handelt, hat Kardinal Wyszynski sich in einem Hirtenschreiben an den Klerus gewandt, diesem Ansinnen der kommunistischen Machthaber keine Folge zu leisten.

Am 2. Oktober 1961 starb in Ungarn Erzbischof Josef Groesz von Kalocsa, der Vorsitzende der ungarischen Bischofskonferenz. Der Verstorbene wurde 1951 wegen Hochverrates zu einer langjährigen Kerkerstrafe verurteilt, später in die Verbannung geschickt. 1956 wurde er nach dem Tode von Bischof Czapik Präses der Bischofskonferenz und ohne Rehabilitierung freigelassen. Wenn Groesz auch der Regierung mancherlei Konzessionen machen mußte, um überhaupt eine Seelsorge zu ermöglichen, so hat er doch im Grundsätzlichen nie nachgegeben und sich vor allem schützend vor den kirchentreuen Klerus gestellt. In Ungarn wurden elf Katholiken, acht Priester und drei Laien, verurteilt, weil sie versucht hatten, eine katholische Jugendbewegung aufzubauen, die nicht vom Staate kontrolliert wird. Man versucht mit allen Mitteln, Zustände hintanzuhalten, wie sie in Polen bestehen und den kommunistischen Staat immer wieder zwingen, zurückzustecken. Die Kirche soll nach dem Plane der Machthaber allmählich verdorren und absterben.

Die Lage in der Tschechoslowakei ist dadurch gekennzeichnet, daß die Bischöfe vom Volk vollkommen isoliert, daß die Orden aufgehoben sind, daß es eine katholische Publizistik nicht gibt, daß der Religionsunterricht behindert wird, daß der Atheismus eine heftige Propaganda betreibt. Da der Klerus dezimiert und ohne Führung ist, ein Teil auch mit dem Kommunismus sympathisiert, wirkt sich diese Propaganda sehr fühlbar aus. Dazu kommt, daß, besonders in Böhmen, das religiöse Leben auch früher schon sehr erkaltet war und der Kommunismus in der CSSR. wohl als einzigem Satellitenstaat eine echte und breite Anhängerschaft hatte. Es besteht die Gefahr, daß das Land über kurz oder lang der Kirche verlorengeht. Anläßlich eines Jubiläums hatte der Heilige Vater an den Prager Erzbischof Beran ein in herzlichen Worten gehaltenes Schreiben gerichtet (publiziert am 6. Juli im „Osservatore Romano"). Der Brief kam als unzustellbar zurück. In Prag fand eine sogenannte „Allgemeine christliche Friedenskonferenz" statt, an der vorwiegend orthodoxe Kirchenfürsten aus dem sowjetischen Machtbereich, evangelische Kirchenmänner aus dem Kreis um Niemöller sowie sogenannte katholische Friedenspriester teilnahmen. Die Konferenz richtete unter anderem heftige Angriffe gegen den Heiligen Stuhl. Zur offenen Kirchenverfolgung in Kuba nahm der Heilige Vater am 20. September 1961 in einer offiziellen Ansprache ausführlich Stellung.

Die Ereignisse des 13. August 1961 in und um Berlin werfen sowohl für die katholische wie für die evangelische Kirche große Probleme auf. Der katholische Bischof von Berlin, Alfred Bengsch, der seinen Wohnsitz im Ostsektor hat, hat größte Schwierigkeiten, mit dem auf dem Westberliner Sektor gelegenen Teil seiner Diözese in Verbindung zu bleiben. Umgekehrt wurde dem Präses der E. K. D., Scharf, die Rückkehr nach Ostberlin verweigert, weil seine Familie im Westen wohnt. Sowohl die katholischen wie die evangelischen Kirchenbehörden haben auf die ungeheuren Schwierigkeiten hingewiesen, denen die Christen in der „DDR" ausgesetzt sind. Die Fuldaer Konferenz der deutschen Bischöfe vom 28. bis 31. August 1961 beschäftigte sich vor allem mit der neuen Lage. Zum ersten Male war es dem ostdeutschen Episkopat unmöglich, an der Konferenz teilzunehmen. Der neue Erzbischof von München, Kardinal Döpfner, hielt eine aufrüttelnde Ansprache über die Lage der Kirche in Ostdeutschland.

In Königstein im Taunus fand vom 2. bis 8. August 1961 eine Arbeitstagung über das Thema „Christliche Soziallehre und kommunistische Sozialpraxis" statt, bei der besonders der ehemalige katholische Bischof von Minsk auf die Gefahren aus dem Osten aufmerksam machte. Zum neuen Direktor der Ostpriesterhilfe wurde der Prämonstratenser Daniel Kets aus Tongerloo bestimmt.

V. Orden

Aus einer neuen Statistik des Jesuitenordens ergibt sich, daß der Orden gegenwärtig 34.687 Mitglieder aufweist, die in 72 Ländern und 2056 Häusern wirken. 18.508 davon sind Priester, 10.378 Scholastiker, 5801 Laienbrüder. Die Jesuiten arbeiten in 77 Missionsterritorien mit 26.422 Missionären. 42 Häuser arbeiten für religiöse und wissenschaftliche Publikationen. Vom Orden werden 25 astronomische Observatorien, 20 seismologische Stationen und 17 Radiostationen betrieben. Der Orden unterhält 146 Bildungshäuser und 82 Universitäten und Universitätskollegien, an denen 148.000 Hochschüler studieren, 348 Mittelschulen mit 242.000 Schülern, 160 Berufsschulen, technische Schulen und Handelsschulen mit 39.000 Schülern.

Zum neuen General der Oblaten vom heiligen Franz von Sales wurde P. William D. Buckley (USA) gewählt. Unter den Mitgliedern des Generalrates ist ein gebürtiger Oberösterreicher, P. Josef Leidenmühler aus Haslach.

VI. Personalia

Am 3. und 4. November 1961 feierte der Heilige Vater Johannes XXIII. den 3. Jahrestag seiner Thronbesteigung und seinen 80. Geburtstag (25. November). Zu diesem Anlaß kamen zahlreiche Sonderdelegationen nach Rom, unter ihnen eine starke österreichische, der unter anderen Bundeskanzler Dr. Gorbach, Außenminister Dr. Kreisky sowie Landwirtschaftsminister Ing. Hartmann angehörten. Bei einem Essen in der österreichischen Botschaft beim Heiligen Stuhl am 4. November erklärte der Bundeskanzler in Gegenwart des Kardinalstaatssekretärs Cicognani, daß sich die herzlichen Beziehungen Österreichs zum Heiligen Stuhl in der nächsten Zeit noch vertiefen würden. Er kündigte an, daß demnächst ein weiterer Abschnitt des konkordatären Vertragswerkes abgeschlossen würde, vor allem der Komplex der Schulfrage. Der Heilige Vater zelebrierte am 3. November im Petersdom eine Messe für die katholische Laienwelt. Den offiziellen Gedenkgottesdienst am 4. November zelebrierte Kardinal Montini von Mailand.

An Stelle des verstorbenen Kardinalstaatssekretärs Tardini ernannte der Heilige Vater am 12. August 1961 den bisherigen Sekretär der Kongregation für die orientalische Kirche, Kardinal Amleto Giovanni Cicognani, zum neuen Staatssekretär. Kardinal Amleto Cicognani ist am 24. Februar 1883 in Brisighella bei Faenza (Romagna) geboren. Seine Gymnasialstudien machte er zuerst in Faenza, dann in Rom, seine theologischen Studien am Apollinare und an der Lateranuniversität in Rom. Am 23. September 1905 wurde er zum Priester geweiht. Von 1921 bis 1932 wirkte er als Professor für Kirchenrecht am Apollinare. Neben seiner Gelehrtentätigkeit war er bei verschiedenen Ämtern an der römischen Kurie beschäftigt. Am 17. März 1933 wurde er zum Apostolischen Delegaten in den USA bestellt und zum Erzbischof von Laodicea ernannt. In den USA wirkte Cicognani bis 1958. In diesen 25 Jahren wurden dort nicht weniger als 25 neue Diözesen und 10 Kirchenprovinzen errichtet. Er trat mit verschiedenen Publikationen in englischer Sprache hervor und wurde mit 16 Ehrendoktoraten ausgezeichnet. Schon im ersten Konsistorium, das Papst Johannes XXIII. abhielt, wurde er zum Kardinal erhoben. Neben seinem Amt als Staatssekretär übt er auch das des Präsidenten der Päpstlichen Kommission für den Vatikanstaat aus.

Der Tod von Kardinalstaatssekretär Tardini, vor allem aber von Kardinal Canali hatte noch zahlreiche andere Personalveränderungen zur Folge. So wurde Kardinal Arcadio Larraona Großpönitentiar, Kardinal Paolo Marella Erzpriester von St. Peter und Präfekt der Kongregation der Fabbrica di San Pietro, Kardinal Alberto di Jorio Propräfekt der Päpstlichen Kommission für den Vatikanstaat, Kardinal Eugen Tisserant Großmeister des Ordens vom Heiligen Grab; Kardinal Paolo Giobbe Kardinalpatron des Souveränen Malteserordens, Erzbischof A. Coussa Prosekretär der Kongregation für die orientalische Kirche.

Am 13. August starb in Wien der Apostolische Nuntius Erzbischof Giovanni Dellepiane. Der Verewigte wurde am 21. Februar 1889 in Genua geboren. Er studierte dort und wurde am 25. Juli 1914 zum Priester geweiht. Zunächst wirkte er als Seelsorger in Genua, dann von 1915 bis 1918 als Militärkaplan. Nach dem ersten Weltkrieg war er in Smyrna tätig, unter anderem als Apostolischer Administrator. Am 18. Juli 1929 wurde er zum Titularbischof von Stauropolis ernannt, am 30. November 1929 vom Präfekten der „Propaganda", Kardinal van Rossum, zum Bischof geweiht. Am 18. Jänner 1930 ging Dellepiane als Apostolischer Delegat nach Belgisch-Kongo. In den 19 Jahren seiner Tätigkeit machte die Missionierung beachtliche Fortschritte. Am 12. Jänner 1949 wurde Erzbischof Dellepiane zum Internuntius in Wien ernannt, am 21. Dezember 1951 zum Nuntius. Die Tätigkeit von Nuntius Dellepiane in Österreich ist gekennzeichnet durch die Auswechslung fast des gesamten österreichischen Episkopates sowie durch die Verhandlungen wegen der Durchführung des Konkordates von 1933/34 bzw. wegen

eines neuen Konkordates. Es war ihm gegönnt, zwei Teilergebnisse des neuen Vertragswerkes zu erleben: den Vermögensvertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und der Republik Österreich und die Errichtung der Diözese Eisenstadt. An Stelle des verstorbenen Wiener Nuntius hat der Heilige Vater Erzbischof Opilio Rossi zu seinem Vertreter in Wien ernannt. Am 1. Oktober 1961 starb im Alter von 87 Jahren Bischof Michael Memelauer von St. Pölten. Er wurde am 23. September 1874 geboren, am 24. Jänner 1897 zum Priester geweiht und am 14. September 1927 zum Bischof von St. Pölten ernannt. Das Begräbnis Bischof Memelauers fand am 6. Oktober unter großer Beteiligung von Klerus und Volk statt.

Am 22. September überreichte der neue österreichische Botschafter beim Heiligen Stuhl, Dr. Johannes Coreth, sein Beglaubigungsschreiben. Bei dieser Gelegenheit erinnerte der Heilige Vater an die Friedensmission Österreichs. Dr. Coreth wurde am 26. November 1912 im ehemaligen Österreichisch-Schlesien geboren und studierte an der Wiener Konsularakademie. 1946 wurde er Legationssekretär in Washington, gehörte von 1948 bis 1951 der politischen Sektion des Außenministeriums an. Von 1951 bis 1954 wirkte er als Legationsrat an der Botschaft in London, bis März 1956 im Generalsekretariat des Außenamtes. Vom März 1956 bis 1961 war Dr. Coreth österreichischer Gesandter und Botschafter in Bern.

VII. Verschiedene Nachrichten

Der Ernst der politischen Lage wurde unterstrichen durch den feierlichen Friedensappell, den der Heilige Vater am 10. September 1961 von Castel Gandolfo aus an die Welt gerichtet hat. Er wurde verglichen mit dem der Vorgänger Johannes' XXIII. bei ähnlichen Krisen in den vergangenen Jahrzehnten. Der Friedensappell wurde ergänzt durch ein Apostolisches Hirtenschreiben vom 29. September, in dem der Papst zum Beten des Rosenkranzes um die Erhaltung des Friedens aufrief.

Der Heilige Vater hat folgende Wissenschaftler zu Mitgliedern der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften ernannt: den Biophysiker Carlos Chargas Filho aus Rio de Janeiro; den Biochemiker Edward Joseph Conway aus Dublin; den Mathematiker Paul Adrien Maurice Dirac aus Cambridge; den Zoologen Sven Hörstadius aus Uppsala; den Physiologen Alberto Muntado aus Lima; den Physiker Louis Leprince-Ringnet aus Paris; den Chemophysiker Sanichiro Mizushima aus Tokio; den Astronomen Jan Hendrik Oort aus Leiden; den Nobelpreisträger für Physik Chandrasekhara Venkata Raman aus Bangalore und den theoretischen Physiker Manuel Sandoval Vallarta aus Mexiko-City.

Eine neue Methode der Seelsorge versucht in Italien der Dominikanerpater Arrighi, indem er sich in den mondänen Kur- und Badeorten Italiens durch zeitgemäße Vorträge und Diskussionen an ein verwöhntes und der Kirche entwöhntes Publikum wendet. So sprachen im Rahmen dieses Unternehmens Erzbischof Felici und Kardinal Confalonieri in Cortina d'Ampezzo über das kommende Konzil.

In Rom feierte am 22. und 23. Oktober 1961 die Erzbruderschaft Sta. Maria della Pietà am Camposanto Teutonico das 500-Jahr-Jubiläum. In der Erzbruderschaft ist die Elite des deutschsprachigen Katholizismus in Rom zusammengefaßt. Seit 1876 besteht am Camposanto Teutonico auch ein Priesterkolleg (gegründet von Anton de Waal). Die Bibliothek des Hauses umfaßt 30.000 Bände, das Museum über 1000 Nummern der christlichen Antike. Wissenschaftlich von großer Bedeutung ist die enge Verbindung des Hauses mit dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft. In diesem Zusammenhang verdienen die Herausgabe der „Römischen Quartalschrift" und die monatlichen wissenschaftlichen Vorträge der Görres-Gesellschaft Erwähnung. Bekannt ist die Fronleichnamsprozession, die im Camposanto Teutonico für die deutsche katholische Gemeinde in Rom stattfindet, sowie die alljährliche Prozession zu Ehren der Martyrer am ersten Sonntag im Juli.

Durch eine großzügige Spende des Kardinals Spellman wird die Mikroverfilmung des Archivs der „Propaganda Fide" ermöglicht. Das Österreichische Kulturinstitut in Rom, dessen Vorgänger, das Österreichische Historische Institut in Rom, vor 80 Jahren gegründet wurde, beschäftigt sich in seinen historischen Arbeiten hauptsächlich mit kirchengeschichtlichen Fragen, so mit den Regesten des Papstes Innozenz III., den Berichten des Nuntius in Deutschland von 1560 bis 1572 und von 1760 an, mit den Acta Salisburgo-Aquilejensia 1342 bis 1378, mit der Frage des Unterganges des Kirchenstaates im Jahre 1870 usw. Der „Osservatore Romano" hat das Wirken des Österreichischen Kulturinstitutes in Rom am 9. August in einem langen Artikel gewürdigt.

Die Richtlinien der deutschen Bischöfe für die gemeinschaftliche Meßfeier sind erschienen. Sie lösen die Richtlinien ab, die im Juli 1942 in Fulda vereinbart worden waren. Grundlagen der neuen Richtlinien sind die Enzyklika „Mediator Dei" und die Instruktion „De

musica sacra et sacra liturgia" vom 3. September 1958. In Köln fand vom 22. bis 30. Juni 1961 der 4. Internationale Kongreß für Kirchenmusik statt. Gegenstand war vor allem die Problematik des Gregorianischen Chorals und die einer einzigen weltweiten Kirchenmusik überhaupt. Es kamen jene Schwierigkeiten zur Debatte, die auf dem 2. Vatikanischen Konzil behandelt werden sollen. In der Schlußsitzung, die in Maria-Laach stattfand, wurden unter anderem folgende Resolutionen angenommen: Es wird gebeten, daß die Verwirklichung der kirchenmusikalischen Gesetzgebung in der Praxis gefördert werde; daß bei den Beratungen des Konzils auch kirchenmusikalische Fachleute konsultiert werden; daß das Konzil für die Erhaltung, Sammlung und Wiederbelebung des orientalischen und byzantinischen Kirchengesanges Sorge trage; daß in den Missionsländern die rechte Verbindung von Volksgesang und Gregorianischem Choral hergestellt werde; daß das Studium der Kirchenmusik gefördert werde; daß die Priester davon dispensiert werden, die gesungenen Texte still mitzubeten. Am 10. September wurde in Speyer in feierlicher Weise das 900-Jahr-Jubiläum des Kaiserdomes begangen. Päpstlicher Legat war Kardinal Franz König aus Wien.

Hundert Jahre nach der Erlassung des Protestantenpatentes in Österreich (7. April 1861) wurde ein Bundesgesetz über äußere Rechtsverhältnisse der evangelischen Kirche in Österreich vom Nationalrat verabschiedet (6. Juli 1961). In diesem Gesetz ist den evangelischen Kirchen, dem Augsburger und Helvetischen Bekenntnis, die volle Autonomie und Gleichberechtigung zugesichert. Von 1869, wo die Protestanten im heutigen Österreich 103.000 Bekenner hatten, stieg die Zahl auf über 200.000 im Jahre 1899 (Los-von-Rom-Bewegung) und auf 414.812 im Jahre 1959 (Zuzug zahlreicher evangelischer Flüchtlinge). Die evangelischen Kirchen verzeichnen im Jahr zirka 2000 Austritte und 3200 Eintritte.

Das neue Gesetz gibt den Protestanten die volle Gleichberechtigung mit den Katholiken und volle Freiheit, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen. Ausdrücklich wird auch die Freiheit des Verkehres mit den ökumenischen Institutionen erwähnt. Die evangelischen Kirchen sind eine Körperschaft öffentlichen Rechtes und genießen den Schutz des Staates, der ihnen in bestimmten Bereichen Rechtshilfe zu leisten hat. Staatsgesetze, die äußere Rechtsverhältnisse der Kirche betreffen, sind ihnen zur Begutachtung vorzulegen. Festgelegt wurden in dem Gesetz auch die Zahlung einer jährlichen Summe von 6,500.000 Schilling als Staatszuschuß, die Rechte der Evangelischen Fakultät in Wien, die Fragen des Religionsunterrichtes an den öffentlichen Schulen, der kirchlichen Jugenderziehung, der Militär- und Krankenhausseelsorge, des Sammlungsrechtes, der Einhebung und unabhängigen Verwendung von Kirchenbeiträgen. Das neue österreichische Protestantengesetz ist ein Modell für eine gerechte Regelung der Lebensverhältnisse von nichtkatholischen Minderheiten in katholischen Ländern.

In Freiburg in der Schweiz fand vom 10. bis 12. Oktober 1961 der 1. Internationale Kongreß für Pastoraltheologie statt. Eine Frucht dieses Kongresses ist die Gründung des Internationalen Zentrums für Pastoraltheologie, dessen Leiter der gegenwärtige Rektor der Universität Freiburg in der Schweiz, Msgre. von Hornstein, ist.

In Spanien kam es zu einem Konflikt wegen der Ordensschulen. Seit einigen Jahren existiert ein Schulgesetz, das die Vorschrift staatlicher Prüfungen auch für die Lehrkräfte der Ordensschulen festlegt. Die Orden haben sich bisher nicht an dieses Gesetz gehalten und sich erst jüngst geschlossen geweigert, sich dem Gesetz zu unterwerfen. Über Drängen verschiedener Kreise, der Falange, der akademischen Lehrerschaft, des Unterrichtsministeriums, aber auch offizieller kirchlicher Kreise, zum Beispiel der Katholischen Aktion, wurde das Gesetz urgiert. Die Orden haben sich an den Heiligen Stuhl um Hilfe gewendet. Der Apostolische Nuntius hat sich anschließend um ein fünfjähriges Moratorium bemüht. Die Angelegenheit ist noch nicht entschieden. Zur Illustration sollen folgende Zahlen dienen: Die Orden verfügen über 977 höhere Schulen (gegenüber 119 staatlichen) mit 83 Prozent der Schüler!

Vom 28. Juni bis 1. Juli tagte in Paris der 14. Weltkongreß der christlichen Gewerkschaften. Sie weisen derzeit 7 Millionen Mitglieder auf, davon über eine Million in Südamerika, 750.000 in Asien, 400.000 in Afrika. In Europa weist Belgien 650.000 Mitglieder auf, die Bundesrepublik Deutschland über 200.000, ebenso viele Österreich; hier allerdings als christliche Fraktion im Verbande des neutralen Österreichischen Gewerkschaftsbundes. In Paris wurde ein Zentrum für Produktion katholischer Televisionssendungen geschaffen, das auch die Herstellung von Lehrfilmen übernehmen soll.

Angaben über das katholische Pressewesen in Nordamerika besagen, daß dort 130 Zeitungen und 376 Zeitschriften mit einer Auflage von insgesamt 28,867.000 erscheinen.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Binder, Dr. Karl, Univ.-Prof., Die Theologenschule von Salamanca und das Aufblühen der Scholastik unter Kaiser Karl V. Sonderdruck aus der Vierteljahrsschrift „Religion, Wissenschaft, Kultur". Herausgegeben vom Präsidium der Wiener Katholischen Akademie. 11. Jg., 1960, Folge III/IV, S. 221–251.

Binder, Dr. Karl, Univ.-Prof., Kardinal Juan de Torquemada über die Eucharistie. (53.) Sonderdruck aus „Der Seelsorger", Wien, 31. Jahr, 1960/61.

Biographisches Lexikon von Oberösterreich. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Bearbeitet von Martha Khil. 7. Lieferung. (124). Linz a. d. Donau, Institut für Landeskunde von Oberösterreich. S. 48.–.

Boekraad Adrian J. and **Tristram** Henry, The argument from conscience to the existence of God according to J. H. Newman. (205.) Louvain 1961, Editions Nauwelaerts. Brosch. 140.– FB.

Bosco Henri, Don Bosco. Ein Leben für die Jugend. Mit einem Vorwort von Daniel-Rops. Die Übersetzung aus dem Französischen besorgte Oswalt von Nostiz. (243.) Luzern 1961, Räber-Verlag. Leinen sfr 14.80.

Dessain Charles Stephen, The Letters and Diaries of John Henry Newman. Edited at the Birmingham Oratory with notes and an introduction. Volume XI: Littlemore to Rome, October 1845 to December 1846. (XXVIII and 363.) London-Edinburgh-Paris-Melbourne-Johannesburg-Toronto and New York 1961, Thomas Nelson and Sons Ltd. Price 63.– net.

Fattinger Josef, Du und die Ewigkeit. Die Bestimmung des Menschen. (96.) – Denken – wissen – glauben. Vernunft und Glaube. (112.) (Reihe: Wort und Weisheit, Bd. I u. II.) Steyr, OÖ., Verlag Wilhelm Ennsthaler. Taschenbuchformat, je Band S 28.–, DM/sfr 4.80.

Fischer Alfons (Herausgeber), Seelsorge zwischen gestern und morgen. (307.) Freiburg 1961, Seelsorge-Verlag. Leinen DM 16.80.

Fittkau Gerhard, Mein 33. Jahr. (Herder-Bücherei, Bd. 104.) (238.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Kart. DM 2.40, sfr 2.90, S 17.30.

Fransen Piet S. J., Gnade und Auftrag, kurzgefaßte Einführung in die Theologie und Gnadenlehre. Aus dem Niederländischen übersetzt von Margit M. Gerrits. (172.) Wien-Freiburg-Basel 1961, Herder. Halbleinen S 52.–, DM/sfr 8.50.

Fries Heinrich, Das Gespräch mit den evangelischen Christen. (175.) Stuttgart 1961, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 6.90.

George Augustin s. m., Rede, Herr! Leitfaden für Bibelleser. Aus dem Französischen übersetzt von Mirjam Prager OSB. Herausgegeben vom Klosterneuburger Bibelapostolat. (148.) Mit vier Kunstdrucktafeln. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. 1961. Kart. S 45.–.

Gründler Johannes, Lexikon der christlichen Kirchen und Sekten. Unter Berücksichtigung der Missionsgesellschaften und zwischenkirchlichen Organisationen. 2 Bde. (XV Seiten, 1378 Spalten, 221 Seiten.) Wien-Freiburg-Basel 1961, Herder. Leinen S 440.–, DM/sfr 78.–.

Hirschberger Johannes, Kleine Philosophiegeschichte. (Herder-Bücherei, Bd. 103.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Verlag Herder. Kart. DM 2.40, sfr 2.90, S 17.30.

Hünermann Wilhelm, Der Apostel von Turin Johannes Don Bosco. (410.) Innsbruck-Wien-München 1961, Tyrolia-Verlag. Leinen S 96.–, DM/sfr 14.80.

Johannes XXIII., So sollt ihr beten. 15 Bildgebetszettel mit den Rosenkranzbetrachtungen, die der Heilige Vater seinem Rosenkranzrundschreiben vom 29. 9. 1961 angeschlossen hat. Graz, Münzgrabenstraße 61, Fatima-Verlag. S 5.–, DM/sfr 1.–.

Kammer Carl, Die Litanei vom kostbaren Blut unseres Herrn Jesus Christus. (Die kirchlichen Litaneien.) (203.) Innsbruck 1961, Verlag Felizian Rauch. Leinen S 96.–, kart. S 84.–.

Kern Walter-**Schierse** Franz Joseph-**Stachel** Günter (Herausgeber), Warum glauben? Begründung und Verteidigung des Glaubens in neununddreißig Thesen. (388.) Würzburg 1961, Echter-Verlag. Leinen DM 16.80.

Kierkegaard Sören, Der Einzelne und sein Gott. Ausgewählt und eingeleitet von Walter Rest. (Herder-Bücherei, Bd. 105.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Kart. DM 2.40, sfr 2.90, S 17.30.

Kinder Ernst, Was ist eigentlich evangelisch? (109.) Stuttgart 1961, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 5.80.

Kranz Gisbert, Bischof Ketteler. Ein Lebensbild. (80.) Augsburg 1961, Winfried-Werk. Kart. DM 3.80.

Lentner L.-Singhoffer F. X.-Hofstaetter F., Skizzen zur Katechese mit dem Katechismus der Katholischen Religion in Lehrstücken. (VIII u. 366.) Wien 1961, Verlag Herder. Halbleinen S 88.—, DM/sfr 14.—.

Martin Céline, Schwester Geneviève vom Heiligsten Antlitz, Meine Schwester Therese. Aus dem Französischen übertragen von Martha Schmitz. (258.) Wien-München 1961, Verlag Herold. Leinen S 58.—.

Mayr I. Adalbert C.S.V., Peculium and simple vows. (A dissertation.) (XII—104.) Rome 1961, Pontificium Athenaeum Angelicum Facultatis Iuris Canonici.

Mirgeler Albert, Rückblick auf das abendländische Christentum. (173.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 9.80.

Naegele, P. Beda, Hilfe auf dem Weg. 365 Worte. (192.) München 1961, Verlag Ars sacra. Kunstleder DM 7.50.

Neher, Prof. Dr. André, Dein verkannter Bruder. Ein Jude sieht uns Christen. (Lebendige Kirche. Bildhefte, herausgegeben von P. Ernst Schnydrig und P. Dr. Ernst W. Roetheli.) (24.) Reich illustriert. Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag. Einzelheft DM —.90; Jahres-Abonnement (6 Hefte) DM 5.50.

Overhage Paul-Rahner Karl, Das Problem der Hominisation. Über den biologischen Ursprung des Menschen. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier, 12/13.) (400.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Engl. brosch. DM 19.80.

Pastoral der heiligen Messe heute. Richtlinien für die seelsorgerische Gestaltung der Meßfeier in den Bistümern Frankreichs. Zum Gebrauch für den Klerus. (64.) Essen 1961, Ludgerus-Verlag Hubert Wingen KG. Kart. DM 4.20.

Radó Polycarpus O.S.B., Enchiridion Liturgicum, complectens theologiae sacramentalis et dogmata et leges iuxta novum Codicem Rubricarum. 2 tomi. (XVI u. 1522.) Romae-Friburgi Brisg.-Barcinone 1961, Herder. Brosch. Lire 8800, DM 70.40; Leinen Lire 10.500, DM 84.

Rathgeber Alphons Maria, Kirche und Leben. Ein Buch von der Schönheit und Segenskraft der Kirche. (544.) — Maria, wir rufen zu dir. Ein Buch von Unserer Lieben Frau und ihren Gnadenstätten. (448.) Kempten im Allgäu 1960, Verlag Albert Pröpster. Auslieferung für Österreich: Rudolf-Trauner-Verlag, Linz/Donau. Leinen mit zahlreichen Bildern, je Band S 298.—.

Reuß Josef Maria, Geschlechtlichkeit und Liebe. Sexualpädagogische Richtlinien und Hinweise. (136.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 7.80.

Röhrig Floridus, Miniaturen zum Evangelium von Heinrich Aurhaym. (Handschrift Nr. 4 der Klosterneuburger Stiftsbibliothek.) Klosterneuburger Kunstschätze, Band I. 64 Seiten, 24 Original-Farbwiedergaben auf Kunstdruckpapier. 1961. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. S 87.—, sfr/DM 16.50.

Römer Maria, mosaik 62. Ein Taschenkalender für katholische Mädchen. (128.) Mit Bildern. München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Plastik DM 1.—.

Rudolf, Prälat Dr. Karl (Herausgeber), Die Kirche und die Mächte der Welt. Seelsorge für morgen. Weihnachts-Seelsorger-Tagung 27.—30. Dez. 1960. (169.) Wien 1961, Seelsorger-Verlag Herder. Kart. S 45.—, DM/sfr 7.50.

Schmale Franz-Josef, Forschungen zum Schisma des Jahres 1130. (Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht. Herausgegeben von H. E. Feine, J. Heckel und H. Nottarp. 43. Band.) (VIII u. 312.) Köln-Graz 1961, Böhlau-Verlag. Brosch. DM 28.—.

Schurr, Prof. Dr. Viktor-**Baumann** Richard-**Dirks** Marianne-**Lissner,** Dr. Anneliese, Konkrete Wünsche an das Konzil. (95.) Kevelaer 1961, Verlag Butzon & Bercker. Kart. DM 2.80.

Stillere Weihnacht. Weihnachtserzählungen und Gedichte österreichischer Autoren. (196.) Steyr 1961, Verlag Wilhelm Ennsthaler. Geb. S 58.—, DM/sfr 9.80.

Widder Erich, Glanz des Ewigen. Sakrale Kunst in Österreich. 59 Seiten Text, 154 ganzseitige Abbildungen, davon 14 Vierfarbenbilder. Linz, OÖ. Landesverlag. Geb. S 228.—, DM 38.50.

Wirth Paul, Der Zeugenbeweis im kanonischen Recht unter besonderer Berücksichtigung der Rechtsprechung der Römischen Rota. (287.) Paderborn 1961, Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 28.—.

Zeller Hermann S. J., Licht über der Woche. (80.) München 1961, Verlag Ars sacra. Kart. DM 5.20.

„Analecta OSBM"

Baran Alexander, Metropolia Kioviensis et Eparchia Mukačoviensis. Ed. 2. (XII—111.)

Bilanych Joannes, Synodus Zamostiana an. 1720 (eius celebratio, approbatio et momentum). Ed. 2. (XVI—127.)

Stasiw Myron, Metropolia Haliciensis. (Eius historia et iuridica forma.) Ed. 2. (XVIII—239.) Series II, Sectio I: Opera. Vol. X—XII. Romae 1960, PP. Basiliani. Via Icilio 40 (Piazza S. Prisca).

Kleinschriften

Verlag Christkönigsbund, Miltenberg am Main

Pauleser, P. Saturnin O.F.M.: Der Dritte Orden — ein Seelsorgshelfer unserer Zeit. 2. erweiterte Auflage. (30.) — Christentum im Angriff. Hindernisse und Voraussetzungen. — Mittel und Wege. — Alle sind gerufen! — Das Werden des Laienapostels. (Laienapostolat heute IV—VII.) Je Heft 32 Seiten, bebildert, DM —.50.

Seelsorge-Verlag, Freiburg im Breisgau
Kleine Schriften zur Seelsorge (Heft 1—4)

Böhringer Hans-**Ringel** Erwin-**Zimmermann** Otto, Psychologisches zur Krankenseelsorge. (50.)

Hopfenbeck Gabriel, Die Krankenbeichte. (28.)

Pfab Josef, Reversion und Konversion. Kirchenrechtliches für die Krankenseelsorge. (38.)

Stenger Hermann, Der Glaube in der Entscheidung. Versuch einer Antwort auf die Glaubenskrise der heutigen Jugend. (36.)

Freiburg im Breisgau 1961. Jedes Heft in zellophanierter Broschur DM 1.80.

Zeitschriften

Analecta Ordinis S. Basilii Magni. Romae, Sumptibus PP. Basilianorum — Via Icilio 40 (Piazza S. Prisca).

Informationen des Deutschen Caritasverbandes — Pressedienst. Herausgegeben von der Presseabteilung des Deutschen Caritasverbandes e. V. Freiburg i. Br., Werthmannhaus.

Korrespondenz des Priester-Gebetsvereines „Associatio Perseverantiae Sacerdotalis". Wien IX., Boltzmanngasse 9.

St.-Josef-Korrespondenz. Mitteilungen des österreichischen St.-Josef-Priestervereines an seine Mitglieder und Freunde. Auslieferung: Veritas, Linz, Harrachstraße 5.

The Irish Theological Quarterly. Edited by Professors of the Faculty of Theology, St. Patrick's College Maynooth.

Buchbesprechungen

Philosophie

Biologie und Gottesglaube. Der Gottesgedanke in der wissenschaftlichen Biologie von heute. Von Johannes Haas S. J. (208.) Berlin 1961, Morus-Verlag. Brosch. DM 7.60, Leinen DM 9.60.

Von Joh. Haas konnten hier bereits mehrere wertvolle Bücher über biologische und naturphilosophische Probleme rühmend angezeigt werden. Nun reiht sich ein neuer Band an. In den eingehenden biologischen Darstellungen kann sich der Verfasser auf seine eigenen Zellforschungen stützen, die bereits weithin Anerkennung gefunden haben. Mit großer Sorgfalt werden die entsprechenden naturphilosophischen Begriffe und Schlüsse herausgearbeitet. Man sollte meinen, daß sie auch auf hartgesottene Positivisten, wie es die meisten modernen Biologen immer noch sind, Eindruck machen müßten. Die unmittelbare Nähe des kämpferischen Atheismus an seiner Berliner Wirkungsstätte war wohl auch der Anlaß, daß der Verfasser besonders ausführlich der Frage nachgeht, warum gerade in der Biologie rein materialistische Auffassungen aufkommen konnten und unter der Tarnung „progressiver Wissenschaftlichkeit" propagandistisch so wirksam erscheinen. Die Beweise des Verfassers für die notwendige Annahme eines überstofflichen Faktors in den Organismen (ganz allgemein genommen) sind überzeugend. Denn wenn auch die organischen Lebensabläufe durchgehend an materielle Strukturen gebunden sind, so geht

doch die Bildung dieser Strukturen selbst nach den gegenwärtigen chemischen und physikalischen Kenntnissen über das Vermögen des rein Materiellen wesentlich hinaus.

An einem Satze (S. 11) könnte sich freilich ein besonders kritischer Leser etwas stoßen: „Sollte es gelingen nachzuweisen, daß das organische Leben ein rein materielles Phänomen und durch das alleinige Wirken materieller Kräfte entstanden ist, so gäbe es für die Existenz einer immateriellen Geistseele und eines überweltlichen Schöpfergottes keinen Platz mehr." Müßte hier nicht doch etwas schärfer unterschieden werden zwischen reinem Leben, sinnenhaftem Er-leben und geistigem Bewußtsein? Wäre es ganz undenkbar, daß sich bloßes Leben auf Grund einer in die Materie vom Schöpfer hineingelegten Tendenz unter den besonderen Umweltsbedingungen der Urzeit habe herausbilden können? Eine unübersteigbare „Entwicklungsgrenze" scheint doch erst beim Übergang vom Leben zum Er-leben und vollends zum geistigen Bewußtsein deutlich zu werden. Natürlich wäre auch eine solche unter bestimmten Bedingungen „hineingelegte" Entwicklungstendenz kein „rein materielles Phänomen" mehr und forderte eine göttliche Schöpfertat. Das kann man in jenem Satz eingeschlossen denken. Aber ein noch genaueres Eingehen auf die genannten Unterscheidungen würde der Möglichkeit eines Mißverständnisses vorbeugen. Bei einer Neuauflage, die sicher zu erwarten ist, könnte das leicht berücksichtigt werden. Im übrigen sei dem rührigen Berliner Morus-Verlag für dieses im besten Sinne aktuelle Buch besonders gedankt.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Mythen, Träume und Mysterien. Von Mircea Eliade. Aus dem Französischen übertragen von Michael Benedikt und Matthias Vereno. (Reihe: Wort und Antwort, Bd. 25.) (344.) Salzburg 1961, Otto Müller Verlag. Leinen S 88.—.

Der aus Bukarest stammende und derzeit an der Universität Chicago wirkende Verfasser zählt zu den führenden Religionswissenschaftlern. Ein Blick in die moderne religionswissenschaftliche Literatur läßt erkennen, daß die ursprünglichen Grenzen zwischen der Religionswissenschaft, der Tiefenpsychologie, Soziologie und Ethnologie heute weithin verwischt sind. Das Hauptbemühen Eliades zielt deshalb darauf, jene Grenzen wieder klarzulegen, um ein ersprießliches Arbeiten auf dem so heiklen Gebiete der Religionswissenschaft zu ermöglichen. Wenn auch in den Träumen vielfach Motive mythischer und religiöser Natur auftauchen, so unterscheiden sich doch Mythus, Traum und Mysterium schon seinshaft wesentlich voneinander. Geistige Welten lassen sich nicht dadurch „erklären", daß sie auf vor-geistige Ursprünge zurückgeführt werden. Anderseits läßt der Symbolreichtum der archaischen Religionen wie der Hochreligionen erkennen, daß das „Sein" und das „Heilige" einander enge berühren, bei aller Transzendenz des Heiligen selbst. So bleibt auch für echte „Offenbarung" Raum, und der Übergang von der Religionswissenschaft zu biblischer Theologie ist keineswegs durch unentwirrbares Wurzelgeflecht verbaut.

Dem Buche des erfahrenen Autors kommt gerade in einer Zeit der urplötzlichen Begegnung des Abendlandes mit der Fülle uns so fremder Kulturen neuerwachter Völker aus aller Welt eine besondere Bedeutung zu.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Bibelwissenschaft

Die Texte vom Toten Meer. Erste deutsche Gesamtübertragung von Dr. Johann Maier. Bd. I: Übersetzung, Bd. II: Anmerkungen. (190 u. 232.) München-Basel 1960, Ernst-Reinhardt-Verlag. Leinen DM 24.—.

Dankbar werden Theologen und bibelinteressierte Laien nach dieser Übersetzung aller bisher veröffentlichten Qumran-Texte greifen. Bei der Übersetzung der Texte hält der Verfasser, wie es richtig ist, die Mitte zwischen einer sklavisch-wörtlichen und einer allzu freien Übertragung. Textlücken und ihre Ausfüllung, Textverbesserungen und erläuternde Zusätze sind mittels eines wohlüberlegten Klammersystems gewissenhaft eingetragen; ihre Begründung wird im Anmerkungsband nachgewiesen, wo auch fallweise auf bisher vorgelegte verschiedene Übersetzungsvorschläge eingegangen wird. Das dort im Anhang untergebrachte Verzeichnis der eingesehenen Qumran-Literatur (die zur Zeit schier unübersehbar geworden ist!) weist in kluger Beschränkung alle wichtigen einschlägigen Publikationen aus. Ebendort sind Namen-, Sach- und Schriftstellenregister wie auch eine Zeittafel zweckmäßig beigegeben.

Im Sachregister wäre der besondere Hinweis mit fetten Seitenzahlen auf die zahlreichen, im Anmerkungsband eingestreuten und durchwegs vortrefflichen längeren Ausführungen über wichtige Qumran-Fragen ebenso vorteilhaft gewesen wie die einheitliche Anbringung der Schrifthinweise als Fußnoten bloß im Textband, wo zudem die Einsatzpunkte für die jeweils dazu-

gehörigen Anmerkungen zu markieren gewesen wären, um zu vermeiden, daß letztere eventuell übersehen werden. Unbeschadet der eben genannten kleinen Mängel rein praktischer Art, deren Behebung in einer Neuauflage zu überlegen wäre, scheint die vorliegende Übersetzung, falls die im Fluß befindliche Qumran-Forschung nicht noch grundlegend neue Ergebnisse bringt, dem im Geleitwort ausgesprochenen Wunsche gemäß tatsächlich alle wesentlichen Voraussetzungen zu erfüllen, um die deutsche Übersetzung der Qumran-Texte zu werden.

Graz F. Zehrer

Vier Evangelisten — vier Welten. Von Jean Paillard. Aus dem Schwedischen übersetzt von Rita Öhquist. (196.) Frankfurt am Main 1960, Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 9.80.

Man hat einmal gemeint, um der Lehre von der Inspiration willen könne oder müsse man möglichst absehen von der menschlichen Persönlichkeit des Hagiographen. Heute geht man gerne einen anderen Weg. Die genaue Kenntnis des menschlichen Werkzeuges läßt uns ja erst klarer erkennen, was Gott uns in diesem bestimmten Buch der Heiligen Schrift hat sagen wollen. Das Werk, das sich auch in der Übersetzung angenehm und spannend liest, geht der schriftstellerischen Eigenart der Evangelisten nach. Nicht nur der Stil, auch die Auswahl und die Darstellung des Stoffes werden weithin durch die Persönlichkeit des Schreibenden, aber auch durch die vorherrschende Absicht und durch den zuerst ins Auge gefaßten Leserkreis bestimmt. Dem Leser des Evangeliums erschließen sich durch die vorliegende Arbeit ungeahnte Schönheiten und Feinheiten des heiligen Buches. Jedem gebildeten Christen wird ihre Lesung Nutzen und Freude bringen.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Kirchengeschichte und Patrologie

Längst hätten wir uns bekehren müssen. Die Reden des Photius beim Russenangriff auf Konstantinopel 860. Von Rudolf Graber. (68.) Innsbruck 1960, Verlag Felizian Rauch. Leinen S 45.—, DM/sfr 7.50.

Diese Schrift ist eine Jubiläumsgabe. Im Jahre 860, also vor 1100 Jahren, belagerten ganz plötzlich die zügellosen „Rhos", die aus dem Osten kamen, die Stadt Konstantinopel; aber ebenso plötzlich zogen sie ohne ersichtlichen Grund von der wehrlosen, schon kapitulationsbereiten Stadt wieder ab. Photius war damals Erzbischof und Patriarch. Bei der Abwesenheit des Kaisers wurde nun er der Führer des Volkes und wuchs in dieser Rolle zu hervorragender Größe auf. In flammenden Worten rief er während der Belagerung der Stadt im Monat Juni zur Buße auf und hielt nach dem Abzug der Feinde im Juli eine ebenso wortgewaltige Dankpredigt, in welcher er dieses Wunder der Errettung der Fürbitte Mariens zuschrieb, deren Kleid man in einer Bittprozession durch die Stadt geführt hatte. Konstantinopel wurde zum rettenden Bollwerk des von Sarazenen und Normannen bedrohten Abendlandes und der schon vollständig eingeschnürt erscheinenden abendländischen Christenheit. Herrlich ist die Sprache dieser Homilien, die hier erstmalig in vollständiger deutscher Übersetzung vorliegen und zeigen, welche Kraft in der Ostkirche steckt. Ebenso wertvoll scheint uns auch die Einleitung mit der Darstellung der Situation Europas im 9. Jahrhundert und einer Würdigung des Patriarchen Photius, der ja in der Geschichte bisher eine verschiedene Beurteilung fand. Das angekündigte Konzil, die Bestrebungen um die Wiedervereinigung der Ostkirchen und die kürzlich erfolgte Wiederauffindung verschollener Schriften aus seiner Hand bringen uns diesen gelehrten Patriarchen erneut näher. Perspektiven und Vergleiche zur heutigen Situation der Bedrohung der Kirche und des Abendlandes aus dem Osten und der Zusicherung der Errettung durch die Fürbitte Mariens klingen hier an und drängen sich auf, wenn sie auch nicht direkt ausgesprochen werden. Dem Freund ostkirchlicher Geschichte und marianischer Theologie ist dieses Büchlein eine willkommene Gabe.

Linz a. d. D. Peter Gradauer

Il Complesso monumentale di Sant' Agnese e di Santa Costanza. A. P. Frutaz. Roma 1961, Tipografia Vaticana.

Mit souveräner Kenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge und der einschlägigen Literatur schildert der verdiente Generalrelator der Historischen Sektion der Ritenkongregation, Prälat Amatus Petrus Frutaz, bekanntlich Bearbeiter der italienischen Ausgabe der „Histoire de l'Église" von Fliche-Martin und Herausgeber der Enciclopedia cattolica, die vita und passio sanctae Agnetis, trennt mit sicherer Hand Legende von gut bezeugter Überlieferung und beschäftigt sich mit der liturgischen Verehrung der Heiligen. Er schildert dann die Entwicklung des Bauwerkes, beginnend mit dem Friedhof, der Basilika aus der Zeit Konstantins und schließ-

lich dem Bau unter Papst Honorius I. (625—638). Auf diese Weise wird das Büchlein auch zu einem kleinen Repertorium der Kirchengeschichte, zumal auch noch die Betreuer und Protektoren des Heiligtums behandelt werden. (Benedikt X., der Gegenpapst des Jahres 1059, wurde zum Beispiel hier interniert und beigesetzt). Jede Stilperiode bewirkte bauliche Veränderungen. Wertvolle Stücke wurden fortgebracht. So ließ Sixtus V. die Bronzetüren einschmelzen, um aus ihnen die Kolossalstatue des heiligen Petrus gießen zu lassen, die am 28. September 1587 auf die Trajansäule gesetzt wurde. Pius VI. bereicherte das von ihm eingerichtete Museum auch durch Bestände, die aus St. Agnes stammten.

Dem Verfasser eignet eine profunde Kenntnis der Quellen. Es ist in dieser Untersuchung durch die Zusammenstellung der archäologischen Ergebnisse mit den Nachrichten des erst später verfaßten Liber pontificalis auch gelungen, dessen Glaubwürdigkeit zu bekräftigen. Die Ausstattung des Buches mit einer Reihe von Bildtafeln, die im allgemeinen am Ende eingeordnet sind, bedeutet ebenso eine wertvolle Bereicherung wie die kurze Zusammenfassung in französischer, englischer, spanischer und auch deutscher Sprache. So überraschend es klingen mag, es scheinen in der vorliegenden Untersuchung auch Verbindungen zwischen Agnes und Österreich geknüpft, nämlich durch die Handschrift von Klosterneuburg, die einen Text aus dem 8. Jahrhundert enthält, und die Angabe, daß Pius X. der Kirche einen Kelch geschenkt hat, den ihm eine (leider ungenannte) Erzherzogin von Österreich zuvor gewidmet hatte.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Aurelius Augustinus, Die Größe der Seele. — De quantitate animae liber unus. Erste deutsche Übertragung von Carl Johann Perl. (134.) Paderborn 1960, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 7.—, Leinen DM 9.40.

Dieses Buch des heiligen Augustinus gehört zu den Frühwerken. Es ist um 380 in Rom entstanden. Nachdem Augustinus sich schon vorher in den Soliloquien und in der Schrift „De immortalitate animae" mit der Unvergänglichkeit der menschlichen Seele beschäftigt hatte, behandelt er noch eingehender in diesem Buche die Substantialität und Immaterialität der Seele. Er tut dies in der Form des Dialoges, den er mit seinem Freunde Evodius führt. Quellen sind ihm Plato, Aristoteles, Plotin und Tertullian. Unter „quantitas" der Seele versteht er deren Macht und Kraft. Als Einführung für seinen Schüler Evodius dienen ihm die geometrischen Figuren (Linie, Dreieck, Quadrat, Rhombus und Kreis). Hierauf beweist er mit großem Scharfsinn und gewandter Dialektik Substantialität und Immaterialität der Seele. Schließlich behandelt er die sieben Stufen (Funktionen) der Seele. Die erste Stufe ist Augustin die vegetative, die zweite die animalische, die dritte die geistige, die vierte besteht darin, daß sie sich über die Welt selbst hinwegsetzt und ihre Güter nicht für die eigenen hält. Die fünfte Stufe bildet die volle Freude in sich selbst, die keine Furcht mehr kennt. Die sechste Stufe ist das Verlangen nach der Einsicht dessen, was im wahrsten und höchsten Sinne „ist". Die siebente Stufe stellt schließlich eine Art Bleibe im Betrachten der Wahrheit dar. Das Werk stellt an den Leser keine geringen Anforderungen. Perl bietet eine musterhafte, schöne Übersetzung. Eine gediegene Einführung und Anmerkungen sind beigegeben. Wenn wir auch heute die Immaterialität der Seele methodisch anders beweisen als Augustinus, so ist seine Schrift doch für Philosophen und Psychologen wertvoll und interessant.

Schwanenstadt (OÖ.) Dr. Franz Neuner

Aurelius Augustinus, Der christliche Kampf und Die christliche Lebensweise. Übertragen von P. Andreas Habitzky OESA., eingeleitet und erläutert von P. DDr. Adolar Zumkeller OESA. (VII u. 85.) Würzburg 1961, Augustinus-Verlag. Pappbd. DM 12.—.

Die Augustiner-Eremiten geben die moraltheologischen Schriften des heiligen Augustinus in deutscher Übersetzung heraus. Vorliegendes Bändchen enthält den „Christlichen Kampf" (De agone christiano) und die „Christliche Lebensweise" (De disciplina christiana). Beide Schriften stammen aus der bischöflichen Zeit unseres Kirchenvaters. Die erste ist ein Glaubensbekenntnis, das gegen die Irrtümer des Manichäismus und Donatismus, aber auch gegen andere Irrlehren und Schismen zur Zeit des heiligen Augustinus gerichtet ist. Die zweite Schrift ist eine Sittenpredigt, die vornehmlich das Liebesgebot in scharfsinniger Weise behandelt. Die Übersetzung ist musterhaft. Das Büchlein ist mit einer gediegenen Einleitung und ausführlichen Erläuterung versehen. Die „christliche Lebensweise" kann auch für Katechese und Predigt herangezogen werden.

Schwanenstadt (OÖ.) Dr. Franz Neuner

Aurelius Augustinus, Enchiridion de fide, spe et caritate — Handbüchlein über Glaube, Hoffnung und Liebe. Text und Übersetzung mit Einleitung und Kommentar herausgegeben

von Joseph Barbel. (Testimonia. Schriften der altchristlichen Zeit, Bd. I.) (256.) Düsseldorf 1960, Patmos-Verlag. Leinen DM 19.80.

Mit der Herausgabe des Enchiridion des heiligen Augustinus hat die Buchreihe „Testimonia" einen guten Start gemacht. Die Edition bringt den ungekürzten lateinischen Originaltext nach der Maurinerfassung, daneben eine flüssige deutsche Übersetzung und einen ausgezeichneten Kommentar, der bestens in die augustinische Theologie einführt und auch auf die Fehlentwicklungen mancher Ansicht hinweist. Ausgedehntere Fragen finden ihre Behandlung in Exkursen am Schluß des Bandes. Die Einleitung mit den literarischen Daten, mit einer Zusammenfassung und Wertung des Inhalts und einer Übersicht über alle bisherigen Ausgaben und Übersetzungen des Enchiridion und ein sich auf den Kommentar beziehendes Register vervollständigen das Werk.

Es wäre sehr zu wünschen, daß es der neuen Schriftenreihe „Testimonia" vergönnt sei, jenen Mangel beheben zu helfen, von dem Günther Stachel im „Hochland" einmal sagt: „Hier mangelt es jedoch in Deutschland zum Teil noch an den einfachsten Hilfsmitteln, welche beispielsweise der junge Neutestamentler für sein Fach in reichem Maße vorfindet."

Schwaz (Tirol) Bonifaz Madersbacher OFM.

Fundamentaltheologie

Ursprung der Religion. Ergebnisse der vorgeschichtlichen und völkerkundlichen Forschungen. Herausgegeben von Paul Schebesta. (264.) Mit 33 Abbildungen auf 15 Bildtafeln im Text und einer Karte. Berlin 1960, Morus-Verlag. Kart. DM 14.80, Leinen DM 17.80.

Die Frage nach dem Ursprung der Religion beschäftigt schon jahrhundertelang die Gelehrten der verschiedensten Fachgruppen. Wer aber den neuesten Stand des Wissens auf diesem Gebiete kennenlernen will, greife zu diesem Buch.

Im Missionshaus St. Gabriel bei Mödling hat sich eine Gruppe von Gelehrten unter Führung von Paul Schebesta, dem Erforscher der Pygmäenkultur, zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengetan. Das Ergebnis ihrer Tätigkeit liegt nun in diesem stattlichen Bande vor. Sie wandeln alle in den Spuren ihres großen Lehrers Dr. Wilhelm Schmidt, der im 1. Bande seines gewaltigen Werkes „Der Ursprung der Gottesidee" die Methode festgelegt hat, nach der bei der Lösung dieses Problems vorgegangen werden muß. Urgeschichte und Ethnologie müssen sich bei diesem Unternehmen ergänzen. Weil aber seit dem Hingang des berühmten Gelehrten die Zeit und auch die Forschung nicht stehengeblieben ist, so darf es nicht überraschen, daß die Verfasser in manchen Stücken über Schmidt hinausgelangt sind, seine Aufstellungen ergänzen und teilweise berichtigen. Sie geben zu, daß Schmidt vielleicht gegenüber dem kausal-logischen Denken das „irrationale" Moment in der Religion etwas zu sehr vernachlässigt hat. Auch läßt sich seine Kulturkreislehre nicht mehr in allen Stücken aufrechterhalten. Den Ausdruck „Urmonotheismus", der zu Mißverständnissen führen könnte, möchten sie durch „Hochgottglauben" ersetzen. Dies beweist nur die ehrliche Forscherarbeit, die hier geleistet wird.

Besonders ausführlich setzen sich die Verfasser mit den Anhängern von Marx und Engels auseinander, die noch immer behaupten, daß der Urmensch religionslos gewesen sei, daß die Religion als ein Produkt sozialer Spannungen bezeichnet werden müsse und mit deren Verschwinden von selbst verschwinden werde. Sie verwahren sich dagegen, daß man ihren Forschungen rein apologetische Interessen unterschiebt, als ob sie aus dem Ursprung der Religion das Christentum begründen möchten. Es wäre der Fehler der Gegner mit umgekehrtem Vorzeichen.

Der reiche Inhalt kann in einer kurzen Besprechung nicht annähernd zur Kenntnis gebracht werden. Es sei nur hingewiesen auf den Abschnitt I, 3 (Wie äußert sich die Religion?), in dem über das Gebet, die Opfer und die Mythen der primitiven Völker sehr Wesentliches gesagt wird. In dem Abschnitt II, 3 (Forschungsergebnisse der Völkerkunde), in dem wir Ausführliches über den Hochgottglauben dieser Völker lesen, wird teilweise ganz neues Material geboten. Aber auch die Kapitel, die über den Ursprung, das Wesen und die Entwicklung der Religion handeln, bringen schon Bekanntes in neuer, abgerundeter Form, ja in ganz neuer Sicht.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Überlieferung und Offenbarung. Die Lehre von der Tradition nach John Henry Newman. Von Günter Biemer. (256.) Freiburg 1961, Verlag Herder. Kart. DM 18.—.

Das Lebenswerk J. H. Newmans, das in einer 40 Bände umfassenden englischen Ausgabe vorliegt und neben größeren Werken eine große Zahl von Abhandlungen, Predigten und Briefen enthält, regt immer wieder junge Gelehrte zu Spezialarbeiten an, wobei aus dem ungemein vielseitigen Schaffen des großen Kardinals jeweils ein Teilgebiet herausgehoben wird. Der Verfasser des obengenannten Buches stellt dar, wie in Newman allmählich die Erkenntnis heranreifte, daß neben der Bibel noch die in der Kirche sich immer mehr entfaltende Überlieferung

als Glaubensquelle gelten müsse, wodurch die Konversion für ihn zur Notwendigkeit wurde. Es liegt nahe, daß Newman, der ja erst nach einem langen religiösen Entwicklungsgang zur Wahrheit kam, auch der Tatsache der Entwicklung des Glaubensgutes im Verständnis der Gläubigen seine Aufmerksamkeit schenkte. „Wachstum ist der einzige Beweis für Leben."

Der Autor hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht. Er studierte in Tübingen und war dort Schüler des Newman-Forschers Prof. Dr. H. Fries, war dann durch mehrere Semester Hörer von H. Francis David in Birmingham, wo er Zugang zu den teilweise noch ungedruckten Schätzen des Newman-Archives hatte. Wir glauben es ihm gerne, daß man Newman in seiner Muttersprache lesen muß, um ihn ganz zu verstehen.

Im 1. Teil des Werkes stellt er den religiösen Entwicklungsgang Newmans dar und schildert, wie dieser „größte religiöse Genius des 19. Jahrhunderts" in beständigem Ringen um die Bedeutung der Tradition in der Kirche schließlich durch die Lektüre der Kirchenväter nach und nach zur vollen Klarheit gelangte. Dieser Teil des Werkes, in dem fast jede Zeile durch Zitate aus Newmans Schriften unterbaut ist, bereitet dem Leser einen großen Genuß und hält ihn durchwegs in Spannung. Im 2. Teil versucht der Verfasser, die Lehre von der Tradition nach Newman systematisch darzustellen, an sich ein schwieriges Unternehmen, obwohl Newman selbst eine solche Darstellung gewünscht haben soll, ohne jedoch selbst Hand daran zu legen. Der Autor entschloß sich daher, bei dieser systematischen Untersuchung die endgültige Auffassung Newmans zu erheben, und es gab auch wirklich keinen anderen Weg zur Lösung dieser Aufgabe. Im Anhange enthält das Buch noch eine reich ausgestattete Bibliographie zur Newman-Forschung.

Der Autor bemerkt zum Schluß, daß mit diesem Werk „Newmans Überlieferungslehre zwar versuchsweise zur Darstellung gebracht, aber nicht erschlossen" sei. Daß dieses Buch aber mehr als ein Versuch ist, geht daraus hervor, daß es einem von Prof. J. R. Geiselmann (Tübingen) herausgegebenen fünfbändigen Werk über die „Überlieferung in der neueren Theologie" als vierter Band eingegliedert wurde.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Offenbarung. Biblischer und theologischer Begriff. Von Werner Bulst S. J. (130.) Düsseldorf 1960, Patmos-Verlag. Leinen DM 9.80.

Wie andere gewichtige Begriffe der Theologie hat auch jener der Offenbarung durch das ewige Weitertradieren — immer weiter weg von den Quellen — in der Einseitigkeit und Enge hellenischer Denkweise die Fülle des biblischen Gehaltes verloren; geblieben ist das abstrakte Destillat: Locutio Dei attestans. Ein Versuch, wieder zum geoffenbarten Vollbegriff zu kommen, ist auf jeden Fall zu begrüßen. Ohne Hineintauchen in die Quellen gibt es keine Verjüngung.

Bulst gibt zuerst den Offenbarungsbegriff der gegenwärtigen Theologie wieder; nach methodischen Überlegungen kommt das eigentliche Anliegen zur Sprache: Offenbarung im Sinne der Bibel. Der Verfasser unterscheidet an Formen die Tatoffenbarung, die Schauoffenbarung und die Wortoffenbarung. Als Ergebnis legt er vor: „Die übernatürliche Offenbarung ist die gnadenhafte, personale, heilschaffende Selbsterschließung Gottes an den Menschen im Raum seiner Geschichte . . ." (S. 111). Es handelt sich also bei der Offenbarung nicht nur um die Mitteilung einer anspruchsvollen, himmlisch präfabrizierten Wissenschaft, sondern um die antwortfordernde Epiphanie Gottes in unsere Welt herein zu unserem Heil. Dementsprechend steht auch beim biblischen Begriff des Glaubens (als Antwort des Menschen) nicht so sehr das noëtische Element im Vordergrund (das Für-wahr-Halten), sondern der Gehorsam, das Vertrauen und die Hoffnung, also die Übergabe der menschlichen Gesamtexistenz an Gott.

Man sollte nicht sagen, daß wir dies ohnehin schon alles gewußt hätten. Es gibt Dinge, die so oft gesagt werden müssen, bis sie Allgemeingut werden, zumal wenn es in so solider, behutsamer und konzilianter Art geschieht. Wir haben aus dem Christentum ein kraftloses intellektuelles System gemacht. Bulsts Studie hilft mit zur Überwindung.

Linz a. d. D. J. Singer

Glauben — Wissen. Wege zu einer Lösung des Problems. Von Heinrich Fries. (182.) Berlin 1960, Morus-Verlag. Leinen DM 5.80.

Das Problem Glauben — Wissen hat zuerst einmal einen vordergründigen Aspekt, wenn nämlich seit dem Aufkommen der modernen Naturwissenschaften Wissensinhalt und Glaubensinhalt feindlich einander gegenübergestellt werden. Das tut freilich heute nur mehr der im 19. Jahrhundert steckengebliebene Marxismus. Hier setzt Fries ein: Wahrheit kann der Wahrheit nicht widersprechen; wenn Spannungen auftreten, kann es sich nur um Kompetenzüberschreitungen handeln.

Der Verfasser gibt sich aber damit nicht zufrieden; das Problem hat noch einen tieferen, einen zeitlosen Aspekt: von dorther muß es gelöst werden. Denn „Glauben" im Vollsinn läßt sich mit „Wissen" nicht einfach in Polarität auf gleiche Ebene stellen. Die schon uralte Nichtbeachtung der Eigenart personalen Erkennens, die antireformatorische Betonung des Glaubensinhaltes und die rationalistische Verstandesseligkeit haben aber aus dem Glauben eine andere Art von Wissen gemacht. In den letzten Jahrzehnten nun haben wir etwa durch Newman, Ebner, Buber, Guardini, Brunner, Mouroux, Cirne-Lima u. a. viel gelernt. Glauben wird zum Entscheidungsakt für eine Person, religiöser Glaube zum Entscheidungsakt für den personalen Gott. Glauben als Engagement der freien Gesamtperson setzt zwar ein spezielles Wissen (nämlich um die Glaubwürdigkeit) voraus, übersteigt es aber total. Es kann darum zutiefst keinen Widerspruch geben. Fries treibt damit zeitgemäße Apologetik im besten Sinn des Wortes.

Linz a. d. D. J. Singer

Dogmatik

Katholische Dogmatik. Von Michael Schmaus. Erster Band. Sechste, erweiterte Auflage. (XXVIII u. 750.) München 1960, Hueber-Verlag. Leinen DM 32.80, brosch. DM 29.—.

Ein Werk, das sich durch zwanzig Jahre so hervorragend bewährt und so viel Anerkennung gefunden hat wie die Dogmatik von Prof. Schmaus, bedarf wohl keiner Empfehlung mehr; man kann nur das Erscheinen der 6. Auflage des ersten Bandes herzlich begrüßen.

Die Zielsetzung des Werkes ist gleich geblieben. Es will keines der üblichen Handbücher der Dogmatik für das Theologiestudium ersetzen oder verdrängen, sondern sie ergänzen und so den Weg von der Glaubenswissenschaft in das Glaubensleben abkürzen helfen. „Das Wort Gottes soll so dargestellt werden, daß es hörbar wird für den hier und jetzt lebenden Menschen" (Vorwort zur ersten Auflage). Fast in allen Dogmatikbüchern werden die Traktate „De Deo uno" und „De Deo trino" getrennt behandelt. Eine der wenigen rühmlichen Ausnahmen bildet die Dogmatik von Prof. Schmaus. Das ist ein schätzenswerter Beitrag dazu, daß die Trinität in der konkreten christlichen Existenz „eine Wirklichkeit wird", während doch „die Christen bei all ihrem orthodoxen Bekenntnis zur Dreifaltigkeit in ihrem religiösen Daseinsvollzug beinahe ... nur ‚Monotheisten' sind" (K. Rahner, Schriften zur Theologie, Band IV, S. 105). Die Trinitätstheologie wird aus ihrer Isoliertheit gelöst, die Trinität selber als Heilsmysterium offenbar.

Neu an der sechsten Auflage des ersten Bandes ist die bessere Gliederung durch zahlreiche neue Zwischenüberschriften, die die Übersichtlichkeit fördern. Die neueste Literatur ist sorgfältig verarbeitet. Der Leser wird mit den Ergebnissen, aber auch mit den Problemen der Gegenwartstheologie vertraut gemacht. In den Einleitungsfragen (Dogmenentwicklung, Kanon, Schrift und Tradition) wird das besonders deutlich. Größeres Augenmerk haben auch die Beziehungen des Christentums zu den nichtchristlichen Religionen erfahren. Alles das macht die Neuauflage noch aktueller und geeigneter, nach der Absicht des geschätzten Autors den Glauben „als göttliche Antwort auf die Fragen des Menschen, und zwar auf die Fragen des Menschen von heute erscheinen" zu lassen.

Leider ist der Umfang der Neuauflage gegenüber der fünften um fast hundert Seiten angewachsen. Das ist ein Umstand, der den praktischen Seelsorger nicht gerade zur Lektüre des Buches anreizen mag. Vielleicht kommt ihm sogar der Seufzer Schopenhauers in den Sinn: „Könnte man mit den Büchern nur die Zeit mitkaufen, sie lesen zu können!" Wer sich aber trotzdem Zeit nimmt zum Studium des Werkes, der wird reichsten Nutzen für sein persönliches Glaubensleben und für die Wortverkündigung daraus schöpfen.

Pöchlarn (NÖ.) Dr. Karl Pfaffenbichler

Vom Sinn der Sakramente. Von Otto Semmelroth S. J. (117.) Frankfurt am Main 1960, Verlag Josef Knecht, Carolus-Druckerei. Leinen DM 6.80.

Das vorliegende Buch, das aus Vorlesungen der Bonner Hochschulwochen des Katholischen Akademikerverbandes entstanden ist, bietet eine klare und durchsichtige Studie über die Kirche und ihre Sakramente. Das erste grundlegende Kapitel zeigt das Wesen der Kirche auf: sie ist nicht Zwischeninstanz zwischen Christus und den Sakramenten, sondern in sich selbst die sakramentale Darstellung des Heilsereignisses im Wort und im Zeichen. Das zweite Kapitel schildert näherhin dieses Heilswirken der Kirche durch Wort und Sakrament. Besonders interessant sind die Ausführungen über die Wirksamkeit der Wortverkündigung. Im dritten Kapitel behandelt der Verfasser die sieben Sakramente in ihrem gegenseitigen Zusammenhang. Die zentrale Stellung nimmt die Eucharistie ein; sie ist die Lebensmitte der Kirche und ihrer Glieder. Die übrigen sechs Sakramente, die den Empfänger für den Gottesdienst konsekrieren, zerfallen in

zwei Gruppen. Vier von ihnen weihen uns zu „Opfernden". Taufe, Firmung und Ordo tun dies durch den sakramentalen Charakter, der eine Teilnahme am Priestertum Christi ist; die Buße, indem sie uns die verlorene Kultfähigkeit zurückgibt. Die beiden letzten Sakramente heiligen die menschliche Totalexistenz sowohl nach der sozialen (die Ehe ist der Urgrund alles sozialen Lebens) als auch nach der individuellen Seite (der Tod muß allein bewältigt werden). Das vierte und letzte Kapitel zeigt die Wichtigkeit der vom Sakramentenvollzug unablösbaren personalen Entscheidung auf. Obgleich das Sakrament Handlung Gottes ist, wird dem Menschen die personale Entscheidung keineswegs geschenkt. Nach dem Grundsatz „De Sacramentis numquam satis" kann das wertvolle Büchlein nur empfohlen werden.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Die Lehre von den heiligen Sakramenten der katholischen Kirche. Erster Band: Allgemeine Sakramentenlehre, Taufe, Firmung und Eucharistie. Von Johannes Brinktrine. (423.) Paderborn 1961, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen DM 30.—; brosch. und Theologenausgabe DM 26.—.

Schon wiederholt wurden Teile der großen Brinktrine-Dogmatik in dieser Zeitschrift besprochen. Was einem auf den ersten Blick immer wieder angenehm auffällt, ist die Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung, die durch das Druckbild noch besonders unterstrichen wird. Auf die Mariologie folgt nun der Traktat über die Sakramente, der wegen seines großen Umfanges auf zwei Bände aufgeteilt wurde. Der vorliegende erste Band behandelt die Lehre von den Sakramenten im allgemeinen, Taufe, Firmung und Eucharistie. Der Verfasser bekennt im Vorwort, daß er seit Jahren auf keinen dogmatischen Traktat mehr Fleiß verwendet habe als auf den vorliegenden. Für die Beantwortung einiger Fragen dogmengeschichtlicher oder theologisch-spekulativer Art konnte er auch neue Gesichtspunkte beibringen. Eingeschobene Exkurse behandeln interessante Detailfragen. Daß auch die neueste Literatur sorgfältig verzeichnet wurde, sei nur nebenbei erwähnt.

In Kontroversfragen schließt sich Brinktrine nicht immer der Mehrheit an. So vertritt er zum Beispiel die Meinung der Minderheit, daß die Doppelkonsekration zum Wesen des eucharistischen Opfers nicht notwendig sei (S. 346 ff.). Wie jedes Menschenwerk läßt natürlich auch dieser Band noch Wünsche offen. Manche Frage möchte man noch mehr herausgearbeitet sehen, die eine oder andere Lösung befriedigt nicht ganz. Doch das betrifft nur Kleinigkeiten. Als Ganzes stellt auch dieser Band wieder ein sehr brauchbares Lehr-, Lern- und Arbeitsbuch dar, für das wir dem Verfasser aufrichtig danken.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Kirche und Sakramente. Von Karl Rahner. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier / 10.) (104.) Freiburg-Basel-Wien 1960, Herder. Engl. brosch. DM 6.80.

Dieser Band der „Quaestiones disputatae" ist eine Weiterführung eines in der Zeitschrift „Geist und Leben" (1955) erschienenen Artikels. Rahners spekulativer Begabung gelingt es, einem schwierigen Thema neue Aspekte abzugewinnen: dem Verhältnis von Kirche und Sakramenten. Beide stehen ja in engstem Zusammenhang. Rahner zeigt zunächst die Kirche als Ursakrament. Von hier aus fällt dann neues Licht auf das Wesen des Sakramentes. Aus der Dogmatik bekannte Begriffe bekommen neues Leben. Es werden auch Fragen behandelt, besonders hinsichtlich der Einsetzung der Sakramente durch Christus, die wirklich solche sind und darum noch keine allseits anerkannte Lösung gefunden haben. Rahner sucht auch hier eine Antwort zum Teil auf neuen Wegen. Im zweiten Teil werden die einzelnen Sakramente als „Selbstvollzüge" der Kirche verstanden. An die Spitze wird mit Recht die Eucharistie, die Opfer und Sakrament zugleich ist, gestellt.

Die wertvolle Studie, die an den Leser keine geringe Anforderungen stellt, ist reich an neuen Erkenntnissen und Einsichten, aber auch an fruchtbaren Anregungen für eine sakramentale und zugleich persönliche Frömmigkeit.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Die katholische Glaubenswelt. Wegweisung und Lehre. Herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft von Theologen. Band III: Die Heilsökonomie. Dritte Auflage. Übertragung aus dem Französischen von M. Wahl und Ch. Muthesius. (XIX und 784.) Mit 17 Bildtafeln und einer Faltkarte. Basel-Freiburg-Wien, Herder. Leinen Subskriptionspreis DM 49.50, Einzelpreis DM 53.—.

Mit dem dritten Band dieser modernen Summa theologica schließt die Gesamtdarstellung der katholischen Glaubenslehre und Theologie. Er behandelt die Heilsökonomie in den Kapiteln: Christus, Maria und die Kirche. Die Sakramente der Kirche und die Wiederkunft Christi.

Dieser Band ist noch dichter als die vorhergehenden und mit der gleichen Anteilnahme und Gründlichkeit geschrieben. Er wird allen modernen Anforderungen gerecht, weil einer Begegnung mit Fragen von draußen nicht aus dem Wege gegangen wird. Denn Naturwissenschaft, Psychologie, Pädagogik und Kunst sind ja zuweilen nicht nur fragende, sondern auch störende und sich behauptende Gäste an den Pforten wie im heiligen Bezirk der Theologie.

So wird das Werk zum Hilfs- und Standardwerk nicht nur für Geistliche und Religionslehrer, sondern für alle, die sich für den Reichtum der Lehre interessieren. Ernstes, ausdauerndes Studium sichert jedem eine reiche Ernte für sein geistliches Leben. Und jeder, der höhere religiöse Bildung anstrebt, wird das Buch mit Freude studieren.

Linz-Ebelsberg Walter Hinz

Kirchenrecht

De momento rationis legis in legum interpretatione. Inquisitio historico-doctrinalis. Ignatius Dekkers C.SS.R. (XXVII und 134.) Romae MCMLX. Zu beziehen beim Verfasser: Amsterdam, Keizersgracht 218. Kart. fl. 5.95.

Diese Monographie über die Bedeutung des Gesetzeszweckes in der Gesetzesauslegung ist scholastisch im besten Sinne des Wortes (die Bibliographie lobenswert, die Ausführungen klar, systematisch, wohlabgewogen, bescheiden und maßvoll). Nach einer gründlichen historischen Einleitung bringt der Verfasser (darlegend und Irrtümer korrigierend) den positiven Teil der Arbeit, wobei dem Gesetzeszweck bei der Gesetzesauslegung eine verhältnismäßig kleine Aufgabe zugemessen wird. Die flüssig und exakt geschriebene, weitgespannte Abhandlung ist in die juristisch-kanonistische Fachliteratur einzureihen.

Linz a. d. D. Dr. Karl Böcklinger

Forma iuridica celebrationis matrimonii. Commentarius in Canones 1094—1099. Ludovicus Bender O. P. (XVIII—326). Roma-Parigi-New York-Tournai (Belgio) 1960, Desclée & Cie. Kart.

Dieses Buch ist für jeden Geistlichen ein wahres „studium sacrum" im Sinne des can. 129 CIC. Trauungsassistenz, Trauungsdelegation, gewöhnliche Form der Eheschließung und -konvalidation und die Notform werden kanonistisch durchdacht und eine Fülle von Fragen behandelt, die aus der Praxis kommen und von allgemeinem, seelsorglichem Interesse sind. Manche Druckfehler ließen sich leicht vermeiden. Für alle Leser wäre eine bessere Latinität, für die deutschsprachigen eine exaktere Fassung der deutschen Zitate erfreulich.

Anscheinend liegt es nicht nur am angekündigten „aggiornamento" des Codex Iuris Canonici, daß neue Kommentare des gesamten Kirchlichen Rechtsbuches kaum erscheinen und auch nicht allzu gefragt sind; zeigen Monographien über kirchenrechtliche Probleme, die stark in die Praxis ausstrahlen, einen neuen Weg der kanonistischen Wissenschaft? In diesem Zusammenhang sei verwiesen auf drei frühere Werke P. Benders: Potestas ordinaria et delegata (Romae 1957), Normae generales, de personis (Romae 1957) und De parochis et vicariis paroecialibus (Romae 1959).

Linz a. d. D. Dr. Karl Böcklinger

Scheidung — ja oder nein? Eine Eheberaterin, ein Seelsorger, ein Richter geben Antwort. Von Josefine Gangl, Theodor Blieweis, Franz Dolna. (160.) Wien-München 1961, Verlag Herold. Leinen S 48.—, kart. S 34.—.

Ein Taschenbuch in gefälliger Aufmachung und zu billigem Preis, das aus tiefer Lebenskenntnis geschrieben ist, oft im Stil eines guten und vernünftigen Zuredens, indem der Leser direkt angesprochen wird. Viele spannend geschriebene Beispiele erhöhen die leichte Lesbarkeit.

Jeder Seelsorger soll den kleinen Band kennen. In Ehekrisen, bei Eheleuten, die der Scheidung nahe sind oder sich mit dem Gedanken einer Scheidung tragen, kann das ruhige Durchdenken der Gedanken der drei Verfasser die Ehe retten. Auch glückliche Braut- und Ehepaare können dem Buch viel Wertvolles entnehmen. Besonders sei verwiesen auf die Ausführungen des Juristen (Franz Dolna) über die Gefahren und Schattenseiten der „einverständlichen Scheidung". Sehr lebensnahe ist auch die Schilderung des staatlichen und kirchlichen Eheprozesses und seiner Aussichten.

Kirchenrechtlich gesehen, ist zu sagen, daß man von einer Scheidung wohl immer abraten soll, daß sie aber nicht immer in einem solchen Grad unerlaubt ist, wie es nach den Darstellungen der Verfasser manchmal scheinen mag. Auch einige klarere Fassungen (etwa auf Seite 93 bei der Ungültigkeit der Namens- und Staatsbürgerschaftsehen) wären wünschenswert.

Linz a. d. D. Dr. Karl Böcklinger

Moral- und Pastoraltheologie

Wer mein Jünger sein will. Im Banne des Herrn. Christliche Wesenshaltung im Zeichen der Heiligen Schrift. Von Jacques Leclercq. Übersetzung ins Deutsche von Dr. August Berz. (128.) Luzern-München 1961, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 8.80, Leinwand sfr/DM 9.80.

Ein anregendes Bändchen mit moraltheologischen Betrachtungen, das sich wohl am besten für einfache Laien eignet. Die ersten fünf Kapitel wirken etwas ermüdend durch die Aneinanderreihung von Schriftstellen. In den folgenden sechs Kapiteln aber spricht der Verfasser lebendig und lebensnah von der christlichen Lebenshaltung, die weit über die bloß humane Anständigkeit hinausragt. Besonders feine Erwägungen finden sich im VIII. Kapitel über die christliche Ehe.

Die Übersetzung aus dem Französischen ist nicht immer glücklich und klar. So lesen wir zum Beispiel Seite 31: „Das reine Herz, das Gott schauen wird, ist nicht der in Sittlichkeit machende Tugendbold . . .“ Seite 32: „Sie haben ihren Lohn dahin.“ Seite 38: „Sie zerfließt in Tränen, benetzt die Füße des Heilandes zugleich mit ihren Zähren und dem Parfum . . .“ Seite 56: „Sie wissen inskünftig.“ Seite 75: „. . . Jesus stetsfort vor Augen haben . . .“ Seite 119: „Jesus auferstehet.“ Seite 121: „Die Briefe des heiligen Paulus überborden geradezu von dieser Freude.“

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Das Gottesvolk der Kirche. Von Bernhard Hanssler. (189.) Düsseldorf 1960, Patmosverlag. Leinen DM 14.80.

Dem Verfasser geht es einzig und allein darum, den Auftrag herauszustellen, den die Kirche gegenüber der Welt zu erfüllen hat. Die Art und Weise der Weltgestaltung, wie sie im Mittelalter (über den weltlichen Arm) und in der Neuzeit (durch konkordatäre Abmachungen mit dem freundlich gesinnten Staat) möglich war, kommt in unserer Zeit, wo der Staat der Kirche weithin uninteressiert, ja feindlich gegenübersteht, nicht mehr in Frage. Der einzige Weg zur Weltgestaltung führt jetzt über den Laien. Durch ihn kann und soll die Kirche aber auch alle Bereiche des öffentlichen Lebens durchwirken und christianisieren. Das ist die genuine Aufgabe des Laien. Aus der Natur der Sache und der demokratischen Ordnung geschieht dies am erfolgreichsten durch Zusammenschluß der Laien. Dieser Zielsetzung entsprechend, bietet der Verfasser keine vollständige Theologie der Kirche und des Laien. Mit J. A. Möhler versteht Hanssler die Kirche als „die gegenwärtige Autorität Christi“ in der Welt. Aus dieser Wesensschau der Kirche leitet er seine Folgerungen ab. Hier müßte daher wohl auch eine Überprüfung einsetzen. Denn es könnte vielleicht doch die Frage aufgeworfen werden, wie weit das Weltverhältnis Christi und der Kirche identifiziert werden dürfen.

Das freimütig und glänzend geschriebene Buch kann in einer Zeit, wo eine gewisse Desinteressiertheit der Katholiken an der Gestaltung der modernen Gesellschaft unverkennbar ist, nur empfohlen werden. Es wirkt befreiend und aufrüttelnd.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Aszetik und Mystik

Aufstiege zum Ewigen. Von Peter Lippert S. J. 3. Aufl. (259.) Freiburg, Verlag Herder. Leinen DM 8.80.

Am 18. Dezember 1961 waren seit dem Tode des begnadeten Rundfunkpredigers und Schriftstellers 25 Jahre vergangen (geb. 23. August 1879 in Altenricht bei Amberg in der Oberpfalz, gest. 18. Dezember 1936 in Locarno in der Schweiz).

Eine ungewöhnliche seelsorgliche Begabung, sich in die Schwierigkeiten des Lebens einzufühlen, hat Peter Lippert zu einem zeitlosen Schriftsteller gemacht. Rund ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit die im vorliegenden Band enthaltenen Aufsätze niedergeschrieben wurden. Aber sie sprechen uns noch immer an, da dem Verfasser die Kunst zu eigen ist, ewig gültige Wahrheiten herauszustellen und dadurch in das oft ausweglose Dunkel menschlichen Daseins das Licht der Gottes- und Menschenliebe strahlen zu lassen.

Linz a. d. D. Dr. Eberhard Marckhgott

Du darfst beten. Von Josef Eger. Von der Würde und Schönheit christlichen Betens. 2. neubearbeitete Auflage. (107.) Augsburg 1961, Verlag Winfried-Werk. Kart. DM 1.50.

Kierkegaard macht einmal scherzweise den Vorschlag, man solle die Menschen für das Beten bezahlen lassen, vielleicht würden sie es dann besser schätzen. Es gelingt dem Verfasser gut, den großen Wert, die Würde und Gnade des Betendürfens darzulegen. Er schöpft reichlich aus Bibel und Liturgie und möchte dem Christen die rechte Haltung des Betens vermitteln: durch Christus zum Vater „in der Einheit des Heiligen Geistes“. Der Getaufte betet ja immer

als Glied der Gemeinschaft der Erlösten, er betet unter Anregung des Heiligen Geistes, und Christus bringt sein Gebet vor Gott. Im Schlußkapitel wird das Gebet des Herrn als unübertreffliches Vorbild christlichen Betens dargestellt. Unter den vielen Büchern, die vom Beten handeln, ragt das vorliegende durch Tiefe und Ursprünglichkeit der Gedanken hervor.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Betrachtung. Warum und wie? Von Gaston Courtois. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. 2. Aufl. (120.) Wien 1961, Seelsorger-Verlag Herder. Leinen S 45.—, DM/sfr 8.—.

Es gibt viele, vielleicht zu viele Bücher über die Betrachtung. Das kleine Bändchen übertrifft viele von ihnen durch seine nüchterne Klarheit und die praktischen Winke, die es vermittelt. Das Wesen, die Arten und die Schwierigkeiten des inneren Betens werden behandelt. Mit Recht betont der Verfasser, daß die Betrachtung die persönlichste Art des Betens ist, und schärft ein, sich nur wenig Stoff dazu herzunehmen. Betrachten heißt viel mehr „auf Jesus hören", als ihm eigene schöne Gedanken vorzutragen.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Nachfolge Christi. Übersetzt und eingeleitet von Otto Karrer. (320.) München 1960, Verlag Ars sacra. Kunstleder flexibel DM 8.50.

Nach der allgemein als sehr gelungen bezeichneten Ausgabe des Neuen Testamentes von Karrer im Verlag Ars sacra folgt nun auch eine „Nachfolge Christi". Über den Inhalt ist nichts zu sagen, höchstens könnte man darauf hinweisen, daß das Buch auch den heutigen Zeitgenossen noch viel zu sagen hat trotz seiner aszetischen, das heißt übernatürlichen Einstellung und seiner zu Herzen gehenden, früher sagte man salbungsvollen, Diktion.

Was an der Neuausgabe besonders gefällt, ist die gediegene Einleitung mit der überzeugenden Würdigung des Buches von Sailer sowie seinem berühmten Vergleich: „die Nachfolge Christi als Freund". Ebenso willkommen sind die Ausführungen über den neuesten Stand der Forschung betreffs des Autors des Buches: wahrscheinlich ist es eine Sammlung verschiedener Texte aus der Feder einzelner Brüder vom gemeinsamen Leben, besonders von Gerhard Groote mit einer Schlußredaktion von Thomas von Kempis. Neu ist die Sichtbarmachung einzelner Partien, die mehr für Ordensleute bestimmt sind (angeblich nach einer aufgefundenen Urschrift). Ob man diese Unterscheidung nicht doch besser in das Inhaltsverzeichnis hätte verweisen können? Dagegen sieht man nicht ein, warum im Text nicht die Nummern der einzelnen Kapitel angeführt werden. Wegen seiner Handlichkeit, des klaren und deutlichen Druckes und der geschmackvollen Ausstattung zu Geschenkzwecken vorzüglich geeignet.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Mitte des Herzens. Von Nastja Makarytschowa. Einführung von Dr. Gebhard Frei. (62.) Zürich, Thomas-Verlag; Paderborn, Verlag Ferdinand Schöningh. Kart. DM 2.20.

Das Büchlein ist die Blüte schmerzvoller Erfahrungen und harter Arbeit am Nächsten während langer Lebensjahre in der aufreibenden Unruhe einer internationalen Weltstadt. Um nicht aus der Verborgenheit heraustreten zu müssen, bediente sich die Autorin eines Pseudonyms und legt ihr beschwörendes Bemühen einem östlichen Weisen in den Mund. Das von ihr empfohlene kleine Jesusgebet soll dem modernen Menschen das Ineins von Aktion und Kontemplation durch ein stets wiederholtes Stoßgebet nahelegen und den oft so aufregenden Dienst in der Tretmühle des Alltags beseelen.

Kirchberg (Tirol) Josef Sterr

Der Geist der Liebe. Von Jean Galot. Aus dem Französischen übersetzt von Hans Broemser. (190.) Mainz 1960, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 12.50.

„Ich bin von diesem Buch ganz begeistert", sagte ein junger Theologiestudent. Ein zweiter schloß sich diesem Urteil an. Diese Worte sind gewiß schon eine Empfehlung. Auch wir können dem Verfasser — er ist Theologieprofessor in Löwen — bestätigen, daß er uns in diesem Werk wieder echte Verkündigungstheologie geschenkt hat. Wie schon im ersten seiner Bücher, das den deutschen Lesern zugänglich gemacht wurde (Das Herz Christi, Paulusverlag, Freiburg/Schweiz 1956), finden wir auch hier wieder solide Schriftkenntnis, gründliches dogmatisches Wissen, tiefe Spekulation vereint mit einer kraftvollen, wahrhaft „begeisterten" Sprache. Nach der Lektüre dieses Werkes wird uns der Heilige Geist kein „unbekannter Gott" mehr sein.

Schwaz (Tirol) P. Balthasar Gritsch

Wie Buße zur Freude wird. Eine lebenskundliche Hilfe von Hubert van Zeller OSB. Übersetzung aus dem Englischen von Dr. P. Hildebrand Pfiffner OSB. (118.) Luzern-München 1961, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 8.80, Leinen sfr/DM 9.80.

Ein Meister des geistlichen Lebens zeigt in nüchternen und realistischen Ausführungen einen ernsten und richtigen Weg zur Höhe; dieser Weg, der an der Problematik des modernen Lebens nicht vorübergeht, vermeidet die Illusionen. Die Buße ist die vollständige Hingabe an den Willen Gottes („Nimm alles"). Die Gefahren der selbstgewählten aktiven Buße werden aufgezeigt. In den oft etwas breiten Darlegungen finden sich lapidare Sätze und solide Prinzipien für den Aufbau eines gesunden geistlichen Lebens.

Das Buch eignet sich hervorragend für die Seelenführung und zur Vorbereitung geistlicher Konferenzen in Ordenshäusern. Für Priester und Ordensleute und für Laien mit einem gepflegten geistlichen Leben ist es eine überaus nützliche private geistliche Lesung.

Linz a. d. D. Dr. Karl Böcklinger

Virgo fidelis oder Der Wert des verborgenen Lebens. Eine geistliche Auslegung des Hohenliedes. Von Robert de Langeac. Übersetzung aus dem Französischen. (263.) Luzern 1960, Räber-Verlag. Leinen sfr/DM 12.80.

Das Hohelied, wohl das geheimnisvollste Buch des Alten Testamentes, ist in neuerer Zeit selten behandelt worden. Diese Auslegung zeichnet sich durch Nüchternheit und feine Ehrfurcht aus. Sie will ganz dem inneren Leben dienen und sieht deshalb in der Braut die begnadete Seele, die von Christus zur Vollkommenheit der Liebe gerufen ist. Das Buch ist gerade nicht für Anfänger des inneren Lebens geschrieben, kann aber Fortgeschrittenen, besonders unter den Gottgeweihten, viele Anregungen geben.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Geist und Aufgabe der Säkularinstitute. Von Joseph-Marie Perrin. Aus dem Französischen übersetzt von Maria Wahl. (136.) Mainz 1960, Matthias-Grünewald-Verlag. Kart. DM 5.60.

Das Heiligkeitsstreben in der Kirche hat seit einigen Jahrzehnten eine neue, zeitgemäße Form gefunden. Menschen beschreiten mitten in der Welt den Weg der evangelischen Räte und reihen sich damit in den Stand der Vollkommenheit ein. Um die apostolische Aufgabe an der Rettung der Welt besser ausüben zu können, bleiben diese Gottgeweihten in ihrem weltlichen Beruf, leben ohne Ordenskleid und Klausur mitten unter den Menschen unserer Zeit. Die kirchlichen Dokumente, die diese Gründungen als „Weltliche Institute" umschreiben, sind im lateinischen und deutschen Wortlaut angeführt. Das Buch gibt eine klare Wesensbestimmung und hebt die weltliche Eigenart stark hervor. Ohne zu werben, wird das Buch Priester und Laien zum bejahenden Verständnis dieser neuartigen Gemeinschaften führen können.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Mystik und Tat. Therese von Jesu, Johannes vom Kreuz und die Selbstbehauptung der Mystik. Von Dr. habil. Ernst Schering. (356.) München-Basel 1959, Ernst-Reinhardt-Verlag. Kart. DM 16.—, Leinen DM 19.—.

Der Verfasser, obwohl nicht katholisch, hat sich in die Persönlichkeiten, die seelische Struktur und das mystische Erleben der beiden größten Vertreter katholischer Mystik der Gegenreformation mit wirklicher Liebe vertieft. Er versucht mit den neueren psychologischen Methoden, aber ohne je Mystik in Psychologie aufzulösen, den inneren Werdegang, die Sendung und wesentliche Andersgeartetheit der beiden Reformatoren aufzuhellen. Für ihn ist Therese der eidetische, intuitive und visionäre Typ, während Johannes vom Kreuz viel mehr konstruktiv, spekulativ, abstrakt ist. Das Werk will auf dem Boden der historischen Forschung bleiben und keine neuen Aufschlüsse über das Wesen der Mystik selbst geben. Doch zerstört es viele falsche Auffassungen über die Mystik, wie sie vielfach im Umlauf sind, namentlich im nichtkatholischen Bereich, und zielt vor allem darauf hinaus — wie der Titel sagt —, zu zeigen, daß die Mystik ihrem Wesen nach nicht Selbstabschließung vor der Weltaufgabe besagt, sondern auf Glauben und Tat hingeordnet ist, ja einen integrierenden Teil des christlichen Glaubens bildet, der sich wesentlich von allem unterscheidet, was man natürliche Mystik nennt. Der andere Gedanke, den zu entwickeln dem Verfasser angelegen ist, will dartun, daß zwischen Mystik und Aszese keine Gegensätze bestehen, vielmehr die beiden Aspekte unzertrennlich zusammengehören. Wir können uns als Katholiken über den Ernst der Forschung, die große Ehrfurcht vor der fremden Überzeugung nur aufrichtig freuen. Das Buch, das unser modernes Geistesleben ständig mit der Mystik der beiden großen Heiligen konfrontiert, bietet eine Fülle neuer Aspekte und Anregungen, auch wenn wir nicht jede Behauptung des Verfassers unterschreiben möchten. So, wenn er meint, daß der moderne Existentialismus in der „Theologie des Nichts" der spanischen Mystik seine geistigen Wurzeln habe (S. 333).

Wien Dom. Thalhammer S. J.

Katechetik

Katechetisches Wörterbuch. Herausgegeben von Leopold Lentner. In Verbindung mit Hubert Fischer, München, Franz Bürkli, Luzern, und Gerard Fischer †, Freiburg i. Br. (XVI Seiten und 822 Spalten.) Wien 1961, Verlag Herder. Leinen S 170.—, DM/sfr 32.35.

Leopold Lentner legt hier in Verbindung mit den oben Genannten und unter Mithilfe von 195 Mitarbeitern — Katecheten von Ruf — ein Hilfsbuch für den katechetischen Unterricht vor. Was soll ich darüber sagen, wo es 580 Artikel in alphabetischer Reihenfolge enthält? Lassen wir lieber die Herausgeber sprechen. Sie versprechen uns eine Bestandsaufnahme aller pädagogischen, psychologischen und didaktischen Erkenntnisse und eine Zusammenfassung der theologischen, religionspädagogischen und pastoralen Einsichten unserer Zeit in knapper Form aus katechetischer Sicht in lexikalischer Form. Das Buch will Heilsgeschichte vermitteln, deren Mitte Christus ist. Wer es durchstudiert hat, muß sagen, daß es diesen Zweck voll erfüllt. Ein 19 Seiten starkes Sachregister erleichtert die Auffindung der Artikel und wird wesentlich unterstützt durch die Verweise. Wertvoll sind die den Artikeln beigegebenen Literaturangaben. Man hat sich bemüht, neueste Literatur anzugeben, oft fand ich das Jahr 1961. Schade, daß sich bei einigen Artikeln keine Literaturangaben finden. Einige Verfasser bringen nur Literatur aus früheren Jahrzehnten.

Bei „Schulspiele" heißt es: „Im Religionsunterricht ist mit entsprechender Vorsicht das Dramatisieren biblischer Begebenheiten nötig und erlaubt." Ist es nötig? (Sp. 687). Sp. 160 lese ich: „Einige Engel sind von Gott abgefallen", und Sp. 756: „Einige Engel empörten sich wider Gott." Wo steht, daß es „einige" waren? Bei dem Artikel „Arbeiterjugend" fand ich den Satz: „Regelmäßiger Sonntagsgottesdienst liegt in der Großstadt bei 35 Prozent" (Sp. 37). Ich fragte einen Seelsorger der Großstadt in einem Industriezentrum, wie er darüber denke. Er sagte: Mit Einschluß der studierenden Jugend 25 Prozent, ohne diese 10 bis 15 Prozent; bei den Mädchen ist es nicht besser. Ich würde aus eigener Erfahrung sagen: Höchstens 10 Prozent. Freud hat eine Biographie, Sp. 229, Jung eine, Sp. 343. Warum nicht auch Adler? Sollte nicht über die Funde von Qumran ein Artikel gebracht werden? Sp. 599 lese ich vom neuen österreichischen Lehrstückkatechismus — gemeint ist hier wohl der von Lentner. Es macht den Eindruck, als ob die Katechismusfrage in Österreich schon gelöst wäre. Es liegt doch noch ein zweiter Entwurf von Klement vor. Eben lese ich, daß auch für diesen von den österreichischen Bischöfen in der Frühjahrskonferenz die probeweise Verwendung gestattet wurde. Im Sachregister soll es statt Stoßgebote Stoßgebete heißen. Diese kleinen Wünsche sollen den Wert des Buches nicht schmälern.

Es ist auf dem katechetischen Sektor seit Jahrzehnten kein Buch von solcher Bedeutung erschienen. Von der Lektüre haben Gewinn die Eltern, Erzieher und die Laienhelfer der Jugend; ihnen rate ich an, sich im Sachregister jene Artikel zu suchen, die ihnen Ratschläge geben können. Den Laienkatecheten gibt das Buch das nötige Rüstzeug für ihr katechetisches Wirken. Ich würde ihnen die Lektüre zur Pflicht machen. Den jungen Katecheten ist es ein vorzügliches Mittel zur Vertiefung ihres katechetischen Wissens. Auch die „Alten" haben Hilfe, um nicht zu rosten. Den Katechetikern werden vor allem die katechetischen Biographien willkommen sein.

Stift St. Florian — Dr. Josef Hollnsteiner

Handbuch zur katholischen Schulbibel. Altes Testament. Von Fritz Andreae-Christian Pesch. (483.) Düsseldorf 1960, Patmos-Verlag. Leinen DM 22.50.

Welcher Katechet griffe nicht gerne nach einem nicht allzu umfangreichen praktischen Handbuch für die Bibel-Arbeit in der Schule und anderswo. Das vorliegende Werk behandelt die wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten des Alten Testamentes, soweit sie von den landläufigen Schulbibeln ausgewählt worden sind. In durchgehend gleicher Anordnung wird eine gewaltige Fülle von „Material" zur Verfügung gestellt, das der Katechet je nach der ihm konkret gestellten Aufgabe zu einer Bibel-Katechese verarbeiten muß. In der „Darbietung" bemüht sich der Verfasser, manches zu erklären, was sich nur aus dem damaligen Gottes-, Menschen- und Weltbild ergibt. Dabei werden die neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung reichlich verwertet und vermutlich dann und wann alte, liebgewordene Auslegungen unmöglich gemacht. Die in der „Vertiefung" vorgelegten Gedanken sollen die Offenbarungsinhalte des jeweiligen Heilsereignisses oder Heilswortes herausstellen. Eine Vorausschau auf das Neue Testament, insoferne es die Erfüllung bringt, lehnt der Verfasser leider ab. Die unter „Fürs Leben" eingefügten Gedanken sollen zu einem Tun im eigenpersönlichen wie im zwischenmenschlichen Bereich auffordern. Einige Lektionen schließen mit Hinweisen zu Stillbeschäftigung und Spiel, die meisten jedoch mit (sangbaren) Leitversen, Psalmen und Gebeten. Ein „Schlüssel für

den Gebrauch des Handbuches bei den zur Zeit im deutschen Sprachraum vorliegenden Schulbibeln" liegt dankenswerterweise bei.

Kirchberg (Tirol) Josef Sterr

Empor das Herz. Die heilige Messe den Kindern fürs Leben erklärt von den Kaplänen Wilhelm Zauner und Martin Tschurtschenthaler. Die Bilder zeichnete Kaplan Franz Attems. Innsbruck-Wien-München 1961, Tyrolia-Verlag. Plastik S 28.—, DM/sfr 4.80.

Diese Meßerklärung bringt auf der einen Seite die Teile der heiligen Messe mit Priestergebeten, die zweite Seite bietet eine Anleitung, wie das Kind diese Handlung der Messe in das eigene Leben einordnen kann. Das geschieht nicht nur mit Worten, sondern auch in bildlicher Darstellung. Es ist dies eine neue Art der Meßeinführung, die Beachtung verdient. Die Darbietung wird unterstützt durch farbenfrohe Bilder. Anschließend folgen Gebete zum Kommunionempfang und eine Beichtandacht. Bei der Gewissenserforschung wird eingeteilt: Dein Gott, dein Nächster, dein Körper, dein Beruf.

Der Ausdruck „Schuld an andere abwälzen" ist für die Kinder zu hoch. Ich bin nicht dafür, daß man die Kinder am Schlusse der Beichte nur sagen läßt: „Das sind meine Sünden." Es soll doch irgend ein Reueakt sein; gewöhnlich hört man in den Kinderbeichten: „Mein Jesus, Barmherzigkeit!" Stimmt das Gebet bei der Wandlung: „Himmlischer Vater, einst war Maria allein beim Opfer deines Sohnes"? (35.)

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Meßfeier für Kinder. Von Basilius Senger OSB. Bilder von Otto Andreas Schreiber. (32.) Essen 1960, Ludgerus-Verlag. DM 1.50.

Gebete und Lieder wechseln ab. Zwischen Sanktus und Paternoster sollen die Kinder still die angegebenen Gebete beten. Die Bilder Seite 2 und Seite 7 lehne ich ab. Bild Seite 2 stellt den Einzug zur Messe dar, gezeichnet sind nur die Füße. Die Verwendung ist nur in jenen Diözesen möglich, die dieselben Liedertexte haben.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Homiletik

Krisis und Erneuerung der Predigt. Studien zur Situation der Verkündigung. Von Johannes Ries O.M.I. (394.) Frankfurt am Main 1961, Verlag Josef Knecht. Leinen DM 19.80.

Die Gedanken des Buches sind wohl durch die Auseinandersetzung um die moderne Volksmission angeregt worden, befassen sich aber mit grundsätzlichen Fragen, die alle Arten der Verkündigung betreffen. Der Verfasser zeigt, vielleicht für manche überraschend, auf, daß christliche Verkündigung heute weithin die gleiche Lage antrifft, die den ersten Boten Christi aufgegeben war. Die Welt verstrickt sich immer mehr bewußt in das Irdische und verschließt sich der Botschaft von oben. Aber sie wird sich ihrer „Unheilssituation" auch immer mehr bewußt und redet viel von der großen Daseinsangst, für die sie kein wirksames Heilmittel anzubieten weiß. Wir müssen wie die Apostel den Glauben und den Mut haben, ihr als einzige Rettung die Hinwendung zu Christus zu verkündigen, der „die Welt überwunden hat". Der Mensch, der sich in gläubiger Umkehr der Gottesherrschaft unterwirft, die im Auftrag Christi durch die Predigt der Kirche ausgerufen und angeboten wird, hat die Möglichkeit, aus dem Tode zum Leben überzutreten und als Erlöster ein neues Leben zu beginnen. Ja, er ist als Christ gerufen, an der Heimholung der ganzen verlorenen Welt mitzuwirken.

Unsere Zeitgenossen wären wohl nicht so anfällig gegen irdische Messianismen der verschiedenen Art, wenn wir deutlicher und zuversichtlicher den einzigen uns angebotenen Messias und Retter verkündigt hätten. Als zusammenfassende Formel der Verkündigung schlägt der Verfasser den Satz aus dem Philipperbrief vor: „Jesus Christus ist der Herr"! (Phil 2, 11.) Freilich setzt dieser Satz schon eine tiefgreifende, aus dem Reichtum des Neuen Testamentes schöpfende Verkündigung voraus, wenn er vom Hörer in seiner Kraft und seinem ganzen Inhalt verstanden werden soll. Wenn die Überlegungen des Buches kürzer und einfacher vorgetragen wären, würden sie wohl mehr Wirkung erzielen, was nur zu wünschen wäre.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Wort aus Berlin. Rundfunkansprachen und Predigten des Bischofs von Berlin Julius Kardinal Döpfner. (192.) Berlin 1960, Morus-Verlag. Leinen DM 6.80.

Die vorliegende Sammlung von Rundfunkansprachen und Predigten, die Kardinal Julius Döpfner als Bischof von Berlin über den Sender „Freies Berlin" an die Gläubigen seines zerrissenen Bistums hielt, können aus drei Gründen empfohlen werden: sie gewähren einen erschütternden Einblick in die Not von Menschen, die täglich um ihren Glauben ringen; sie zeigen,

wie man in schlicht verständlicher und doch tiefer Weise religiöse Fragen an den modernen Rundfunkhörer heranbringt; sie liefern uns Stoff für unsere eigene Betrachtung und Verkündigung.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Liturgik

Die Litanei vom heiligsten Herzen Jesu. Von Franz Lakner S. J. (184.) Innsbruck 1960, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 66.—, Leinen S 78.—.

Der Verlag Felizian Rauch hat es unternommen, die kirchlichen Litaneien mit ausführlichen Erklärungen herauszugeben. Für die Herz-Jesu-Litanei hat der Dogmatiker der Innsbrucker Theologischen Fakultät diese Aufgabe übernommen. Die Erklärung steht also auf dem gesicherten Grund der kirchlichen Lehre. Da die meisten Anrufungen der Heiligen Schrift entnommen sind, darf der Leser auch manch tiefen Blick in die Reichtümer des Wortes Gottes tun, bei dessen Deutung auch die Kirchenväter öfters zu Wort kommen. Das Buch ist nicht zu oberflächlicher Lesung bestimmt, sondern will der besinnlichen Betrachtung dienen. Darüber hinaus könnte es dem Seelsorger reichen und brauchbaren Stoff zu Predigten über das Herz-Jesu-Geheimnis darbieten.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Chaldäisches Brevier. Ordinarium des ostsyrischen Stundengebets. Erläutert und übersetzt von Joseph Molitor. (172.) Düsseldorf 1961, Patmos-Verlag. Leinen DM 14.—.

Von den Schätzen der tiefgläubigen und innigen Frömmigkeit der alten Syrer unserer westlichen glaubenskalten Zeit etwas zu vermitteln, ist ein verdienstvolles Werk. Wir müssen Prof. Molitor dankbar sein, daß er sich an die Herausgabe dieses Buches gewagt hat. Es bietet freilich keine vollständige Übersetzung des chaldäischen Breviers, sondern nur einen kurzen Auszug in charakteristischen Gebeten und Antiphonen und eine liturgiegeschichtliche Einführung in den Geist und Aufbau dieser Liturgie. Diesem Zweck dient auch die Darstellung der syrischen Kirchengeschichte, die man sich sonst in einem liturgischen Werke nicht erwarten würde. Die Darbietung des liturgischen Stoffes könnte übersichtlicher und einheitlicher sein. Die zahlreichen rubrizistischen Vorschriften vor den Texten in syrischer Sprache werden bei einfachen Lesern, die nur Erbauung suchen, störend wirken. Wertvoll ist die Liste der liturgischen Fachausdrücke im Anhang.

Stift Heiligenkreuz (NÖ.) Prof. Dr. P. Severin Grill O. Cist.

Verschiedenes

Die Welt der Symbole. Von Dorothea Forstner OSB. (672.) Mit 1 Kunstdruckbild und 124 graphischen Darstellungen von Oswald Haller. Innsbruck-Wien-München 1961, Tyrolia-Verlag. Leinen S 190.—, DM/sfr 32.—.

Ein ansehnlicher Band, den uns die Benediktinerin aus Bertholdstein hier in die Hände legt, eine Frucht emsiger Sammlertätigkeit in drei Jahrzehnten, eine Frucht, deren Keim noch der verdienstvolle Klosterneuburger Chorherr Dr. Pius Parsch gelegt hat. „Der Mensch als geistig-sinnliches Wesen bedarf der Sinnbilder, um Geistiges zu erfassen. Sie können ihm in ihrer ahnungsreichen Fülle mehr sagen als Worte . . .“ (S. 11). Dieses lebendige Sprechen des Symbols zu Gehör zu bringen und dabei die ganze Fülle der „Welt der Symbole“, die uns geschenkt ist, schauen zu lassen, ist das Anliegen dieses Buches.

Ausgehend von den Kreuzesformen (wovon 14 angeführt werden), geht die Verfasserin über zu den Gesten, den Alphabeten, den Schriftzeichen, wobei selbstverständlich beim Buchstaben T auf das Kreuzbild im Meßbuch zu Beginn des Kanons hingewiesen wird. Dieses Kreuzbild verdankt ja dem T-e igitur seine Entstehung. Weiterhin findet man behandelt Monogramme und Kurzformen, Zahlen und Figuren, die Naturelemente Wasser, Feuer, Luft, Wind, Asche u. a. Ferner lernen wir besser kennen die Symboldeutungen der Sterne, der Naturgewalten, der Farben, Steine, Metalle, Pflanzen, Bäume, Blumen, auch der pflanzlichen Duftsubstanzen. Volle 126 Seiten sind der Tiersymbolik gewidmet. Es wird wohl nicht viele Leser des Buches geben, denen hier nicht so manches Neue, Ungewußte unterkommt.

Etwas problematisch scheint das Kapitel über „Biblische Gestalten und Personifikationen“. Die Verfasserin gesteht hier selber, daß „ein so reiches Thema die Grenze dieses Buches weit überschreiten“ würde (S. 441). Aber trotzdem ist es reizvoll, hier den einzelnen Symbolen (besser gesagt: Typen) an der Hand der Autorin nachzuspüren. Biblische Gestalten, mythologische Gestalten, Mischgestalten und noch ein Abschnitt über „Verschiedene Symbole“, wo jene Dinge behandelt werden, die in den vorhergehenden Stücken nicht unterzubringen waren, schließen das Werk ab.

Als ein mühevoller Versuch einer Sammlung des weitschichtigen Materials verdient das Werk Beifall, Dank und Anerkennung. Ebenso der Verlag, der dem Buch eine würdige, geschmackvolle Ausstattung verliehen hat. Als Nachschlagwerk und Quelle erster Orientierung hat es seinen Platz in der Bücherei des Priesters und auf dem Bücherbrett des liturgisch interessierten Laien. Das Literaturverzeichnis ist verhältnismäßig kurz, das Sachregister dafür um so sorgfältiger, es umfaßt 18 Spalten. In den Quellenhinweisen würde man fallweise die Seitenangaben gerne sehen. Auf Seite 30 sollte es wohl besser „Entspannung" anstatt „Abspannung" heißen.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Die Kirche ist immer jung. Ein Buch der Hoffnung. Von Jakob Brummet. (212.) Mit 24 ganzseitigen Kunstdrucktafeln. München 1960, Verlag J. Pfeiffer. Leinen DM 14.80.

In den 15 Kapiteln dieses bemerkenswerten Buches kommen Autoren von Rang und Stand zu Worte, wie Hugo Rahner S. J., Josef Reding, E. H. Hamm, Josef Neuner S. J. usw., und ihre aktuellen Beiträge vermitteln einen interessanten Einblick in die modernen Bewegungen und Bestrebungen der Kirche, wie zum Beispiel in das Leben im Heimkehrerlager Friedland, in das Werk der Mutter Theresa von Kalkutta, die mit ihren Schwestern in heroischer Weise das grenzenlose Elend Indiens bekämpft, in das Wirken der Marienschwestern in Darmstadt, in die moderne Zirkusseelsorge, in die Pax-Christi-Bewegung, in den Internationalen Bauorden. Auch der religiöse Schlagersänger Pater Duval findet hier seine Würdigung.

Ein nicht alltägliches Buch, das für Geistliche beider Konfessionen, besonders für Jugendführer, Lehrer und Erzieher, geschrieben ist und dank seines reichen und abwechslungsvollen Inhaltes sicher Anklang finden wird.

Linz a. d. D. Josef Fattinger

Obolungwe oder ein Neger in Europa. Von Michael Horatczuk. 3. Auflage. (137.) Mit 31 Textillustrationen. Wien 1961, Verlag Herder. Leinen S 46.—, DM/sfr 7.80.

Obolungwe ist ein Neger, der in Europa Medizin studiert. Er ist in Afrika geboren und getauft worden und schildert nun seinem Missionär seine Eindrücke in Europa. Der Name des Verfassers, den wir alle aus seinen früheren Veröffentlichungen kennen, spricht für sich selbst. Ohne beißenden Spott und verletzende Satyre behandelt er in über 50 Kapiteln Fragen des täglichen Lebens, die wir uns selbst vielleicht schon oft gestellt haben. Immer volkstümlich, immer lebensnahe, so daß man schließlich sagen muß: Er hat recht.

Linz a. d. D. Rel.-Prof. Franz Steiner

Sprung über den Schatten. Christsein ist kein Hobby. Von Friedrich Heer. (Herder-Bücherei, Bd. 57.) (126.) Freiburg i. Br. 1959, Herder. Kart. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Der durch seine früheren Publikationen bekannte Verfasser bringt in vielen kleinen Kapiteln, die aber durch die Straffheit des inneren Gedankenganges zusammengefaßt werden, eine Auseinandersetzung des echten Christen mit den Gegebenheiten der modernen Welt und des Lebens von heute. Wie ein roter Faden zieht sich durch das Bändchen das Bewußtsein, als Forderung für den Christen erhoben, daß echter Christusglaube kein Sichzurückziehen auf eine reservierte und resignierende Insel persönlichen Vollkommenheitsstrebens sein kann, daß Vollkommenheitsstreben innerlich das Sichhingeben und Sichhineinleben in die Gemeinschaft bedeutet.

Herrlich transparent wird in vielen Kapiteln das Wesen der Kirche als einer organischen, blutvollen Einheit, des mystischen Leibes des Herrn, einer fordernden, aber auch beglückenden Kommunikation im tiefsten Sinne des Wortes. Die Sprache ist eigenwillig, herb, oft so herb, daß man sich eine größere Glätte wünschen möchte. Seite 56 hat sich ein kleiner, aber sinnstörender Druckfehler eingeschlichen: „keine Sonnen" soll sicherlich heißen „kleine Sonnen". Im ganzen ein gutes, ein notwendiges Buch, das Anlaß zur Selbstbesinnung und Gewissenserforschung bietet, wenn man auch nicht mit allen Einzelheiten einverstanden ist.

Linz a. d. D. Dr. Josef W. Binder

Johannes Kepler. Dramatisches Gedicht in einem Vorspiel und acht Bildern von Arthur Fischer-Colbrie. (150.) Linz 1960, Oberösterreichischer Landesverlag. Leinen S 38.—.

Was dem Wahllinzer Stifter nicht gelungen war, wagte ein Linzer Dichter des 20. Jahrhunderts. Seine poetischen Bindungen an den Kosmos der Sternbilder mögen ihn zur Persönlichkeit Keplers hingezogen haben. Auch wollte der Dichter seiner Heimatstadt ein Denkmal setzen. Das Geschehen des 1., 2., 3. und 5. Bildes spielt in Linz.

Die Handlung des Dramas setzt mit Keplers Lehrtätigkeit an der Linzer Landschaftsschule ein. In weitgespanntem Bogen von Linz bis Regensburg läßt der Dichter in acht Bildern einzelne Stationen der reifen Mannesjahre Keplers sich dramatisch entfalten. Der auf die Sterne

und deren Gesetze und Harmonien gerichtete wissenschaftliche Idealismus Keplers gerät in Konflikt mit der unruhigen Zeit konfessioneller Kämpfe, des Hexenwahns und des Dreißigjährigen Krieges. Eine Fülle von Gestalten kreist wie Gestirne um den einsamen Kepler. Die zeitliche Begrenzung der irdischen Handlung von 1616 bis 1630, die Lokalisierung des Geschehens auf die Orte Linz, Güglingen in Württemberg, Prag, Sagan in Schlesien und Regensburg wird erweitert in das Unendliche, Mythische, in die andere Welt. Die „mythische Landschaft" des Vorspiels, die Figur des Widersachers, das Engelspiel des Schlusses heben das Spiel aus dem Realen in das Irreale, aus dem Rationalen in das Irrationale, aus dem Historischen in das Mysterienspiel. In der Gestalt des Widersachers wird die irdisch-zeitliche Handlung durchkreuzt und bedrängt und zur Entscheidung, zum Konflikt geballt. Kepler und der Widersacher sind die zwei großen Akteure in „theatro mundi". Der Widersacher unseres Dramas hat sein literarisches Vorbild nicht bloß in Goethes Mephisto, sondern vor allem auch in der Welt des Barockdramas. Durch die deutliche, plastische Zeichnung der Charaktere versteht es der Dichter, seine Gestalten aus dem Typischen herauszuhalten und ihnen persönliches Eigenleben einzuhauchen.

Aus den fünffüßigen jambischen Versen, die durch Kreuz- und Paarreime teilweise zu künstlich und zu stilisiert gebunden sind, tönt eine erhabene und schöne Musik der Sprache. Fischer-Colbrie zeigt sich hier wieder als Meister der Sprache. Freilich kann er auch im Drama nicht verleugnen, daß seine Stärke die Lyrik ist. Er nennt daher auch seine dramatische Gabe ein „dramatisches Gedicht". Damit ist manches entschuldigt, was gegen die Gesetze eines streng gebauten Dramas spricht. Würdig reiht sich der Linzer Fischer-Colbrie in die Reihe jener großen österreichischen Dichter, die nicht nur der Lyrik, sondern auch dem Theater Tiefes und Schönes schenkten: Hofmannsthal, Wildgans, Max Mell, Csokor, Felix Braun.

Linz a. d. D. Prof. Evermod Groß

Wir auf der Szene unseres Daseins. Von Joachim Bodamer. (172.) Freiburg-München 1960, Verlag Karl Alber. Pappband DM 9.80.

Ein ungemein zeitgemäßes Buch über brennende Lebensfragen. Der Autor bezeichnet es als eine Anthropologie des technischen Menschen und seiner Lebensszenerie. Geschickt wird der Vergleich: der Mensch als Theaterspieler auf der Szene seines Lebens in der technischen Welt, näher ausgeführt, und zwar vom Standpunkt der Existentialphilosophie aus. Mit dem Atomzeitalter ist eine ganz neue Zeit angebrochen, große Veränderungen auf allen Gebieten bahnen sich an oder sind schon durchgedrungen. Eine Fülle neuer Fragen erhebt sich, zahlreiche Gefahren für Seele und Leib drohen, den Menschen aus seiner Bahn zu werfen. Alles das wirft neue Fragen auf: Wie äußert sich das technische Zeitalter? Was bringt es wirklich Neues? Wird der einzelne Mensch, wird die gesamte Menschheit dadurch glücklicher und zufriedener? Wie kann man die drohenden Gefahren bannen? Oft wird der Mensch zu Entscheidungen aufgerufen, deren Tragweite er im vorhinein meist nicht durchschauen kann.

Gern vertrauen wir uns da der Führung eines Mannes an, der vielseitig durchgebildet, sich als Arzt und Philosoph bereits einen Namen gemacht hat. Künstler wie Picasso und Bach sind ihm vertraut, er zitiert Kant und Kierkegaard, er schildert uns Darwins religiösen Entwicklungsgang. An einigen Beispielen weist er nach, wie der Mensch in Gefahr steht, sich an die Technik und Zivilisation zu verkaufen; er zeigt, wie die Familie, Mann, Frau und Kinder, wie die Religion, die Kunst, die Landschaft von ihnen bedroht sind, wie die von der Technik erstrebten Ideale vielfach nur Scheinideale sind, die den Menschen in Gefahr bringen, seinen Glauben und seine Seele zu verlieren. Die neuere Wissenschaft hat uns zwar mit einer Fülle neuer Erkenntnisse bereichert, aber die Erkenntnis, auf die es vor allem ankommt, kann sie uns nicht geben: wir brauchen ein übernatürliches Menschenbild. Das Buch ist keine Jeremiade über den Niedergang des Menschen, sondern als Psychotherapeut bietet der Autor auch in reicher Fülle Heilmittel an. Er findet herrliche Worte über die Vortrefflichkeit der christlichen Grundsätze, über die wahren Aufgaben und Ideale des Menschen, über den Sinn des Menschenlebens, über die Erhabenheit der christlichen Ehe, über die richtige Kindererziehung mit vielen psychologischen Hinweisen, über die Psychologie der Halbstarken und auch der 40jährigen u. ä.

Ein wirkliches Lebensbuch im besten Sinne des Wortes, gedankenreich und gedankentief, das uns lehrt, mitten in der technischen Welt Mensch zu bleiben und die wertbeständigen Ideale nicht aus dem Auge zu lassen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Auf ein Wort. Göttliches menschlich und allzu menschlich. Aphorismen und Glossen. Von Wilfried Busenbender O.F.M. (142.) Frankfurt am Main 1960, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 6.50.

Eine neue Art, an die Menschen heranzukommen, indem man ihnen gewisse Gedanken vorlegt, zu denen sie Stellung nehmen müssen. Was von vielen Sprichwörtern gilt, daß sie nur die halbe Wahrheit enthalten, trifft wohl auch hier zu: oft könnte man mit demselben Recht auch das Gegenteil behaupten. Ist das wirklich richtig: „Freundlichkeit, die geflissentlich etwas übersieht, beleidigt um so mehr"? Manches scheint mehr eines geistreichen Wortspiels wegen niedergeschrieben zu sein als wegen eines wirklich tiefen Gedankens. Oft finden sich unzulässige Verallgemeinerungen wie etwa: „Nicht aus Entscheidung, sondern aus Korpsgeist ist man ungläubig, man will kein Spielverderber sein."

Gewiß findet sich unter den Glossen, so möchte ich sie lieber bezeichnen statt Aphorismen, auch manche gute Beobachtung, wie: „Große Menschen, Stars und Verbrecher, erfreuen sich der gleichen journalistischen Publizität. Wer will es da der Jugend verargen, daß auch sie nicht unterscheiden kann?" Einige Vergleiche und Neubildungen erregen die Aufmerksamkeit, wie Zündschlüssel- und Sternschnuppenchristen; manche Vergleiche scheinen recht passend, etwa das Warten auf die Ewigkeit wie das Warten im Vorzimmer eines Arztes, wobei man sich durch Illustrierte hinwegzuhelfen sucht; bisweilen freilich ist der Vergleichspunkt nicht so leicht herauszufinden: Beichte ist die Ankunft der Herrschers unter Rebellen.

Das eine erreicht der Verfasser sicherlich, wie die angeführten Beispiele erkennen lassen, daß der aufmerksame Leser sich zum Nachdenken, zur Auseinandersetzung, bisweilen auch zum Widerspruch gezwungen sieht.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Entscheiden wird deine Redekunst. Von Dr. W. R. Muckenschnabel. (106.) Hagen-Haspe/Westf. 1959, Soennecken, Abt. Verlag. Auslieferung für Österreich: Wien XIII, Trauttmansdorffgasse 17.

Eine interessante Anweisung für Redner aller Art, ganz anders aufgebaut als unsere landläufigen Rhetorikbücher. Schon der Titel, die beigefügten Zeichnungen und die Kapitelüberschriften (wie etwa: Das Herz in der Hose, Vom Geplapper zur Rede, Der langen Rede kurzer Sinn u. ä.) deuten darauf hin, daß der Autor originell zu sein sich bemüht. Anschaulich zeigt er an konkreten Beispielen die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der deutschen Sprache an Ausdrucksmöglichkeiten und gibt praktische Ratschläge: Training mit dem Tonband, richtiges Atmen... Die Darstellung ist knapp gehalten, darum kann auch ein großer Stoff untergebracht werden, mehr schlagwortartig; oft werden nur Dispositionspunkte gegeben und kurz ausgeführt mit einprägsamen Muster- und langweiligen Abschreckungsbeispielen. Zahlreiche, sorgfältig ausgewählte Zitate alter und neuer Schriftsteller, Redner, Philosophen, Politiker und Dichter sollen die Richtigkeit der Ausführungen bestätigen. Für Redner aller Art geschrieben, berücksichtigen die Ausführungen doch auch ausdrücklich die geistlichen Redner, wenn zum Beispiel ihre Bedeutung geschildert wird: Die geistliche Rede gestaltete eine neue Welt und zerstörte selbst die Übermacht heidnischer Reiche, sie prangerte furchtlos Mißstände an und formte Menschenschicksale wie die ihrer Zeit; so formten die Begabten der Rede das Reich Gottes auf Erden bis in unsere Tage. Der Verfasser belegt seine Behauptungen mit bekannten Namen wie Augustinus, Hieronymus, Bernhard, Savonarola, Luther, Sonnenschein, Lombardi, Leppich. Eine treffende Beobachtung: manches Ziel wurde nicht erreicht, weil die Zuhörer schon auf glühenden Kohlen saßen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

Alois Dobretsberger Seit 1860
DAS FÜHRENDE KLEIDERHAUS IN LINZ, LANDSTRASSE 23

KEPLINGER

JOSEF KEPLINGER

LINZ/DONAU

DETAIL: MUSEUMSTRASSE 7a — EN GROS:
SCHILLERSTRASSE 47 ● TEL. 24549, 28903
FURNIERE · SPERR- UND PANEELPLATTEN · TÜREN · SPANPLATTEN
ALLE ARTEN FUNDER- UND LEITGEB-PLATTEN

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

Erweiterte Neuauflage!

JOHANNES KLEMENT

Katechismus – Entwurf

2., erweiterte Auflage / 240 Seiten / 1 Vierfarbtafel / probeweise Textillustrationen / broschiert, S 27.—.

Die Frühjahrskonferenz 1961 der hochwürdigsten Bischöfe Österreichs hat beschlossen, daß es jedem einzelnen hochwürdigsten Bischof überlassen bleibe, diesen Entwurf probeweise für den Unterrichtsgebrauch in seiner Diözese zu verwenden.

Durch Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht vom 11. 8. 1961 als Lehrbuch zum Unterrichtsgebrauch an Volks-, Haupt- und Mittelschulen Österreichs allgemein zugelassen.

In jeder Buchhandlung

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

Kirchenteppiche in allen Größen · Fachmännische Beratung

Sowie Vorhänge, Decken etc. kaufen Sie günstig und preiswert bei

RUDOLF RAINBACHER RUDIGIERSTR. 9

Linz, Rudigierstraße 9, neben dem Spital der Barmherzigen Brüder, Tel. 28 9 27

Beste Referenzen. Für kirchliche Dienststellen Sonderpreise

Fidelis-Druckerei

DRUCKSORTEN ALLER ART

Linz, Kapuzinerstraße 38 · Tel. 23 6 39

Linz, Kellergasse 6

MESSWEINE

Weiß- und Rotweine, Dessertweine und Wermuth · Eigene Weingärten in Südtirol

Elektrische u. Gasfeuerzeuge

Glas- und Porzellanmalerei

Glas- u. Porzellanphotographie

Alle Arten Schilder in Email, Resopal und Aluminium

Für die Kirchensitze: die schönen, dauerhaften Resopalschilder

Großhandel
Import, Export

KAMLEITNER u. KRAUPA
EIER-GEFLÜGEL-SEEFISCH-WILD
LINZ, HOPFENGASSE 10, Telefon 25087

Elektroinstallation und Reparaturen · Elektro- und Radiohandel

Josef Schaffelhofer

Spezialbetrieb für **KIRCHENHEIZUNG**

URFAHR, HAUPTSTRASSE 26, Tel. 32104

Seit 36 Jahren Lieferant des Petrinums

PARAMENTE - KIRCHENGERÄTE

- Neuanfertigung / Umarbeitung / Reparatur
- Ansichtssendungen unverbindlich und kostenlos!
- Verlangen Sie unseren Katalog!

Besuchen Sie

unsere ständige Paramentenausstellung in der Weihburggasse 22

WIENER DOM-VERLAG Ges. m. b. H., Wien I, Postfach 668

Besten Schutz bietet Österreichs ältestes Feuerversicherungsinstitut

OÖ. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt

Linz, Herrenstraße 12 · Tel. 26111

Vertretungen in allen Gemeinden Oberösterreichs

SCHREIBMASCHINEN

MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11

Telefon 25 65 35

BAUSTOFFE · FLIESEN
BEINKOFER

Baustoffe
Fliesen
Boden-beläge

Beinkofer & Co.

Linz, Hessenplatz 19

Telefon 22163

INDUSTRIEUNTERNEHMUNGEN

A. KAPSREITER

SCHÄRDING

BAUUNTERNEHMUNGEN

KAPSREITER

GES. M. B. H.

WIEN, GRAZ, SALZBURG,
SCHÄRDING, EISENSTADT,
PURKERSDORF, INNSBRUCK

HOCHBAU, TIEFBAU, STRASSENBAU,
KANALBAU, TUNNELBAU, STAHL-
BETONBAU, EISENBAHNOBERBAU

GRANITWERKE SCHÄRDING
ZIEGELEI SCHÄRDING
BRAUEREI SCHÄRDING

Bezugsbedingungen

Der **Inlandsbezugspreis** für den ganzen Jahrgang 110/1962 beträgt S 58.—, für den halben Jahrgang S 29.—.

Das Abonnement kann ganz- oder halbjährlich bezahlt werden.

Die Quartalschrift ist auch über den Buchhandel zu beziehen, doch bitten wir, allfällige Reklamationen dann nicht an uns, sondern an die betreffende Buchhandlung zu richten.

Ein Abonnement gilt als fortgesetzt, wenn nicht bis 1. Dezember die Abbestellung erfolgt ist. Bei Bestellungen während des Kalenderjahres liefern wir die bereits erschienenen Hefte nach.

Im **Ausland** kann die Quartalschrift durch folgende Buchhandlungen bezogen werden:

Australien: John Hinton & Co., North Sydney, N. S. W., 50, Miller Street.

Belgien: Ancienne Librairie Desbarax, Louvain, 24, rue de Namur.

Dänemark: Sankt Ansgars Boghandel, Kobenhavn, Bredgade 67.

Deutschland: Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth, Bayern.

England: Parker & Son, Ltd., Booksellers, Oxford, 27, Broad Street.

Frankreich: Librairie Saint Paul, Paris 6e, 6, rue Cassette.
Librairie Alsatia, Strasbourg, 50, Rue des Hallebardes.

Holland: Berkhout (W. Smolders), Boekhandel, Nijmegen, P. Brugmanstr. 18.
H. Coebergh, Boekhandel, Haarlem.
Dekker & van de Vegt, N. V., Nijmegen, Oranjesingel.
Meulenhoff & Co., Amsterdam, Beulingstraat 2.
Wed J. R. van Rossum, Utrecht, Achter Het Stadhuis.
Swets & Zeitlinger, Amsterdam, Keizergracht 471.
F. J. Vugts, Boekhandel, Haaren N. B.

Italien: Buchhandlung Athesia, Bozen, Laubengasse 41.
A. Weger's Buchhandlung, Brixen/Prov. Bozen.

Luxemburg: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).
Librairie Clees-Meunier, Luxembourg-Gare, 15, rue du Fort Elisabeth.
(Postscheck-Nr. 5390, Brüssel 35.02.12.)

Schweiz: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).

Südamerika: Libreria del Verbo Divino, Córdoba, Avenida Vélez, Sarsfield 74, Argentina.

USA: The Moore-Cottrell Subscription Agencies, North Cohocton, New York.
Stechert-Hafner Inc., Books and Periodicals, New York 3, N. Y., 31 East 10th Street.

Druck: Oberösterreichischer Landesverlag, Linz, Landstraße 41.

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

110. JAHRGANG 1962 2. HEFT

Fragen um das kommende Konzil

Von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Am 25. Jänner 1959, kaum drei Monate nach seiner Wahl und Krönung, setzte der neue Papst Johannes XXIII. die ganze Welt in Erstaunen durch die Ankündigung seiner Vorhaben, die als außerordentlich wichtig und zugleich aufsehenerregend bezeichnet wurden: als Bischof von Rom kündigte er eine Diözesansynode an, die genau ein Jahr später abgehalten wurde; als oberster Gesetzgeber der Gesamtkirche versprach der Papst die Überarbeitung des Gesetzbuches für die römische Kirche, die Anpassung des kirchlichen Rechtes an die veränderten Zeitverhältnisse sowie die Veröffentlichung des Gesetzbuches für die Ostkirche; und schließlich kündigte er als Oberhirte der Gesamtkirche die Einberufung eines Ökumenischen oder Allgemeinen Konzils an, dessen Datum erst dann bekanntgegeben werden könne, wenn die Vorarbeiten genügend angelaufen seien. Inzwischen sind drei Jahre ins Land gegangen. Zu Weihnachten 1961 wurde durch die Bulle „Humanae salutis" das Konzil für das Jahr 1962 einberufen, ohne genaue Angabe des Termins; am 2. Februar d. J. hat der Heilige Vater nun bekanntgegeben, daß das Konzil am 11. Oktober, dem Gedächtnistag für das vor 1500 Jahren abgehaltene Konzil von Ephesus, beginnen wird.

Viel wurde über die kommende Kirchenversammlung schon gesprochen und geschrieben. Das Urteil und die Hoffnungen schwanken zwischen der Furcht vor einer Enttäuschung und den antizipierten Lobeshymnen auf ein bedeutsames kirchengeschichtliches Ereignis.

Die einen, die sich nicht viel erwarten, weisen darauf hin, daß die Konzilien der vergangenen 17 Jahrhunderte immer aus einer Notlage geboren waren und jeweils die Aufgabe hatten, sich gegen große und allgemein verbreitete Irrtümer zu wenden, die für die Reinheit und gleichmäßige Entwicklung der geoffenbarten Wahrheit eine tödliche Bedrohung bedeuteten. Bereits das letzte Konzil, das Vaticanum I von 1869/70, machte eine Ausnahme; und das nun einberufene 2. Vatikanische Konzil setzt die auf dem ersten begonnene Entwicklung fort. Es sieht sich keinem gefährlichen und allgemein verbreiteten Irrtum in bezug auf einen wichtigen Punkt der göttlichen Botschaft gegenüber. Die Kirche ist im Frieden mit sich selbst; die heftigen Streitigkeiten der Vergangenheit sind be-

friedet; sie erfreut sich einer Ruhe (beinahe einer trägen Ruhe), die das Ergebnis eines fast 100 Jahre währenden engen Anschlusses an den römischen Bischof ist, den niemand in Frage stellt. (Vgl. Theologie der Gegenwart in Auswahl, 4. Jg., Heft 3, Sommer 1961, S. 130; Umfrage zum Konzil, S. 666.)

Andere dagegen betonen, wir müßten davon überzeugt sein, in einem privilegierten Augenblick der Kirchengeschichte zu leben. Konzilien sind selten: 20 in 20 Jahrhunderten! Ein Ökumenisches Konzil ist mehr als irgendeine Versammlung menschlicher Art: es ist eine der wichtigsten Lebensäußerungen der Gesamtkirche. Jedes der bisherigen Konzilien war ein Meilenstein in der Geschichte der Kirche. Und das kommende Konzil wird nicht bloß das umfassendste, sondern auch das wichtigste Konzil sein, das es je gab: denn es fällt in eine Zäsur der Weltgeschichte, die so gekennzeichnet wurde: „Jetzt geht der Frühmensch zu Ende." Wir markieren einige Punkte: Atomzeitalter mit der Aufsprengung des kosmischen Raumes, Emanzipierung der Völker mit der Forderung internationaler Gerechtigkeit, Renaissance und neue Ausbreitung der nichtchristlichen Religionen, ökumenische Bewegung der Christen, Überbevölkerung der Erde und Geburtenkontrolle, Pluralismus und Einheitsstreben der Gesellschaft und Menschheit, Umwandlung der soziologischen Formen, Reifung und Verselbständigung der menschlichen Personalität (der Laie!), technischer Fortschritt und moralische Krise, umfassende Verweltlichung u. a. m. Diese Weltprobleme reichen in alle Fragen des Konzils hinein; diese müssen darum weltweit gestellt werden. Nun aber ist es die Tragik, daß sich an großen Wenden die Verhältnisse schneller entwickeln als die Lösung der entstehenden Fragen. Hier liegt der Grund, weshalb die Einberufung eines Konzils zu diesem Augenblick eine unerhört mutige Tat, aber auch eine dringende Notwendigkeit darstellt; denn jetzt ist eine Anstrengung im Großformat fällig, will man nicht überhaupt den Anschluß versäumen. Es braucht nicht schon viele Lösungen, aber was das Konzil kann, ist, die Grundrichtung ins Neue zu entwerfen; diese wird sich dann schon weiter vorwärts arbeiten. „Es kann nicht darum gehen, diesen oder jenen Punkt, sei es die Lehre, sei es die Pastoral, hervorzuheben, sondern eine Gesamtlinie aufzuzeigen, die der ganzen Kirche einen missionarischen Stempel aufdrückt, wobei die Anwendung auf das einzelne, die näheren Einzelmethoden, den jeweiligen Bischöfen bzw. Bischofssynoden, überlassen werden." (Johannes XXIII. am 14. 11. 1960.) — (V. Schurr, Konkrete Wünsche an das Konzil, S. 9—10.)

Auf die Frage, was das Konzil in concreto an Entscheidungen bringen werde, müssen wir zugeben, nichts Endgültiges zu wissen. Es ist zwar schon der Konzilstermin festgelegt, aber noch nicht in allem die zu behandelnde Materie.

Eines steht fest: Es wird noch kein Unionskonzil sein. Dieser Gedanke, der die Presse und die breite Öffentlichkeit unmittelbar nach der Ankündigung des Konzils so beschäftigte, ist längst fallengelassen worden, wenn er jemals vorhanden gewesen sein sollte. Es wäre ja auch wirklichkeitsfremd, zu erwarten, daß sich der Riß, der schon seit Jahrhunderten durch die Christenheit geht, durch einige Konzilsverhandlungen oder durch ein Dekret heilen lasse. „Der Tag, an dem die päpstliche Bannbulle auf dem Altar der Hagia Sophia in Konstantinopel niedergelegt worden ist, und der Tag von Wittenberg können niemals aus der Geschichte der Christenheit gelöscht werden. 900 Jahre Schisma und viereinhalb Jahrhunderte Reformation können nicht in einer Generation zu Ende gehen." (Dr. Heinrich Drimmel in: Umfrage zum Konzil S. 587.) Es geht also zuerst darum, den großen Komplex von Vorurteilen, die tiefe Entfremdung und das historisch verfestigte Mißtrauen abzubauen, ehe man an den nächsten Schritt zum großen Ziele denken kann. Als Wegbereitung bedarf es vieler persönlicher Kontakte und Begegnungen, die von gegenseitiger Achtung und aufrichtiger Sympathie getragen sein müssen. Dazu ist aber die Zeit noch nicht reif; auch die Christen sind noch nicht gerüstet, in solche Kontaktnahmen und Besprechungen einzutreten: nicht nur wir katholischen Christen, auch nicht die evangelischen und orthodoxen Christen.

Das neue Konzil wird auch kein Lehrkonzil sein in dem Sinne, daß es ein neues Dogma bringen werde. Manche hofften sich die Dogmatisierung der Lehre, daß Maria die Mittlerin aller Gnaden sei. Diese wird nicht kommen. Manche sprechen auch von einer Verurteilung des Kommunismus und anderer Zeitirrtümer. „Die radikalste Häresie aller Zeiten wird mit dem feierlichsten Bannfluch aller Zeiten belegt werden", erklärte Mons. Felici. Es ist jedoch allen einsichtigen Leuten klar, daß der Kommunismus nicht mit einem äußeren Machtwort erledigt werden kann. Er kann nur von innen her aufgerollt werden durch die besser gelebte Religion und die intensivere Nächstenliebe der Christen. Das Kommunistendekret von 1949 hat für Italien nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt. Das Hauptziel der angekündigten Kirchenversammlung ist also zunächst nicht dogmatischer Natur. Nach wiederholten Hinweisen des Papstes steht das pastoral-seelsorgliche Anliegen im Vordergrund, nämlich das Wachstum des katholischen Glaubens und die Erneuerung des christlichen Lebens, die bessere Anpassung der kirchlichen Disziplin und des Apostolates an die Erfordernisse der Gegenwart und die Intensivierung der Seelsorge. Das Stichwort heißt also: Erneuerung, Reform, Modernisierung.

Vielen scheint es notwendig, daß man zu einem fundamentalen Thema des 1. Vatikanischen Konzils zurückkehre, zur Ekklesiologie (Lehre von der Kirche); ihr gilt besonders seit der Enzyklika des Papstes Pius XII. „Mystici Corporis" das Interesse der Theologen, und sie ist auch im Hin-

blick auf die christliche Einheit von Bedeutung. (Vgl. Orientierung, 24. Jg., Nr. 14/15 vom 31. Juli 1960, S. 151.) Zwei Zitate sollen die heutige Problemstellung anzeigen: „Es ist notwendig, festzustellen, daß auch die Häresie und das Schisma nicht völlig die Zugehörigkeit zur Kirche Christi zerstören, die nach der Lehre der Enzyklika ‚Mediator Dei' durch die heilige Taufe begründet wird", sagte Kardinal Bea, der Leiter des Sekretariates für die christliche Einheit, in einem Vortrag am 22. 1. 1961. (Österr. Klerus-Blatt, 1961, Nr. 3, S. 41.) Papst Johannes XXIII. sagt in einer Botschaft von den getrennten Brüdern: „Auch sie tragen auf der Stirn den Namen Christi, sie lesen sein heiliges Evangelium und sind nicht unempfindlich für die Anregung der religiösen Frömmigkeit und der wohltätigen, segnenden Nächstenliebe." (Weihnachtsbotschaft 1958.)

Innerhalb der Ekklesiologie wendet sich das Augenmerk besonders dem Bischofsamte zu. Bekanntlich plante bereits das Vaticanum I über diese Lehrstücke eine feierliche Erklärung, die aber durch den vorzeitigen Abbruch des Konzils verhindert wurde. Durch die Definition des Primates und der Unfehlbarkeit des Papstes war die Gefahr einer gewissen Einseitigkeit, einer Überbetonung der päpstlichen Gewalt gegenüber der Bischofsgewalt gegeben. Schon auf dem Konzil hatte eine Minorität von Bischöfen als wesentliches Argument gegen die Definition des Primats ins Feld geführt, daß zuerst die Rechte der Bischöfe definiert werden müßten, die ebenso göttlichen Ursprungs seien wie die Rechte des Petrusamtes. Nach dem Konzil sprachen weitblickende Kirchenmänner bereits von einer notwendigen Ergänzung in einer kommenden Zeit. Tatsächlich redet man heute einer „Aufwertung" des Bischofsamtes stark das Wort. In lehrmäßiger Hinsicht ginge es in einer neuen Formulierung darum, daß das Grundverhältnis „Bischöfe—Papst" im Hinblick auf das biblische Verhältnis „Apostel—Petrus" ausgewogener und klarer ausgesprochen würde. (Vgl. dazu Orbis catholicus, Herder-Korrespondenz, 15. Jg., 6. Heft, März 1961, S. 276 ff.)

In praktischer, pastoraler Hinsicht wird der Ruf nach Dezentralisierung, nach einer Milderung des Zentralismus in der kirchlichen Verwaltung zugunsten des Bischofsamtes immer lauter. Sicher muß die Wahrung der Einheit der Weltkirche und die Zusammenarbeit im großen kirchlichen Raum oberstes Gesetz sein, aber man sieht immer mehr ein, daß die Probleme und pastoralen Anliegen von Kontinent zu Kontinent, von Land zu Land so verschieden sind, daß sie nicht durch ein Einheitsrezept von Rom aus gelöst werden können. Die Wünsche gehen nach Vermehrung der Vollmachten für die Bischöfe und nach Abänderung der im allgemeinen kirchlichen Recht eingeschränkten Jurisdiktion: die Quinquennalfakultäten könnten in die ordentliche Gewalt des Bischofs einbezogen werden, ebenso die anderen Sondervollmachten, die in bestimmten Zeitperioden erbeten und auch immer gewährt werden. Die

zusätzlichen Sonderberichte über verschiedene Angelegenheiten der diözesanen Verwaltung könnten zur Entlastung der diözesanen Kanzleiführung reduziert werden. (Vgl. dazu Orientierung, a. a. O., S. 151 f.; Theologie der Gegenwart, a. a. O., S. 148 ff.; Dr. Rupert Rosenberger im „Volksboten" vom 11. 11. 1961.)

„Man fühlt fast überall die Notwendigkeit einer wirksamen Internationalisierung der zentralen Verwaltung der Kirche und dessen, was man ihren diplomatischen Dienst nennt. Es gab eine Zeit, wo die Nationalismen, die Europa beherrschten, es ratsam erscheinen ließen, die Kirche allein von Bürgern des kleinen Kirchenstaates verwalten zu lassen; dies trifft nicht mehr zu in der heutigen internationalisierten Welt. Die zahlenmäßige Überlegenheit der Italiener ist ein Anachronismus, der um so schwieriger zu rechtfertigen ist, als das theologische Denken und die seelsorgliche Anpassung Italiens an die Zeit weit davon entfernt sind, vorbildlich zu sein. Es besteht kein Grund dafür, daß es mehr als fünf oder sechs italienische Kardinäle geben sollte." (R. Rouquette, Die Vorbereitung des Konzils, in: Theologie der Gegenwart, a. a. O., S. 132.) Diese Anregung ist verständlicherweise nicht von heute auf morgen realisierbar. Schritte in dieser Richtung wurden auch schon unternommen. Dieses Problem hat aber auch eine Kehrseite, die nicht übersehen werden darf. Es wurden bereits an die Ordinarien außeritalienischer Diözesen Aufforderungen gerichtet, begabte junge Priester der Kurie in Rom zur Verfügung zu stellen, welchen aber nur selten entsprochen wird. Die Bischöfe sind ja auch von dem verständlichen Streben geleitet, tüchtige, intelligente junge Kräfte der eigenen Diözesanarbeit zu erhalten.

Wie schon betont, wird das Konzil mehr auf die Seelsorge als auf das Dogma als solches ausgerichtet sein, es wird weniger Verurteilungen als Richtlinien und Aufrufe geben. Die Umwelt der Kirche hat eine große Wandlung erfahren, die noch immer andauert. Diese Wandlung von einer mehr patriarchalischen zur technisierten, industriellen Gesellschaft verlangt neue Formen des Apostolates. Mit den überkommenen Seelsorgemethoden erfaßt die Kirche große Bevölkerungsschichten nicht mehr. Es müssen Revisionen durchgeführt und neue Wege mutig in Angriff genommen werden.

Ein konkreter Wunsch geht darauf hinaus, daß die Mutter- oder Volkssprache im Lehrgottesdienst der Messe sowie das völkische Brauchtum bei den Riten der Sakramentenspendung (besonders bei Taufe und Ehe) und in der Gestaltung kirchlicher Feiern (zum Beispiel bei Begräbnissen) mehr berücksichtigt und ihm mehr Platz eingeräumt werde. Besonders aus den Missionsländern wird dieser Wunsch laut, aber auch im Hinblick auf die Heimholung der getrennten Brüder. Man fragt nicht mit Unrecht: Warum gibt es nur Missionen im lateinischen Ritus? Warum bringen wir nur die lateinische Liturgie, die westliche Kultur den Schwarzen

in Afrika, den Insulanern im Pazifik, den Indern, Chinesen, Japanern . . . ? Wohl, weil im Unterbewußtsein die Vorstellung herrscht: katholisch = lateinisch, was durchaus nicht stimmt! . . . Die Kirche hat im zweiten Jahrtausend ihr Anpassungsvermögen verloren! Während die alte Kirche, wie Paulus, den Hellenen Hellene und den Barbaren Barbar geworden ist, ist sie (später) weder den Arabern Araber noch den Negern Neger noch den Indern Inder noch den Chinesen Chinese geworden. Die Kirche Jesu Christi ist eine, aufs ganze gesehen, europäisch-amerikanische Angelegenheit geblieben. (Hans Küng, Konzil und Wiedervereinigung, S. 29.) Man weist darauf hin, daß die Reformation im Westen wohl nie so explosiv hätte um sich greifen können, wenn man vorher mehr Zugeständnisse an den Volkscharakter gemacht hätte. Im Osten blieb eine solche Entwicklung aus; denn dort wurde von vornherein keinem so starken Zentralismus in der Kultsprache gehuldigt. Nicht eine Gleichschalterei kann das Ideal sein, sondern eine Einheit in der Vielfalt. „Es geht nicht an, aus einer romantischen Vorliebe und aus Ehrfurcht vor einer kirchlichen Vergangenheit die lateinische Sprache, zumal im Verkündigungsteil, dem schlichten Volk als dem schwächeren Teil aufzuladen. Das Seelenheil, die Rettung der Arbeiter, steht auf dem Spiel . . . Die Einheit der Kirche stützt sich mehr auf die Einheit des Glaubens, Hoffens und Liebens, auf die Einheit der Sakramente und der Leitung als auf unverständliche Gesten, Symbole und Worte, welche der Erfassung der Frohbotschaft hinderlich sind und eine trennende Mauer gegenüber den getrennten Brüdern darstellen. Orthodoxe und Protestanten empfinden einen Horror vor Latinisierung und Romanisierung. Erst recht wirkt auf die Heiden eine lateinische Kultur, die doch zeitbedingt war, durchaus fremd. ‚Für die Mission in China war nicht die chinesische Mauer, sondern die lateinische Mauer das Haupthindernis' (C. Costantini, Präfekt der Propaganda-Kongregation)." (Viktor Schurr, Konkrete Wünsche an das Konzil, S. 11—12; 68 ff.) In der Frage der Verwendung der Volkssprache in der Liturgie, besonders bei der heiligen Messe, ist allerdings durch die am 23. Februar 1962 veröffentlichte Apostolische Konstitution „Veterum Sapientia" eine neue Lage entstanden.

Seit längerer Zeit sind bereits Diskussionen im Gange und werden Wünsche laut um eine Erneuerung — im Grunde ginge es um eine Neuschaffung — des Diakonates, welcher heute nur noch eine „Weihestufe" oder „Durchgangsstufe" zum Priestertum ist und seelsorglich sozusagen keine Bedeutung mehr hat. Und doch ist er auch göttlichen Rechtes und ein Teil des Weihesakramentes und wurde eingesetzt zur Entlastung der Priester, die auch heute sehr notwendig ist. Der Diakonat sollte wieder ein dauerndes und in sich stehendes Amt mit einem realen Aufgabenkreis und eigenem apostolischen Arbeitsfeld, wie Katechese, Heimleitung, Fürsorge, werden. Die Diakone könnten verheiratet sein. Es wäre eine Bereicherung der Kirche mit einem neuen sakramentalen Klerikerstand,

ohne den Zölibat des Priesters aufzuweichen. Diese Diakone dürften sich auch, so hofft man, für manche Aufgaben, wie Heimleitung, Fürsorge, besser eignen als der ehelose Priester oder die ehelose Schwester. Für ganz priesterarme Räume und Missionsgebiete, wo die Kirche das Gebot des wöchentlichen Gottesdienstes selbst nicht einzuhalten vermag, käme dem neuen Diakon durch die Feier eines opferlosen Gottesdienstes (etwa in Form einer „trockenen Messe") besondere Bedeutung zu. (Vgl. dazu P. Fr. Krösbacher S. J. im „Volksboten" vom 18. 11. 1961; Josef Hornef, Kommt der Diakon der frühen Kirche wieder, Verlag Herder, Wien; „L'Osservatore Romano", Nr. 13, vom 18. 1. 1962.)

Von vielen wird auch die Wiedereinführung der Konzelebration gewünscht. Die Liturgie der lateinischen Kirche gestattet diese derzeit nur bei Erteilung der Priester- und Bischofsweihe; in der Ostkirche ist es auch heute noch durchaus üblich, daß bei besonderen Anlässen der Bischof nicht allein, sondern zusammen mit seinen Priestern das heilige Opfer darbringt. Diese gemeinsame Opferfeier sollte wiederum eingeführt werden; sie wäre an großen Wallfahrtsorten, bei Kongressen, Priestertagungen, Priesterexerzitien die einzige wirklich erbauliche Form der Eucharistiefeier, während die in solcher Lage heute notwendige Meßfeier der einzelnen Priester in rascher Folge hintereinander und gleichzeitig auf einer Reihe von Altären oft genug alles eher als erbaulich wirkt. (Vgl. Dr. Carl Holböck im „Volksboten" vom 25. 11. 1961.)

Auch wurde von vielen der Wunsch geäußert, es solle wieder möglich werden, die hl. Kommunion in beiderlei Gestalt zu empfangen. Freilich soll das nicht die tägliche Norm sein, die zweigestaltige Kommunion soll vielmehr wenigstens bei den großen Lebensfeiern (Erstkommunion, Brautmesse, Weihemesse, Ewige Profeß, am Gründonnerstag) wieder gestattet werden. (Orientierung, a. a. O.; P. Fr. Krösbacher, a. a. O.; Schurr, Konkrete Wünsche an das Konzil, S. 15; 74 ff.)

Von den anderen Sakramenten waren besonders die Firmung und das Bußsakrament Gegenstand von Beratungen bei der letzten Sitzung der Zentralkommission im Jänner 1962. Bei der Firmung geht es hauptsächlich um das Alter der Firmlinge. Es wurde die Meinung vertreten, daß man als Normalalter die Zeit vom 12. bis 15. Lebensjahr annehmen sollte. Eine Neuregelung in diesem Sinne hätte vor allem für die Länder Bedeutung, in denen bisher (zum Beispiel in Italien) die Firmung gleichzeitig mit der Erstkommunion gespendet wurde. Allgemein wurde es, wie verlautet, als zweckmäßig erachtet, auch Geistlichen ohne Bischofsweihe die Spendung des Sakramentes der Firmung zu gestatten, um so die Bischöfe zu entlasten.

In der Verwaltung des Bußsakramentes geht es um die Erweiterung der Vollmacht für die Geistlichen, auch außerhalb ihrer Diözesen die Beichte zu hören und die Lossprechung zu erteilen. Die schnellen Transportmittel der Gegenwart, die rasche Bevölkerungsbewegung und andere

Gründe lassen eine solche Lockerung als notwendig erscheinen. („L'Osservatore Romano", Nr. 12, vom 17. 1. 1962.)

Im Zuge der Anpassung an die moderne Zeitlage soll nach den Worten des Papstes das kirchliche Gesetzbuch revidiert werden. Aufgabe des Konzils wird es sein, wenigstens gewisse Richtlinien aufzustellen. Eine Revision ist in vielen Punkten fällig. Im allgemeinen sollte das revidierte Kirchenrecht mehr als das jetzige ein Rahmengesetz sein, das je nach den Umständen der Zeit und der völkischen Situation eine gewisse Freiheit des Handelns läßt.

Im besonderen wird zum Beispiel eine Reform der Ehegesetzgebung gewünscht: die Abschaffung von solchen Ehehindernissen, für die eine Dispenseinholung eine reine Formalität ist. Die trennenden Ehehindernisse niederen Grades (Can. 1042, § 2, n. 1—5 CIC.), die noch aus der vortridentinischen Zeit stammen und aus den damaligen Verhältnissen begründet werden, könnten ruhig fallen. Manche Wünsche nach einer Lockerung der bisherigen Mischehegesetzgebung sind nicht realisierbar. Ein Rückgriff auf die Praxis vor dem Kodex würde das Problem nicht aus der Welt schaffen. Eine Lösung ist nur die etwas großzügigere Anwendung der Sanatio in radice (Can. 1138 ff.). (Vgl. dazu B. Primetshofer, Die Formverpflichtung bei Mischehen, in dieser Zeitschrift, 1962, 1. Heft, S. 17—24.) Auch die Eheprozeßordnung sollte vereinfacht werden. Jahrelang verschleppte Eheprozesse könnten dadurch vermieden werden, daß in den einzelnen Ländern auch letzte Appellationsgerichte geschaffen werden. Unter die trennenden Ehehindernisse könnten auch wichtige Irrtümer bei der Eheschließung aufgenommen werden.

Andere Vorschläge gehen auf eine Reduzierung der Kirchenstrafen, zum Beispiel auf eine Abschaffung der Zensuren latae sententiae, und auf die Aufhebung der Reservation der Absolution von Kirchenstrafen, ferner auf eine Milderung oder Abschaffung des Verbotes der Leichenverbrennung, sowie auf eine Neuordnung der Bücherzensur und Reform der Indexbestimmungen. Angesichts der modernen Nachrichtenmittel erfüllt der „Index librorum prohibitorum" auch nach römischer Ansicht seine Funktion nicht mehr. Er ist nicht nur weithin unbekannt, sondern auch nicht mehr verstanden und wird von der intellektuellen Schicht nicht mehr ernst genommen. Das Verbot soll auf krasse Fälle des 20. Jahrhunderts eingeschränkt und die Bücherzensur allgemein den Methoden der katholischen Filmbewertung angepaßt werden.

Das Freitagsfasten soll nicht abgeschafft, wohl aber zeitgemäß erneuert werden; es soll nicht unter schwerer Sünde vorgeschrieben sein, soll anderseits aber auch nicht für fast alle dispensiert sein; schon gar nicht sollte etwa ein Fasten bis 11 Uhr vormittags vorgeschrieben werden. (Damit macht man sich und das Fasten lächerlich!) Das Abbruchs- und Fleischfasten und ein neues Genußmittelfasten sollten zugleich für die

Caritas, für die Hungernden in der Welt, genützt werden und darin ein zusätzliches Motiv erhalten. (Vgl. P. Fr. Krösbacher, a. a. O.)

Immer lauter wird der Ruf nach der Festlegung des Rechtes der Laien in der Kirche. Tatsächlich hat der Laie eine ganz neue Bedeutung in der Kirche von heute bekommen. Nicht der Pfarrer, der Priester steht vielfach an der Front, — der ist in die Etappe gerückt —, sondern der Laie. „Die ersten und nächsten Apostel unter der Arbeiterschaft müssen Arbeiter sein", betonte Pius XII. öfter. Der Laie wird also immer mehr mitverantwortliches Subjekt in der Kirche, er bekommt eine aktiv-initiative Rolle, die Kirche kann nicht mehr auf ihn verzichten. Tatsächlich besteht unter den zehn Vorbereitungskommissionen des Konzils eine eigene für das Laienapostolat und die „Katholische Aktion". Aufgabe des Konzils wird es sein, die rechtliche und apostolische Funktion des Laien in der Kirche genauer zu bestimmen. (Vgl. Orientierung, a. a. O.)

Die Steigerung der Seelsorgekräfte und die Intensivierung der Seelsorge sieht der Papst vor allem in einer besseren Koordinierung sowohl der Einzelkräfte als auch gemeinsamer Aktionen. Man sprach von der Absicht des Papstes, den Diözesen eine bessere kirchenrechtliche Struktur zu geben, durch die zum Beispiel eine engere Zusammenarbeit von Welt- und Ordensklerus gewährleistet werden soll. Auch eine Beschränkung der Exemption der Orden soll diesem seelsorglichen Ziel dienen. Seelsorglichen Notfällen könnte man mit einem interdiözesanen Priesteraustausch begegnen.

Der Papst selber versprach die Veröffentlichung des Gesetzbuches für die Ostkirche. Seit fast 30 Jahren ist eine eigene Kommission von Rechtsgelehrten an der Arbeit, um dieses Rechtsbuch vorzubereiten, von dem bereits die wichtigsten Teile erschienen und in Geltung sind. Die Fragen der orientalischen Kirchen und der verschiedenen Riten standen auch auf der Tagesordnung der letzten Sitzung der Zentralkommission für das Konzil. Nach den Beziehungen zwischen Katholiken und Orthodoxen im gottesdienstlichen Bereich behandelte die Kommission den Gebrauch der Muttersprache in der Liturgie der östlichen Riten. Wie es heißt, soll das Konzil das Recht der Ostkirche auf den Gebrauch ihrer liturgischen Sprachen feierlich bekräftigen und unter Umständen gegenüber der gegenwärtigen Praxis ausweiten. („L'Osservatore Romano", Nr. 14 und 15, vom 19. und 20. 1. 1962.)

Etwas eigenartig berührt es, daß eine Neuordnung in der liturgischen Materie, besonders im Ritus in celebratione Missae, noch so kurz vor dem Konzil durchgeführt und veröffentlicht wurde.

Aus vielen anderen Wünschen und Vorschlägen seien nur noch kurz einige angeführt: An den Heiligen Stuhl wurde das Ersuchen gestellt, daß auf dem Konzil auch die Moralaspekte der atomaren Kriegsführung zur Behandlung gelangen sollen, ebenso auch das Rassenproblem, das Problem der unterentwickelten Länder und Völker, weil die Menschheit

auch in diesen Dingen auf ein Zeugnis und Urteil der Christenheit warte. (Vgl. Theologie der Gegenwart, S. 190 ff.)

Auch die Frage der Kalenderreform möchten manche auf dem Konzil behandelt wissen. Wie man hört, wurde über dieses Problem tatsächlich schon diskutiert. Natürlich wird nicht die Kirche eine derartige Reform durchzudrücken versuchen; sie wird vielmehr nur das „Nihil obstat" zu den Bemühungen, die von einer anderen Seite zur Vereinheitlichung der vielen Kalendersysteme in der Welt unternommen werden, aussprechen, wenn nur die Siebentagewoche gewahrt und auf die christlichen Feste Rücksicht genommen wird, wobei man bereit ist, die bisher beweglichen Feste zu fixieren und manche aus der Wochenmitte an das Wochenende zu verlegen. (Vgl. Österr. Klerus-Blatt, Nr. 2, vom 27. 1. 1962.)

Trotz einiger Anregungen ernstzunehmender Persönlichkeiten (Umfrage zum Konzil, S. 625/26, 663, 709/10) wird am Zölibat der Priester der lateinischen Kirche nicht gerüttelt werden, nachdem der Heilige Vater selbst dazu, vor allem anläßlich der römischen Diözesansynode, maßgeblich erklärt hat, daß die Kirche hier überhaupt an keine Änderung denke. (Schurr, Konkrete Wünsche an das Konzil, S. 19.)

Alle diese Wünsche und Anregungen möchten wir nur in voller Unterwerfung unter die Kirche aus der Fülle des Materials in Literatur und Presse vorgetragen haben. Was das Konzil wirklich bringen wird, wissen wir noch nicht. Selbst wenn das Konzil nur einige disziplinäre oder organisatorische Probleme lösen sollte — es wird sich mit zahlreichen anderen Fragen beschäftigen —, selbst wenn es die nüchternsten Hoffnungen enttäuschen oder offensichtlich scheitern sollte (aber was heißt das?), allein die Tatsache, daß es einberufen und in die Wege geleitet wurde, verkörpert ein neues Element, eine Änderung des Klimas, deren Tragweite nur von böswilliger Seite unterschätzt werden könnte. (J.-P. Dubois-Dumée, Echo und Auftrag, in: Theologie der Gegenwart, a. a. O., S. 136.)

Die Erwartungen sind hoch gespannt; aber auch ein Weltepiskopat ist an Grenzen gebunden. Ein Konzil ist als Ganzes Menschenwerk und zugleich als Ganzes das Werk des Geistes Christi: es geht um eine charismatische Lenkung eines gläubigen menschlichen Tuns. Wunder darf man deshalb von einem Konzil nicht erwarten. Wenn auch jedes Konzil eine Wende und eine Erneuerung des Lebens bedeutete, so bereitete es auch Enttäuschungen. Unsere Zeit ist nicht für alles reif. Auch die Kirche ist noch unterwegs zu ihrer himmlischen Gestalt. Das schließt ein, daß sie noch in der Zeit steht und nur in historischer Gebrochenheit aufsteigen kann zur vollen Gestaltwerdung dessen, was sie an Glauben und Lebensfülle in sich trägt. (Hirtenschreiben der niederländischen Bischöfe von der Vigil von Weihnachten 1960.)

Gedanken Anton Günthers zur Union zwischen Katholiken und Protestanten

Von Univ.-Prof. Dr. Joseph Pritz, Wien-St. Pölten

Wenn im folgenden Gedankengänge des 1857 von der Kirche zensurierten Wiener Philosophen und Theologen Anton Günther zur Unionsfrage vorgelegt werden, scheint es angezeigt, einige **Vorbemerkungen** zu machen, die Mißdeutungen vorbeugen sollen. Es ist keine leichte Sache, die Auffassungen Günthers in irgendeinem Punkt präzise wiederzugeben, denn der in seinen Gedanken sprunghafte, literarisch aber gewandte Autor legte seine Ideen fast nie im systematischen Zusammenhang dar, sondern brachte sie splitterhaft und bruchstückartig und zudem häufig in der Form des Briefwechsels zweier geistig differenzierter Freunde. In unserer Sache handelt es sich um zwei briefstellernde evangelische Pastoren, von denen der eine, ein Franzose, noch ganz im Protestantismus befangen ist, während der andere, ein Deutscher, die katholische Lehre gut kennt, ja sogar schon zu ihr steht. In der Art der Darstellung werden die aufgerollten Fragen und deren Beantwortung wiederholt unterbrochen und verbleiben außerdem in einer eigenartigen Zwielichtigkeit. Günther wollte durch die dialogische Weise des Briefwechsels erreichen, daß die protestantische Lehre so verstanden werde, wie sie der Protestant selbst meint, und nicht, wie sie der Katholik mißverstehen könnte, und umgekehrt. Die katholische Wahrheit hinwieder sollte mit jenen Schwierigkeiten, die der Protestant hat, in Erscheinung treten. Die Meinung Günthers selbst läßt sich nicht immer ohne weiteres feststellen, sie muß mitunter aus seiner sonstigen Denkwelt ermittelt werden, das heißt, man muß auch zwischen den Zeilen lesen. Er legt seine Ansicht auch nicht eindeutig einem Briefsteller in den Mund, sondern bald diesem, bald jenem Partner. So entsteht für den Leser die Gefahr, Günther mißzuverstehen, was schon öfter geschehen sein dürfte. Die Sprunghaftigkeit seines Denkens erschwert die Aufnahme des Gedankenganges. Die Unionsfrage im besonderen sah er nicht so sehr vom Standpunkt der Weltkirche, als vielmehr von dem der zerrissenen Kirche in den deutschen Landen und von dem der europäischen Geschichte. Manche seiner Worte haben prophetischen Charakter und klingen so, als wären sie für unsere Gegenwart geschrieben. Auch das zeigt, daß er den großen Vertretern des österreichischen Geistes angehört und auch unserer Zeit noch etwas zu sagen hat. Ich habe versucht, die verstreuten Gedanken Günthers zur Unionssache zu sammeln und zu sondieren und einige Male auch im Lichte der heutigen theologischen Diskussion zu erläutern. Daß ich mitunter auch meine eigenen Urteile einfließen ließ, wird kein Vergehen an der geschichtlichen Wahrheit sein, zumal es ohnehin deutlich zum Ausdruck kommt.

Von Anton Günther, dem 1863 in Wien verstorbenen Weltpriester und Privatgelehrten, gingen manche Impulse für die Theologie und christliche Philosophie Österreichs und Deutschlands im 19. Jahrhundert aus. Stärker als viele andere katholische Theologen seiner Zeit spürte er die echten Anliegen der Kirche, darunter auch das der Wiedervereinigung der Pro-

testanten mit der katholischen Kirche, und zwar lange vor 1848 und in Österreich, wo die Frage damals für viele nicht brennend schien. Seine Gedanken zur Union fanden hauptsächlich in den „Süd- und Nordlichtern am Horizonte spekulativer Theologie[1])“ und im „Letzten Symboliker[2])“ ihren literarischen Niederschlag. Letztere Schrift war durch die Auseinandersetzung zwischen dem großen Tübinger Theologen J. A. Möhler, dessen „Symbolik“ 1832 erschienen war, und dem protestantischen Theologen F. Chr. Baur, der gegen Möhler Stellung genommen hatte, veranlaßt. Im Vorwort betonte Günther, etwas zur Vermittlung der konfessionellen Gegensätze beitragen zu wollen, zunächst, „daß die Glieder des Gegensatzes sich selbst durchsichtig werden. Sie haben deshalb noch gar nicht zu fürchten, daß die neue Durchsichtigkeit die alte Festigkeit in üblen Ruf bringen werde, da ja diese nicht notwendig im umgekehrten Verhältnisse zu jener Eigenschaft stehen muß[3])“. Er gab auch zu bedenken, daß die „wohlgemeinte Unionsprojektemacherei einen Stoß als Anstoß zur Besinnung erhalten sollte durch die Ahnung, daß alle derlei Versuche als unreif vom Baume“ des christlichen Lebens abfallen müssen, solange man nicht „in der ideellen Basis des Christentums“ eins geworden und in der Wahrheitsfrage ins reine gekommen sei[4]). Ferner sei es an der Zeit, nun endlich, nachdem bisher auf beiden Seiten eine besondere „Geschicklichkeit für deutsche Hiebe“ an den Tag gelegt wurde, „der deutschen Liebe Rechnung“ zu tragen[5]). Er unterschied im Werk der Union mit Recht zwischen der Frage nach der Wahrheit, die für beide Teile die gleiche sein muß, und dem gegenseitigen praktischen Verhalten, das unter dem Gesetz der Liebe und Versöhnung zu stehen hat.

I. Zunächst sei **Günthers Meinung zur Lösung der Wahrheitsfrage** dargelegt. Sie ging 1. dahin, daß die Schwierigkeiten in der Lehre wenigstens teilweise auf einseitiger Beurteilung der Gegenmeinung und auf mißverstandener Terminologie beruhen. Jede Wahrheit ist eine komplexe Größe, die mehrere Elemente in sich schließt und verschiedene Aspekte aufweist; mit dem gleichen Wort kann nun bald dieser, bald jener Teil oder Aspekt gemeint sein. Den Gegner beurteilt man nicht selten nach dem bloßen Wort, und man nimmt sich nicht die Mühe, auf den mit dem Wort verbundenen eigentlichen Sinn zu achten. „Wörter sind es, lieber Freund, alte Termini, denen die Menschen, selbst die gelehrten Leute nicht ausgenommen, wie den Grenzpfählen im Heidentum, göttliche Ehre erweisen. Dieser Irrtum findet sich zwar, wie der antike, auf ganz natürlichem Wege ein; aber demungeachtet bleibt er ein Irrtum, der da soll und kann vermieden werden. Ja, Wörter sind es, Geschöpfe der denkenden Geister, die diesen aber, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind, so mitspielen, wie der Storch den Fröschen, als diese, in ihrer Unzufriedenheit mit der alten Regierung, sich den Storch vom Jupiter zum König erbaten. Wie lange werden wir andere noch beißen und kratzen, weil

[1]) Wien 1832.
[2]) Wien 1834.
[3]) A. Günther, Der letzte Symboliker, Vorwort III.
[4]) Ebd.
[5]) A. Günther, a. a. O., IV.

wir vom Wortunflat gebissen und zerfressen werden. Wörter sind es, Schild- und Wappenträger des Gedankens, die die Unsterblichkeit des letzteren affektieren, wenn dieser auf dem Felde der Ehre im Herrn entschlafen ist, jedoch nur so lange, bis der wahre Erbe sie der falschen Herrschaft entsetzt[6])." Für die terminologische Mißverständlichkeit als Ursache von Lehrdifferenzen glaubte Günther mehrere Beispiele anführen zu können. Eines sei näher besprochen.

Wenn die katholische Theologie die Urgerechtigkeit und Gnade in ihrer Beziehung zur Natur des Menschen als „accidens" und „donum superadditum" bezeichnet, so mißverstehen die Protestanten dies als äußerliche und unlebendige Auffassung des Übernatürlichen, gemäß welcher die Gnade nicht mehr die Funktion eines inneren Lebensprinzips hat, der Verlust der Gnade im Paradies und in der Folge die Erbsünde nicht einen inneren Defekt der Natur, sondern nur einen äußeren Mangel bedeuten, das Bedürfnis nach Erlösung und Realität derselben in Christus ungebührlich abgeschwächt sind, der Mensch zum passiven Träger des Übernatürlichen herabsinkt und die Gnade für die Menschennatur etwas Willkürliches und Unbegründetes wird[7]). Wenn andererseits Luther die Gnade als „de essentia", als zum Wesen des Menschen gehörig und als „donum concreatum" bestimmt, versteht die katholische Seite dies als Leugnung des übernatürlichen Charakters der Gnade. Die Aussagen „accidens" und „de essentia" stehen nun zwar terminologisch im Gegensatz, sie lassen sich aber inhaltlich harmonisieren. Der Ausgleich soll nach Günther in der Richtung eines anzunehmenden Intrinsezismus der Gnadenwirklichkeit liegen. Eine reine Natur des Menschen hat es tatsächlich nie gegeben, weil sie von allem Anfang an ein mitgeschaffenes (donum concreatum) „Anknüpfungs- und Übergangsmoment" besaß[8]), ein Bindeglied, mittels dessen Gnade und Wesen des Menschen eine innige Einheit bildeten. Die Gnade ist also nicht als zur glatten Natur von außen hinzukommend zu denken. Mit dem Anknüpfungs- und Übergangsmoment dürfte Günther ungefähr das gemeint haben, was in neuester Zeit der Kreis um de Lubac im Anschluß an die thomasische Formel vom „desiderium naturale in visionem beatificam" unter der positiven Hingeordnetheit der Natur auf die Gnade verstand. Für Günther war dieses Übergangsmoment in der Geistnatur des Menschen „für das geistige Prinzip in Christo" die Brücke zum lutherischen „de essentia". In der Annahme eines solchen Elementes, über dessen natürlichen oder übernatürlichen Charakter noch nichts gesagt ist, vertieft sich auch der Erbsünde- und Sündebegriff im Sinne der protestantischen Theologie, weil beide in die Natur selbst hineinreichen und sie affizieren, und zwar in beiden Fällen: Wird mit der Urgerechtigkeit auch das Übergangsmoment aus der Natur gerissen, dann ist die Natur innerlich verletzt und getroffen; bleibt es trotz Verlust der Gnade in der Natur zurück, dann ist es unbefriedigt und ruft nach Erfüllung; die Natur ist unvollendet und wegen des unerfüllten

[6]) Ders., a. a. O., 26.
[7]) Ders., a. a. O., 4—8, 20, 80 ff.
[8]) Ders., a. a. O., 19.

Übergangsmomentes in Unordnung. Man könnte Günthers Ansicht teilweise auch mit der Auffassung jener Gruppe von Theologen wie Thomas de Lemos, Contenson, Gazzaniga und Fr. Schmid in Verbindung setzen, welche hinsichtlich der Folgen der Erbsünde eine innere Verringerung der natürlichen Kräfte annahmen, allerdings ohne die Voraussetzung eines Übergangselementes[9]). Hat das durch die Sünde beseitigte oder unerfüllt zurückgelassene Anknüpfungs- oder Übergangsmoment in der Natur eine ontische oder intentionale Lücke gerissen, dann muß auch die Sehnsucht der Natur nach Gnade und Erlösung stärker sein, und demgemäß auch die Realität der Erlösung für den Menschen an Bedeutung gewinnen, was alles der protestantischen Lehre von der Gnadennotwendigkeit entgegenkommt. Wenn der Verlust der gnadenhaften Urgerechtigkeit die Natur selbst betroffen hat, ist ferner der Schritt nicht mehr als groß anzunehmen, daß der Defekt in der Natur die erfahrungsmäßig sich aufdrängende Begierlichkeit ist, und weiter, daß in ihr die Erbsünde besteht, was ja auch Günther in etwa vertrat.

Wie Günther mit dem angenommenen Anknüpfungs- und Übergangsmoment in der Natur für die Gnade die de-essentia-Formel Luthers in Hinsicht auf ein inneres Verhältnis der Urgerechtigkeit und Gnade zum Wesen des Menschen rechtfertigen wollte, so war er auch bestrebt, die Richtigkeit der katholischen accidens-Bestimmung der Gnade nachzuweisen. Sie besagt nach ihm nur, daß die Gnade ein „göttliches Geschenk für den und an den Menschen ist", „daß Gott der Geber früher da war als der zu begabende Mensch, das heißt, daß dieser jenen eben so für sich voraussetzt, als er selbst zuvor fertig sein mußte, um jenes Geschenk erhalten zu können; kurz, das Geschenk kam obendrein, war ein superadditum, aber auch ein concreatum, wenn der Schenkungsakt von Seite Gottes dem Schöpfungsmomente auf der Ferse nachfolgte[10])". Ob Günther die reine Natur ohne Gnade für eine an sich mögliche und an und für sich gültige Sache hielt, ist unklar. Das sogenannte Übergangsmoment dürfte er eher als zur Natur selbst gehörig betrachtet haben. Jedenfalls maß er ihm mehr Inhalt und Bedeutung zu, als dem katholisch-theologischen Begriff der potentia oboedientialis zukommt. Dem Ausgleichsversuch Günthers zwischen katholischer und protestantischer Auffassung hinsichtlich des Verhältnisses von Natur und Gnade wird man eine gewisse Anerkennung nicht absprechen können und brauchen, insbesondere wenn man absieht von der näheren Bestimmung des Übergangsmomentes, ob es nämlich etwas Natürliches oder Übernatürliches ist (letzteres müßte wohl angenommen werden!), und wenn die gnadenhafte Urgerechtigkeit nicht wesentlich und ausschließlich im donum integritatis gesehen wird. Was letzteren Punkt angeht, muß man Günther noch zugute halten, daß er dieses donum nicht bloß für eine innermenschliche Vollkommenheit, für die der Freiheit von der Begierlichkeit, sondern primär für die totale Hingabe des menschlichen Geistes an Gott hielt, mit welcher das andere Element verbunden ist[11]).

[9]) M. Premm, Katholische Glaubenskunde, I, 528 f.
[10]) A. Günther, a. a. O., 27.
[11]) Ders., a. a. O., 28 ff.

Wie für das Beziehungsbegriffspaar Natur und Gnade unternahm Günther auch für die Unterscheidungslehren über Glauben, Rechtfertigung, Sakrament, Schrift und Tradition Harmonisierungsversuche, indem er als Philosoph an der „Symbolik" Möhlers, obgleich grundsätzlich zu ihr stehend, Berichtigungen und den Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten mildernde Verbesserungen vornehmen zu dürfen glaubte. Hinsichtlich des Traditionsbegriffes hob er hervor, daß „von protestantischer Seite wichtige Beiträge zur Veredelung des alten Traditionsbegriffes geleistet werden können und auch wirklich schon eingeleitet worden" sind[12]), und „daß Protestanten und Katholiken denselben Begriff anders auffaßten und behandelten[13])". Ohne auf Einzelheiten in diesem Zusammenhang einzugehen, sei festgehalten, daß Günther, auf seine dualistische Philosophie vertrauend, „eine über den Entwicklungsstand der katholischen Theologie und der deutschen Philosophie seines Zeitalters hinausgreifende Lösung" der konfessionellen Lehrdifferenzen vorbereiten wollte[14]).

2. Eine weitere Möglichkeit des Ausgleiches zwischen katholischer und protestantischer Lehre war für Günther die Erkenntnis, daß Dogma und Schulmeinung etwas wesentlich Verschiedenes sind und daher weder verwechselt noch vermengt werden dürfen. Manche Differenzen liegen im Bereich der freien Meinung, die sich im Verlauf des Erkenntnis- und Verständnisprozesses von selbst ergibt. „In der Kirche", so heißt es, „wiegt ein Fehler so schwer wie der andere, wenn der einzelne die Meinung zum Dogma erhebt, als wenn er das Dogma zur Meinung herabsetzt[15])". Dogma und Meinung verhalten sich ähnlich wie Zeugnis (Bekenntnis) und Verständnis. Das, worin alle Christen einig zu sein haben, ist die im Zeugnis und Bekenntnis geschehende Annahme der Wahrheit. Daran schließen sich das Verständnis und die geistige Durchdringung, welche Grade zulassen und zu Auffassungsunterschieden führen können, die noch nicht Widersprüche sein müssen. Daß verschiedene Anschauungen über ein und dieselbe Wahrheit oder Tatsache möglich sind, ist ein Beweis für deren Inhaltsfülle. Es muß sogar Meinungen geben, damit sich in ihnen die Vielseitigkeit der Wahrheit besser zeigen kann. Das Auftauchen von Sentenzen bedeutet nicht die Geburtsstunde neuer Wahrheiten, sondern das Zur-Kenntnis-Nehmen ihres Vorhandenseins. „Der Schule hat die Kirche nicht bedurft zu ihrer Entstehung, aber die Kirche bedarf der Schule auf ihrem Gang durch die Weltgeschichte, der kein Gang des Friedens, wohl aber zum Frieden ist, nachdem sie alle Feinde ihres göttlichen Stifters zum Postamente seiner Größe gemacht haben wird, bis sein Lob selbst von den Zungen der Säuglinge auf Schulbänken verkündigt werden wird. Auch bedarf die Kirche der Schule nicht früher, als bis diese sich in ihr herausgebildet, so wie der Baum nicht früher seiner Blätterlungen bedarf, als bis sie dastehen, aber dann auch da sind, weil er ihrer bedarf. So sind auch die Schulen wie die Zähnereihen im Munde ein organisches

[12]) Ders., a. a. O., 286.
[13]) Ders., a. a. O., 289.
[14]) C. Werner, Geschichte der katholischen Theologie [2] (München u. Leipzig 1889), 474.
[15]) A. Günther, a. a. O., 72 Anm.

Element im Leben wie zum Leben der Kirche, nur mit dem Unterschied, daß diese im leiblichen Organismus zur Verdauung auf dem ersten, jene aber zur Verdauung auf dem letzten Wege ihren Beitrag liefern, damit gesunde Lebenssäfte durch alle Adern sich ergießen. Ist ja doch selbst noch keine Ketzerei, aber auch noch keine Orthodoxie samt ihren Katechismen in der Kirche ohne alle Schule fertig geworden. Und wenn jener (Katechismus) ohne diese (Schule) zustande käme, so könnte es eben nur ein leichter wie seichter Katechismus sein; und ist nicht selbst in den Schriften des Neuen Bundes das Moment des Zeugnisses in seinem Unterschied von dem des Verständnisses der bezeugten Tatsachen mit den Händen zu greifen? ... Die Kirche ist in einem und für ein Menschengeschlecht gepflanzt worden, das so wenig ohne Schule und Wissenschaft als ohne Wissen und Gewissen existent gedacht werden kann[16])." Daß manche Lehrunterschiede zwischen Katholiken und Protestanten in die Sphäre der freien Schulmeinung verwiesen werden können und nur das Ergebnis des Versuches darstellen, die Wahrheit des Christentums mit Hilfe der Wissenschaft geistig zu bewältigen, und daß dabei die Versuchung besteht, durch engherzige und kurzschlüssige Konsequenzmacherei die eigene Meinung möglichst mit dem Dogma, die Gegenmeinung mit der Häresie zu vermengen, wird man kaum bestreiten können. Karl Rahner hat einmal, wie ich mich zu erinnern glaube, darauf hingewiesen, daß manche Unterscheidungslehren der christlichen Konfessionen irgendwie zur freien Kontroverstheologie gerechnet werden können.

3. Der Grund, warum es Meinungen im Verständnis des Christentums gibt, liegt in dessen Inhaltsfülle und Geheimnischarakter. Günther gab letzteren zwar im Sinne der Existenz der Wahrheit zu (er bekannte sich zur Notwendigkeit der übernatürlichen Offenbarung), aber nicht in Hinsicht ihres Inhaltes. Dem Verständnis der geoffenbarten Mysterien setzte er grundsätzlich keine Grenzen. „Wahre Erleuchtung", schrieb er, „kennt keine Grenzen, und deshalb kann auch der protestantische Christ selbst jene Dogmen wieder mit Ehren annehmen, die er früher aus Mangel an Begreiflichkeit verworfen oder dahingestellt sein ließ[17])." Der Widerstand der Protestanten gegen manche Dogmen liegt im Mangel des richtigen Verständnisses, welches grundsätzlich erreichbar ist, mitunter aber von katholischer Seite erschwert wurde. Was er unter der „wahren Erleuchtung" verstand, ist nicht ganz gewiß; sicher aber einmal jene, die von einer richtigen Philosophie kommt. Auch die Erleuchtung von oben, vom Heiligen Geist, dürfte er nicht ausgeschlossen haben. Für die erleuchtende Philosophie hielt er jene, die, von Augustinus ausgehend und auf Descartes weiterbauend, auf dem Selbstverständnis und Selbstbewußtsein des Menschen beruht und das Prinzip des dialektischen Dreischrittes von These, Antithese und Synthese anwendet. So wird der Theologe in die Lage versetzt, alle Glaubenswahrheiten, nachdem sie geoffenbart sind, in einem fortschreitenden Erkenntnisvorgang einzusehen. Auch den Protestantismus selbst wollte er historisch und philosophisch-theologisch von der Dialektik her verstanden wissen und davon auch

[16]) Ders., a. a. O., 73 f.
[17]) Ders., Süd- und Nordlichter, 69.

dessen begrenzte Geltung wie die Vermittlungsaufgabe der Kirche ableiten. Katholizismus und Protestantismus stehen in einer Art des Verhältnisses von Satz und Gegensatz, die auf synthetische Vermittlung drängen. Wie aber die Lehrunterschiede wenigstens zum Teil in der Sphäre des Verständnisses der von beiden Seiten ohnedies angenommenen Wahrheit liegen, so verlegte er auch das dialektische Verständnis hauptsächlich auf die Ebene des Verstehens der Wahrheit und nicht auf den Wahrheitsgehalt selbst. Infolge des dialektischen Prozesses tauchen demnach oft nur verschiedene Gesichtspunkte ein und derselben Wahrheit im Glaubensbewußtsein des Menschen auf und ab, um sich schließlich wieder auszugleichen. Unter solcher Voraussetzung steht manches Katholische und Protestantische in innerem, wenn auch nicht immer gleichzeitigem Zusammenhang, so daß „ein Katholizismus ohne allen Protestantismus ebenso zum Übel der Zeit gehört, wie ein Protestantismus ohne allen Katholizismus[18])". „Es versteht sich aber von selbst, daß unter jenem (Protestantismus) nicht das sogenannte und weltbekannte negative Prinzip im sozialen Leben der Kirche gemeint sein kann, weil sich dasselbe keineswegs mit dem positiven Elemente beider Institute verträgt; aber das Beharrliche (des Katholizismus) schließt das Wandelbare (des Protestantismus), die Bewegung die Ruhe, der Glaube die Wissenschaft, der Gehorsam die Freiheit nicht aus. Soviel zum Überdruß für den Verstand und für den Unverstand zum Verdruß[19])." „Die Versteinerung des Seins auf der einen (katholischen), Verflüchtigung des Werdens auf der anderen (protestantischen) Seite des christlichen Gesamtlebens sind noch zur Stunde die traurigen Bruchteile von der Glorie des alten Kirchentums[20])." Im Katholizismus stehen das Sein, die Objektivität[21]), die Ruhe, der Glaube, das Beharrliche, der Gehorsam unter den Satzelementen, die der Gegensatzelemente des Werdens, der Subjektivität, der Bewegung, des Wandelbaren und der Freiheit bedürfen, die sich vor allem im Protestantismus finden. Die Faktoren beider Reihen nun müssen sich verbinden und die höhere Synthese vermitteln. Dieses Zusammen beider Elemente machte die Glorie der alten Kirche aus. In der Reformation sind die Gegensatzglieder herausgetreten, in der wiedervereinigten Kirche sollen sie wieder in die Einheit zurückkehren. In der Ebene des Verständnisses, und um diese scheint es Günther allein und vor allem zu gehen, muß die Kirche immer aufs neue die Synthese der dialektischen Momente ins Werk setzen. Insofern der Protestantismus leider auch direkte Negation der Wahrheit ist, muß er sich selbst negieren, um ein brauchbares und für die Synthese geeignetes Gegensatzglied zu werden und in die Vermittlung eingehen zu können. „Die Aufgabe des Protestantismus . . . ist, die negierte Wahrheit aus sich zu erzeugen, das heißt, die Negation abermals zu negieren und so in die Affirmation zu verwandeln . . . Daher bilden die verschiedenen Versuche des Protestantismus, das wahre Christentum darzustellen, seine eigene innere Geschichte, die nicht anders sein kann als der Denkprozeß

[18]) Ders., a. a. O., Vorwort, VI f.
[19]) Ders., a. a. O., Vorwort, VII Anm.
[20]) Ders., Der letzte Symboliker, 208 f.
[21]) Ders., a. a. O., 30 f.

zur Auffindung des wahren Begriffes vom Christentum ... Der Protestantismus soll ja als Bedingung zur Rückkehr die freie Überzeugung gewinnen davon, daß Wahrheit im Katholizismus sei[22])." In der Union als dialektischem Ereignis können nur die positiven Elemente des Protestantismus Aufnahme finden, diese aber müssen es auch. „Gott sei Dank! Keines der beiden Systeme steht ohne all und jedes Element zur Versöhnung vor uns[23])." Deshalb braucht und darf die Union niemals durch Gewaltmaßnahmen bewerkstelligt werden, die nicht vermitteln, sondern zerstören. „Es liegt in der Natur alles Ungöttlichen, und nennen Sie mir etwas Ungöttlicheres als jene Zwecke (Gewalt, Verfolgung, Inquisition, Scheiterhaufen und Kerker), daß es den Keim seiner Verblendung und Zerstörung in sich selbst trägt[24])." Die christliche Union muß und kann eine innerlich vermittelnde Sache sein, weil der Protestantismus sich bereits teilweise zur Wahrheit bekennt und weil die in ihm liegenden Gegensätze nicht selten in den Bereich des Verständnisses gehören, dieses aber eine immer noch höhere und vollkommenere Vermittlungsstufe zuläßt. Günther ließ den einen Briefsteller schreiben: „Die Jesuiten arbeiten eifrig an dem Frieden des seit der Reformation gespalteten christlichen Europa; aber scheinbar stets auf dem Wege der Vermittlung und Ausgleichung der religiösen Gegensätze, factisch aber nur auf dem Weg der Vernichtung des neuen Gegensatzes, mittels unbedingter Abschwörung des neuen Glaubens ... Dabei wurde leider nun ganz übersehen, daß das sogenannte Glied des Gegensatzes nichts weniger als neu ist, wenn auch seine Stellung neuer Art war ... Es war ein Mißgriff, daß man nämlich gar nicht der Mühe wert hielt, über die äußeren und inneren Gründe dieser neuen Stellung des alten Elementes Untersuchungen anzustellen[25])." Damit ist ausgesprochen, daß manche Elemente der reformatorischen Lehre inhaltlich nichts Neues sind, vielmehr in der kirchlichen Lehre stets enthalten waren, daß sie aber, ob berechtigt oder nicht berechtigt, eine neue Stellung erhielten, die ohne Schwierigkeit auch in die alte Stellung wieder zurückgewechselt werden kann.

4. Wenn auch Günther in optimistischer Weise von seiner philosophischen Einstellung her einen beträchtlichen Teil der Lehrunterschiede auf dem Wege der Erklärung und Spekulation ausgleichen und vermitteln zu können glaubte, ohne ein eigentliches Aufgeben protestantischer Lehren zu fordern, so war er doch weit davon entfernt, das Vorhandensein wesentlicher Gegensätze zu leugnen; um diese zu beseitigen, genügte auch ihm nicht ein bloß besseres Verständnis, sondern hielt auch er ein neues Bekenntnis, das heißt das Bekenntnis zur Lehre der alten Kirche, für notwendig. Als das proton pseudos der reformatorischen Lehre sah er den Monismus an, insofern in ihr das Wort „solus" eine entscheidende Rolle innehat, wie es in den Formeln solus Deus, sola gratia, sola fides, sola scriptura zum Ausdruck kommt[26]). Im Lichte dieser

[22]) Ders., a. a. O., 271.
[23]) Ders., a. a. O., 279.
[24]) Ders., Süd- und Nordlichter, 4.
[25]) Ders., a. a. O., 29 f.
[26]) Ders., Die Juste-Milieus in der deutschen Philosophie (Wien 1838), 386 ff.

Feststellung sind seine Bemühungen zu werten, die Protestanten von der Notwendigkeit der Kirche und des besonderen Priestertums zu überzeugen.

Zunächst verwies er darauf, daß die Gemeinschaftsnatur des Menschen im religiösen Bereich zur Bildung der Kirche führt, wenn anders das Natürliche im Christentum nicht ausgeschaltet bleiben soll. Die Kirche erscheint so als die menschengemäße Form der Religion. „Alles Kirchentum verhält sich zur christlichen Religion wie die Form zum Wesen[27])." Weil die christliche Religion noch dazu auf der Menschwerdung Christi beruht und diese eine innere und wesentliche Beziehung zur Menschheit als Geschlechtseinheit besagt, muß jene die Form der Kirche haben. Unkirchlichkeit bedeutet soviel wie Irreligiösität. Mit Recht gilt „dem Volk Religion und Kirche für einerlei und sein religiöses Leben ist von seiner Kirchlichkeit gänzlich untrennbar[28])". Kirchlichkeit ist nicht Starrheit, mag diese auch als Gefahr im Katholizismus liegen. Das Moment des Werdens, das sich im Protestantismus bis zum Verlust des Wesens steigern kann, soll gerade durch die Union in der Kirche wieder stärker wirksam werden. „Das Wichtige aber, was der Katholik zu reden hat, ist, daß seine Behauptung, das Christentum müßte Form haben, um der Welt eine Form geben zu können, eine andere Behauptung keineswegs ausschließt, nämlich, daß auch das Christentum in seiner wesentlichen Form von der Menschheit modifiziert werden mußte, aber nie zum Nachteil der wesentlichen Gestalt des Christentums, mit der dasselbe im Stifter, wie dieser in der Gottheit, in der göttlichen Vorsehung wurzelt[29])." Erst das Christentum in der Form der Kirche vermag die Welt zu formen, wie es seinerseits über und durch diese Form etwas von der Welt annimmt, ohne dadurch sein Wesen aufzugeben.

Auf den Einwand der Protestanten, daß durch die Anwesenheit der Kirche und des Priestertums der einzelne der unmittelbaren Verbindung mit Gott verlustig gehe, entgegnete er: „Wenn der Protestantismus seinem Wesen nach in nichts anderem bestand als in der gerühmten Vindication der unmittelbaren Stellung des einzelnen unter der Obhut des unsichtbaren Herrn, so hätte die Menschheit wahrlich dieses Salzkorn um einen sogenannten Pappenstil erkauft" ... Man muß doch eingestehen, „daß die unmittelbare Stellung des einzelnen unter Jesum in der römischen Kirche so wenig abhanden gekommen als nur erschwert worden ist, solange nicht dargetan worden ist, daß die consecrierte Hostie zur Anbetung für die Gläubigen reserviert und prämonstriert, nur ein Hindernis für jene Stellung gewesen ist[30])". Wie die Kirche, soll auch das Priestertum den Kontakt mit Christus nicht nur nicht hindern, sondern ermöglichen und erleichtern. „Es gibt ein Priestertum im Neuen Bund als fortgesetzte Repräsentation des Menschensohnes[31])" und es ist „als fortgesetzte Repräsentation des einen Sakramentes, das da ist Christus als

[27]) Ders., Süd- und Nordlichter, 39.
[28]) Ders., a. a. O., 45.
[29]) Ders., a. a. O., 310.
[30]) Ders., a. a. O., 81.
[31]) Ders., a. a. O., 250.

Werk Gottes", selbst Sakrament und als solches zugleich „die Mutter aller anderen Sakramente, teils von Seite ihrer Administration (deren Vater der Welterlöser selbst), teils weil dasselbe zugleich das Siegel der Gegenwart des Erlösers und seines Heiles im Geschlecht durch die Gewalten ist[32])." Nicht nur durch und in der Kirche ist und bleibt Christus im Menschengeschlecht als dessen Erlöser gegenwärtig, er ist und bleibt insbesondere durch den Apostolat und den diesem nachfolgenden Episkopat, also durch das hierarchische Priestertum, gegenwärtig und tätig. Günther brachte dies so zum Ausdruck: „Der Apostel Leben ging ebenso in ihrem Meister auf, wie dieser in ihnen als Söhnen des Geschlechts aufging, um durch sie in das ganze Geschlecht überzugehen . . . Zufolge jener Verschmelzung und Innigkeit der Apostel mit dem Herrn waren diese wiederum besonders auf ihre Persönlichkeit gestellt, indem sie dadurch auf eigentümliche Weise zur Zeugenschaft über Christi Leben geeignet waren[33])." Der Apostolat bleibt im Episkopat jeder Zeit präsent. „Die Apostel starben freilich, aber was von und an ihnen repräsentiert wurde (Christus), konnte nicht untergehen, solange das Geschlecht in Christus und Christus im Geschlecht fortbesteht[34])." „In den Aposteln erscheint die Kirche noch als ein Convolut in ungeschiedener Einheit; in den Bischöfen aber beginnt die Weltkirche sich zu gliedern, welcher Moment es freilich mit sich bringt, daß, je weiter sich das Ganze aus seiner Concentration herauszog und zugleich peripherisch nach außen hin sich erweiterte, sich auch der Mittel- und Einheitspunkt desto entschiedener herausstellen mußte, um nicht in Ermangelung des Gegengewichtes in den Hintergrund gestellt zu werden und so selbst die Einheit des Gesamtorganismus in Lebensgefahr zu setzen[35])." „Das Wesen der Kirche findet sich also im Apostolat wie im Episkopat, denn der Unterschied beider besteht als zufälliger nur darin, daß die Weltkirche noch in den Aposteln eingeschlossen lag, die Bischöfe aber und jedes gläubige Individuum mit ihnen unter der Kirche des ganzen Geschlechtes beschlossen stehen[36])."

Wie das hierarchische, apostolisch-episkopale Element, so gehört auch das monarchische, bestehend in der Oberhauptspitze, zur Wesensstruktur der Kirche. Günther hob hervor, daß die Reformatoren bei dem Versuch, das Demokratische gegen das Hierarchisch-Monarchische in der Kirche durchzusetzen, sich der zivilen Gewalt auslieferten, die nach dem verderblichen Grundsatz „cuius regio eius et religio" handelte. So wurde die demokratische Idee an der Wirklichkeit zuschanden. „Große Geister und ihr Volksanhang, die eine erhabene Idee zuerst ins Leben übersezten, sind selten zugleich jene, welche der Aufgabe, dieselbe nach allen Beziehungen hin durchzusetzen, gewachsen sind. Und überdies liegen zwischen der 1. und 2. Aufgabe eine Menge Mittelstufen . . . So begann der Deutsche die Kirchenreform, indem er ihr monarchisches Prinzip samt seiner hierarchischen Aristokratie demokratisierte; aber um das sauer und

[32]) Ebd.
[33]) A. Günther, a. a. O., 251.
[34]) Ders., a. a. O., 252.
[35]) Ders., a. a. O., 253.
[36]) Ebd.

schwer Begonnene nicht im Keim zu ersticken, war er genötigt, dasselbe unter den monarchisch-aristokratischen Staatsschutz zu stellen. Die demokratische Verfassung in der Kirche fand ihren Schutz unter der monarchischen Verfassung des Staates[37])."

Dasselbe Schicksal widerfuhr wie dem demokratischen Element auch der Freiheit. Man wähnte sie in der katholischen Kirche nicht gewährleistet und opferte sie außerkirchlichen Autoritäten. „Der Staat in seiner veredelten Form muß und wird auf seine Erzieherin, die neue (protestantische) Kirche, veredelnd rückwirken und sie befreien aus ihrer bisherigen Knechtschaft (der römischen Kirche), der bittersten Ironie, in die je die Menschheit geraten kann ... mea est ultio, ruft der Weltgeist ... frei wird die europäische Menschheit in Staat und Kirche ihr Haupt erheben — die sehr schrecklichen Losungsworte Protestantismus und Romano-Catholicismus werden nicht mehr gehört in der einen großen Herde, unter dem einen unsichtbaren Hirten[38])." Die Garantin der Freiheit ist und war gerade die katholische Kirche, der man aber selbst auch die Freiheit zubilligen muß. „Die Mehrzahl der Liberalen ist schon zur Einsicht gekommen, daß die wahre Freiheit ein Gemeingut sein müsse, welches auch dem Katholizismus für sein kirchliches Leben nicht vorenthalten werden dürfe, und zwar um so weniger, als der echte Katholizismus (nicht der entartete und abartige der Gallicaner, sondern der der Römer) in sich etwas Edles und Großartiges hat, welches keine hochsinnige Seele selbst unter den Protestanten je verkannt hat, und welches weit entfernt von der Unverträglichkeit mit der Freiheit, vielmehr zu dieser die solideste Basis spendet, sowie es laut Geschichte factisch im Mittelalter schon die Civilisation und Freiheit Europens gerettet hat[39])." Wie die katholische Kirche die Freiheit für die Menschheit hütete und hütet, so verhält sie sich auch hinsichtlich der Wahrheit. „Das können wir uns nicht mehr verhehlen, daß die 300jährigen Fortschritte der Wissenschaften, den meisten von den Reformatoren einst verketzerten Lehrsätzen der römischen Kirche mehr Anspruch auf Katholizität im Gebiet der strengen Wissenschaft einzuräumen uns nötigen, als es dem Pietismus und Mystizismus vor der Hand eben willkommen ist[40])."

Schließen wir die Gedanken Günthers, die er zur Bereinigung der Lehrdifferenzen zwischen Katholizismus und Protestantismus hegte. Festhaltend, daß manche Lehrunterschiede wesentlich auf einem unannehmbaren Monismus beruhen und nur durch ein neues Bekenntnis, das mit dem alten vorreformatorischen Bekenntnis identisch ist, beseitigt werden können, war er der Überzeugung, daß für andere Unterscheidungslehren die Bereinigung durch Zerschlagung erstarrter Termini, Aufweisung von Mißverständnissen und Klarlegung, daß es sich um verschiedene Teile und Gesichtspunkte ein und desselben ohnedies angenommenen Wahrheitskomplexes handle, und schließlich auf dem Wege besserer spekulativer Durchdringung erreicht werden könne. Zur Erreichung dieses

[37]) A. Günther, a. a. O., 42 f.
[38]) Ders., a. a. O., 43 f.
[39]) Ders., a. a. O., 75.
[40]) Ders., a. a. O., 80.

Zieles setzte er große Hoffnung auf sein philosophisch-theologisches System des Dualismus und auf die im Menschen und noch höher im Gottmenschen bereits seinsmäßig gegebene Synthese der versöhnbaren Gegensätze. Die scholastische Philosophie, der er sogar halbmonistische Tendenzen anlasten zu müssen glaubte, hielt er für die Lösung der spekulativen Schwierigkeiten für wenig geeignet.

II. Um eine echte und innerlich aussöhnende Wiedervereinigung ins Werk zu setzen, bedarf es nicht nur der Lösung der Wahrheitsfrage, sondern auch des **richtigen gegenseitigen Verhaltens.** Eine Grundvoraussetzung hiefür schien Günther das beiderseitige Eingeständnis des Versagens und der Schuld. „Ich brauche Dir, lieber Freund, nicht mit den Fingern zu zeigen, wo gefehlt worden ist: Peccatum iliacos intra et extra muros est[41])!" Angesichts der Tatsache, daß die Zeichen der Zeit unheilvolle Dinge anzukündigen scheinen und die Natur sogar Drohungen zu machen beginnt, müßten sich alle Christusgläubigen zum gemeinsamen Glaubenssymbol der Versöhnung bekennen. „Wohl allen, die, wenn sie die Sonne um die 6. Stunde des welthistorischen Tages sich verfinstern sehen, an ihre Brust schlagen und bekehrt nach Hause gehen, heißen sie übrigens wie sie wollen! Aber das kann auch nur, der nebst jenem 1. Symbol ein 2. ebenso heilig hält, weil es die edle Menschennatur gar nicht entadelt. Es heißt das Bekenntnis der offenen Schuld oder das Confiteor, mit welchem in der katholischen Kirche jeder Gottesdienst beginnt[42])." Es war nicht richtig, die Schuld am Zerwürfnis nur auf protestantischer Seite zu suchen und zu sehen. „Dem halben Europa wurde die Ansicht geläufig, alle Schuld an dem gespaltenen Herzen der getauften Jungfrau (der Kirche) sei unter dem Namen des Treubruches, und zwar auf Seite des Protestantismus zu suchen[43])." Man kann dieser Behauptung entgegenhalten, daß man sich katholischerseits des Versagens und der Schuld auch bewußt wurde und beides auch öfter aussprach. Es seien nur der berühmte Theologe Cajetan und unter den Päpsten Hadrian VI. genannt, der offen die Verderbnis der Kirche bekannte. A. H. Maltha sprach jüngst die Meinung aus, daß, sowie die Kirche durch Pius XI. eine Selbstanklage über den Verlust der Arbeiterklasse aussprach, der gegenwärtige Papst oder „einer der kommenden Päpste noch einmal eine Art praktisches Schuldbekenntnis über unseren katholischen Anteil am Entstehen der reformatorischen Spaltung ablegen wird[44])."

Auch der Protestantismus muß sich zum reuigen Confiteor verstehen, weil erst von diesem aus der Weg zum Bekenntnis des wahren Glaubens frei wird. Günther appellierte hiefür an die tiefe Sündenauffassung der protestantischen Lehre. „Der Protestantismus kann für seine tiefere Anschauung von der Sünde grad den schönsten Beweis in jenem Confiteor samt seiner culpa maxima an den Tag legen und eben durch solche Confession mit dem Muster das a. t. David und n. t. Simon Petrus zum

---

[41]) Ders., Der letzte Symboliker, 340.
[42]) Ders., Süd- und Nordlichter, Vorrede, XIII f.
[43]) Ders., a. a. O., 30.
[44]) A. H. Maltha, Die Neue Theologie (München 1960), 206.

Großwürdenträger in der neuen Ökonomie des alten Gottesreiches auf Erden erhoben werden ... Es will mir auch nicht klar werden, woher die Scham kommen sollte, Begriffenes aus der Idee wieder aufzunehmen und aufzuheben, wenn es nicht Schande war, Unbegriffenes oder gar Unbegreifliches fallen zu lassen und aufzugeben[45])." Vor allem darf von der Ehrlichkeit des deutschen Protestanten das Eingeständnis der Fehler in der Reformation erwartet werden. „Dem Deutschen traue ich es zu, daß er sich auch der Versuchung nicht schämen werde, auch im vollen Bewußtsein, daß er jener in der Stunde der Prüfung (der Reformation) unterlegen sey[46])." Die Reformatoren gingen zu radikal ans Werk. Wenn sie die Absicht hatten, das Christentum aus dem Stillstand oder Rückstand zeitgerecht zu machen, dann hätten sie nur an den Minutenzeiger der Kirchenuhr, nicht aber an den Stundenzeiger Hand anlegen dürfen. Aber leider „vergessen die Reformatoren gewöhnlich, daß man nur den Minutenzeiger zu drehen braucht, um den Stundenzeiger zu rücken[47])".

Günther machte schließlich auf die Pflicht einer zeitgerechten Inangriffnahme des Werkes der Wiedervereinigung aufmerksam, weil er überzeugt war, daß ein ständiges Hinausschieben den religiösen Indifferentismus heraufbeschwört, der „das allgemeine Grab aller moralischen Kräfte der Religion ist, an dessen Rand alle Staaten Europas stehen[48])". Ein lang andauernder Zwist, aber auch ein bloß äußerer Friede mit gegenseitiger Toleranz führt in die religiöse Gleichgültigkeit. „Wenn es auch, wie gewöhnlich, zwischen den streitenden Parteien zu einem Gleichgewicht der Kräfte und dadurch zu einem Toleranzsystem der Staaten kommt, so artet dieses doch über kurz oder lang in einen religiösen Indifferentismus für alle Klassen im Volke aus, selbst für die Repräsentanten der höheren Intelligenz, insofern auch sie, bei allem Enthusiasmus für die Wahrheit, doch den Menschen so nehmen, wie er ist, als frei im Willen und beschränkt in der Einsicht[49])." Auf Grund seiner dialektischen Geschichtsauffassung hielt der Wiener Philosoph die Zeit für gekommen, das Werk der Union zu vollbringen. Satz und Gegensatz sind sich durchsichtig geworden und streben in der Versöhnungstendenz der Synthese zu. Er betrachtete es darum als Verstoß gegen den Stand der Entwicklung, die Union hinauszuschieben. Er schrieb das scharfe Wort: „Wehe der deutschen Zunge, die jenes schreckliche Wort: sic in aeternum disjungimur, sic invicem contrarii sumus, dem deutschen Reformator nicht bloß nachspricht, sondern mit Überzeugung wiederholt[50])." Für eine fruchtbare Union finden sich wertvolle Elemente im Protestantismus, die nicht absorbiert werden dürfen, sondern konserviert bleiben müssen, die nicht draußen bleiben dürfen, sondern als Bereicherung in die ganze Kirche aufgenommen werden müssen. „Eine alles absorbierende Vereinigung ist

---

[45]) A. Günther, Der letzte Symboliker, 326.
[46]) Ebd.
[47]) A. Günther, Süd- und Nordlichter, 290.
[48]) Ders., a. a. O., 58.
[49]) Ebd.
[50]) A. Günther, Der letzte Symboliker, 237.

Unheil, Heil ist nur in der konservierenden oder tolerierenden aus Liebe ohne Indifferentismus[51])."

Um das Werk der Einigung der Christenheit zu erreichen, bedarf es der Mitarbeit beider Seiten, die sich in die Aufgabe der Unionsarbeit teilen müssen. „Überall schlummert Apocalypse . . . und so gefährlich wie einst für die Psyche dem schlummernden Liebesgott gegenüber, ist es für jeden aus uns, sich allein mit Lampe und Schlüssel dem Geheimnis zu nahen. Darum wollen wir uns teilen in das geheime Enthüllungsgeschäft. Trägst Du den Schlüssel, so halte ich die Lampe, hältst Du die Leuchte, so handhabe ich den Schlüssel[52])." Wie beide bereit sein müssen, gemeinsam die geoffenbarten Geheimnisse Gottes aufzusuchen und zu betreuen, so müssen sie auch bereit sein, in Liebe zusammenzukommen, um die Brücke des Friedens zu bauen. Wie als Gebet muß sich ihnen der Herzenswunsch auf die Zunge legen, „daß keiner von den Bauleuten sich an die Verbesserung der alten Brückenköpfe beider Kirchen wage ohne den Vorsatz, den Bogen des Friedens über den wilden Strom der Zeit zu schlagen[53])."

Das Werk der Union ist auch Sache der einzelnen Christen auf beiden Seiten, die alles zu unterlassen haben, was jene erschwert, und alles zu tun haben, was jene fördert. „Wehe jedem in jeder Confession, der an den Fesseln der Braut Christi schmieden, statt an ihrem Hochzeitsgeschmeide weben hilft, und hiezu sind in Liebe alle in allen Confessionen von Gott berufen[54])." „Beiträge zu diesem hohen Ziel kann jeder aus jeder Confession liefern[55])." Die Betrachtung des geschichtlichen Ablaufes der entzweiten christlichen Konfessionen muß alle zur Erkenntnis bringen, daß des Haders nun ein Ende werden und die Union als Lehre der Geschichte vollzogen werden muß. Aus der geschichtlichen Vergangenheit aber kann man nur lernen, wenn man Vergangenes auch zu vergessen bereit ist. „Drei Jahrhunderte im satanischen Hader verweint, scheinen doch endlich das Auge der Menschheit vom Erdenstaub gereinigt und der Einsicht näher gebracht zu haben, daß die getrennten und deshalb so feindseligen als heillosen Elemente doch wieder in einen Verband zusammentreten könnten, der alle in der europäischen Christenheit zum Heil und Frieden führen könnte. Irre ich mich in der Hoffnung, nun so kann ich mit Recht von dem christlichen Europa wie Napoleon von den Bourbonen sagen: es hat nichts gelernt und nichts vergessen, nur mit dem Unterschied, daß das Nichts-gelernt die Strafe vom Nichts-vergessen ist[56])."

Die geschichtliche Entwicklung muß ehrlich gesehen werden, um aus ihr richtige Schlüsse ziehen zu können. Sie darf an ihren dunklen Stellen nicht zugedeckt oder beschönigt werden. „Die Geschichte wird mißbraucht, wenn ihre Blätter nur Feigenblätter abgeben sollen, Gebrechen zuzudecken, statt aufzudecken[57])." Und weil damals, als die wahre refor-

---

[51]) Wie Anm. 48.
[52]) A. Günther, Der letzte Symboliker, 262.
[53]) Ders., a. a. O., 22.
[54]) Ders., Süd- und Nordlichter, 69 f.
[55]) Ders., a. a. O., 31.
[56]) Ebd.
[57]) A. Günther, Der letzte Symboliker, 328.

matio hätte einsetzen sollen, der Geist der Versöhnung fehlte, so muß dieser wahrhaft menschliche Geist wenigstens jetzt den früheren Fehler gutmachen. „Wer soll das Wort der Versöhnung besitzen, wenn nicht der Geist des Menschen? Diese Aufgabe zu lösen, das wäre allerdings eine Arbeit gewesen, die der reformatio in capite et in membris Ehre gemacht haben würde nach dem Ausspruch der Bibel: Ist dein Auge (in capite) licht, so ist es der ganze Leib (in membris)[58]."

Wie die Vereinigung der getrennten Christen eine Lehre der Geschichte sein soll, so ist sie auch ein Gebot der Gegenwart und der Stunde. Da die Feinde allenthalben mit den Waffen des Geistes und der Gewalt das Christentum bedrohen, müssen die Christen aus der Uneinigkeit in die Einheit treten. „Katholiken und Protestanten haben etwas Besseres zu tun in einer Zeit, in der, jenem Schauspiel unter dem Kreuz, wo um die Gewande des Erlösers von Schergen feiler Gewalt gewürfelt wurde, Ähnliches aufgeführt wird, insofern Krone, Scepter und Krönungsmantel an den Mindestbietenden losgeschlagen werden, etwas Besseres, sage ich, als sich wechselseitig falsche Zeugnisse von Revolutions-Lustseuche ins Antlitz zu schleudern und sich abwechselnd mit Sumpfwasser zu bespritzen, während es an allen Weltecken brennt, und die öffentlichen Feuerspritzen mit Weingeist geladen sind[59]."

„Große Revolutionen fordern große Menschen", sagte Günther einmal[60]. Nach seiner Ansicht sind die großen Revolutionen am kleinen Format der Revolutionäre gescheitert. Eine große und einzigartige Revolution innerhalb der Christenheit wäre zweifellos ihre Wiedervereinigung, in der es letztlich um die Ehre Gottes gehen muß und in der wieder der gemeinsame Blick in den Himmel und auf den Menschensohn gewonnen werden soll. Möge sich das prophetische Wort unseres österreichischen Philosophen und Theologen erfüllen: „Die Zeit ist nahe herbeigekommen, in der Gott seine Recommendation für das alte Gloria in excelsis hörbar machen wird für alle in allen Confessionen, die sich nicht wie bei Stephani Steinigung die Finger in die Ohren stecken, weil er ausgerufen: Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen, d. h. nicht sitzen und sich ausruhen, sondern sich anschicken zum . . . (Werk der Versöhnung). Die Zeit ist vor der Tür, in der ein ungeheures Vollbracht soll ausgerufen werden[61]!"

---

[58]) Ders., a. a. O., 316.
[59]) A. Günther, Süd- und Nordlichter, Vorwort, XI f.
[60]) Ders., a. a. O., 17.
[61]) Ders., a. a. O., Vorrede, XII f.

Um die Behebung des Nachwuchsmangels

mit besonderer Berücksichtigung der Schwesternorden und der Krankenpflege

Von P. Dr. Robert Svoboda OSC., Freiburg i. Br.

I. Der Nachwuchsmangel und seine Hintergründe — Der besondere Arbeitsnotstand in der Krankenpflege

Der Notruf nach Kräften bzw. nach stärkerem Nachwuchs wird innerhalb der Orden und der weiblichen Sozialberufe am stärksten auf dem Gebiet der Krankenpflege erhoben, der geistlichen wie der weltlichen. Die Sprecher sind vor allem die Ärzte, die Mitverantwortlichen für die Anstalten von den Caritasdirektoren bis zu den Hausoberinnen und natürlich die Gründer neuer Einrichtungen auf ihrer Suche nach entsprechendem Personal. Die Hilferufe der wahrlich ebenfalls bedrängten Ordensleitungen sind zumindest vorläufig noch nicht so laut vernehmbar. Jedenfalls wird der Nachwuchsmangel einstweilen eher als Arbeitsnotstand empfunden und noch nicht so sehr als Ordensproblem. Man wagt vielleicht auch noch gar nicht, dem zweifellos in Gang befindlichen Leerlauf aszetisch-religiöser Art offen ins Gesicht zu sehen, zumal man sich ihm gegenüber auch kein rechtes Mittel weiß.

Je mehr sich nun die katholische freie Krankenschwester, auch als Ablöse abberufener Ordensfrauen in übernommenen Einsätzen, bewährt und durchsetzt, je mehr auch trotz aller Ver-Anstaltung freie Gemeinschaftsformen im weltlichen Raum heranreifen, desto mehr droht der Mangel an Ordensberufen im allgemeinen Bewußtsein zurückzutreten. Das ist umso leichter möglich, als selbst der Klerus seit einiger Zeit am Ordensstand weniger interessiert ist, die caritativ-seelsorglichen Belange als solche in kirchlichen Kreisen in ein ungewisses Zwielicht geraten sind und das Laienapostolat vorerst noch als zunehmend erlebt wird.

Kundige wissen allerdings, wie sehr auch der weltliche Schwesternstand von Nachwuchssorgen und vor allem vom Mangel an qualitativen Führungskräften bedroht ist. Vielleicht verringert sich dieser Bedarf, wenn die Ver-Anstaltung der Krankenpflege, die Konjunkturperiode mit ihrer übersteigerten Spezialisierung und die familienfremde Kollektivierung der Sorge um den Mitmenschen eines Tages zurückgehen. Aber wir wissen vorläufig nicht, ob und wann eine solche Rezession wieder Kräfte frei werden läßt. Inzwischen dürfte es auch immer aussichtsloser werden, mit der jetzt noch vorhandenen Geheimreserve jener Schwestern zu rechnen, die nach ihrer Diplomierung durch Eheschließung oder Berufswechsel vorläufig aus der Krankenpflege abwanderten und nicht mehr zur Verfügung stehen.

Erklärlicher Rückgang der Ordensberufe

Wir konzentrieren uns hier zunächst auf die Nachwuchsfrage der Ordensschwestern, namentlich in der Krankenpflege. Dabei erhebt sich sogleich die Frage, ob der Rückgang der Zahl unserer Ordensschwestern nicht auch als verständliche Zurückschraubung eines früheren

Überhangs oder wenigstens als einigermaßen normaler Vorgang verständlich gemacht werden muß. Jedenfalls war dieser Rückgang in der Zahl zwangsläufig schon durch das Auftreten und Anwachsen der weltlichen Sozialberufe und später der Instituta saecularia gegeben. Es gibt für das christliche Sozialengagement eines jungen Mädchens seit über 30 Jahren nicht mehr nur die frühere exklusive Möglichkeit des Ordensmonopols, sondern eine echte Alternative.

Ebenso ist der Rückgang verständlich angesichts der lange üblichen diffusen Kräftevergebung der Orden an alle möglichen Aufgaben und Tätigkeiten. Bei dieser Ordenspolitik der Streuung ist oft als ethischer Antrieb wirksam gewesen: „allen alles zu werden"; aber mit der Zeit verlor die Ordenstätigkeit durch diese Verallgemeinerung in manchen Teilen doch an Gesicht und an Bedeutung. Ein beträchtlicher Teil der Schwestern geriet auf diese Weise außerdem in die Position der Domestiken, die inzwischen bekanntlich weitgehend durch die Technisierung des Haushalts und durch eine veränderte Einschätzung bei der Jugend beeinträchtigt worden ist.

Ebenso zwangsläufig ist der Rückgang der Ordensberufe als Folge des so bedeutsam verringerten Geburtenreservoirs. Das wurde in den letzten Jahren der Wirtschaftskonjunktur um so spürbarer, als sich im umgekehrten Verhältnis die Berufs- und Aufstiegsmöglichkeiten für die heranwachsende Jugend vermehrt haben, sogar mit Ausweichmöglichkeiten im Ausland. Außerdem soll nicht übersehen werden, daß die weiblichen Orden noch verhältnismäßig wenig Auffangmöglichkeiten für jüngere Jahrgänge vor dem (vorverlegten) Entscheidungsalter geschaffen haben. Es fehlt weithin geradezu an eindrucksvollen bzw. erfolgversprechenden Anstrengungen zur Kontaktgewinnung und Beeinflussung der weiblichen Jugend als möglichen Nachwuchs.

Schließlich kann kein Zweifel sein, daß der Stand der Jungfräulichkeit, die kirchliche Form des Ordensstandes, sowie die Gebundenheit und Gemeinschaft seit mehreren Jahren nicht mehr wie früher auf Verständnis sowohl bei Jugendlichen wie bei Erwachsenen rechnen können, sondern, im Gegenteil, vielfach kritisiert und abgelehnt werden. Damit hängt zweifellos auch die bereits empfindliche Krise der Schwesternseelsorge zusammen; jedenfalls ist dem Klerus, namentlich den Jugendseelsorgern, der Hinweis auf den Ordensstand heute nicht ohne weiteres geläufig.

Warnung vor falschen Gesichtspunkten nötig

Stellen wir zur besseren Klärung aber auch folgende Gesichtspunkte heraus: Gewiß, die Orden sind an Zahl und Bedeutung stark zurückgegangen. Das ist jedoch nicht überall und in gleicher Weise der Fall. Im Gegenteil! Wir haben insgesamt noch nie so viele Ordensschwestern gehabt wie heute. Die Klosterfrauen sind erst jetzt fast überall auf der Welt verbreitet. Gerade die caritativen Orden haben erst in dieser Prägung auch bei den farbigen Völkern verwurzelten Eingang gefunden. Jedenfalls ist die Zeit der Orden nicht vorbei, und das Ordensprinzip ist als solches nicht abgetan.

Der Rückgang des Ordensnachwuchses in unseren Jahren ist offensichtlich nicht so sehr die Folge einer Schuld und des eigenen Verfalls. Selbst beim völligen Verlöschen von ganzen Genossenschaften läßt sich in der Ordensgeschichte nicht immer eine persönliche oder kollektive Schuld feststellen. Sicherlich gibt es auch hier Gezeiten und Verlagerungen, ganze Typen und Gruppen kommen oder verlöschen; die Fruchtbarkeit der Landeskirchen verschiebt sich, manche Orden fielen und fallen bekanntlich harter Unterdrückung oder äußeren Umständen zum Opfer, wieder andere versickern lautlos in Bedeutungslosigkeit und Unfruchtbarkeit — Geheimnisse der Vorsehung, die aufruft und beruft, wie es ihrem Willen und dem Bedarf des Gottesreiches entsprechen mag. So manche Entwicklung innerhalb der Kirche entzieht sich unserer Beurteilung und Beeinflussung.

Gerade die caritativen Orden haben ihre Entwicklung, für die jeweils mehrere Generationen bis zur Ausreifung als Typ notwendig sind, noch nicht abgeschlossen. Die Kirche hat ausdrücklich betont, daß ihre, zuerst mit einem gewissen Unbehagen und Mißtrauen betrachtete Gründung sich nicht als Irrweg herausgestellt hat. Nirgendwo deutlicher als in der Ordenscaritas entstand — noch vor der Wiedergeburt der Pfarrgemeinde — das heute so bedeutsame Leitbild der sorgenden Kirche für unsere Zeit mit ihrer demütigen Mütterlichkeit, mit ihrer volksnahen Caritas und Seelsorge, mit ihrer Weltmission.

Die Misere des Nachwuchses für die Kirche ist nicht ausschließlich an die caritative Tätigkeit und Bewegung gebunden, wenn sie hier auch besonders schmerzlich empfunden wird und selbst den weltlichen Sektor der Caritas in Mitleidenschaft zieht. Auch die Orden der Lehrtätigkeit und sogar der Beschauung sind gegenüber früherer Zeit — verhältnismäßig sogar noch viel stärker — zurückgegangen; bekanntlich auch der Priesterstand als solcher. Wir stehen hier vor Entwicklungen und Verlagerungen, die sich nicht bloß an der Ordenscaritas zeigen und deren Wurzel viel tiefer liegt.

Jedenfalls ist der Nachwuchsmangel der caritativen Genossenschaften bereits zu einer ernsten Krise geworden, nicht nur für das Anstaltswesen oder für das Funktionieren der Caritas, auch nicht bloß für die Tätigkeit der Schwestern in Leistung und freudiger Berufshingabe, sondern auch für die Orden selbst. Wenn bei uns auf jede Schwester faktisch über 1000 Katholiken zur Sorge und Verantwortung entfallen, so bedeutet bereits dieses Zahlenverhältnis offensichtlich eine untragbare Relation und Belastung. Erst recht wird bei den Schwestern nach innen mehr und mehr eine seelische Überforderung, Müdigkeit und Überlastung spürbar, die eine sinnvolle Verwirklichung des Ordenslebens zum Ziel der Persönlichkeitserfüllung und Selbstheiligung nicht mehr als möglich erscheinen läßt.

II. Die eigentlichen Anliegen — Tiefer reichende Ursachen der Nachwuchskrise

Wie schon erwähnt, ist der Nachwuchsmangel der Orden zunächst äußerlich bedingt, und eine Beeinflussung dieser Faktoren ist uns

nur in begrenztem Maße möglich. Gewiß haben zum Beispiel die massiven Unterdrückungsmaßnahmen durch den Nationalsozialismus in Deutschland ebenso aufgehört wie die folgenschwere Beschlagnahme vieler Mutterhäuser und Noviziate. Immerhin unterbindet die fortdauernde Bedrängnis in anderen Ländern und jedenfalls die Grenzsperre empfindlich den Nachwuchs aus früheren Zuflußgebieten (Oberschlesien, CSSR, Südtirol). Zusätzlich mag die weltpolitische Unsicherheit über die Zukunft und die allgemeine Lebensangst weiterhin die Entscheidung mancher Eltern und ihrer Töchter für den Ordensstand erschweren.

Es wirken überhaupt einflußreiche sozialpsychologische Faktoren mit: die ordensfeindliche Beeinflussung der heutigen Eltern in ihrer NS-Jugendzeit, die vielfältige offene und unterirdische Propaganda gegen Kirche und Christentum in unseren Tagen, der zweifellos ständig zunehmende Antiklerikalismus in und außerhalb der Kirche, die allgemeine religiöse Verflachung und sittliche Zerstörung. Die ethischen Gefahren unserer Konjunkturperiode: Sexualismus und Materialismus, Egoismus und Opferscheu, Bequemlichkeit, Lebenshunger und Genußsucht, sind sicherlich keine günstigen Voraussetzungen für das Engagement im Sozialberuf und erst recht nicht für die Berufsgnade.

Gewiß schreckt auch manches an den Orden selbst ab: Absonderlichkeiten in der Tracht oder in der Namensgebung, Muffigkeit oder ungesunde Aszese, Ärgernis und Versagen einzelner, nervöse Gereiztheit der Überarbeiteten, Tratsch und Kleinlichkeit, gewisse Praktiken und Taktiken, verzopfte Gewohnheiten und allgemeine Schwerfälligkeit. Ebenso kann sich hinderlich auswirken die wachsende Mechanisierung des caritativen Dienstes, die Technisierung der Krankenpflege, die Volksentfremdung der Orden infolge ihres Abzuges aus Kleinstellen auf dem Lande und im Volke, ihr Hinüberwandern in die großen Anstalten und Sanatorien, in deren verborgene Kanzleien und Laboratorien.

Vielleicht wirkt sich doch bei den Orden selbst auch manches Ressentiment aus der Verfolgungszeit, die Turm-Psychose, der Selbstsicherungswille, noch immer zu konservativ aus. In diesem Zusammenhang muß daran erinnert werden, daß die meisten Genossenschaften aus jenem 19. Jahrhundert kommen, das mit dem Blick nach rückwärts reaktionär dachte, in der schöpferischen Phantasie mehr für den Schnörkel am Rand begabt war, nicht aber für den Kern und sich kirchenpolitisch vorsichtig defensiv zurückhielt. Von daher steckt uns der Mangel an Schwung immer noch etwas in den Gliedern.

In diesem Zusammenhang ist auch darauf zu verweisen, daß die Schwestern-Genossenschaften mit dem weitgehenden Übergang in die Stellung päpstlichen Rechtes in frauliche Eigenverwaltung gegeben wurden. Sie haben darin angesichts der organisatorischen und wirtschaftlichen Anforderungen der letzten Jahrzehnte Ungewöhnliches geleistet. Dabei ist aber zweifellos der Kontakt zur diözesanen Kirchenführung, zum Seelsorgeklerus und zum katholischen Volk etwas gelockert worden. Wie es der Frau entsprechen mag, bildeten sich bald größere Konzentrationen stark besetzter Kommunitäten, traubenförmige Zusammenballungen mit vielfältiger Verflechtung, eine fortschreitende Domesti-

zierung mit ausführlichem Reglement bis zum kräfteverzehrenden Sauberkeitskult, eine Vorliebe zum Ghetto mit — früher — möglichst wenigen Mitarbeiterinnen weltlichen Standes, der unausgesetzte Anbau und Zubau weitschichtiger Anstaltskomplexe und darin eine zunehmende Arbeitsteilung und Spezialisierung, eine weitgehende Bereitschaft zur Obödienz gegenüber außerkirchlichen Auftraggebern, eine betonte Legalität gegenüber den gesetzlichen und bürokratischen Weisungen, eine Entfremdung aus dem kirchlichen Lebensbereich.

Aus demselben Untergrund fraulicher Veranlagung mochte auch entspringen die starke Betonung des Fleißes, der Kult der Arbeitsamkeit, das Ärgernis der Tüchtigkeit, die doch stark diesseitige Wohlfahrtsmystik, die reglementierte Sicherheit für die Schützlinge, der ganze Sozialeudaimonismus unserer caritativen Sorge, die innere Bild- und Gesetzlosigkeit mancher Berufshingabe, die Getriebenheit des Eifers, die Selbstvergessenheit gegenüber dem eigentlichen Ziel des Ordenslebens. Kein Zweifel, daß sich die Beziehung zum Gottesreich, aber auch zur persönlichen Heiligung dabei verwischen muß und mitunter nur mehr in psychologische Einzelakte verlagern kann.

Das ist um so bedeutsamer, als die caritativen Genossenschaften seit langem einem intensiven Druck der weltlichen Führungsgruppen ihres Tätigkeitsbereiches ausgesetzt sind: der Behörden, der Bürokratie, der Sozialversicherung, der Ärzte, der Dozenten ihrer Fachschulen, der weltlichen Sozialberufe, sogar der Ansprüche ihrer Schützlinge. Das Gesetz des Handelns, die Methode ihrer Caritas, der gesamte Lebensstil, die innere Antwort in der aszetisch-ethischen Haltung ist nicht mehr nur aus den Ordensprinzipien selbstverständlich und damit eindrucksvoll werbend, sondern muß täglich von den einzelnen Schwestern in einem wahren Kompromiß erarbeitet und durchlitten werden. Das Unbedingte, Großartige und Eindrucksvollste der Ordenshaltung tritt dabei naturgemäß zurück. Sogar bei der Barmherzigen Schwester muß heute oft genug die klassische Einfachheit christlicher Barmherzigkeit mit Schulung, Konvention, Höflichkeit, selbst Diplomatie, mit „der Klugheit dieser Welt" durchgesetzt werden, einer Welt, die offensichtlich wirr und welk „im Argen liegt".

So muß die caritative Ordensgruppe vor aller Augen, vielleicht mehr als eine andere, mit der steten Versuchung zur Verweltlichung und mit der ebenso unausgesetzten Aufforderung zum Verbrauch fertig werden. Ihre Prinzipien scheinen oft geradezu zurückgestaut; mitunter müßten sogar die moraltheologischen Grenzen ihrer cooperatio materialis directa et indirecta kasuistisch überprüft werden. Der neuzeitliche Gesetzgeber und der moderne Mediziner haben den Orden darin immer wieder schwere Sorgen bereitet. Diese Konfliktsituation wird auch der Außenwelt deutlich und wirkt naturgemäß bei der heutigen allgemeinen ethischen Unsicherheit nicht anziehend.

Geistige Grundlagen und ihre Verwirklichung

Es scheint jetzt der Augenblick zu einer grundlegenden Besinnung und geistigen Auseinandersetzung im Ordenswesen gekommen.

Wie nach jedem Krieg klingen sowohl die Jahre der Not, der Trümmer und des mühseligen Wiederaufbaues wie die Jahre der Konjunktur, der Genußfreudigkeit und des Materialismus einmal langsam aus. Das Leben normalisiert sich dann mehr und mehr und findet zu seinen großen Gesetzlichkeiten zurück. Da und dort wird sogar schon ein reaktionärer Regreß, wenn auch in moderneren Formen, spürbar. Nicht nur die Kirche, gerade in den neuerdings so sehr betonten Bereichen der Seelsorge und Caritas, auch die caritativen Genossenschaften gehen einer wiederaufblühenden Entfaltungsmöglichkeit entgegen. Welche Anliegen grundsätzlicher Natur legen sich da in unserem Zusammenhang nahe?

Die theologische Grundlegung des caritativen Ordenstyps ist offensichtlich noch nicht fertig ausgearbeitet. Die Veröffentlichungen zur Theologie der Caritas (Keller, Noppel, Weber) sind seit Jahren steckengeblieben und zur Schwestern-Aszese fußen sie vielfach auf anderen Voraussetzungen (Zürcher, Meyer). Ausgehend von Joh 15 (1—17) und dem 1. Johannes-Brief zusammen mit Röm 12 und 1 Kor 13, anschließend vor allem an Franz von Sales, Sailer, Newman, sollte sich zielbewußt ein einschlägiges theologisches Schrifttum entfalten, das von den Mutterhäusern erfragt, gefördert und ausgewertet werden könnte. Vielleicht wäre zunächst ein Anfang zu machen mit einem Leitfaden für Exerzitien, mit Unterlagen für die monatliche Geisteserneuerung, mit dem Austausch der neueren Betrachtungshilfen, mit entsprechender Anregung unserer Schwestern-Zeitschriften.

Angesichts der wieder zunehmenden Konkretisierung des Denkens mit personalen Vorstellungen braucht es für die nächste Generation aber nicht nur ein geschlossenes theologisches System, sondern auch persönliche Leitbilder. Langsam wird es Zeit, die Caritasheiligen wieder ins rechte Licht zu stellen. Im deutschen Raum — zum Unterschied von Frankreich und Italien — hat man diese geschichtlichen Ausprägungen, auch die zahlreichen Gründergestalten des 19. Jahrhunderts, zweifellos vernachlässigt und unterschätzt. (Vgl. Robert Svoboda: „Bilder der Liebe", Regensburg 1958, Verlag Fr. Pustet; „Heiliger für Hier und Heute", Freiburg/Br., Kamillianer-Konvent.) Es sollte mehr geschehen, um das anregende Beispiel vorbildlicher Mitschwestern auch aus unseren Tagen wachzuhalten und so die Kette zwischen den Generationsfolgen fester zu schließen. Anderseits müßten wir — seit der Menschwerdung des Gottessohnes — in Weisheit und Liebe noch tiefer das Geheimnis der tausend Menschlichkeiten auch bei den zermürbten und überreizten Mitschwestern überdenken und achten.

Christus, der Herr, ist jedoch das letztlich bestimmende Leitbild. Die Frömmigkeit der nächsten Jahrzehnte wird christozentrisch bestimmt sein. Wie die anderen Ordensgruppen, so haben auch die caritativen Gemeinschaften ihr zugeordnetes Christusbild. Es ist wohl der göttliche Heiland als solcher, der den spoliati in supranaturalibus sich selber als Gabe schenkte und den vulnerati in naturalibus das Heil vermittelte. Vielleicht wird hierbei eine Weiterentwicklung der Herz-Jesu-Verehrung helfen. Auch würde sich lohnen, die Selbstzeugnisse Jesu im Sinne dieser barmherzigen Liebe und die zugeordneten Hinweise der Apostel als Magna

Charta der Schwestern zusammenzustellen, wie ich es seinerzeit in den „100 Sätzen für Oberinnen" versuchte. (Vgl. auch meine Sammlung: „Christus und die Beladenen", Herder, Wien 1948.)

Anliegen und Methodik der Schwesternseelsorge bedürfen zweifellos einer verstärkten Initiative von seiten des Klerus. Den caritativen Genossenschaften fehlen meist die zugeordneten, bilateralen Männerorden. Wenn schon jeder Apostel ein Gehetzter ist, so kann erst recht die Frau in ihrem Selbstverbrauch des seelsorgerischen Beistandes besonders würdig und bedürftig werden. Wird uns nicht überhaupt in der nächsten Zeit die Sorge um den kostbaren Einzelnen, um eine echte Elite, um die intakt gebliebene Minderheit stark beschäftigen müssen? Die Phase des kollektiven Minimalismus löst sich auf. Allerdings werden die Orden mit den Auswirkungen des Priestermangels weiterhin zu rechnen haben und sollten deshalb auf eine Ergänzung durch gute Selbstseelsorge sinnen; vielleicht wird in manchen Ordensgemeinschaften die Sorge um die Mitschwestern, die Verantwortung für das Hauspersonal, die Rücksicht auf die Ältergewordenen noch nicht ernst genug genommen.

Jede Ordensgruppe hat sich mit der Zeit einen missionarischen Umkreis geschaffen (Oblaten OSB., Tertiaren OFM., Kongregationen S. J. usw.). Erst recht benötigen die caritativen Orden solche Mitarbeiterkreise und Genossenschaften ordenszugewandter Helferinnen, ohne die wir unsere Aufgaben gar nicht mehr meistern könnten. Gewiß liegt der Frau eine solche Organisationsform weniger; auf ihr eigenes Hauptamt konzentriert, vernachlässigt sie eher das Neben- und Ehrenamtliche, und die weltliche Mitarbeiterin wird vielfach noch als Konkurrenz angesehen. Aber weder Apostolat und Caritas noch Streben nach standesgemäßer Vollkommenheit sind — wie gesagt — heute ein Monopol der Orden, und soziale Vorbehalte aus Ressentiment dürfen uns gerade innerhalb der Kirche nicht verengen. Deshalb sollten wir auch von seiten der Orden mithelfen, den noch immer lähmenden Isolationismus der weiblichen Sozialberufe zielbewußt zu überwinden und an einer echten Berufsgemeinschaft der katholischen Krankenschwestern mitzubauen; sie wird uns Früchte einbringen. (Vgl. meine Schrift: „Zwischen gestern und morgen.")

Konkrete Bemühungen und Versuche

Auf diesen mehr allgemeinen Voraussetzungen wäre es notwendig, unsere speziellen Bemühungen um Nachwuchs viel zielstrebiger und wirkungsvoller zu gestalten. Gott ruft gewiß auch heute und morgen, aber Rufen und Hören ändern sich ständig. Immer wieder in der Ordensgeschichte gab es zum Beispiel schon Früheintritte, sogar als Kindesübergabe; heutzutage kann erst recht nicht untätig gewartet werden, ob Zwanzigjährige spätberufen von selbst zu uns kommen. Im Zuge der Akzeleration des jugendlichen Reifens ist das Entscheidungsalter bekanntlich vorgerückt, und deshalb muß die Lücke zwischen Schulentlassung und Ordenseintritt besser überbrückt und abgesichert werden. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, einerseits in frühere Jahrgänge hineinzureichen und anderseits mehr Eigenbemühungen zu entwickeln.

In diesem Sinne muß versucht werden, zunächst ganz allgemein die Wertschätzung des Ordensstandes durch die Seelsorger im katholischen Volk und besonders bei der Jugend und ihren Eltern zu heben. Dabei kann man gewiß auch heutzutage aufbauen auf der Pflege des Elite- und Apostolatsgedankens, des hohen Sinnes und Strebens, des Jungfräulichkeitsideals und der sozialen Mitverantwortung. Als weiterer Schritt wäre jedoch notwendig eine modern gestaltete und gut dosierte Ideenpropaganda und Orientierung über Wesen, Bedeutung und Tätigkeit der Orden. Dabei sollten nicht nur Drucksachen zu Versand und Verteilung gelangen, sondern auch die Schwestern selbst zu Wort kommen. Man müßte natürlich solche Werbeaktionen reiflich überlegen, zur rechten Zeit ansetzen und modern gestalten. Geschmacklosigkeit und Geschäftstüchtigkeit sind dabei sorgfältig zu vermeiden; ebenso die zersplitternde Förderung neuer Zwerggründungen. Zweifellos empfiehlt sich in diesem Zusammenhang die konkrete Begegnung mit dem Ordensstand sowohl bei festlichen Anlässen wie Einkleidung usw. wie auch beim Praktikum in gut geführten klösterlichen Anstalten. Auch die Teilnahme von Ordensschwestern an caritativ-seelsorglichen Schulungen, Kursen, Tagungen und Ausbildungen kann sich günstig auswirken.

Namentlich bei Exerzitien und Einkehrtagen ergibt sich dann die Gelegenheit zur Beratung solcher, die als Nachwuchs in Betracht kommen. Man sollte ernstlich davon Abstand nehmen, Ungeeignete zu fördern oder Unentschiedene längere Zeit mitzuschleppen sowie ein empfehlendes Sittenzeugnis für Unbekannte oder offensichtlich Untaugliche auszustellen. Hingegen müßten wir uns mehr Mühe geben, wirklich Berufenen geduldig und einfühlend über die Anfangsschwierigkeiten hinwegzuhelfen. Bei solchen, die noch sehr jung oder sich unklar sind, wird es notwendig sein, sie anzuleiten zu einer rechten Ausnützung der Wartezeit, zu passender Fachausbildung, zur Wahrung der Reinheit und zur Vertiefung des religiösen Lebens.

In diesem Sinne haben neu entwickelte Gemeinschaftsformen besondere Bedeutung erlangt: die Führung von Vorschülerinnen, die Betreuung der Hausmädchen und sonstigen jugendlichen Helferinnen, die Zusammenfassung der ehemaligen Absolventinnen unserer sozialen Schulen, besonders für die Krankenpflege, die Ausformung einer zeitgemäßen Gemeinschaft unserer Mitarbeiterinnen.

III. Der Umkreis freier Krankenpflege

Im Anhang ist noch zu sprechen von der allgemeinen Förderung der Pflegeberufe außerhalb des Ordensstandes. Dabei ergibt sich wohl zunächst die Frage, wie weit die Orden aus den Reihen der freien Schwestern und den, meist von Ordensfrauen geleiteten Pflegeschulen für sich Nachwuchs erwarten können; wie weit anderseits gerade die zunehmende Festigung der weltlichen Krankenpflege den Orden mehr und mehr Nachwuchs vorenthält oder entführt. Trotz dieser nach beiden Richtungen zweifellos bestehenden Möglichkeit wäre es gewiß verfehlt, zwischen den zwei Gruppen der Krankenpflege den Gedanken einer Konkurrenz oder von Kompetenzschwierigkeiten heraufzubeschwören. Sowohl gegenüber

den Orden wie vor sich selbst braucht allerdings die Berufsbewegung der freien Schwester noch mehr Klarheit über ihre Position, über ihre sinngemäße Betätigung und Spezialisierung, über ihre Aufstiegschancen, über ihre eigenen geschlossenen Einsätze, über ihre Führungskräfte und ihre beste berufliche Organisation. Solange über alle diese Fragen noch soviel Unklarheit und Verwirrung weiterbesteht, verliert der Eindruck nach außen von vornherein an Werbekraft.

Je mehr aber auf diesen Grundlagen und Voraussetzungen ein zeitgemäßes und eindrucksvolles Bild der freien Schwesternbewegung vor der Öffentlichkeit und vor der Jugend deutlich wird, desto gewinnender wird es auch auf den Nachwuchs einwirken. Zweifellos sind hier gewisse Schatten noch nicht gebannt: die Gefahr einer gewerkschaftlichen Prägung, ein blasser Neutralismus, eine nicht überzeugende Damenhaftigkeit, unbewältigte Aufgaben der Freizeitgestaltung und persönlichen Lebensbewältigung. Hier finden gerade unsere katholischen Schwesternschaften eine bedeutsame Aufgabe, ein überzeugendes Erscheinungsbild der christlichen Schwester zu verwirklichen.

In diesem Sinne wäre es wichtig, daß wir bald zu einem zeitgemäßen Leitbild der katholischen Schwester kämen, sowohl als Einzelpersönlichkeit wie als Gemeinschaftstyp. (Vgl. dazu meine Schrift: „Ich bin eine Schwester", Freiburg/Br. 1961[4], Seelsorge-Verlag.) Es wird nur zu erarbeiten sein, wenn unsere Bemühungen um die Vertiefung und Anerkennung der christlichen Berufsethik zielbewußt und geduldig fortgesetzt werden. Hier fehlt noch viel — ganze Gruppen und Gegenden lassen dazu keine rechte Bemühung in den zuständigen Kreisen erkennen. Die Seelsorge sollte sich aber der Gefahr bewußt werden, die in einer Säkularisierung oder gar Verpolitisierung der Sozialberufe liegt, und sich deshalb um diese Berufe, um ihre religiöse Erfüllung im Berufsideal und um ihre Beheimatung in der Kirche und Gemeinde bemühen. Erfahrungsgemäß wird das um so besser gelingen, je freudiger die Schwestern ihr Berufsapostolat als Seelsorgehilfe am Krankenbett auszuüben angeleitet wurden.

Das Bild der Schwester muß jedoch nicht nur der Seelsorge und der christlichen Gemeinde positiv zum Bewußtsein kommen, sondern auch innerhalb der Schwesternschaft selbst seinen Glanz behalten. Nur dann kann der Schwesternberuf werbend ausstrahlen, während er heute noch vielfach abschreckend wirkt — durch seine Überlastung, Ermüdung, Zermürbung. Deshalb brauchen wir einen wirklich hochwertigen Unterricht der Jungschwestern schon in der Pflegeschule, ihre planvolle Fortbildung nach der Diplomierung, die fortwährende Hebung des Niveaus bei den Schwestern, ihre ständige kulturelle Anregung, die Herausbildung eines gemäßen Lebensstils, nicht zuletzt durch Sicherung einer entsprechenden Wohnung als Einzelraum, eine schöne Berufstracht sowohl für den Dienst wie in festlicherer Form für das Auftreten in der Öffentlichkeit und schließlich die Förderung unserer bedeutenderen katholischen Schwesterngemeinschaften.

Diese katholischen Schwesternschaften stehen — sofern sie (wie die Caritas-Schwesternschaft) eigene größere Einsätze übernommen

haben und damit eine eigene Verantwortung tragen — bereits spürbar mehr und mehr vor ähnlichen Problemen wie die Ordensgenossenschaften: nicht nur bezüglich ihrer Personalsorgen, sondern auch bezüglich ihres Sozialprestiges vor Kirche und Öffentlichkeit. Sie wirken überbeansprucht, ermattet und überfordert. Ihre Pflichtgebundenheit und Gemeinschaftsverantwortung mögen Schwache und Zaudernde in unserer Mädchenjugend vielleicht abschrecken, zumal der Anreiz eines Schusses Romantik hier wegfällt. Viele Eltern bedeuten zusätzlich ein Hindernis für das Sozialengagement ihrer Kinder, denen sie lieber ein bequemeres und unbeschwerteres Dasein zudenken. Hier sind wir letztlich alle darum befragt, ob wir noch das Wort Christi gelten lassen: „Wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren, und wer sein Leben dareingibt um meinetwillen, der wird es finden!" (Mt 10, 39.)

Pastoralfragen

Zur Frage der „poenitentiae signa" des can. 1240, § 1. Bei der Redaktion wurde angefragt, was unter den „poenitentiae signa", bei deren Vorhandensein ein kirchliches Begräbnis gewährt werden kann, des näheren zu verstehen sei.

Das kirchliche Begräbnis ist ein Ehrendienst, den die Kirche ihren verstorbenen Gliedern erweist, und zugleich ein Sakramentale, durch das sie ihnen mit ihrem fürbittenden Gebet beisteht. Personen, die sich zu Lebzeiten schwer gegen die Gesetze Gottes oder der Kirche vergangen haben und ohne Zeichen der Reue gestorben sind, wird das kirchliche Begräbnis verweigert. Diese Verweigerung zählt zu den allgemeinen Vindikativ-(Sühne- oder Vergeltungs-)Strafen, die alle Gläubigen, Kleriker wie Laien, treffen können (vgl. can. 2291, 5°). Der Zweck der Vindikativstrafen liegt in erster Linie in der Sühne für das begangene Delikt und in der Wiederherstellung der gestörten Ordnung; sie treffen mehr die Tat als den Täter und unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den Zensuren, die vor allem die Besserung des Delinquenten zum Ziele haben. Die Verweigerung des Begräbnisses bedeutet nicht ein Urteil der Kirche über das jenseitige Los des Verstorbenen, darüber, ob er vor dem allwissenden Gott, der auch die innere Umkehr und unsichtbare Reue sieht und wertet, bestehen konnte oder nicht. Die Kirche kann nur über äußere, sichtbare Vorgänge urteilen. Bei nicht wenigen Menschen unserer Tage finden wir hier eine merkwürdige Inkonsequenz. Im Leben kümmern sie sich wenig oder gar nicht um die Kirche und ihre Vorschriften; nach dem Tode aber soll ihnen der Vertreter dieser Kirche das feierliche letzte Geleite geben und am Grabe womöglich noch einen „ehrenden Nachruf" halten. Muß die Kirche zu diesem Ansinnen nein sagen, beschuldigt man sie der Intoleranz und Verständnislosigkeit für die heutige Zeit.

Can. 1240, § 1, zählt sechs Gruppen von Personen auf, die bei Vorhandensein der notwendigen Voraussetzungen des kirchlichen Begräbnisses verlustig gehen. Am ehesten kommen in Betracht: Apostaten, zurechnungsfähige Selbstmörder, Anhänger der Leichenverbrennung und andere öffentliche und offenkundige Sünder (alii peccatores publici et manifesti). Zu den letzteren zählen vor allem auch Katholiken, die öffentlich in einem Konkubinat oder in einer kirchlich nicht geordneten Ehe (bloße Zivilehe, ungültige Mischehe) leben. Bei dem immer mehr überhandnehmenden

Ehewirrwarr unserer Tage ist es begreiflich, daß gerade ungeordnete Eheverhältnisse oft zur Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses Anlaß geben. Zu den öffentlichen Sündern im Sinne des zitierten Kanons werden gewöhnlich auch diejenigen gerechnet, von denen es öffentlich bekannt ist, daß sie seit längerer Zeit die Ostersakramente nicht empfangen haben. Schon das Wiener Provinzialkonzil (1858) hatte bestimmt, daß das kirchliche Begräbnis denen zu verweigern sei, „de quibus publice constet, quod non susceperint semel in anno Sacramenta Confessionis et Communionis et absque ullo contritionis signo obierint" (Tit. IV, cap. XIV, p. 133). Da sich bei den heutigen Verhältnissen die Erfüllung der Osterpflicht schwer kontrollieren läßt, verlangen neuere Diözesanbestimmungen mit Recht, daß noch andere erschwerende Umstände dazukommen müssen, zum Beispiel notorischer Nichtbesuch des Gottesdienstes, öffentlich bekannte glaubens- und kirchenfeindliche Einstellung (vgl. dazu diese Zeitschrift, 106. Jg., 1958, IV, S. 297 ff.).

Wenn das kirchliche Begräbnis verweigert werden soll, ist wegen der oft weitreichenden Folgen seitens des Seelsorgers große Klugheit notwendig. Bei aller grundsätzlichen Festigkeit müssen auch die mildernden Umstände berücksichtigt werden. Vor allem muß als Voraussetzung für die Verhängung dieser vom Volk als besonders schwer empfundenen Strafe auf Seite des Schuldigen eine gewisse contumacia gegeben sein. Die unter die Bestimmung des can. 1240, § 1, fallenden Personen gehen des kirchlichen Begräbnisses nur dann verlustig, wenn sie vor dem Tode nicht irgendwelche Zeichen der Reue gegeben haben („nisi ante mortem aliqua dederint poenitentiae signa"). Die Verweigerung des Begräbnisses ist ja die Sühne für die sträfliche Willenshaltung des Verstorbenen.

Was nun im einzelnen unter diesen „poenitentiae signa" zu verstehen ist, wird vom Gesetzbuch nicht mehr näher bestimmt und muß der kirchlichen Praxis, der Lehre der Theologen und etwaigen Diözesanbestimmungen entnommen werden. Wenn solche Personen vor dem Tode versehen wurden, das heißt, die heiligen Sakramente empfangen haben, ist die Sache klar. Auch wenn sie wenigstens die Bereitschaft dazu gezeigt haben, indem sie zum Beispiel nachweisbar selbst den Priester verlangt haben, können die geforderten „poenitentiae signa" als gegeben angenommen werden. Als Beispiel vergleiche „Kirchengebote und kirchliche Verordnungen" für die Diözese Linz (1959): „Diejenigen, die vor dem Tode wenigstens den Willen zum Sakramentenempfang gezeigt haben, indem sie nachweisbar selber den Priester rufen ließen, können kirchlich beerdigt werden" (S. 15). Dasselbe gilt auch von Personen, die praktische Folgerungen gezogen, zum Beispiel die Anordnung der Verbrennung ihrer Leiche widerrufen, ein Konkubinat aufgegeben, Schritte zur Ordnung der Ehe unternommen oder sich dazu wenigstens bereit erklärt haben. Diese Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es sind sicher auch noch andere „poenitentiae signa" denkbar. Die Formulierung des Kanons läßt einen größeren Spielraum.

Wenn jemand die Verbrennung seiner Leiche angeordnet hat, genügt der Umstand, daß er sich während seines Lebens etwas religiös betätigt hat, oder die Vermutung, er habe vielleicht im letzten Augenblick seinen Willen geändert, nicht. Da über diesen vermuteten Widerruf nichts Sicheres bekannt ist, ist klar, daß er im äußeren Forum nicht berücksichtigt werden kann (vgl. Instr. des Hl. Offiziums über die Leichenverbrennung vom 19. Juni 1926; AAS XVIII, p. 283). Unter den Wünschen an das kommende II. Vatikanische Konzil begegnet wiederholt auch der nach Modifizierung bzw. Neuordnung des Verbotes der Leichenverbrennung. Ob und wieweit die Kirche diesem Wunsche Rechnung tragen wird, bleibt abzuwarten. — Der Fall, daß Katho-

liken, die in einem Konkubinat oder in einer nicht kirchlich geordneten Ehe leben, aber auch eine kirchliche Ehe schließen könnten, mit den heiligen Sakramenten versehen werden sollen, wurde vom Verfasser in dieser Zeitschrift früher schon einmal ausführlich behandelt (vgl. 98. Jg., 1950, II, S. 135 ff.). Ergänzend sei dazu bemerkt, daß Trauungen auf dem Kranken- oder Sterbebett heute nicht mehr sooft vorgenommen werden. Wenn mit dem sicheren Tod zu rechnen ist, nimmt man die Trauung im allgemeinen nur dann vor, wenn es zur Beruhigung des Gewissens oder Beseitigung eines Ärgernisses notwendig ist. Auch außerhalb dringender Todesgefahr begnügt man sich häufig mit dem Versprechen, daß die Eheangelegenheit nach Wiedergenesung sobald als möglich in Ordnung gebracht wird. Am besten ist es, wenn der Kranke dies schriftlich oder vor zwei Zeugen erklärt (vgl. Jone H., Gesetzb. der lat. Kirche, II², S. 104; Vermeersch-Creusen, Epitome Iur. Can. II⁷, n. 117). Wesentlich schwieriger ist der andere Fall, wo wegen eines undispensierbaren Ehehindernisses (z. B. Ligamen) eine kirchliche Eheschließung und meist auch eine Regelung auf der Bruder-Schwester-Basis nicht möglich ist. Wenn trotz guten Willens augenblicklich kein Ausweg sichtbar ist, wird man bei wirklich ernster Erkrankung doch die Sakramente spenden können, wenn der Kranke seinen Fehltritt bereut und ernstlich verspricht (womöglich schriftlich oder vor zwei Zeugen), die nächste sich ergebende Gelegenheit zur Ordnung der Sache zu benützen. Manchmal kommt schneller eine Möglichkeit, als man zunächst erwarten kann. (Näheres in dieser Zeitschrift a. a. O.; S. 138 ff.) Die Instruktion der Österreichischen Bischofskonferenz „De usu et abusu matrimonni“ (1954) enthält im Anhang A folgenden Passus: „In schwerer Krankheit, in Todesgefahr kann ein Zivilgetrauter mit einem undispensierbaren Hindernis absolviert werden, wenn er sich von der Frau trennt oder, falls dies nicht gleich möglich ist, mit ihr nicht weiter verkehrt und vor Zeugen erklärt, daß er seine Tat bereut, seine Zivilehe als nicht zu Recht bestehend betrachtet und das Ärgernis gutzumachen verspricht. Ohne eine solche Erklärung könnte er nicht zu den Sakramenten zugelassen und auch nicht kirchlich beerdigt werden“ (S. 64). Dasselbe gilt natürlich auch von einer Frau in dieser Lage. Manche der nicht kirchlich Verheirateten leiden darunter, besonders auch unter dem Ausschluß von den Sakramenten. Bei diesen wird es nicht allzu schwer sein, „aliqua poenitentiae signa“ festzustellen.

Die Letzte Ölung, die einem Bewußtlosen gespendet wurde, befreit nicht von der Strafe der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses, da hierin nicht das notwendige Zeichen der Reue erblickt werden kann. Das gilt um so mehr, wenn das Sakrament einem bereits klinisch Toten unter der Annahme des latenten Lebens gespendet wurde. Etwas anderes wäre es, wenn jemand vor dem Eintritt der Bewußtlosigkeit Zeichen der Reue gegeben, zum Beispiel nach dem Priester verlangt hätte. Da heute die meisten Schwerkranken in die Krankenhäuser gebracht werden, ist es Pflicht der dortigen Seelsorger, gegebenenfalls das Wohn- bzw. Begräbnispfarramt zu verständigen.

Für den Beweis, daß ein Verstorbener vor dem Tode Zeichen der Reue gegeben hat, genügt nach Ansicht der Autoren schon ein glaubwürdiger Zeuge (vgl. Cappello F. M., De Censuris⁴, n. 158). Die Bestimmung des can. 1791, § 1, daß ein einziger Zeuge für einen vollgültigen Beweis nicht genüge, scheint nur für den Fall zu gelten, daß aus der Zeugenaussage für jemanden ein Nachteil oder Schaden erwächst, nicht aber für andere Fälle (vgl. die von der Bestimmung des can. 1791, § 1, abweichenden Sonderregeln der cann. 779 und 800: Bezeugung der Taufe und Firmung; can. 1159, § 1: Konsekration oder Benediktion eines Ortes). Hieher rechnen die Autoren auch

den Fall, daß ein einziger Zeuge bekundet, ein Sterbender habe vor seinem Tode Zeichen der Reue gegeben. Zum Nachweis der Reue genügt immer das Zeugnis des Priesters, der dem Sterbenden Beistand geleistet hat. Dieser gilt im Sinne des can. 1791, § 1, als „testis qualificatus qui deponat de rebus ex officio gestis". Damit das Beichtsiegel nicht in Gefahr kommt, wird sich der Priester gegebenenfalls die Erlaubnis zur entsprechenden Bekanntmachung geben lassen.

Besteht bezüglich der Gewährung oder Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses ein Zweifel, so ist nach can. 1240, § 2, wenn es die Zeit erlaubt, der Ordinarius zu befragen. Ist die Lage eindeutig, muß der Pfarrer selbst entscheiden, da ihm die näheren Umstände am besten bekannt sind. In besonders kritischen Fällen könnte er sich auch zur Deckung an das Ordinariat wenden, um sich nicht dem Verdacht der Willkür auszusetzen. Wichtig dabei ist, daß der kirchlichen Behörde immer ein objektiver Tatsachenbericht des Pfarramtes vorgelegt wird. Bei Fortbestehen des Zweifels ist nach dem Grundsatz zu handeln: „In dubio pro reo." Die Leiche kann kirchlich begraben werden, aber so, daß ein Ärgernis hintangehalten wird (can. 1240, § 2). Dazu kann es notwendig sein, daß das Begräbnis ganz einfach gestaltet wird.

Wo das von dem Verstorbenen zu Lebzeiten gegebene Ärgernis nicht durch eine öffentliche Bekehrung, zum Beispiel öffentlich bekannten Empfang der Sakramente, gutgemacht ist, ist dieses auf andere Weise zu beseitigen, gewöhnlich durch einen Hinweis am Grabe, wodurch das kirchliche Begräbnis vor der Pfarrgemeinde gerechtfertigt wird.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Mitteilungen

Probleme der Bibelübersetzung. Bemerkungen zum Guardini-Psalter. - Unter den Desiderata für das kommende Konzil hört man am stärksten den Wunsch nach einer deutschsprachigen Volksliturgie. Ob hiefür ein Konzil an sich zuständig ist und ob diese sicher sehr schwierige Frage nicht auf anderem Wege viel einfacher lösbar wäre, bleibe dahingestellt. Ob so oder so, die deutschsprachige Liturgie scheint keine Utopie der nächsten Jahrtausende zu sein, ist vielmehr in greifbare Nähe gerückt. Damit erhebt sich aber die Frage nach dem rechten Bibeltext. Welche der vielen Übersetzungen wird in den Rang der gottesdienstlichen Sprache erhoben? Daß es viele Übersetzungen gibt, ist kein Mangel, sondern im Gegenteil ein Zeichen stark pulsierenden Lebens. Im Neuen Testament geht diese Vielfalt bis in die Anfänge der Evangelien zurück. Schon Papias von Hierapolis berichtet, daß Matthäus die Logien des Herrn im „hebräischen Dialekt" zusammenstellte und ein jeder sie, so gut er es konnte, „interpretierte" (übersetzte?). Auch Lukas weist auf eine Vielfalt schon vorhandener „Evangelien" hin. Doch aus der Vielfalt wurden nur die vier Evangelien in den Kanon aufgenommen und formten dadurch den Gottesdienst der Kirche. Auch am Beginn der lateinischen Liturgie stand eine Vielfalt von Schriftübersetzungen. Es dauerte sehr lange, bis sich die Vulgata als Normtext durchgesetzt hatte. Im Übergangszeitalter zu einer deutschsprachigen Liturgie findet sich die gleiche Vielfalt von Bibelübersetzungen vor. Das gleiche gilt etwa auch für den französischen Sprachraum, wo ähnliche Bestrebungen vorherrschen. Welche der existierenden Übersetzungen wird also Liturgiesprache?

In bezug auf den Psalter ist schon eine Vorentscheidung getroffen worden. In der Vorbemerkung zu seiner Psalmenübersetzung kann Romano Guardini schreiben: „Diese Übersetzung kann als der vom Deutschen Episkopat gebilligte deutsche Psalmentext bezeichnet werden." Eine solche Entscheidung ist sicher sehr schwerwiegend, sie muß aber keineswegs endgültig sein. Auf Grund der dem Guardini-Psalter durch die kirchliche Autorität eingeräumten Vorrangstellung innerhalb der Psalmenübersetzungen ist man doppelt verpflichtet, ihn näher zu besehen und seine Eigenart etwas zu beleuchten.

Der Guardini-Psalter ist eine Übersetzung des neuen römischen Psalterium Pianum. Dieses bedeutet sicher einen großen Schritt vorwärts, weil hier der Versuch unternommen wurde, die Ergebnisse der hebräischen Textforschung durch eine kritischere und verständlichere Übersetzung dem Gebet dienstbar zu machen. Die Übersetzer wählten bewußt ein leicht verständliches Latein (Motuproprio „In cotidianis" vom 24. März 1945). Ihre Arbeit fand ein starkes Weltecho. Zahlreiche Nachübersetzungen in verschiedene moderne Sprachen folgten. Unter anderen durfte auch ich im Auftrage des Verlages Herder/Wien die erste deutsche Nachübersetzung herausbringen. Inzwischen habe ich mich aber von meiner eigenen Arbeit vollständig distanziert, da ich zur Erkenntnis gekommen bin, daß man Psalmen nur aus dem hebräischen Original richtig übersetzen kann. Schaltet sich eine andere Übersetzung dazwischen, muß es zum Verlust des Originals in nicht unbedeutenden Belangen führen. Hätte man den von Papst Pius XII. ausgehenden Impuls „Zurück zum Urtext!" richtig aufgegriffen, so hätte im deutschen Sprachraum ein dem römischen ähnliches Arbeitskonsortium geschaffen werden müssen, das die Psalmen ebenfalls aus dem hebräischen Urtext ins Deutsche übersetzt hätte. Dazu ist es nicht gekommen; man hat sich begnügt, die römische Vorlage zu kopieren. Ein Arbeitskreis etwa unter der Führung von Professor Friedrich Nötscher, dem Nestor der deutschsprachigen Alttestamentler, hätte hier gute Arbeit geleistet. Nötscher hat hinreichend bewiesen (Echter-Bibel!), daß er nicht bloß sehr gut Hebräisch kann, sondern auch ein kräftiges Deutsch spricht. Von diesem Standpunkt aus ist der Guardini-Psalter von vornherein im Nachteil. Wenn auch Hubert Junker den Guardini-Text nach dem hebräischen Urtext überprüfte, ist mit einer nachhelfenden Arbeit nicht viel getan, da der unmittelbare Zugang zur Quelle dem eigentlichen Übersetzer selber verschlossen blieb. Um mich nicht in allgemeinen Behauptungen zu verlieren, bringe ich gleich die Übersetzung des Psalmes 21, und zwar neu juxta Hebraeos, und vergleiche damit Guardini wie auch das Pianum.

Der Leidenspsalm

(Ps 21, hebräisch 22)

2. Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?
Bist meinem Hilferuf fern, meinem Aufschrei?

3. Mein Gott, ich rufe am Tag, und Du antwortest nicht,
bei Nacht, und find keine Ruhe.

4. Du thronst doch im Heiligtum,
Israels Zuversicht!

5. Auf Dich unsre Väter vertrauten,
sie vertrauten, Du hast sie gerettet.

6. Sie schrien zu Dir und wurden gerettet;
auf Dich sie vertrauten,
zuschanden wurden sie nicht.

7. Doch ich bin ein Wurm und kein Mensch,
der Leute Spott und verachtet vom Volk.

8. Die mich sehn, verhöhnen mich alle,
sie verziehen den Mund und schütteln den Kopf.

9. Er hat auf den Herrgott gesetzt, der helf ihm,
befrei ihn; er hat ihn ja gern!

10. Doch Du, Du ließest mich kommen aus dem Mutterschoß
und legtest mich still an der Mutter Brust.

11. Vom Mutterleib an bin ich Dir übergeben,
vom Schoß meiner Mutter bist Du mein Gott.

12. Geh nicht fort von mir, ich bin in Gefahr;
komm doch, kein Helfer ist da!

13. Schon umgeben mich mächtige Stiere,
schon umringen mich Basans Büffel.

14. Ihren Rachen sperren auf wider mich
Löwen, reißend und brüllend.

15. Bin hingegossen wie Wasser,
es lösen sich all meine Glieder;
Mein Herz ist geworden wie Wachs,
es zergeht mir im Innern.

16. Wie Scherben ist trocken die Kehle,
die Zunge klebt mir am Gaumen,
in Todesstaub legtest Du mich.

17. Weh, eine Meute von Hunden umgibt mich,
die Rotte von Frevlern umkreist mich,
sie durchbohren mir Hände und Füße.

18. Zählen nun kann ich all mein Gebein;
sie aber schauen und gaffen auf mich,

19. verteilen unter sich meine Kleider
und losen um mein Gewand.

20. Doch Du, Herrgott, sei nicht fern,
meine Stärke, eil mir zu Hilfe.

21. Errett vor dem Schwerte mein Leben,
vor den Hunden mein einziges Gut.

22. Entreiß mich dem Rachen des Löwen,
den Hörnern der Büffel mich Armen.

23. Deinen Namen verkünd meinen Brüdern ich dann
und rühm Dich inmitten des Volkes.

24. Die ihr fürchtet den Herrgott, lobpreiset ihn,
huldigt ihm alle aus Jakobs Stamm,
und alle aus Israels Samen erschauert vor ihm!

25. Hat er doch nicht mit Abscheu verachtet
das Elend des Armen,
noch vor ihm sein Antlitz verhüllt;
er hörte vielmehr seinen Hilferuf.

26. Drum bring ich Dir dar meinen Lobpreis
inmitten zahlreichen Volkes;
ich will meine Gelübde erfüllen
vor denen, die ihn fürchten.

27. Dann essen die Armen sich satt,
es preisen den Herrn, die ihn suchen;
ihr Herz lebe auf für immer.

28. Alle Enden der Erde werden dessen gedenken
und sich zum Herrgott bekehren;
Vor seinem Antlitz huldigen dann
die Völkerfamilien alle.

29. Denn das Königtum ist ja des Herrn,
Er ist der Herrscher der Völker.

30. Ja, ihm huldigen selbst
die Recken der Unterwelt.
Vor seinem Antlitz beugen sich auch,
die niederfuhren zum Staub.

31. Doch Er erweckt seine Seele sich,
einen Samen, der ihm dient.

32. Dem Geschlechte, das kommt, erzählt man vom Herrn,
und künftigem Volk wird kund seine Rettungstat;
denn Er hat's vollbracht.

Der Psalm gehört zu den erschütterndsten des ganzen Psalters und bedarf keiner ausführlichen Erklärung. Er spricht für sich. Nun sei es gestattet, die Guardini-Übersetzung mit dem hebräischen Original zu konfrontieren. Mir ist folgendes aufgefallen:

1. Auf Grund der lateinischen Vorlage farblos übersetzt: Ich bringe zunächst die Lesart des Pianum, dann die Übersetzung Guardinis, schließlich das hebräische Original. Vers 2: clamor — Rufen — scha'ag = aufbrüllen, also Aufschrei; 11: ab ortu — von Anbeginn — rechem = Schoß, Mutterleib. Warum Angst vor diesem Wort? Also „vom Mutterleib an"; 21: vitam meam — mein Leben — jechidati = mein einziges (Gut); 24: timete — fürchtet ihn — guru = erschauert vor ihm; 29: regnum — Reich — melukah = Königtum.

2. Willkürlich eingefügt, was nicht im Original steht: Vers 13: Basansgebirge; Basan ist eine fruchtbare Hochebene und kein Gebirge! 18: Sie starren mich an und freuen sich. Mit „anstarren" könnte man eventuell jabbitu übersetzen, von „sich freuen" steht nichts im Text. Diese Eintragung geht schon zu Lasten des Pianum: videntes me laetantur. 25: der Bedrängte, ist sinngemäße Auffüllung. 26: von deiner Gnade; 26: und sagen einander; 32: und sprechen. — Für einen einzigen Psalm, wahrlich etwas zu viel der willkürlichen Erweiterungen. Wozu bemühte sich denn die Textkritik, die erweichenden Lesarten auszuschalten, um den kräftigen Urtext zu

bekommen, wenn sie dann leichterhand ohne Notwendigkeit in einem offiziösen Text wieder zur Regel werden?!

3. Falsch übersetzt: Vers 27: vivant corda vestra! Trotz dieser lateinischen Vorlage fügt Guardini zunächst erklärend ein: „und sagen einander" (nicht im Original!), und fährt fort: „Leben möge dein Herz in Ewigkeit!" 28: Nicht Völkergeschlechter, sondern -familien (mischpechot). Und andere „Kleinigkeiten", die nur den „Pedanten" stoßen!

4. Vorliebe für Wortkrücken und Abstraktbildungen: Vers 6: Rettung gefunden (einfach „retten"); 25: es ist ihm kein Überdruß (verabscheut nicht). Diese Art des Sagens findet sich in anderen Psalmen sehr zahlreich. Doch die Kraft der Sprache liegt im einfachen Wort. Abstraktbildungen in der Guardinischen Art sind den Psalmen fremd. Sind doch diese Lieder trotz ihres hochdichterischen Charakters der einfachen Volkssprache am verwandtesten. Wortkrücken zeugen vom Verlust der Urkraft des Wortes.

5. Der Rhythmus: Hier könnte man gleich sagen: de gustibus non est disputandum! Um aber den Rhythmus des Guardini-Psalters richtig verstehen zu können, war eine eigene Einführung von Felix Messerschmid notwendig. Darnach ist die Sprache Guardinis in der Welt voropitzscher Verse, zum Beispiel im Kirchenlied des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts, beheimatet. Um sich aber in diese vergangene Weise einzufinden, braucht es einer eigenen Einschulung. Wäre es nicht einfacher, auf den hebräischen Rhythmus zurückzugreifen, wodurch man über jeden Wandel des Zeitgeschmackes erhaben wäre. Dieser ist doch kein Postulat der reinen Vernunft mehr. Das dynamische, akzentuierende hebräische Metrum, das nur die Betonungen zählt, nicht aber die Senkungen, läßt sich mit einiger Zucht der Sprache auch im Deutschen nachahmen.

6. Das Pianum ist nicht die endgültige Übersetzung: Sobald man sich auf den Urtext verpflichtet, muß man zur Kenntnis nehmen, daß es kein Stillestehen gibt. Die Neuentdeckungen im Alten Orient werfen ihr klärendes Licht auch auf die Bibel. Viele, bisher unverständliche Stellen konnten geklärt werden, weil mit der Entdeckung neuer Sprachen, etwa der von Ugarit, die dem Hebräischen sehr verwandt ist, das Bibelhebräisch besser verständlich wurde. Mit dem Fortschritt der Wissenschaft werden jeweils neu revidierte Bibelausgaben notwendig sein. Das soll nicht heißen, daß alle zehn Jahre die Psalmen revidiert werden müßten; denn bis sich eine neue Lesart allgemein durchgesetzt hat, dauert es bekanntlich sehr lange. Um dies an einem Beispiel zu verdeutlichen, wähle ich die Verse 30 und 31 f. des 21. Psalmes.

Das Pianum übersetzt: Eum solum adorabunt omnes, qui dormiunt in terra,
Coram eo curvabuntur omnes, qui descendunt in pulverem.
Et anima mea ipsi vivet,
semen meum serviet ei,
narrabit de Domino generationi venturae etc.

Guardini: Ihn nur verehren, die in der Erde schlafen;
Ihm nur beugen sich alle, die in den Staub hinabgestiegen.
Auch meine Seele wird Ihm leben,
und mein Geschlecht Ihm dienen.
Sagen wird es vom Herrn dem Geschlechte der kommenden
Zeit usw.

Um diese Lesart zu bekommen, waren ganze acht Korrekturen des jetzigen hebräischen Textes notwendig, die sich teilweise auf alte Übersetzungen stützen. Davon sind drei rein paläographischer Art, die nicht besonders ins Gewicht fallen und voll zu rechtfertigen sind: „ja ihm" (ak-lô) statt „sie essen" (akelû); „ihm" (lô) statt „nicht" (lo'); „es kommt und" (jabô we-) statt „sie kommen" (jabo'û). Zwei Worte wurden verschieden punktiert: „er lebt" (chajah) statt „er belebt" (chijjah); „er erzählt" (jesapper) statt „es wird erzählt" (jesuppar). Bei zwei Worten wurde das Suffix geändert: „meine Seele" (naphschi) statt „seine Seele" (naphschô), „mein Same" (zar'i) statt „Same" (zera'). Und ein Wort „dischnêj" (Vulgata: „pingues terrae") wurde ersetzt durch „die Schlafenden" (jeschenêj). Wahrlich, nicht wenige Eingriffe in den hebräischen Text!

Um nun zu zeigen, daß durch neue sprachgeschichtliche Erkenntnisse plötzlich ein bisher nicht verstandenes Wort verständlich wird, verweise ich auf die Notae philologicae von P. Nober S. J. in der Zeitschrift „Verbum Domini" 39 (1961), 111—113. Hier wird nachgewiesen, daß die Korrektur in „Schlafende" (jeschenêj) nicht notwendig ist, daß vielmehr das überlieferte Wort dischnêj bleiben kann, da nun das Wort daschan in der Bedeutung „verna, miles fortis insidians" auch außerbiblisch belegt ist. Der Psalmist sprach also nicht „von denen, die in der Erde schlafen", sondern von den „heimtückischen Kriegern der Unterwelt", die den Menschen bedrohen. Auch sie, die Recken der Unterwelt (christlich = Teufel), müssen dem Messiaskönig dienen. Damit bekommt die Stelle einen sehr wuchtigen Sinn.

Nach dem Blick auf den Triumph über die Unterwelt wendet sich der Sänger dem neuen Messiasvolk zu, das aus Leiden gewonnen wurde. Hier hat nun das Pianum einen ganzen Satz korrigiert: „Et anima mea ipsi vivet." Guardini: „Auch meine Seele wird ihm leben." Sicher ein sehr schöner Sinn, der gute Ahnen in den alten Übersetzungen hat! Ich versuchte aber trotzdem, den hebräischen Text wörtlich zu übersetzen. Er müßte lauten: „Er belebt für sich seine Seele" (naphschô lô chijjah). Das Piel von chajah bedeutet laut Lexikon: „beleben, zum Leben erwecken." Was aber dann mit „Seele" (nephesch)? Ein Blick in die Konkordanz zeigt, daß nephesch 755mal im Alten Testament vorkommt, und zwar in den verschiedensten Bedeutungen. Eine davon ist: Menschen, Leute, Sklaven, Seelenzahl. Letzterer Sprachgebrauch ist im kirchlichen Raum nicht fremd. Wir sagen ja, eine Pfarre hat so und so viele „Seelen". Nephesch ist demnach Allgemeinbezeichnung für „Menschen(seelen)"; seine Parallelworte sind „Same" (zera') und „Geschlecht" (dôr). Daher ist keine Textänderung notwendig, es geht tatsächlich um „seine Seele", d. i. um „die Menschheit, die er sich zum Leben erweckt, um den Samen, der ihm dient". „Seele" (nephesch) wird ja gerade dann verwendet, wenn es sich um erworbenes Menschenseigentum handelt, um Sklavenbesitz (Ezechiel 27, 13). Gerade diesen Gedanken nimmt Paulus auf, wenn er sagt, daß uns Christus zu seinen Sklaven (douloi) erkauft hat. In diesen bisher mißverstandenen Sätzen kulminiert der ganze Psalm. Er singt vom Triumph über die Mächte der Unterwelt, aber auch vom neuen Volk, das sich Christus durch sein Leiden erworben hat. Und dem kommenden Geschlecht erzählt man vom Adon, dem Messiaskönig, und dem künftigen Volk wird kund seine Erlösungstat.

Graz-Mautern (Steiermark) Univ.-Prof. DDr. Claus Schedl

Tauler — „Mund der deutschen Mystik". Ein nachträgliches Gedenken zum 600. Todesjahr. Wenn man neben Berthold von Regensburg einen Prediger für die Blütezeit der deutschen Predigt in der zweiten Hälfte des Mittelalters namhaft

machen will, so muß man Johannes Tauler nennen. Meister Eckhart hinterließ einem seiner größten Schüler, dem Straßburger Bürgerssohn Johannes Tauler, seine Lehre. Dieser ist in Straßburg und dann in Köln mit seinem Freund, dem Konstanzer Heinrich Suso, zu Füßen Eckharts gesessen und hat seinen tiefsinnigen Spekulationen gelauscht. Gierig nahm er die Lehre des Meisters in sich auf, folgte ihm aber nicht auf den schwindelerregenden Abwegen seiner Geistigkeit, die Eckhart bei übelwollenden Zeitgenossen in den Verdacht beghardischer Häresie brachte.

In treffender Weise hat man die drei großen „Gottesfreunde" und Säulen der oberrheinischen Mystik charakterisiert: Eckhart das Auge, Suso das Herz, Tauler der Mund der deutschen Mystik. Tauler ist ihr größter Prediger, seine Mystik die Ausmünzung der Eckhartschen Spekulation für das praktische Leben. Durch persönliche Verarbeitung verbindet er die höchsten Fragen des Geistes mit den Erfahrungen des einzelnen. Er ist der gewaltigste Prediger deutscher Zunge — neben Berthold von Regensburg. Doch predigt er gegen den Weltgeist seiner genußfrohen Zeitgenossen nicht mit den lärmenden Waffen überquellenden Zornes. Er ist der Prediger der Innerlichkeit, der mit ergreifender Eindringlichkeit seine Hörer und Hörerinnen zur inneren Sammlung auffordert.

Noch die Reformatoren, vor allem Martin Luther, haben Tauler sehr hochgeschätzt. Manche bekannte Namen aus dem Reformationszeitalter, zum Beispiel Karlstadt, Sebastian Frank, auch Thomas Münzer und andere, waren von Taulers Ideengut beeinflußt, wie es ja auch bekannt ist, daß der Gedanke der Gelassenheit, des „Entsinkens" auf dem Boden der Reformation, soweit sie von der deutschen Mystik beeinflußt war, wiederkehrt. Wer nur ein wenig sich in die dominikanische Mystik eingelesen hat, begreift ohne weiteres, wie der von kindlicher Lauterkeit erfüllte Matthias Claudius jedesmal „sein Käpplein lüpfte, wenn er Tauler las".

Über das äußere Leben Taulers wissen wir wenig. Er war zeitweise in den Konventen zu Köln und Basel tätig, weilte aber wohl die längste Zeit seines Lebens in seiner Vaterstadt Straßburg, wo er in den zahlreichen Frauenklöstern seines Ordens — er war Dominikaner —, aber auch in den Samenungen der von der Welt zurückgezogenen reichen Bürgerdamen seine Vorträge hielt. Einmal hat er auch auf Begehren der Inklusen von St. Gallen vor den Toren Straßburgs vor vielem Volk über die Vorzüge des einsamen, beschaulichen Lebens gepredigt. Am 16. Juni 1361 ist der um 1300 geborene Prediger im Kloster St. Nikolaus in Undis, wo er seine Schwester besuchte und erkrankte, gestorben. Seine sterbliche Hülle wurde im Kreuzgang des Dominikanerklosters beigesetzt. Nach dem Brand von 1870 hat man seinen Grabstein in der auf dem Platz erbauten protestantischen Neuen Kirche aufgestellt.

Taulers Name wurde weit über seine Vaterstadt hinaus bekannt. Im ganzen Rheinland, von Basel bis Köln, war er genannt. In Italien schätzte ihn der berühmte Mystiker, der selige Venturini von Bergamo, der ihn in einem 1340 an den Straßburger Dominikaner Egenolf von Ehenheim gerichteten Brief seinen „geliebten Johannes Tauler" nennt.

Von Taulers mystischer Verkündigung ging eine solche Erschütterung aus, daß nach seinem Kanzelvortrag oft viele Personen wie tot dalagen. Er konnte mit einem Feuer reden, das Christine Ebner zu der Äußerung veranlaßte: „Tauler ist Gott der liebste Mensch, den er auf Erden hat. Mit dem Feuer seiner Zunge hat er das Erdreich in Brand gesetzt."

In Tauler wendet sich die dominikanische Mystik gegen die gedankenlose Zeremonienausübung. Er achtet sie nicht gering, aber er will sie mit seelischer Teilnahme

erfüllen: „Wir müssen so viele Regeln halten. Wir müssen zu Chore gehen und singen und lesen, es sei uns lieb oder leid — laßt es uns lieber festlich tun als dürre und mit Beschwerde, damit wir die ewige Festzeit nicht verlieren noch vermissen" (Predigten, 1923, Bd. I, S. 60). Diese beschwingte Einstellung verleiht seinen Worten jenen Glanz, der göttlicher Herkunft ist. Von der äußeren Armut gilt es, nach Tauler, zur inneren Armut vorzudringen. Ihm kam es immer nur darauf an, daß der Christ die Dinge läßt und überschreitet, damit er wieder in den Ursprung zurückkehre: „Lieb Kind, entsinke, entsinke in den Grund, in dein Nichts und laß den Turm mit allen Stockwerken auf dich fallen! Laß alle Teufel, die in der Hölle sind, über dich kommen! Himmel und Erde mit allen Kreaturen, es wird dir alles wunderbar dienen! Sinke du nur: so wird dir alles Allerbeste zuteil" (a. a. O., S. 209).

Durch dieses Entsinken nimmt der Mensch das kraftvolle Leuchten Gottes in allem Leben wahr, was der Straßburger Prediger als das Höchste empfand. Eine Stunde in Gottes stiller Verborgenheit zuzubringen, war für Tauler tausendmal nützlicher, als viele Jahre nach den eigenen Satzungen zu leben. Um den Frieden in allem Unfrieden zu erreichen, muß freilich der Christ vorher den geistlichen Tod erleiden: „Ach Kinder, ehe dies in dieser Weise geschieht, muß die Natur manchen Tod sterben, hierzu gehört mancher wilde, wüste, unbekannte Weg, wo Gott den Menschen leitet und zieht und ihn sterben lehrt. Oh, welch ein edles, fruchtbares und wunderbar wonniges Leben wird im Sterben geboren" (a. a. O., S. 128).

In Taulers Predigten findet man eine Fülle von tiefsten Erkenntnissen, man könnte eine Stelle nach der anderen anführen und käme doch an kein Ende. Alles dreht sich bei ihm um das Leben der Seele in Gott, von dem er mit einer Mächtigkeit redet, daß man ein Stein sein müßte, um davon unbewegt zu bleiben. Es ist unmöglich, mit wenigen Worten eine Vorstellung von Taulers geistigem Reichtum zu geben, der „selbst im Himmel Gottes war", der so stark aus sich ausgegangen und in Gott eingegangen war, daß seine Seele ganz gottfarben wurde.

Tauler spricht immer wieder davon, daß man sich in den Grund der Seele zurückziehen soll, darinnen Gott gegenwärtig wohnt, um sich Gott gefangen zu geben. Der Grund der Seele entspricht dem göttlichen Urgrund des Lebens. Auf ihn soll der Mensch sich zurückziehen, zu ihm herniedersteigen, wenn er Gott nahe und mit ihm vereinigt sein will. Nur in Gottes Besitz erst ist der Mensch restlos glücklich. Doch führt der Weg zu Gott durch Christus. „Möchten auch alle Lehrer tot sein und alle Bücher verbrannt, so fänden wir doch an Christi heiligem Leben immer Lehre genug." Das moderne Leben ist auf der Flucht vor Gott und vor der Sammlung. Es sucht die Zerstreuung. Taulers Mystik ruft heraus aus der Zerstreuung in die Sammlung. Verinnerlichung muß dort, wo Zerstreuung in Leerlauf mündet, zu geistigem Leben führen.

Herrischried bei Säckingen (Baden) P. Anselm Rüd O.S.B.

Helft helfen — der Kirche des Schweigens! Die Österreichische Bischofskonferenz bittet weiterhin um Unterstützung der Osthilfe „A.p.s.V." (Associatio perseverantiae sacerdotalis Vindobonensis). Bischöfliches Generalvikariat Feldkirch, Vorarlberg, Postfach 33.

Diese Spendenaktion vermittelt Bücher und wissenschaftliche Zeitschriften in die Ostländer für Theologen, Geistliche im Lehramt und in der Seelsorge, Bibliotheken der theologischen Lehranstalten und der Bischöflichen Ordinariate, ferner für geistliche Schwestern und Laien, die sich selbst melden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Postscheckkonto: Wien 43.000, Zürich VIII 50.484, München 1 202 49. Zahlscheine bitte von Postfach 33 in Feldkirch anfordern! — Für Ihre Spende dankt schon im vorhinein

† Bruno Wechner
Weihbischof und Generalvikar, Referent für die Osthilfe „A. p. s. V." bei der Österreichischen Bischofskonferenz.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Vollkommener Ablaß für die Aufopferung der Tagesarbeit. Unser Heiliger Vater Papst Johannes XXIII. hat in dem Wunsche, daß die menschliche Arbeit durch die Aufopferung an Gott noch mehr geadelt und übernatürlich erhoben werde, in der dem Kardinal-Großpönitentiar am 7. Oktober des Vorjahres gewährten Audienz folgende Ablässe gewährt: 1. einen vollkommenen Ablaß, unter den gewöhnlichen Bedingungen von den Christgläubigen zu gewinnen, die am Morgen dem Herrn die Arbeit des ganzen Tages, sowohl Hand- als auch Kopfarbeit, unter Anwendung irgend einer geeigneten Formel aufopfern; 2. einen unvollkommenen Ablaß von 500 Tagen, von den Christgläubigen zu gewinnen, sooft sie wenigstens reumütig eine einzelne Arbeitsleistung mit einem Stoßgebet fromm aufopfern. (Dekret der Sacra Paenitentiaria Apostolica vom 25. November 1961; AAS, 1961, Nr. 15, S. 827.)

Der „Osservatore Romano" schreibt dazu in Nr. 273 vom 25. November 1961: Der Heilige Vater hat diese Ablässe gewährt, um dadurch die Lehren der Sozialenzyklika „Mater et Magistra" zu unterstreichen und die menschliche Arbeit zu adeln. Aus der genannten Enzyklika wird besonders auf die folgende Stelle hingewiesen: Mit väterlicher Eindringlichkeit laden Wir alle Unsere Söhne ein, ob sie nun zum Klerus gehören oder zum Laienstand, sich tief bewußt zu bleiben der hohen Würde und Größe, die sich aus der Tatsache ergibt, daß sie Christus eingepflanzt sind wie Rebzweige in den Weinstock: „Ego sum vitis, vos palmites!", daß sie daher berufen sind, von seinem Leben selbst zu leben. Wenn sie also ihre eigenen Tätigkeiten, auch solche weltlicher Art, in Vereinigung mit Jesus, dem göttlichen Erlöser, vollziehen, so wird jede Arbeit gleichsam eine Fortführung seiner Arbeit, durchdrungen von erlösender Kraft: „Qui manet in me, et ego in eo, hic fert fructum multum" (Jo 15, 5). Sie wird dann zu einer Arbeit, durch die man — zugleich mit der eigenen übernatürlichen Vervollkommnung — dazu beiträgt, die Früchte der Erlösung auszudehnen und zu verbreiten auf die anderen und die Kultur, in der man lebt und arbeitet, zu durchsäuern mit dem Sauerteig des Evangeliums. Unsere Zeit ist durchsetzt und durchdrungen von radikalen Irrtümern, sie ist verzerrt und gequält von tiefgehenden Unordnungen, sie ist aber auch eine Zeit, in der sich für die Schwungkraft der Kirche unermeßliche Möglichkeiten des Guten auftun.

Vom Missionsfeld

Ökumenisches Konzil und Mission

Von P. Dr. Joh. Bettray SVD., St. Gabriel/Mödling bei Wien

Der Aufsatz bringt nicht neue Vorschläge, sondern faßt Gedanken und Anregungen mehrerer Publikationen zur Information zusammen. In einer jüngst veranstalteten Enquete der Zeitschrift „Wort und Wahrheit": „Was erwarten Sie vom Konzil?" äußerten sich von den befragten 160 Persönlichkeiten 81 katholische Laien und Theologen zum kommenden Konzil, zu Fragen und deren Lösungen. Das Konzil hat die Öffentlichkeit bis jetzt schon stark auf sich gelenkt. Die Antworten der Enquete stammen hauptsächlich aus Deutschland, der Schweiz und Österreich.

Enttäuschend ist bis heute die geradezu dürftige Stellungnahme der katholischen Welt zum Thema: „Ökumenisches Konzil und Mission". Eine Durchsicht der Autoren der Enquete ergibt, daß alle, außer fünf, in Europa leben. Es ist nicht bekannt, ob unter jenen von den 160, die keinen Beitrag einsandten, ein aus Europa stammender Missionsbischof war. Er wäre erwünscht gewesen. Schön wäre es auch gewesen, wenn ein eigentlicher Missionswissenschaftler einen Beitrag geliefert hätte. Vielleicht ist aber gerade das Fehlen eines zünftigen Vertreters der Missionen und missionarischer Anliegen für den Wert der Enquete in Hinsicht auf die Beurteilung der apostolisch-missionarischen Situation in unseren christlichen Ländern von Bedeutung. Man hätte sich nämlich an Äußerungen über die Missionen mehr erwartet. Darf man daraus folgern, daß sich das Missionsanliegen oder das Anliegen der Weltkirche in seiner Vielschichtigkeit trotz mancher günstigen Entwicklungen in der Heimat psychologisch und tatsächlich immer noch am Rande bewegt?

I. Das Ökumenische Konzil und die Missionskirche in der heutigen Lage

Man bedenke, daß heute 2 Milliarden Menschen Nichtchristen sind und daß von den 3 Milliarden Menschen nur 546 Millionen zur katholischen Kirche gehören. Mindestens den 2 Milliarden Nichtchristen gilt das Testament Christi, der Missionsbefehl. Leider werden jene, zu denen Christus seine Jünger sandte und sendet, nicht weniger an Zahl. Im Gegenteil! Ist doch die Kirche, wie immer wieder betont wird, eine wachsende Minderheit. Das Wachstum der Menschheit beschleunigt sich zu Ungunsten der Katholiken. Damit ist die vordringlichste Aufgabe des kommenden Konzils gekennzeichnet. Eine interne Erneuerung ist wesentlich wichtig, aber sie wäre nicht echt ohne Blickrichtung auf die 2 Milliarden. Auch die Wiederherstellung der Einheit der Christen muß dieser Wesensaufgabe dienen. Die Kirche ist das alleinige gnadenvermittelnde Heilsinstrument für alle Völker. Christus hat die Apostel zu allen Völkern gesandt, damit diese zu Jüngern würden. Diese Sendung hat nichts an Aktualität eingebüßt. Ob es uns gelingt, die nichtchristlichen Massen unserer Erde der Kirche zuzuführen, ist auch für die Kirche selbst von entscheidender Wichtigkeit.

Eine Ausweitung der Kirche ist ohne innere Erneuerung nicht möglich. Diese muß auch und besonders wegen der Ausbreitung der Kirche bei den nichtchristlichen Völkern angestrebt werden. Sie darf nicht nur von der Sorge um die bereits Getauften getragen sein. Sie muß sich der ungeheuren und ungleich größeren Not der nichtchristlichen Völker unserer Erde zuwenden. Darin liegt kraftvollste Rückwirkung auf die christlichen Länder beschlossen. Je mehr die christliche Welt für die nichtchristlichen Brüder tun wird, um so stärker wird die innere Kraft des Christentums wachsen. Sollten die Christen auf diese eigentliche Aufgabe Christi vergessen, der kam, um alle Menschen selig zu machen und zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen, dann würde das Christentum seiner Aufgabe in der einswerdenden Welt keineswegs gerecht werden. Mit Recht haben die französischen Bischöfe auf ihrer Vollversammlung des Jahres 1960 gesagt: „Die gesamte Kirche muß missionarisch werden."

Ob sie missionarisch ist? Ihrem Wesen nach jedenfalls. Aber es gibt Wässer, deren Kraft nicht ausgenützt wird, weil es an Vorrichtungen dafür fehlt, obwohl die Wässer gewaltige Kräfte in sich bergen. Wir sind 546 Millionen Katholiken und schaffen es nicht, die Geschicke der Welt so zu lenken, wie es unserer Aufgabe entspricht. Wir haben das unwahrscheinlich herrliche Geschenk des Priestertums erhalten. Aber von 392.000 Priestern der Erde stehen nur rund 30.000 in der Mission. Und von diesen gehört gut die Hälfte dem Ortsklerus in den Missionsländern an. Von den 30.000 stehen aber nur rund 1000 in der direkten Heidenpredigt. Die anderen sind eingesetzt für die Seelsorge der bereits Bekehrten. Aus dieser zahlenmäßigen Verteilung der Priester folgt eine Erkenntnis, die zum Umdenken zwingt. Die erste Sorge der Priester und Verantwortlichen der Kirche gehört de facto nicht den außerhalb der Kirche Stehenden, sondern jenen, die in der Kirche sind. Darf man daran die ernste Frage anschließen:

Woher kommt es doch, daß wir Christen oft so anfällig sind für gefährliche seelische Infektionen? Nicht daher, weil wir nicht angreifen, nicht erobern, nicht missionarischen Geist haben? Und bilden wir uns doch nicht ein, daß wir in der Förderung des Missionsgedankens in der Heimat schon etwas Wesentliches erreicht hätten. Welch ungeheures Mühen wurde im Jahre 1960 von Priestern und Laien geleistet, um für die Päpstlichen Missionswerke in Österreich 9,2 Millionen Schilling zusammenzubringen. Und doch waren wir schon stolz und glaubten, es gehe vorwärts. Wie groß könnte die Leistung unserer Bevölkerung für die Missionen sein, wenn von den über 10 Milliarden Schilling an Ausgaben für Vergnügen in einem Jahr auch nur ein bescheidener Beitrag dem Missionswerk zur Verfügung gestellt würde? Wie froh wären wir schon, wenn wir sagen könnten: Gewiß, unser Volk hat 10 Milliarden für Vergnügen ausgegeben, aber es stellte den Päpstlichen Missionswerken auch 100 Millionen zur Verfügung. Und doch wäre das erst ein Verhältnis von 100:1. Selbst wenn wir das erreichten, wenn wir aber nicht die besten Söhne und Töchter unseres Volkes in großmütiger Weise so zahlreich wie nur möglich dem Missionswerk zur Verfügung stellen, haben wir nichts getan. Das Geld kann Frömmigkeit und persönlichen Einsatz nicht vertreten. Herzblut kann nicht durch Geld abgelöst werden. Herzblut aber ist nötig für die Erlösung der Menschen. Christus hat die Menschheit nicht durch Entwicklungshilfe und Missionsspenden erlöst, sondern durch sein kostbares Blut. Wir sind nur dann würdige Nachfolger des Führers unseres Glaubens, wenn wir ihn darin nachahmen.

Damit ist ein Thema von erstrangiger Wichtigkeit berührt. Nichts gegen die Bekämpfung von Hunger und Not, nichts gegen den Bau von Familienhäusern, Krankenhäusern, Lepradörfern usw., nichts gegen Entwicklungsprojekte der verschiedensten Art. Man frage sich aber einmal allen Ernstes nach der tiefsten Ursache der Not, der Krankheiten, der Unterentwicklung. Sind diese Dinge nicht aus letzten Gründen, Abgründen zu erklären? Aus seelischer Krankheit, bedingt durch die Kälte der Gottesferne, der Sündenverhaftung? Europa ist nicht durch den Kampf gegen Hunger und Not und Krankheiten der geistig führende Kontinent geworden. Die Überwindung dieser Übel ist viel tiefer begründet. Europa ist das, was es ist, weil es aufgebaut ist auf einer klaren Geistigkeit, deren tiefste Wurzel, deren Kraftquelle der Glaube an Gott, das Christentum ist. Die gewaltige geistige Streukraft unseres Kontinentes, auch die mächtige wirtschaftliche Expansion wurden nur möglich, weil Grundlagen vorhanden waren, die trugen, als sich dem in Freiheit forschenden Geist des europäischen Menschen die Welt erschloß.

Man muß das eine tun und das andere nicht lassen. Der Herr sprach, bevor er die Tausende speiste, das Wort: „Mich erbarmt des Volkes . . .“ (Mt 15, 32). Aber da hatten die Menschen bereits drei Tage bei ihm ausgehalten, hatten drei Tage die Nahrung seiner Lehre und seiner Wunder verkostet, waren gläubig geworden. Dann erst gab er ihnen zu essen. Man kann sagen: Erst nach diesen drei Tagen waren die Menschen fähig, das Wunder der Brotvermehrung zu verkraften, ohne dem Brot verhaftet zu bleiben, ohne in ihm das Ziel zu sehen, das sie zum Herrn trieb, ohne sich der von ihm dargebotenen Gabe seelisch zu versklaven und den Herrn darüber zu vergessen. Die erste Sorge der Kirche in den Missionsländern muß die Predigt des Wortes Gottes sein. Darin werden dann die sicheren Fundamente gelegt für eine Meisterung der Materie, damit diese dem Menschen Mittel sei zu Gott, ohne daß der Mensch ihr versklavt werde oder die Materie sich feindlich gegen den Menschen stellt.

Das Ökumenische Konzil beginnt zu einem Zeitpunkt, da die Völker Afrikas und Asiens mit einer Gesamtzahl von fast 2 Milliarden Menschen von der politischen Bevormundung Europas frei geworden sind. So schwierig die Lage für die Kirche im einzelnen sein mag, so kann man doch nicht übersehen, daß sie seit vier Jahrhunderten endlich wieder begonnen hat, ihrer Sendung in Freiheit zu entsprechen. Im Altertum war sie mehr auf den Mittelmeerraum, im Mittelalter im wesentlichen auf Europa beschränkt geblieben. In der Neuzeit aber hemmten 400 Jahre Kolonialismus den Einfluß der Kirche gewaltig. Wir wollen die positiven Momente der Kolonialepoche nicht geringer machen, als sie sind, aber es drängt sich doch ein fragender Vergleich auf. Man glaubt festgestellt zu haben, daß Indien in seiner Kolonialzeit kaum größere kulturelle Leistungen vollbracht habe. Man führt das auf die politische und größtenteils auch kulturelle Unfreiheit zurück. Ob hier nicht auch eine Antwort auf das Problem liegt, daß es der Kirche seit Beginn des Kolonialismus nicht gelungen ist, auch nur ein einziges Land durch und durch zu verchristlichen? Lateinamerika und die Philippinen sind gewiß kein Gegenbeweis. Man kann Gründe übergenug finden, aber wo liegen die tiefsten? Nicht auch in der politischen und kulturellen Unfreiheit der Völker, die dann auch der Heilsreligion Jesu Christi gegenüber befangen waren, da diese von Menschen jener Völker ins Land getragen wurde, die die Freiheit genommen hatten? Kann von hier aus auch Licht auf ein weiteres Problem fallen? Man hat sich immer wieder die Frage gestellt nach den Ursachen mangelnden missionarischen Einsatzwillens

farbiger Priester. Ob neben vielen anderen eine Ursache dafür nicht hier liegt? Wenn diese Vermutungen zurecht bestehen, dann ist die Tatsache der Freiheit der Völker für die Kirche wie eine lang entbehrte natürliche Vorbedingung aus dem Wesen des Menschen selbst. Dann aber brauchen uns Übergriffe übereilter und überhitzter Nationalisten nicht zu schrecken. Heute werden die farbigen Völker wirklich frei, also wird auch ihre freie Entscheidung für Gott möglich sein und damit für ein genuines Christentum, das auf echter Freiheit aufbaut.

II. Das Ökumenische Konzil und die Mehrung des Missionspersonals

Daß die Förderung des farbigen Klerus eines der wichtigsten missionarischen Anliegen des Konzils ist, dürfte jedem Einsichtigen klar sein. Die Kirche braucht einen zahlreichen bodenständigen Klerus, der Verantwortung tragen kann. Gerade darin wird sich seine Kraft erweisen. Die Ausbreitung der Kirche in den Ländern der farbigen Menschen wird davon abhängen, ob sie von heimischen Kräften getragen und gestaltet wird. Wir können uns daher unmöglich zu dem Satz bekennen: „In der farbigen Welt ist die Heranbildung eines ausreichenden einheimischen Priesternachwuchses mit Zölibat kaum zu erreichen." (Enquete 663.) Wenn Japan aus seinen 280.000 Katholiken bereits über 400 Priester hat, so ist das ein Hundertsatz, der nur selten in der katholischen Welt erreicht wird. Auf die Quantität und Qualität des einheimischen Klerus in Vietnam, Indien, Korea und (früher) China erübrigt es sich hinzuweisen. Diese Länder standen und stehen in ihrem Klerus würdig da. Und Afrika? Die Schwarzen, die Priester geworden sind, erfüllen ihr Amt sicher so gut wie europäische Priester. Wenn es aber mit der Hinführung bis zu den Weihen zäher geht als in manchen anderen Ländern, so darf man nicht die Unruhen vergessen, die seit Jahren viele Länder des Schwarzen Kontinentes erschüttern und die sich ganz besonders in einem für vaterländische Ansprechbarkeit so hochempfindlichen Instrument, wie es ein Priesterseminar ist, auswirken müssen. In Südamerika sind in der Vergangenheit Fehler gemacht worden. Gerade hier wäre ein einheimischer Klerus bitter notwendig. Wenn es gelingt, besonders die Frauenwelt mit tiefem und echtem Christentum zu erfüllen, dürfte die beste Grundlage für das Werden guter und zahlreicher Priester gelegt sein.

So wichtig die Förderung des Ortsklerus ist, so darf man doch darin nicht die einzige Lösung für die Missionierung der Welt sehen. Europa wird noch auf lange Zeit Missionare stellen müssen. Wegen der ungeheuren Dringlichkeit dieser Frage müßte das Konzil hier wohl kraftvolle Impulse geben. Es ist der Vorschlag gemacht worden, das Vaticanum II möge den Bischöfen der Heimatkirche den Auftrag erteilen, Priesterseminare für die Missionen zu errichten. Der Segen der tridentinischen Seminare ist allen deutlich. Ähnlich soll nun ein unermeßlicher Segen aus Seminarien der Diözesen für die Missionen entstehen. Das wäre eine Lösung, die dem bischöflichen Amte entspräche, die der ekklesiologischen Sicht und Aufgabe eines Bischofs gerecht würde. Die Notwendigkeit bischöflicher Hilfe ist seit Benedikt XV. in jeder Missionsenzyklika betont worden. Wenn das Konzil zu einem diesbezüglichen Entschluß kommt, wäre das ein großer Segen für die Diözesen und die Missionen zugleich. Probleme um die Nachwuchswerbung der Orden für die Missionen, der finanziellen Unterstützung der Missionen, die heute so oft spannungsgeladen sind, könnten glatter gelöst werden.

Einzelne Autoren, die in der Enquete zu Worte kommen, haben dieses Anliegen wohl verstanden. Man fordert eine internationale Priesterhilfe von priesterreichen an priesterarme Länder. In der gleichen Richtung geht die Forderung stärkerer Mobilisierung der Orden. Es ist zuwenig, wenn von über einer Million Ordensfrauen nicht einmal 10 Prozent (78.000) in der Mission stehen. Und wenn von den 233.000 Ordensleuten in klerikalen Kongregationen und 38.000 Ordensleuten in Brüderkongregationen nur rund 11.000 Missionsbrüder in der Mission arbeiten, so müßte dieses Zahlenverhältnis unbedingt wesentlich verbessert werden. Natürlich darf bei solchen Forderungen die komplexe Situation der Orden nicht übersehen werden. Selbst wenn die vorhandenen Ordenskräfte noch mehr ausgelastet würden, was schon schwierig genug, ja unmöglich erscheint, und wenn dadurch eine gewisse Zahl von ihnen für die Missionen frei würde, wäre es zuwenig. Die Ursache? Die missionierenden Orden müssen sich ihren Unterhalt selbst verdienen. Sie müssen ihre Missionsgebiete durch Aufbringung von über 80 Prozent der Unkosten selbst erhalten und aufbauen. Der Einsatz von Ordensleuten in der Mission könnte nur dann wesentlich verstärkt werden, wenn die Orden personell die wirksamste Förderung erhielten und wenn sie materiell nicht zu sehr von der eigenen Arbeit abhängig wären. Nur dann könnten sie sich mit einer wirklich schmalen Heimatbasis begnügen. Wenn es Länder gibt, wo von den Katholiken heroische Opfer gebracht werden, damit ihre Kinder katholische Schulen besuchen können, sollte es da nicht möglich sein, katholische Völker zu wahrhaft heldenmütigen Opfern zu bewegen, damit die Orden Missionare aussenden können?

Stärker als bisher sollten auch die monastischen Orden in das Missionswerk eingeschaltet werden. Sie, die das christliche Europa gegründet haben, sollten auch heute noch die Kraft in sich tragen, ein christliches Asien und Afrika zu gründen. Das aber wohl nur, wenn die Feststellung der Walberberger Dominikaner-Theologen in der Enquete (695) nicht übersehen wird: „Bei aller Anpassung an die Aufgaben der Priester und ihre vielseitige Belastung darf der herkömmliche Charakter der Orden, ihre Eigenart und ihre spezifische Tätigkeit nicht zugunsten naheliegender pragmatischer Notwendigkeiten geopfert werden."

Es ist klar, daß missionarischer Geist nicht von selbst wird. Sollte es beim Konzil zur Beratung eines Schemas über die Laien kommen, was durch eine diesbezügliche Kommission ja nahegelegt ist, würde die Förderung apostolischen Geistes in den Laien, besonders in den Familien, wohl im Auge behalten werden müssen, wie Pius XII. in gerade klassischer Formulierung in „Mystici Corporis" sagt: „Ein wahrhaft schauererregendes Mysterium, das man niemals genug betrachten kann: Daß nämlich das Heil vieler abhängig ist von den Gebeten und freiwilligen Bußübungen der Glieder des geheimnisvollen Leibes Jesu Christi, die sie zu diesem Zwecke auf sich nehmen, und von der Mitwirkung, die die Hirten und Gläubigen . . . unserem göttlichen Erlöser zu leisten haben." (Deutsche Ausgabe des Oberösterreichischen Landesverlages, Linz, Seite 8.) Die Förderung apostolischen Geistes erfolgt nicht ohne apostolische Familie. Sie weckt in den Kindern apostolische Verantwortung, die durch die Schule, die religiöse Unterweisung, die Jugendorganisationen weiter vertieft werden muß. Es ist fast bestürzend, daß in neueren Katechismen dem Missionsgedanken keine durchgehende Beachtung geschenkt wird. Es ist methodisch falsch, wenn man die Mission durch Sonderkatechesen hervorhebt. Mission gehört zum ganzen Leben des Christen und muß sich daher auch aus der Gesamtwahrheit des Christentums als tiefe Verpflichtung ergeben. Unsere Religion ist Sendungsreligion. Daher muß die apostolische Verantwortung in den jungen Menschen durchgehend gebildet werden. Die Sendung muß sein wie ein Prinzip, das immer da ist, ohne daß es immer betont werden muß. Die Sendung muß hinter allem stehen. Sie muß im täglichen Leben realisiert werden. Es ist selbstverständlich, daß diese Grundausrichtung auch in der heranwachsenden Jugend mit aller Kraft zum Segen der Jugend selbst weiter betrieben werden muß. Ganz besonders sollte sie in den heranwachsenden jungen Theologen gepflegt werden. Holländische Theologen haben sich die Frage gestellt: Wie kommt es doch, daß durch das Studium der Theologie oft so gar kein missionarischer Eifer entfacht wird? Da haben junge Menschen sechs oder sieben Jahre lang mit Intensität die christliche Botschaft studiert, dennoch tragen sie am Schlusse dieser Studien kein missionarisches Feuer in sich . . . Dem gesamten christlichen Sein muß missionarischer Eifer entströmen, sonst ist das Christentum des betreffenden Menschen nicht echt. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß missionarischer Eifer der Priester auch missionarisches Feuer in den Gläubigen weckt. Wo die Priester für die Mission eifern, ist es ihnen gar nicht so schwer, etwa die Mitgliedschaft der Gläubigen bei den Päpstlichen Missionswerken zu verwirklichen. Diese ist zwar immer wieder in den Missionsenzykliken dringend empfohlen worden, sollte aber auch vom Konzil eigens als Pflicht der Liebe herausgearbeitet werden. Natürlich müssen die Priester, muß die Hierarchie mit gutem Beispiel vorangehen. Hier sollte sich das Konzil ernstlich auch mit der Frage eines angemessenen materiellen Beitrags jeder Diözese für die Missionen befassen. Zwar sind die Päpstlichen Missionswerke als solche in den Diözesen eingeführt, aber ihre Spenden entstammen nicht den Einnahmen der Diözese, sondern zusätzlichen persönlichen Opfern der Gläubigen. Die Diözesen mögen einmal ihre Budgets vergleichen mit den armseligen Abschlüssen einer Missionsdiözese, um so zu erkennen, daß hier die Billigkeit nicht gewahrt ist und wahre, selbstlose Liebe zu kurz kommt. In diesem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, daß die Gliederungen der Katholischen Aktion Weisungen vom Konzil erhalten sollten, die geistige und praktische Pflege des Missionsgedankens zu ihrem und der ganzen Kirche Nutzen intensivst in ihr Grundsatzprogramm aufzunehmen. Tatsächlich wird hier, Gott sei es gedankt, ja schon viel getan.

III. Das Ökumenische Konzil und die Weltweite der Kirche

Die Enquete weist, man muß das eigens herausheben, öfters Gedanken auf, die man unter dem Stichwort der „weltweiten Katholizität" zusammenfassen kann. Sie meint, bis heute sei die universale christliche Kirche nach außen hin noch nicht genügend als die alle Rassen und Völker umfassende Religionsgemeinschaft und als die alle Kulturen geistig beheimatende Weltkirche sichtbar geworden. (588.) Die Verbundenheit über staatliche Grenzen hinweg ist den Katholiken noch zuwenig ins Bewußtsein gekommen. Von einem internationalen Solidaritätsbewußtsein unserer Katholiken kann noch kaum die Rede sein. (580.) Es fehlt auch manchmal an der Bereitschaft, das Interesse der gesamten Kirche über das Interesse des eigenen (Ordens)

zu stellen. (612—614.) Es entspricht einer gewissen richtigen Sicht, wenn man es ablehnt, die Kirche einzuteilen in katholisches Land, Diaspora und Missionsgebiet. (661.)

Positiv fordert die heutige Lage, daß die Christen zu bewußten Gliedern einer Weltkirche und nicht einer nationalen Lokalkirche erzogen werden. (624.) Die verantwortlichen Erzieher der Kirche werden dafür zu sorgen haben, daß die Christen so erzogen werden. Bei Behandlung der Jugendverwahrlosung spricht man nicht mit Unrecht von der Schuld der Erwachsenen. Man beeilt sich zu versichern, daß die Jugend bereit sei, sich zum Guten erziehen zu lassen. Wir möchten nicht bestreiten, daß das zum großen Teil richtig ist. Darf man das auf das missionarische Gebiet anwenden? Darf man also sagen: Wenn es missionarische Jugendverwahrlosung gibt, sind dann die Erwachsenen nicht wesentlich daran schuld? Dem Erfahrenen wäre es leicht möglich, zahlreiche Beispiele, Beweise für diese schwere Frage anzuführen, Beispiele aus Kreisen der Elternschaft, der Lehrer, der Lehrmeister, des Klerus. Wo bleibt die Anwendung der Missionsenzykliken in der praktischen Erziehung der Jugend, in der auf das eigene Leben angewandten Praxis der Erwachsenen? Die Lehren sind klar und eindeutig. Es handelt sich um die Frage, wie man soviel Ernst und Verantwortung wecken kann, daß sie auch angewendet werden? Es muß vielmehr unser Denken, das gerade bei der Forderung nach der Nationalisierung des Kultes (und man muß sagen: der Kirche) in der Zeitgeschichte und in vorgefaßten Meinungen steckengeblieben ist, durch tiefere Einsichten gewandelt werden. (619.) „Das vordringlichste Problem des kommenden Konzils wird die Inkarnierung des christlichen Glaubens der Kirche in das technische Zeitalter unserer Tage und die neue Ökumene, die Welt aller Rassen und Kulturen, sein." (623.) Es muß zu einer echten Internationale kommen, „nämlich der Christen aller Rassen, Kulturen, Kontinente". (636.) Die Kirche hat heute die Aufgabe, „jetzt mit aller Bewußtheit in ihre sich selbst erfüllende Form der Weltkirche hineinzuwachsen". (704.)

„Das Konzil muß allgemein sein: Es muß von Grund auf katholisch sein, d. h. Zeichen der weltweiten Sendung und Zusammenfassung der Gesandten. Weltweit sagt: die Dimension der Welt erfassen nach Raum und Zeit. Neue Räume, neue Zeiten sind da. In ihre Offenbarkeit hinein muß sich die Offenbarung aussprechen." (596.) „Die geschichtliche Aufgabe dieses Konzils scheint mir zu sein: daß es in dieser Weltstunde zusammentritt, in der tatsächlich die ganze Welt vor der Kirche liegt, dieser ganzen Welt also das Evangelium gebracht und in einer bisher nicht gekannten Fülle die Katholizität der Kirche verwirklicht werden kann. Es kommt darauf an, daß die in den Missionsenzykliken Pius' XI. und Pius' XII. niedergelegten Grundsätze auf die gesamte Kirche angewandt werden. Erst ‚circumdata varietate' wird die ganze Kirche in ihrer ganzen Schönheit erstrahlen." (599.)

IV. Das Ökumenische Konzil und die Anpassung

Mit dem Wort „circumdata varietate" klingt das so schwierige Thema der Anpassung an. Inwieweit das Konzil hier konkrete Anweisungen geben kann, ist eine andere Frage. Wenn man die diesbezüglichen Ausführungen der Missionsenzykliken seit Benedikt XV. nimmt, wozu noch andere Enzykliken kommen (Humani generis, Mediator Dei, Musicae sacrae), könnten wohl wertvolle und richtungweisende Grundlinien zusammengestellt werden.

Wenngleich angesichts der heutigen Weltsituation manche Rufe nach Anpassung anachronistisch wirken, ist das Anliegen bei aller Anerkennung übernationaler Entwicklungen dennoch richtig und wichtig. Es darf nicht sein, daß die Missionierung „als Einbeziehung der heidnischen Stämme und Völker in die ‚Salus ex Occidente'" aufgefaßt wird. Fehlschläge in Japan und China sind „wegen der Beharrung auf dem occidentalen Stil der Missionskirche" zu erklären (581). Diese wohl zu allgemeinen Formulierungen müßten erklärt werden, aber nehmen wir sie einmal in dem, was sie sagen wollen, hin: „Es ist mir immer als eine Schwäche der Missionsarbeit erschienen, daß die Kirche es nicht fertiggebracht hat, in jenen Gebieten und Ländern, wo sie auf eine hochentwickelte Philosophie, Moral und Ethik gestoßen ist, deren Begriffe zum Unterbau ihrer von bestimmten europäischen kulturellen Situationen unabhängigen Wahrheit zu nehmen. Das gilt vor allem für das Ethos des Buddhismus und der Staats- und Gesellschaftsmoral des Konfuzianismus. Ein fernöstliches Christentum, das wirklich Wurzeln schlagen soll, darf dort nicht als westlicher Import auftreten, sondern muß eine überörtliche und überzeitliche Wahrheit aufbauen können auf den Gedankengebäuden, die von den großen Weisen der fernöstlichen Welt entwickelt worden sind, es muß sich akkommodieren" (632).

Man meint, es sei von entscheidender Bedeutung, „das natürlich Christliche aus den vor- und außerchristlichen Denkstrukturen der großen Weltkulturen ebenso intensiv für das Christentum zu nützen, wie es die Kirchenväter mit griechischem und römischem Denken getan haben" (623). Man sollte nun nicht übersehen, daß es asiatisch-katholische Priester gibt, die klar zu erkennen geben, daß gerade für Ostasien ein straffes, logisches Denken in systematischer Phi-

losophie und Theologie gefordert werden müsse. Es ist merkwürdig, wie immer wieder im christlichen Westen die Abkehr von Aristoteles und Thomas von Aquin gefordert wird, wie aber, höchst überraschend, die großen griechischen Denker an den Universitäten der Sowjetunion doziert werden. Erkennt man dort, daß mit ihren Lehren grundlegende Erkenntnisse für den Fortschritt Europas gegeben waren? Sie wurden von Augustinus und Thomas christlich übersetzt. Dieses grandiose Werk der Verschmelzung griechischen Denkens mit christlicher Wahrheit hat das Abendland groß gemacht. Ob es, so gesehen, notwendig ist, das philosophische Studium wirklich „aus einer Erstarrung in Scholastik" zu lösen? Wenn sich japanische und afrikanische Studenten „von Anfang an der ‚Bearbeitung' durch europäische Begriffsysteme" widersetzen (683), so ist das noch kein Beweis dafür, daß diese Systeme für sie nutzlos sind. Immer dürfte daraus geschlossen werden, daß diese Systeme ihnen zwar in ihrer logischen Schärfe fremd sein mögen, daß es ihnen aber mit ihrer Hilfe gelingen kann, eigene Systeme im richtigen Licht und ihre Aussagen am richtigen Platz zu sehen. Wohl wird man gerade aus der Verschmelzung der Kulturen zu einer gewissen Weltkultur zugeben können, daß das Akkommodationsproblem in den asiatischen (und afrikanischen) Missionen eine neue, sorgfältige Prüfung fordert. Grundlegend dabei wird sein, daß die Wege der praktischen Akkommodation von den Missionskirchen selbst gefunden und erprobt werden. Richtlinien abzustecken, wird Aufgabe des Konzils sein; deren Anwendung bleibt der Missionskirche überlassen.

Worauf hätte diese wohl speziell-praktisch zu achten? Zunächst auf eine gewisse Anpassung in der sakramentalen Liturgie. Zentrum ist die Feier des hl. Meßopfers. Die activa participatio muß erleichtert und fruchtbarer werden. Hier sollte der Gebrauch der Muttersprache in gewissem Rahmen möglich werden. Die Schwierigkeiten für den Einbau der Muttersprache in die hl. Messe sind bekannt: Verschiedenheit der Sprachen, Gebrauch regionaler Sprachen, fehlende Übersetzung der Heiligen Schrift und der liturgischen Texte, Notwendigkeit des Gebrauches von Behelfssprachen, Fehlen entsprechender Begriffe für religiöse Wirklichkeiten. Doch möchte man der Aussage nicht zustimmen: „Der Kairos für die Volkssprache in der Liturgie ist längst vorbei. Hier begegnen wir in einem Zeitalter einer neuen Völkerwanderung der uralten katholischen Übung, auf Bäume hinaufzubellen, wenn das Kätzchen längst das Weite gesucht hat" (625). Eine gewisse Berechtigung dieses Argumentes soll nicht abgestritten werden. Anderseits gibt es große einheitliche Sprachräume. Und es ist nicht einzusehen, warum, um mit einem berühmten Mann — Kardinal Costantini — ein berühmt gewordenes Wort zu sprechen, die „lateinische Mauer" nicht abgebrochen werden sollte, wenigstens so weit, daß der Blick in die Schönheit des Gotteswortes und den Sinn der Liturgie nicht gehindert wird. Die Erkenntnis der Walberberger Theologen, wie sie im großen und ganzen auch von den Kongressen in Nijmegen und Eichstätt ausgesprochen wurde, dürfte eine gesunde Mitte widerspiegeln: „Lateinische Sprache bei den feststehenden Teilen der Messe reicht hin, die Einheit der Kirche zum Ausdruck zu bringen. Eine derartige Maßnahme würde nicht nur in den Missionen von großer kerygmatischer Wirksamkeit sein, sondern würde auch die katholisch-evangelische Begegnung in hervorragendem Maß begünstigen" (695). Man muß sich natürlich darüber klar sein, daß die Volkssprache über den Charakter eines Mittels, wenn auch eines hervorragenden Mittels, nicht hinausgeht. Daher ist es auch richtig, wenn man festgestellt hat, daß der Gebrauch der Volkssprache nicht immer das gehalten hat, was man sich von ihm erhofft hat (673). Es scheint sogar nicht ausgeschlossen, daß der Gebrauch der Volkssprache ohne gleichzeitige Vertiefung im religiösen Leben und im Wissen um das Geheimnis zu einer gewissen Verflachung führen könnte, weil der Wert einer liturgischen Sprache in Hinsicht auf die Weckung des Numinosen im Menschen nicht aus dem Auge gelassen werden darf. Liturgische Sprachen, die das Volk nicht versteht, sind ja nicht nur in der katholischen Kirche bekannt. Fehlt es an der echten Verkündigung, die besonders durch das Leben der Verkünder des Evangeliums gesichert wird, dann nützt auch die Volkssprache nicht viel. Ist das heilige Priesterleben da, Heiligkeit im ganzen Umfang dessen, was der göttliche Stifter unseres Glaubens damit gemeint hat, dann wirkt diese mit großer Kraft. Kommt die Volkssprache in der Liturgie, in der Sakramentenspendung und im Rituale hinzu, dann mag die größtmögliche Wirkung gesichert sein. Damit wird erneut klar, daß die Sammlung des Volkes um den Altar, das aktive Miterleben des Kirchenjahres in der Pfarrzelle beginnen und blühen muß. Die Pfarre ist Lebenszelle der Kirche. Die Kirche blüht und gedeiht in dem Maße, in dem christlicher Geist in den Pfarren verwirklicht wird. Machen wir die Pfarren zu lebendigen missionarischen Zellen im Organismus des mystischen Leibes, dann wird dieser selbst die missionarische Kraft entfalten, die zu seiner Erweiterung notwendig ist.

Die Bestrebungen hinsichtlich des Einbaues der Volkssprache besonders in die Meßliturgie scheinen allerdings durch die Apostolische Konstitution „Veterum Sapientia" bereits vor dem Konzil nicht mehr sehr aussichtsreich zu sein.

Hinsichtlich einzelner Sakramente usw. wurden bereits in Nijmegen und Eichstätt Wünsche geäußert, die dem Konzil sicher vorgelegt worden sind und die für die Missionsmethode von großer Wichtigkeit sind: zeitlicher Abstand der Riten des Katechumenates von denen der Taufe; Änderung einiger Taufriten; Spendung der heiligen Firmung während der heiligen Messe; Erlaubnis, dieses Sakrament wie auch die Taufe, soweit möglich, in der Volkssprache zu spenden; Mehrung der Meßperikopen im Kirchenjahr, so daß in einem Vierjahreszyklus die gesamte Heilige Schrift dargeboten werden könnte; Auslassung bestimmter schwieriger Perikopen; Spendung einzelner niederer Weihen an Laienhelfer in der Seelsorge; Erneuerung des Standes der verheirateten Diakone; Möglichkeiten für die Bischöfe, brauchbare Ortsriten leichter in das Zeremoniell einzufügen; Schaffung eines neuen allgemeinen Katechismus; Schaffung größerer Kirchenprovinzen; Gründung überregionaler Bischofskonferenzen. Es ist bedrückend, daß in einer Zeit, in der Organisationen des zivilen Sektors ihre Stärke gerade in der internationalen Gemeinschaft sehen, in der gewaltige übernationale Wirtschafts- und Wissenschaftsgemeinschaften entstehen, in der Kulturprobleme fast immer schon mit Blickrichtung auf die Welt betrachtet werden, bis jetzt eigentlich nur Südamerika eine übernationale Bischofskonferenz hat. In Europa ist eine solche Zusammenarbeit noch nicht in Angriff genommen worden. In den Missionsländern bestehen sogar häufig beträchtliche Unterschiede zwischen den einzelnen Diözesen, je nach dem, welche Orden und Nationen in ihnen arbeiten. Hier liegen echte Anliegen. Man sollte in solchen Dingen allerdings nicht auf das Konzil warten. Dieses ist kein Zaubermittel. Wie nützlich wäre es doch, wenn europäische Bischöfe zusammenkämen und gemeinsam für die Missionen planten. Da werden in einem bestimmten Lande große Aktionen für die Missionen veranstaltet; in einem zweiten Land wieder und in einem dritten ähnlich. Und weil die Länder und deren Projekte verschieden und die Mittel nicht unerschöpflich sind, wird es sein, daß tüchtige, redegewandte und reiseeifrige Missionsbischöfe das bald heraushaben und nicht nur an eine Türe anpochen. Es ist ihnen nicht zu verdenken. So aber kann nicht geplant werden. Dadurch würde das vereitelt, was durch die konkrete Aktion mit bestimmten Objekten beabsichtigt wurde, die Intensivierung der Unterstützung der Missionen an möglichst vielen echten Brennpunkten. Hier wäre, was auf der Missionsstudienwoche in Wien zu Pfingsten 1961 so klar betont worden ist, die Schaffung eines europäischen bischöflichen Rates zur Unterstützung wichtiger Projekte in den Missionsländern unbedingt am Platze.

V. Das Ökumenische Konzil und die Wiedervereinigung der Christen in der Rückwirkung auf die Missionen

Das Anliegen, das ursprünglich erstes Motiv zur Inangriffnahme des Konzils war, ist das der Wiedervereinigung. „Damit alle eins seien, wie Du, Vater, in mir und ich in Dir; daß sie eins seien in uns, damit die Welt glaubt, daß Du mich gesandt hast" (Joh 17, 21). Die Einheit ist also ein apostolisches Mittel erster Ordnung, wodurch die Menschen die Echtheit des Christentums kennenlernen können. Das Christentum aber erscheint heute verwundet in seiner Einheit, in seiner Katholizität und in seiner Heiligkeit. Es ist begreiflich, wenn in der Enquete gesagt wird, daß „das Hauptanliegen des Konzils . . . die Wiedervereinigung aller Christen im Glauben" ist (607). Oder: „Die Wiederherstellung der Einheit des Leibes Christi sollte als Hauptaufgabe ohne Umschweife vorangestellt werden" (640). Die Begründung: „Die Einheit von Kirche und Menschheit folgt als Aufgabe aus der Menschwerdung Christi. Die katholische Kirche trägt die Verantwortung für das ewige Heil aller Menschen." Etwas abgeschwächt und so richtiger sagt es die Gemeinschaftsarbeit der Walberberger Dominikaner: „Auf die Wiedervereinigung der getrennten Christen so stark wie möglich hinzuwirken, muß eines der vorrangigen Anliegen des Konzils bleiben. Das Konzil sollte theologische Richtlinien und praktische Maßnahmen für weitere fruchtbare Bemühungen erarbeiten" (694).

Wir stehen hier vor der Frage, über die sehr viel geschrieben und für die wohl noch mehr getan wurde. Wenn wir sie vom Standpunkt der Missionen aus betrachten, erhält sie ihre ganze drängende Wucht. Man könnte sagen, daß sich die einzelnen Bekenntnisse im alten Europa und in Nordamerika irgendwie aneinander gewöhnt haben. Das Fehlen großer Konversionsbewegungen, das Fehlen auch eines intensiven und allgemeinen Mühens im katholischen Lager um Rückgewinnung der nichtkatholischen Christen läßt das Verhältnis praktisch nicht allzu schwierig erscheinen. Nicht so in den Missionen. Missionare der einzelnen Bekenntnisse treten hier nicht selten in ein und demselben Orte auf und verkünden ihre Lehre als die absolute Wahrheit. Müssen sie darum nicht sagen, daß andere Formen des Christentums entweder falsch sind oder doch nicht das ganze Christentum enthalten? Muß das nicht sein, da sonst die Daseinsberechtigung der Missionare der einzelnen Bekenntnisse erloschen wäre? Wir brauchen hier nicht auf die verschiedenen im katholischen Lager bezogenen Stellungnahmen den getrennten

Brüdern gegenüber einzugehen. (Siehe den Artikel von Kardinal Bea aus „Civilità Cattolicà", übersetzt im „Österr. Klerusblatt", 1961, Nr. 7.) Von äußerster Zurückhaltung, Selbstverteidigung, Ablehnung der Gemeinschaft mit den nichtkatholischen Christen bis zu ungesunder Aufgeschlossenheit, ja Verwischung der Grenzen gibt es viele Schattierungen. Die eigentliche Schwierigkeit liegt auf dem Gebiete des Glaubens. Wollen wir Katholiken in der Ordnung der Wahrheit Konzessionen machen, so ist das Verrat. Wir würden in die Ebene der Politik und der Diplomatie hinabsteigen. Unser Dialog wäre dann nicht mehr ökumenisch. Es könnte keine echte Konfrontation auf dem Gebiete des Glaubens zustande kommen. Wir können uns nur, wie Kardinal Bea das tut, auf den Standpunkt stellen: „Odisse errores, diligere errantes." Je mehr wir die Irrenden lieben, um so strenger müssen wir zur Wahrheit stehen. Und wenngleich diese Wahrheit in Begriffe gekleidet ist, die vielleicht auch anders formuliert werden könnten, so brauchen wir doch nun einmal Begriffe, um auszudrücken, was gemeint ist. Und es kann nicht eine Sache des freien Ermessens sein, wie der Inhalt der Wahrheit ausgedrückt ist. Damit aber kommen wir wiederum zur eigentlichen Schwierigkeit, die in der Wahrheit und im Lehramt liegt. Der Glaubensinhalt liegt fest, das begriffliche Kleid dafür gibt uns das Lehramt, und diesem allein steht es auch zu, hier Verbesserungen vorzunehmen. Das „diligere errantes" ist nun wirklich der Schlüssel zur ökumenischen Bewegung in der katholischen Kirche. Wichtig ist aber auch, daß wir nichtkatholische Christen nicht auf die gleiche Stufe stellen wie die Ungetauften, denn sie sind kraft der Taufe Angehörige und Glieder der Kirche. So nennt Johannes XXIII. die von der katholischen Kirche getrennten Christen „Brüder und Kinder der Kirche". Sie sind „durch ein unbewußtes Wünschen und Sehnen" auf die Kirche hingeordnet. Sie genießen den Einfluß der Gnade Christi und müssen daher Gegenstand der mütterlich warmen, zarten Liebe der heiligen Kirche sein. Die getrennten Brüder müssen daher zur Einheit mit der katholischen Kirche geführt werden. Nicht durch Gewalt, sondern durch geduldige, verständnisvolle und liebevolle Arbeit, so wie der Papst es sagt: „Anfänglich die Annäherung, dann die Zusammenarbeit und schließlich die volle Wiedervereinigung." Man bedenke einmal, was das bedeuten könnte: 950 Millionen Christen in Einheit! Betrachtet man daneben die schier unendliche Zersplitterung im protestantischen Lager, wobei wir gut zwischen protestantischen Kirchen und Sekten unterscheiden müssen, versteht man auch von hier aus die ganze Not der Trennung.

Große Hoffnungen hat man auf New Delhi gesetzt. Hier waren 625 Delegierte von 150 Kirchen, begleitet von Ratgebern, Beobachtern und sonstigen Eingeladenen, insgesamt rund 1000 Vertreter beisammen. Von besonderer Wichtigkeit war die definitive Integration der zwei großen Organisationen des Weltkirchenrates und des internationalen Missionsrates. Die Verschmelzung wurde ohne Opposition angenommen. Zu beachten ist, daß, nachdem 23 Kirchen, besonders die russisch-orthodoxe Kirche, in den Weltrat aufgenommen wurden, nun zirka 400 Millionen nichtkatholische Christen im Weltrat vertreten sind. Das ist die weitaus größere Gruppe der nichtkatholischen Christen. Zum Anliegen New Delhis äußerte sich der katholische Erzbischof von Kalkutta, Msgr. Dyer, wie folgt: Unsere getrennten Brüder „geben sich in zahlreichen Ländern eine bemerkenswerte Mühe um die Einheit. Das ist ohne Zweifel eine Antwort auf das Sehnen und das Gebet Christi: ‚Auf daß alle eins seien'."

Wir möchten jedoch auf Aspekte eingehen, die in New Delhi sichtbar geworden sind und die uns sehr bedenklich erscheinen. Jüngst erschien ein Aufsatz von DD. Hans Asmussen: „Fragen über New Delhi" (Rheinischer Merkur, Nr. 3, 19/1/62, Seite 3). Einige Zitate daraus lassen diese Sorge berechtigt erscheinen. Asmussen weist auf Niemöller, „einen der Präsidenten des Weltkirchenrates", hin und sagt, daß seit 1945 kein Wort von ihm bekannt geworden sei, das „darauf schließen ließe, daß er vom Osten irgendeine Gefahr vermutet . . . Niemöllers Wahl fällt zusammen mit der Aufnahme der orthodoxen Kirchen aus sowjetischem Gebiet. Darin muß man aber mehr als nur einen zeitlichen Zusammenfall sehen . . . Die politische Haltung der russischen Kirche und Niemöllers fallen weithin zusammen . . . Die russische Kirche macht die Friedens-Campagne des Kreml, etwas christlich verbrämt, mit . . . Hat es in New Delhi irgend eine Abgrenzung gegen die Friedens-Campagne gegeben? Bisher ist nichts darüber bekannt geworden. Vieles spricht sogar dafür, daß die ganze Versammlung ziemlich ungestört auf diesem Kurse lag." Und nun das schwere Wort: „Es ist für uns evangelische Christen entscheidend wichtig, zu wissen, ob der Weltkirchenrat von den Russen nunmehr als Plattform für ihre politische Offensive erobert worden ist." Es kann nicht auf alles eingegangen werden, was Asmussen hier Schweres, sehr Schweres sagt. Nur noch eines: „Es ist nicht zu übersehen, daß der Weltkirchenrat seit langem einen gefährlichen Weg beschritten hat." Asmussen wendet diesen Satz auf dessen politische Engagierung an. Aber kann man einem solchen Instrument der Einheit protestantischer Christen dann echte ökumenische Fähigkeiten zutrauen, wenn es in solchen fundamental wichtigen Fragen so bedenklich arbeitet? Denn daß Rußland auf diesem Wege

Einfluß auf die Missionsländer, und nicht nur auf sie, nehmen möchte, erscheint dann wohl mehr als deutlich.

Von hier aus erhalten aber auch andere Fragen eine Beleuchtung, die zur Vorsicht zwingt. Man sagt gerne, daß die Einheit in manchen Dingen praktiziert werden kann. Etwa in den Werken der Nächstenliebe, in der kulturellen Zusammenarbeit, in der Förderung der Entwicklungshilfe, in internationalen Organisationen, im Kampf für die Freiheit der Völker, für den Frieden unter den Völkern, im Eintreten gegen die Unmenschlichkeit ohne Gott. Grundsätzlich hat Rom eine solche Zusammenarbeit gebilligt. Praktisch wird die Zusammenarbeit, besonders im Rahmen einer kleinen Missionsstation und neuerdings vom Blickpunkt der versuchten Koexistenz aus, oft schwierig zu realisieren sein.

Daher ist es mehr als berechtigt, wenn Kardinal Bea in dem erwähnten Aufsatz auf das Mittel zur Wiedervereinigung hinweist, das alle Gläubigen gebrauchen können, das Gebet. Alle anderen Mittel können jenen Heilsakt nicht sichern, der die getrennten Brüder zum wahren Glauben führt. Nur die Gnade Gottes. Diese aber kann nur durch Gebet, Opfer und heiliges Leben erfleht werden. Hier treffen sich Konzil, innere Erneuerung der Kirche, Wiedervereinigung und Mission. Wenn das Anliegen der Weltkirche im Vordergrund des Konzils stehen soll, so ist eine wesentliche Voraussetzung dafür die innere Erneuerung der Kirche. Wenngleich diese durch die missionarische Ausrichtung der Kirche stärkstens, wesentlich gefördert wird, so muß sie doch auch in sich selbst in Angriff genommen werden. Innere Erneuerung, Wiedervereinigung, Eingliederung aller Völker in die eine Kirche fließen ineinander und können nicht getrennt voneinander gesehen werden. Die Einheit ersteht durch Heiligkeit. Ohne Heiligkeit gibt es keine Einheit. Die Kirche aber ist nicht nur „una sancta". Diese Eigenschaften erfahren vielmehr wesentliche Förderung und Festigung durch „catholica et apostolica", wie umgekehrt diese durch die „una sancta Ecclesia" gestärkt werden.

Aus der Weltkirche

Von Norbert Miko
Vorstand des Institutes für kirchliche Zeitgeschichte in Salzburg

I. Vorbereitungen zum 2. Vatikanischen Konzil

Die Vorarbeiten zum kommenden Konzil sind in der Berichtszeit in ein entscheidendes Stadium getreten. Am Weihnachtstag 1961 wurde die Apostolische Konstitution „Humanae salutis" feierlich publiziert und damit das Konzil für 1962 einberufen. Allerdings wurde der genaue Zeitpunkt erst am 2. Februar 1962 durch das Motuproprio „Consilium" des Papstes bekanntgegeben. Der Eröffnungstag wird der 11. Oktober 1962 sein, der Erinnerungstag, an dem im Jahre 431 die dogmatische Entscheidung des Konzils von Ephesus gefallen ist. Vielleicht soll dieses Datum auch eine Geste für die Ostkirche sein.

Von den zahlreichen Kommissionssitzungen sind vor allem die der vorbereitenden Zentralkommission vom 7. bis 17. November 1961 und vom 15. bis 23. Jänner 1962 zu erwähnen. Die Novembersitzung (2. Session) wurde eingeleitet mit einer Ansprache des Heiligen Vaters, in der er als das Ziel des Konzils bezeichnete: das Wohl der Kirche, die Bedürfnisse der modernen Welt und den geistlichen Fortschritt der Seelen. In acht Sitzungen wurden zehn Schemata behandelt, unter anderem ein neues Glaubensbekenntnis, das den Antimodernisteneid in sich schließen soll (die heutige Formel geht auf Papst Pius IV. zurück und wurde 1876 durch Pius IX. modifiziert: Einfügung der Dogmen von der Unbefleckten Empfängnis und der Unfehlbarkeit des Papstes); Teilnahme der nichtkatholischen Kirchen am Konzil. Hier sollen dem Vernehmen nach Gegensätze zwischen Kardinal Ottaviani einerseits und den Kardinälen Amleto Cicognani und Bea anderseits aufgetreten sein. Die positive Stellungnahme der letztgenannten Kardinäle zu einer Einladung an die Nichtkatholiken sei dann mit großer Stimmenmehrheit von der Kommission angenommen worden. Die Entscheidung darüber liegt jedoch beim Heiligen Vater. Weitere Punkte der 2. Session waren: das Schema über die Offenbarung, Vorbereitung auf das Priestertum, Inkardination und Exkardination von Priestern, Pfarrbesetzung (es geht hier um eine bessere Verteilung des Klerus, da es Gegenden gibt, in denen auf 500 Seelen ein Priester kommt, und andere, wo die Zahl 11.000 beträgt), kirchliche Güterverwaltung, kirchliche Archive und Bibliotheken. Für die praktischen Bedürfnisse des kommenden Konzils wurden

bei dieser Gelegenheit drei Subkommissionen und eine Kommission geschaffen. Die Subkommissionen haben zur Aufgabe die Ausarbeitung der Geschäftsordnung für das Konzil; das Studium und die Koordinierung von Materien, die mehrere Kommissionen angehen; schließlich die Redaktion der Schemata, die von den einzelnen Kommissionen ausgearbeitet und von der Zentralkommission überprüft worden sind, sowie die Weiterleitung an den Heiligen Vater. Die neugebildete Kommission hat technisch-organisatorische und logistische Aufgaben.

Sehr beklagt wurde im Zusammenhang mit der 2. Session das Versagen des Informationsdienstes. Der Heilige Vater hatte am 12. Oktober 1961 Mons. Vallaine zum Redakteur aller Fragen, die das Konzil betreffen, beim „Osservatore Romano" ernannt. Leider hat diese Betrauung außer kurzen Angaben über die behandelten Themen keinerlei Auskünfte über die Verhandlungen zur Folge gehabt, so daß die Öffentlichkeit vielfach auf Gerüchte und gelegentliche Mitteilungen angewiesen ist, wie zum Beispiel anläßlich des Empfanges des anglikanischen Erzbischofs Ramsey durch den Heiligen Vater.

Bei der 3. Session, die am 15. Jänner begann, wurden die Ergebnisse der Kommissionen über folgende Gegenstände besprochen: christliche Moralordnung, Sakramentendisziplin (hier wurde die Frage des Firmalters und die der Spendung der Firmung durch den einfachen Priester erörtert, ferner die Bußpraxis), Bewahrung des depositum fidei, Verhältnis von Glauben und Offenbarung, Dogma, Ursprung des Menschen. In der Schlußansprache dieser Session kam der Heilige Vater auf die zahlreichen Publikationen offizieller und privater Art zu sprechen, die in der letzten Zeit erschienen sind. Er selbst kündigte zwei Dokumente an: eines, das ein Gebet des gesamten Klerus für das Konzil zum Inhalt hat, und ein zweites über den Gebrauch der lateinischen Sprache in den Seminarien. Der Hinweis auf die privaten Publikationen wurde wohl im Hinblick auf einige Bücher, die in der letzten Zeit Aufsehen erregt haben, gemacht. Die bereits veröffentlichte „Epistel an den Klerus" enthält vor allem die Aufforderung, das tägliche Breviergebet mit dem Papst um einen guten Ausgang des Konzils zu verrichten. In der Apostolischen Konstitution „Veterum Sapientia" wird die Bedeutung der lateinischen Sprache und ihre Verwendung in den Seminarien und in der Liturgie nachdrücklich unterstrichen.

In diesem Zusammenhang ist auch die Enzyklika „Aeterna Dei" zu erwähnen, die Johannes XXIII. am 11. November 1961 anläßlich des 1500. Todestages des Papstes Leo I. herausgegeben hat. In dieser Enzyklika weist der Heilige Vater auf die Bedeutung des Petrusamtes für die Kirche hin: Durch Petrus werden alle Bischöfe gestützt und gestärkt; der Bischof von Rom ist das Zentrum der sichtbaren Einheit der Kirche. Der Papst hebt auch die Größe und Bedeutung der Stadt Rom hervor, auch die Wichtigkeit der lateinischen Sprache für die Kirche. Manche wollen in dieser Enzyklika eine leise Mahnung sehen, das kommende Konzil nicht als eine Gelegenheit zu betrachten, die kirchliche Zentralgewalt zurückdrängen zu können.

Die Nähe des eigentlichen Konzils ist auch durch eine Reihe von Kundgebungen sowohl autoritativer wie privater, auch nichtkatholischer Provenienz gekennzeichnet. So hat der Kardinalvikar von Rom die römische Bevölkerung aufgefordert, neben dem Gebet um das Gelingen des Konzils vor allem auch auf eine Besserung der öffentlichen Sitten in Rom hinzuarbeiten. Rom trägt eine Verantwortung für die ganze Welt. Den gleichen Tenor hat eine Kundgebung der italienischen Bischofskonferenz. In Wien wurde im November 1961 eine Gebetswoche für das Konzil abgehalten, in deren Rahmen der Koadjutor von Belgrad, Mons. Bukatko, in St. Stephan einen byzantinischen Gottesdienst zelebrierte. Kardinal Frings von Köln wies in einem Hirtenschreiben vom 20. November 1961 auf die Bedeutung des Konzils für unsere in Veränderung begriffene Welt hin und kam dabei auf Probleme zu sprechen wie: Konzil und Gegenwart, Veränderungen in der geistigen Lage seit dem 1. Vatikanischen Konzil, Konzil und moderne Geisteswelt, Erlebnis der Einheit der Menschheit, Erlebnis der Technik, Liturgische Bewegung usw. Weihbischof Kampe von Limburg regte regelmäßige Zusammenkünfte der Bischöfe auf regionaler und nationaler Ebene an, um die Vorschläge aus Priester- und Laienkreisen zu studieren. Der französische Episkopat sieht im Konzil eine Manifestation der Katholizität der Kirche. Er spricht die Hoffnung aus, daß es die Botschaft der Wahrheit und die Offenbarung der erlösenden Liebe Gottes den Menschen in einer der Gegenwart zugänglichen Form vorlegen werde. „Es wird in den Gliedern der Kirche einen lebendigen und von der Routine und äußeren Konformismen freien Glauben erwecken."

Kardinal Bea kam im Rahmen mehrerer Vorträge (Freiburg/Schweiz, Zürich, Odilienberg/Elsaß) auf das Konzil zu sprechen. Der Züricher Vortrag war dadurch bemerkenswert, daß es seit Zwinglis Zeiten das erste Mal war, daß ein Kardinal dort gesprochen hat. Im zweitgrößten Saale lauschten 2300 Zuhörer, Katholiken wie Protestanten, den Worten des illustren Gastes. Der Kardinal machte darauf aufmerksam, daß zwar an Konzessionen im Dogma nicht gedacht werden könne, daß aber jene Elemente der kirchlichen Lehre vorangestellt werden

könnten, die für die getrennten Brüder von besonderer Bedeutung seien, wie die Lehre von der Kirche. Auch sei man in Rom bereit, in Fragen der Liturgie, der Tradition und der Disziplin weit entgegenzukommen. Vor französischen Seminaristen sprach der Kardinal in Odilienberg über die Vorbildung des Priesters. Als Postulate stellte er auf: solide geistige und religiöse Ausbildung (Schaffung der Glaubenssicherheit, Sicherheit über die hierarchische Struktur der Kirche und ihrer Einheit, mehr Bibelkenntnis, Studium der neueren Philosophie, der ökumenischen Bewegung, Konfessionskunde) sowie das Streben nach Heiligkeit des Priesters. Kardinal König von Wien hielt in Brüssel einen vielbeachteten Vortrag über „Die Kirche in der Stunde des Konzils". Er befaßte sich mit der Reorganisation der Kirche und mit der Besinnung der Christen. „Die Andersgläubigen wenden sich nicht sosehr gegen Christus als gegen die individuellen und sozialen Fehler der Christen."

Neben den offiziellen Kundgebungen sind aber auch von privater Seite, von Priestern und Laien, von Katholiken und Nichtkatholiken, Vorschläge und Anregungen für das Konzil gemacht worden. So wurde in Holland eine eigene Zeitschrift für das Konzil gegründet: „Concilium Vaticanum II", die von den Prämonstratensern herausgegeben wird. Die Zeitschrift „Wort und Wahrheit" hat 1961 eine Rundfrage an einen ausgewählten Kreis bekannter Persönlichkeiten gerichtet: „Was erwarten Sie sich vom Konzil?" 81 Antworten wurden in der Oktobernummer der Zeitschrift publiziert. Der Grundton der Antworten ist, daß die Kirche sowie das Konzil vom Mißtrauen befreit werden müßten, als ob die Reformabsichten gar nicht so ernst gemeint seien. Man weist immer wieder auf ein hochstehendes Priestertum, das zwar vom Zeitgeist frei sein, aber auf der Bildungshöhe der Zeit stehen soll, auf die brüderliche Zusammenarbeit von Priestern und Laien hin. Die Kirche soll nicht sosehr eine „moralische Anstalt" mit Schwergewicht auf disziplinären Fragen und dem Sextum sein, sondern eine Liebesgemeinschaft, die weitherzig und großzügig die Wiedervereinigung der Christen erstrebt usw. Etwas Staub hat das Buch des bekannten Jesuitenpaters Lombardi über das Konzil aufgewirbelt. Lombardi übt darin Kritik an den Verhältnissen an der römischen Kurie, am Alter der kirchlichen Amtsträger, an der tatsächlichen Beschränkung der „Papabili" auf das Kardinalskolleg, an der geringen Sorge, die man sich um das Schicksal der nicht wenigen abgefallenen Priester mache usw. Das Buch Lombardis, das sicher in bester Absicht, aber vielleicht mit zuwenig Kenntnis der realen Verhältnisse und Möglichkeiten geschrieben ist und zu sehr die Ordensperspektiven berücksichtigt, wurde im „Osservatore Romano" vom 10. Jänner 1962 in einem nicht gezeichneten Leitartikel (wahrscheinlich aus der Feder von Erzbischof Felici) angegriffen. Doch wurde die Bedeutung sowohl des Buches wie der Kritik an ihm überschätzt. Lombardi hat inzwischen eine klärende Stellungnahme abgegeben.

Es ist klar, daß alle Publikationen, die in ernstzunehmender Weise auf das Problem „Reform" Bezug haben, kritische Publikationen sein müssen. Wenn die bestehenden Zustände nur einfachhin bestätigt würden, brauchten wir ja überhaupt kein Konzil. Man hat sich gewundert, daß ein Konzil einberufen wurde, wo doch kein konkreter Anlaß, etwa eine Irrlehre, vorliege. Aber ist nicht die gänzlich veränderte Welt, besonders in den Entwicklungsländern, Anlaß genug? Der Papst selbst hat das Wort „aggiornamento" angewendet. Was könnte er anders damit meinen als eine Änderung so mancher Zustände. Jede Änderung ist nun eine Absage an das Bisherige. Die Kirche ist außerdem kein Friedhof. Die Bischöfe selbst haben die Gläubigen aufgefordert, Stellung zu nehmen und Vorschläge zu machen. Es ist ein Zeichen von echtem Leben in der Kirche, wenn offen gesprochen wird. Daß das eine oder andere Mal im Ton oder auch in der Sache etwas daneben gegriffen wird, ist nicht allzu tragisch zu nehmen. Es gibt Kreise, die befürchten, daß das Konzil zu einer „Abstimmungsmaschine" degradiert werden könnte. Abgesehen davon, daß man damit eine Beleidigung der Kardinäle und Bischöfe ausspricht, zeigt schon die allgemeine Teilnahme, daß Anregungen nicht nur entgegengenommen, sondern auch studiert werden. Die Arbeiten in den Kommissionen vollziehen sich bei größter Freiheit und Offenheit auf seiten der Kommissionsmitglieder. Es sind alle Länder und alle hierarchischen Grade in den Kommissionen vertreten. So ist tatsächlich zu erwarten, daß das „aggiornamento", die Anpassung an unsere Zeit, erreicht wird. Aber das Konzil kann sich unmöglich mit allen Einzelheiten beschäftigen. Die gleichen Kritiker, die in einem Zuge eine „Aufwertung" der bischöflichen Gewalt und Reformen bis ins einzelne erwarten, widersprechen sich selbst. Die konkrete Anpassung an die örtlichen und nationalen Verhältnisse wird Aufgabe des „aufgewerteten" Episkopates sein, die größere Unabhängigkeit der Bischöfe aber eine Voraussetzung für ein ernstes Gespräch vor allem mit der Ostkirche, vielleicht auch mit den Anglikanern.

Für das Interesse nichtkatholischer Kreise am Konzil sind die folgenden Tatsachen bezeichnend. Ganz offen für das Anliegen des Konzils spricht sich die deutsche „Evangelische Michaelsbruderschaft" aus (Kreis um Hans Asmussen und Wilhelm Stählin): das Vatikanische

Konzil fordere auch von den evangelischen Christen Selbstbesinnung und Bekenntnis. In den weitaus meisten Kreisen der deutschen Evangelischen macht sich allerdings in der letzten Zeit eine kritische Haltung bemerkbar. Vielleicht hängt sie mit der ökumenischen Bewegung und dem Ergebnis von Neu-Delhi zusammen. So erklärte der Nachfolger von Bischof Dibelius, Scharf, die katholische Kirche fordere durch ihre Einladung zum Konzil die Evangelischen zur Kapitulation auf; der einzige Weg zur Einheit gehe über die ökumenische Bewegung, weil diese die einzelnen Gemeinschaften als Kirchen achte; die katholische Kirche sei aber herzlich zur Mitarbeit in der ökumenischen Bewegung eingeladen. Der protestantische Amerikaner Nelson (Direktor der Abteilung für religiöse Freiheit des Nationalrates der Kirchen Christi), der sich vor kurzem in Rom aufgehalten hat, behauptet in mehreren Aufsätzen in „The Christian Church", daß der Papst das Konzil in erster Linie einberufen habe, um bei den sich anbahnenden Einigungsbestrebungen nicht ins Hintertreffen zu gelangen. Das Hauptgewicht der Konzilsarbeit werde auf der Erweiterung der kollegialen Mitverantwortung der Bischöfe liegen. Auch solle die Zuständigkeit des Sekretariates des Kardinals Bea auf die orthodoxen Kirchen ausgedehnt werden. Nelson ist der Meinung, daß durch die Gründung dieses Sekretariates die anderen christlichen Kirchen de facto anerkannt seien und daß sich der Gedanke des christlichen Pluralismus auch in Rom durchsetzen werde.

II. Ökumenische Bewegung

Zum Teil direkt oder indirekt durch das Konzil bewirkt, zum Teil im zufälligen zeitlichen Zusammenhang mit ihm ist in den letzten Monaten eine Entwicklung vor sich gegangen, die man geradezu als historisch bezeichnen kann. Da ist die orthodoxe Konferenz auf Rhodos vom 24. September bis 1. Oktober 1961, die 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Neu-Delhi (19. November bis 6. Dezember 1961), da sind schließlich die verstärkten Kontakte zwischen der Ostkirche, den Anglikanern und Rom sowie die Intensivierung der Una-Sancta-Bewegung innerhalb der katholischen Kirche zu nennen.

Die panorthodoxe Konferenz auf Rhodos war in mehrfacher Hinsicht ein Ereignis. Vor Beginn der Konferenz war ein hoher Würdenträger der Ostkirche bei Kardinal Bea, vier inoffizielle Vertreter Roms nahmen als Gäste an der Tagung teil. Das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Kirchen war trotz der jahrhundertealten Trennung ungebrochen. Das Hauptereignis war allerdings, daß es dem Patriarchen von Konstantinopel, Athenagoras, gelang, seine Vorrangstellung innerhalb der orthodoxen Kirchen von allen anerkannt zu sehen. Bedingung war allerdings seine Zustimmung zum autokephalen Status der bulgarischen Kirche. Über die Verhandlungen selbst wurde nach außen wenig bekannt. Die reiche Themenstellung läßt allerdings auf die Probleme schließen, die zu behandeln waren: Frage der autokephalen Kirchen, Glaube und Dogma, Gottesdienst, Kirchenverwaltung und -verfassung, interorthodoxe Beziehungen, Beziehungen zu anderen christlichen Kirchen, Orthodoxe in der Welt, allgemeine theologische Themen, soziale Probleme. Aufgefallen ist der starke Konservativismus der russischen Kirche in Fragen des Gottesdienstes. Im Verhältnis zu Rom sind die Gegensätze zwischen Athenagoras von Konstantinopel und dem russischen Bischof Nikodim zutage getreten. Athenagoras ist bekanntlich der Exponent einer Annäherung an Rom, während Nikodim scharfe Worte gegen den Papst gebraucht hat. Politisch sind die Russen und die Rumänen dadurch hervorgetreten, daß sie versuchten, die Konferenz zur Annahme der Beschlüsse des Prager „Friedenskongresses" zu bewegen.

Das zweite große Ereignis war die 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Neu-Delhi. Die Tagung stand unter dem Motto: „Jesus Christus, Licht der Welt." Im ganzen waren 600 Delegierte erschienen. 23 Kirchengemeinschaften wurden neu aufgenommen, unter anderen die russisch-, rumänisch-, bulgarisch- und die polnisch-orthodoxe Kirche. Der Weltkirchenrat verliert dadurch immer mehr sein protestantisches Aussehen. Von höchstem Interesse ist die Annahme einer neuen, alle Mitglieder verpflichtenden Glaubensformel, die klar den Glauben an die Trinität zum Ausdruck bringt. Die frühere Formel lautete: Der ökumenische Kirchenrat ist eine brüderliche Vereinigung von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus als Gott und Erlöser anerkennen. Nun heißt es: Der ökumenische Kirchenrat ist eine brüderliche Vereinigung von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus als Gott und Erlöser nach der Schrift anerkennen und die sich bemühen, der allgemeinen Berufung zu entsprechen, zur Ehre des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Die Veranstaltung bot ein imponierendes Bild, besonders als 30 anglikanische Bischöfe bei einer gemeinsamen Abendmahlfeier die Kommunion austeilten. Die Sehnsucht nach der kirchlichen Einheit kam ergreifend zum Ausdruck in der Botschaft an die Kirchen und ihre Gemeinden: „Wir müssen die Fülle der christlichen Einheit suchen. Zu diesem Zwecke brauchen wir jedes Glied der christlichen Familie aus der östlichen und aus der westlichen Tradition ... In einigen Punkten erlauben uns unsere

Überzeugungen noch nicht, gemeinsam zu handeln. Aber wir haben Fortschritte gemacht, und es ist uns gelungen, die Einheit, die wir suchen, klarer auszusprechen ... Laßt uns stets für die volle Einheit beten und arbeiten, die Christus für seine Kirche im Sinne hat." Was man unter Einheit versteht, erhellt aus folgender Definition: „Wir glauben, daß die Einheit, die gleichzeitig Geschenk Gottes und Wille Gottes für seine Kirche ist, sich dann offenbart, wenn alle jene, die in einem Orte getauft sind auf Jesus Christus und ihn bekennen als Herrn und Erlöser, vom Heiligen Geiste angeleitet werden zu einer totalen Gemeinschaft, wenn sie denselben apostolischen Glauben, das gleiche Evangelium predigen, sich vom gleichen Brote nähren, sich in einem gemeinsamen Gebete verbinden im Hinblick auf ein gemeinsames Leben, das im Zeugnis aufleuchtet, und sich zur gleichen Zeit in Übereinstimmung mit der Versammlung der christlichen Gemeinschaft befinden, an allen Orten und zu allen Zeiten, derart, daß das Ministerium und die Qualität der Glieder von allen anerkannt werden und daß alle handeln und sprechen können, entsprechend den Umständen, bis die Ziele erreicht sind, zu denen Gott sein Volk beruft." Der Generalsekretär der Vollversammlung erklärte allerdings, daß man noch weit von dem entfernt sei, was der heilige Paulus als vollkommene Harmonie bezeichnet hat.

Es erhebt sich die Frage: Ist eine Einheit und Harmonie nur im Gespräch miteinander, ohne Autorität erreichbar? Hier werden die Grenzen aller derartigen Bestrebungen sichtbar, so gut sie auch gemeint sind. Im katholischen Bereich werden die Anstrengungen, zur Einheit aller Christen zu kommen, konsequent weitergeführt. Der Heilige Vater hat am 15. November 1961 das Oberhaupt der nordamerikanischen Episkopalkirche, Lichtenberger, in Audienz empfangen. Lichtenberger war begleitet von Kanonikus Pawley, der seit dem Rombesuche des Erzbischofs Fisher als ständiger „Botschafter" der anglikanischen Kirche beim Vatikan fungiert. Um die gleiche Zeit wurde in England eine Zweigstelle des Sekretariates für die christliche Einheit des Kardinals Bea errichtet. Leiter ist Erzbischof Heenan von Liverpool. Die Aufgabe dieser Stelle ist, den Katholiken das Wesen der Kirche von England und den Anglikanern das Wesen der katholischen Kirche verständlich zu machen. Im Komitee sitzt noch eine Reihe von englischen Bischöfen. Das Verdienst des Heiligen Vaters an der Annäherung zwischen Rom und den Anglikanern wird von der anglikanischen Zeitschrift „Church-Times" offen anerkannt: „Niemals hat die englische Kirche eine solche Hochachtung vor dem Vatikan gehabt wie jetzt. Es gibt viele Gründe — der wichtigste ist der Papst!"

In Deutschland arbeitet das „Adam-Möhler-Institut", das 1956 zum Studium der religiösen Fragen in der Diaspora geschaffen wurde, eng mit Kardinal Bea zusammen. Das Institut hat in Paderborn ein neues Gebäude erhalten, das neben einer großen Bibliothek auch Aufenthaltsräume aufweist. Das Institut steht unter dem Präsidium des Erzbischofs Jäger von Paderborn. Direktor ist Eduard Stakemeier. Eine eigene Zeitschrift „Catholica" (gegründet von Robert Grosche) widmet sich der Publikation von Arbeiten über die Diaspora. Ein Sekretariat für Glaubenseinheit wurde von Kardinal Feltin auch in Paris gegründet. Die Gespräche zwischen Rom und Konstantinopel sind nach wie vor im Gange. So war Kardinal König Ende 1961 in besonderer Mission beim Patriarchen Athenagoras.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß vor kurzem in Madrid die erste Kirche des orientalischen Ritus gebaut wurde. In Lyon öffnete zur gleichen Zeit das „Foyer Oriental" seine Pforten für 3000 Gläubige des östlichen Ritus.

III. Kirche und soziale Frage — Mater et Magistra

Das Echo auf die Sozialenzyklika Johannes' XXIII. ist nach wie vor äußerst lebhaft. So haben die österreichischen Bischöfe am 6. November 1961 einen Sozialhirtenbrief erlassen, der sich eingehend mit den Lehren der Enzyklika befaßt. Die Vergesellschaftung ist für den Menschen Hilfe und Beschränkung zugleich. Die Kirche ist dazu berufen, der modernen Kultur eine menschliche und christliche Note zu geben. Das Prinzip der Subsidiarität wird als notwendig hervorgehoben. Mit dem Blick auf die Bauern weisen die Bischöfe darauf hin, daß der Staat allen Erwerbszweigen helfen müsse, auch durch einen gewissen Preisschutz. Die Bauern selbst müßten aber mit Hilfe ihrer Standesvertreter alles tun, um den Rückstand aufzuholen. Die Bischöfe treten auch für eine Förderung des Gewerbes ein. Die alte Forderung der christlichen Soziallehre nach der Partnerschaft der Arbeiter in den Betrieben wird wiederholt.

Am 10. Dezember 1961 fand in Wien eine Großkundgebung einmaliger Art zu Ehren von „Mater et Magistra" statt. An ihr nahmen teil: der (sozialistische) Bundespräsident, der Bundeskanzler (Volksparteiler), mehrere Minister, Abgeordnete aller Parteien, die Präsidenten des Gewerkschaftsbundes und der Industriellenvereinigung. Schon allein diese Beteiligung von Vertretern aller Richtungen gibt Zeugnis, wie sehr sich die Verhältnisse in Österreich gegenüber der Zeit der Monarchie und der Ersten Republik geändert haben. Kardinal König sprach bei

dieser Gelegenheit programmatische Worte: Die Kirche ist verantwortlich für das Vaterland und für die Welt in der Zeit, in der sich die Menschheit zu einer Einheit formt; die Einheit kann aber nicht durch eine erzwungene Kollektivierung, sondern nur durch Koordinierung der Vielfalt, die von Gott gewollt ist, erreicht werden. Entscheidend sind die geistigen und moralischen Kräfte des einzelnen. Die Kirche will keine geistige Diktatur ausüben, sondern mit den verschiedenen menschlichen Gesellschaften zusammenarbeiten.

In der Schweiz hat sich die Katholische Bauernvereinigung zum Programm gemacht, „Mater et Magistra" zu studieren. Eine Studientagung über die Enzyklika fand in Mexiko-City statt; ebenso haben die katholischen Colleges und über 20 große Organisationen der USA das Jahr 1962 dem Studium und der praktischen Anwendung des Rundschreibens gewidmet. In Buenos Aires wird vom 7. bis 12. August 1962 die Generalversammlung der Internationale der katholischen Verbände sich mit dem Thema beschäftigen: „Der menschliche und der christliche Fortschritt im Lichte von Mater et Magistra."

Ausführliche Stellung haben auch die französischen Bischöfe bezogen. Sie weisen auf den tief menschlichen Charakter der Enzyklika hin, auf ihre konstruktive und weltweite Sicht der Wirtschaft und der sozialen Probleme. Eindringlich wird auf die praktische Seite aufmerksam gemacht. Für Frankreich von spezieller Bedeutung ist das „Apostolat des Meeres", die Sorge um die Fischer. Kardinal Feltin hat den Standpunkt der Kirche in der sozialen Frage außerdem noch vor katholischen Parlamentariern klargelegt. In England wurden allen Abgeordneten und Gewerkschaftsführern Exemplare der Enzyklika in englischer Übersetzung übergeben.

Die Urteile der Presse über die Enzyklika gehen, entsprechend der jeweiligen Einstellung, weit auseinander. So ist „New York Herald Tribune" voll des Lobes; die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" überschreibt einen Artikel mit der Schlagzeile: „Rückt die Kirche nach links?" Darin kommt vielleicht die Kritik der deutschen Unternehmerkreise an der Enzyklika zum Ausdruck. Daß die kommunistische „Unità" nichts mit der Enzyklika anzufangen weiß, ist erklärlich. Sie bezeichnet sie als ungeordnete Folge von Grundsatzerklärungen. Auch der linksstehende Pariser „Combat" findet keine positiven Elemente in ihr. Interessant sind die Diskussionen der ostdeutschen CDU: Was an der Enzyklika gut ist, ist in den sozialistischen Ländern schon verwirklicht.

Der weltweite Widerhall der Enzyklika innerhalb und außerhalb der Kirche ist ein Zeichen, wie ernst heute überall die sozialen Anstrengungen der Kirche genommen werden. Die Zeiten sind vorbei, in denen sich die Kirche infolge der Schwäche der Zentralgewalt und der daraus resultierenden Anlehnungsbedürfnisse an die Staaten zum Verbündeten der jeweiligen herrschenden Schichten hergeben mußte. Heute ist die Kirche die Institution, die offene und manchmal herbe Kritik an der sozialen Indolenz gewisser Kreise übt, wie zum Beispiel Bischof Flagallan von Worcester (Mass.) oder wie in Spanien, wo sie heute die treibende Kraft ist für eine soziale Reform. Gerade in den letzten Monaten sind aus diesem Lande eine Reihe von sozialen Kundgebungen der Kirche bekannt geworden. So fand in Granada die 20. Soziale Woche der spanischen Katholiken statt, die unter dem Motto stand: Soziale Aspekte und wirtschaftliche Entwicklung im Lichte von „Mater et Magistra". Es wurde gefordert, daß die katholischen Laienorganisationen in der sozialen Frage präsent sein müßten, daß man bei der wirtschaftlichen Entwicklung Spaniens nicht nur die Interessen auch der Arbeiter zu berücksichtigen hätte, sondern daß diese selbst über ihr Schicksal mitentscheiden sollten. Diese Forderung hat schon praktische Folgen. Zwischen den Syndikaten (HOAC), die nach Art der ehemaligen Deutschen Arbeitsfront die Arbeiter vertreten, und den katholischen Sozialbestrebungen sind ernste Spannungen aufgetreten, weil die Kirche eine echte Koalitionsfreiheit für die Arbeiter fordert. Zahlreich sind die kirchlichen Sozialinstitute zur Ausbildung von Priestern und Laien für die Sozialarbeit (zum Beispiel das Sozialinstitut „Leo XIII." in Madrid). Es gibt seit 1943 auch die „Hermandad de Cristo Trabajador", eine Arbeiterpriestereinrichtung. Im Rahmen der kirchlichen Möglichkeiten werden auch billige Volkswohnungen gebaut, man bemüht sich um die Errichtung agrarischer Genossenschaften. Daß die Fortschritte nicht größer sind, liegt bei der Haltung der meisten Wohlhabenden, die zwar persönlich fromm und von christlicher Bildung sind, aber ohne Verständnis für die sozialen Notwendigkeiten, wie der Bischof von Málaga, Oria, in einem Hirtenbrief feststellte. Fast genau dieselbe Formulierung gebrauchte Bischof Pablo Gurpide von Bilbao in einem Hirtenbrief: „In Spanien ist zwar das christliche Gewissen, was das persönliche Leben angeht, entwickelt, aber das soziale Gewissen ist liberal. Es ist das Land mit dem geringsten Pro-Kopf-Einkommen in Europa, steht aber hinsichtlich des Luxus an dritter Stelle." Er fordert das Mindesteinkommen als Ausgangspunkt, nicht als Ziel der Sozialbestrebungen. Ähnlich ernst sprach der Professor für Kirchenrecht an der Universität Sevilla, Jimenez Fernandez:

Die spanische Gesellschaft hat 1930 einen trostlosen Anblick geboten, heute hat sich nicht viel daran geändert. Besonders trist ist die Lage in den an sich reichen Provinzen Sevilla, Cádiz, Badajos und Cáceres, wo 50 bis 70 Prozent des Grundes in der Hand von 3 bis 5 Prozent der Bevölkerung sind, wo 1,7 Millionen Landarbeiter nur von Saisonarbeit leben, wo die fruchtbarsten Ackerböden vielfach nur als Weiden für Kampfstiere verwendet werden. Das sind auch die Gegenden, wo die Landarbeiter keinen Sonntag kennen.

Die gleichen Probleme gibt es in Lateinamerika. Auch dort ist die Kirche daran, das soziale Gewissen aufzurütteln. In Córdoba in Argentinien wurde eine Bewegung zum Studium der sozialen und wirtschaftlichen Fragen vom Standpunkt des Christentums aus geschaffen. In Mexiko-City wies der große Interamerikanische Marianische Kongreß eine stark soziale Note auf. Aber auch hier sind die kirchlichen Möglichkeiten auf Mahnen und Warnen beschränkt. Bischof Parteli von Tacuarembo, Uruguay, beklagt in einem Hirtenbrief die schreiende soziale Ungerechtigkeit in seinem Lande: Einer dünnen Schichte von Großgrundbesitzern steht die große Masse unvorstellbar Armer gegenüber. Der Bischof geht so weit, zu erklären, daß bei allzugroßer Konzentration des Bodens in einer Hand eine neue Ordnung hergehöre. Es werden zwar heroische Einzelanstrengungen gemacht, zum Beispiel durch P. Hereros in Bogotá, der sich für den sozialen Wohnungsbau einsetzt, aber alle diese Einzelanstrengungen sind Tropfen auf einen heißen Stein. Es müßte die ganze Sozialstruktur geändert werden.

Ähnliche Probleme gibt es in den meisten „unterentwickelten Ländern". Doch auch hier ist die Kirche wenigstens das soziale Gewissen und beginnt, auch andere religiöse Gemeinschaften für die soziale Frage zu interessieren. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf die Studientagung, die die „Pax Romana" für Süd- und Ostasien organisiert hat und die unter dem Thema stand: „Der Mensch und die soziale Gerechtigkeit." Unter den Teilnehmern waren Vertreter der wichtigsten asiatischen Religionen: Christen, Buddhisten, Konfuzianer, Hinduisten und Mohammedaner. Es ist also tröstlich, zu sehen, daß die Kirche die Zustände nicht mehr einfach hinnimmt. Früher oder später wird auch eine Frucht der jetzigen Aufgeschlossenheit zu sehen sein.

Und es ist noch tröstlicher, den Gemeinschaftsgeist zu sehen, der heute überall zu spüren ist, wie die wohlhabenderen Länder den armen helfen. So entfaltet in Österreich die Aktion „Bruder in Not" eine rege Tätigkeit in den unterentwickelten Ländern. Die Arbeit wurde auf die Diözesen aufgeteilt und konkrete Maßnahmen wurden geplant. Die Erzdiözese Wien, die Diözesen Linz und Seckau haben die Errichtung von Heimen für farbige Studenten an den Universitäten Wien und Graz übernommen; die genannten drei Diözesen werden auch den Aufbau der Katholischen Jugend in Togo unterstützen. Die Apostolische Administratur Innsbruck-Feldkirch und die Diözese Eisenstadt bauen eine Klinik für Arme in Bombay und ein Spital in Kerala (Indien); die Diözese St. Pölten will die katholischen Schulen in Südafrika fördern. Die Erzdiözese Salzburg und die Diözese Gurk endlich haben ein Hilfsprogramm für die Missionen auf der Insel Flores laufen. Die deutschen Katholiken haben in den letzten drei Jahren im Rahmen der Aktion „Misereor" 127 Millionen DM (zirka 800 Millionen Schilling) für die unterentwickelten Länder aufgebracht. Nun wurden weitere elf Millionen DM für die Förderung von Ackerbau und öffentlicher Gesundheit ausgeworfen und 800.000 DM für besondere Notfälle bereitgestellt. Die deutsche Caritas unterhält weiter 38 Zentren der Sozialhilfe für italienische Arbeiter in Deutschland. Die Soziale Woche in Essen hatte als Thema: Die Sozialarbeit für Afrika. Daß die nordamerikanischen Katholiken gigantische Anstrengungen zur Linderung der Not machen, ist bekannt. So wurden allein im Jahre 1961 125 Millionen Dollar (über drei Milliarden Schilling) für Bedürftige, hauptsächlich europäische Flüchtlinge, ausgegeben. Die Flüchtlingsfürsorge wird nun von den Katholiken Deutschlands und Österreichs und der Pontificia Opera di Assistenza in Rom fortgesetzt, während die Amerikaner ihre Hilfe 20 afrikanischen und 21 südamerikanischen Ländern zuwenden wollen. Neben diesen Gemeinschaftswerken dürfen aber nicht die vielen Einzelleistungen übersehen werden, die allüberall von idealgesinnten Menschen vollbracht werden!

IV. Die Lage der Kirche in einzelnen Ländern

Der „Osservatore Romano" vom 22. November 1961 brachte folgende, sicher manche überraschende Zahlen über die Stärke der katholischen Kirche in einzelnen Ländern: Insgesamt gibt es auf der Welt 550,336.000 Katholiken (18,3 Prozent der Weltbevölkerung). Die fünf Staaten mit der größten Zahl an Katholiken sind: Brasilien: 62,734.533; Italien: 48,782.515; USA: 42,104.000; Frankreich: 37,533.490; Mexiko: 33,334.770. Die kleinste Zahl an Katholiken weist Grönland auf: 7 unter 30.000.

Österreich. Die Wiener Nuntiatur, die im Jahre 1529 gegründet wurde und bis auf die Zeit des Hitler-Regimes ununterbrochen bestand, wurde am 15. Dezember 1961 vom neuen Nuntius

Erzbischof Opilio Rossi übernommen. Rossi ist der 90. Wiener Nuntius. Bei der Amtsübernahme äußerte er sich sehr optimistisch über das Verhältnis von Kirche und Staat in Österreich. Die Konkordatsfragen wären nur mehr hinsichtlich der konfessionellen Schulen und der Anerkennung der Gültigkeit der kirchlichen Ehe ein heikles Problem. Doch seien auch hier viele Schwierigkeiten überwunden. Auf seiten der österreichischen Regierung seien die besten Absichten vorhanden.

Deutschland. Anläßlich der Besitzergreifung seiner Diözese durch Bischof Bengsch von Berlin (19. September 1961 im Ostsektor, 21. September 1961 im Westsektor) wurden Zahlen über die Stärke des Katholizismus in Ostdeutschland bekannt. Insgesamt leben zwei Millionen Katholiken im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands (11 Prozent der Gesamtbevölkerung). Von der Berliner Diözese (586.000 Katholiken) leben 276.000 im Westsektor, 130.000 im Ostsektor und 180.000 in der „Zone" (Brandenburg). Zahlreiche Diözesen sind durch die am 13. August 1961 errichtete Mauer zerschnitten. Der Episkopat der Ostzone setzt sich außer Bischof Bengsch von Berlin und Bischof Spülbeck von Meißen durchwegs aus „Bischöflichen Kommissaren" zusammen: Rintelen: Kommissariat Magdeburg (zu Paderborn gehörend); Freusberg: Kommissariat Erfurt (zu Fulda gehörend); Schraeder: Kommissariat Schwerin (zu Osnabrück gehörend); Schönauer: Kommissariat Meiningen (zu Würzburg gehörend).

Die Diözese Berlin, die heute voll Vitalität ist, wurde erst 1930 errichtet. 1747, als die Hedwigskirche gebaut wurde, waren die Katholiken eine verschwindende Minderheit. 1821 wurde die Apostolische Delegatur Brandenburg-Pommern errichtet. Noch 1840 grenzte die St.-Hedwigs-Pfarre in Berlin an die Hl.-Kreuz-Pfarre in Görlitz (250 Kilometer Entfernung!). 1921 wurde die Diözese Meißen errichtet und unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstellt. Die Bischöfe und bischöflichen Kommissare Ostdeutschlands haben im Zusammenhang mit den jüngsten Ereignissen ein Hirtenwort des Trostes an ihre Gläubigen gerichtet, in dem es heißt: „Ich kenne Deine Bedrängnis ... Wenn die Leiden Christi über uns kommen, werden wir auch reichlich in Christus getröstet werden. Wir wollen unser Vertrauen nicht auf uns setzen, sondern auf Gott, der Tote erweckt. Sagt den Kleinmütigen: Seid getrost und fürchtet Euch nicht." Das „Zentralkomitee der deutschen Katholiken" hat in einer Weihnachtsbotschaft erklärt, daß es keinen Frieden ohne Achtung vor den Menschenrechten geben könne. Der Friede könne nicht durch Waffenlosigkeit verteidigt werden, sondern nur durch die Friedensgesinnung. Man möge keine unechten Friedensappelle machen.

Nach Mitteilungen, die auf der Jahresversammlung der Arbeitsgemeinschaft der kirchlichen Presse in Edenkoben (Pfalz) gemacht wurden, bringen die 72 katholischen Verlagshäuser jährlich periodische Publikationen mit einer Gesamtauflage von 13 Millionen heraus.

Schweiz. Eine Statistik des Kantons Zürich besagt, daß dort die Zahl der Reformierten in der Zeit von 1930 bis 1960 von 434.372 auf 594.150 gestiegen ist (prozentueller Anteil an der Bevölkerung 78,6 und 71, bei Hinzurechnung der Ausländer nur 65!), die der Katholiken aber von 98.570 auf 213.450, was einen prozentuellen Anteil von 29 bedeutet, bei Hinzurechnung der Ausländer sogar von 35. Diese Verschiebung ist auch der Grund, warum man nun endlich darangehen will, das reformbedürftige Kirchengesetz umzuändern. Die gesetzlichen Grundlagen für die Reformierten wurden 1831 geschaffen, 1902 etwas in Richtung auf eine größere Autonomie hin geändert. Die Katholiken sind dem Gesetz von 1863 unterworfen. Nur 1873 wurden Änderungen vorgenommen, als sich die „christlichen Gemeinden" bildeten.

Belgien. Die übergroße Erzdiözese Mecheln wurde durch Abtrennung der Diözese Antwerpen verkleinert. Der Name der Erzdiözese heißt nun Mecheln-Brüssel. Neuer Erzbischof wurde Leo Josef Suenens.

Niederlande. Auf Grund der neuen internationalen Abmachungen zum Schutze der Menschenrechte wurde das seit 1848 bestehende Prozessionsverbot aufgehoben.

Frankreich. Die französische Kirche erlebt zur Zeit eine große Umstrukturierung. Auf Grund der Ergebnisse von religions- und pastoralsoziologischen Untersuchungen wurde auf der Oktobersitzung der französischen Bischofskonferenz beschlossen, das ganze Land in neun Apostolische Regionen zu gliedern, entsprechend den soziologischen Gegebenheiten. Die Kirchenprovinzen sollen deswegen nicht verschwinden. Die einzelnen seelsorglichen Arbeitsgebiete sind auf 15 Kommissionen aufgeteilt, die in kollegialer Verantwortung des Episkopates für das gesamte französische Staatsgebiet zuständig sind. Die Koordinierung der Kommissionsarbeiten und die Verbindung zur Bischofskonferenz stellt ein Zentralkomitee her, das neu geschaffen wurde. Die gleiche französische Bischofskonferenz hat in Paris einen religiösen Nachrichtendienst eingerichtet, der ein wöchentliches Bulletin herausgibt. Leiter des Nachrichten-

dienstes ist Mons. Foucart. Die französischen Katholiken können zwei große Erfolge für das konfessionelle Schulwesen verzeichnen: Der Staat subventioniert 90 Prozent der „freien" Schulen, und es wird auf die bisher verlangte Aufnahmsprüfung beim Übertritt von einer „freien" in eine staatliche Schule verzichtet.

Spanien. Über die religiöse Praxis der Bevölkerung im Baskenlande liegen folgende Zahlen vor: Im Durchschnitt praktizieren 58,8 Prozent. In Navarra 80,4 Prozent der Männer und 83,9 Prozent der Frauen, in Alava 71,3 der Männer und 73,8 der Frauen, im hochindustrialisierten Biscaya 41,9 der Männer und 59,8 der Frauen. In Madrid wurde eine Gesellschaft zur Unterstützung der Flüchtlinge aus Lateinamerika gegründet, vor allem für solche aus Kuba.

England. Nach Mitteilungen des Erzbischofs von St. Andrews-Edinburgh beträgt die Zahl der Katholiken in Schottland heute 800.000 (Gesamtbevölkerung: 5,300.000), was gegenüber 1945 eine Zunahme um 100.000 bedeutet. In diesem Zeitraum wurden 115 Pfarreien und 117 Kirchen errichtet. Auf den berühmten Hügeln von Lammermoor in Schottland ist eine Zisterzienserabtei im Bau. Die Abtei wird die erste seit der Reformation sein und von Mönchen besiedelt, die 1946 aus Irland gekommen sind. Der Bau wird mit Hilfe freiwilliger Helfer, vor allem von Studenten und Professoren, errichtet.

Polen. Nach dem Verbot des Religionsunterrichtes in den polnischen Schulen wurde dieser in kircheneigene Gebäude verlegt. Die Behörden verlangten daraufhin die Anmeldung auch dieses Unterrichtes. Über Drängen des Posener Bischofs Baraniak hat sich Kardinal Wyszynski an den Präsidenten des polnischen Sejm gewandt und gegen die Verletzung der garantierten staatsbürgerlichen Rechte in folgenden Punkten protestiert: 1. Überwachung des Religionsunterrichtes; 2. Belästigung und Zurücksetzung der katholischen Krankenschwestern; 3. außergewöhnlich hohe Steuern, die auf der Kirche lasten; 4. Verbot des Hochschulbesuches für Kleriker und Religiosen; 5. Verbot, katholische Vereine zu gründen; 6. juristische Nichtanerkennung der schon bestehenden Vereine. Der Heilige Vater hat in einem Schreiben an Kardinal Wyszynski der ringenden Kirche von Polen Mut zugesprochen. Die Botschaft wurde am Weihnachtstag in allen polnischen Kirchen verlesen.

USA. In der Zeit vom 28. November bis 1. Dezember 1961 fand in Dallas (Texas) der Kongreß der Erzbruderschaft von der christlichen Lehre statt. Ziel dieser Bruderschaft ist die Verbreitung der christlichen Lehre, die Vertiefung der christlichen Bildung, das Apostolat unter Nichtkatholiken. Die Tagung war ausgezeichnet durch die Teilnahme des Kardinalstaatssekretärs Amleto Cicognani. Im Staate New Jersey wurde das erste Mal in der Geschichte ein Katholik zum Gouverneur gewählt: Richard J. Hughes, dessen Bruder katholischer Pfarrer ist.

Kuba. Mit dem Jahre 1962 ist ein neues Erziehungsgesetz in Kraft getreten, das den Eltern die Erziehung ihrer Kinder völlig wegnimmt. Zwei Angehörige der Katholischen Aktion, beide 21 Jahre alt, wurden wegen Organisierung katholischer Manifestationen zum Tode verurteilt und hingerichtet.

In Südamerika geht es darum, die an sich katholischen Gebiete nicht den Kommunisten oder den Sekten zu überlassen. Das Hauptübel ist neben der schlimmen sozialen Lage der akute Priestermangel. In Brasilien gibt es zum Beispiel Gegenden (wie die Diözese Jatai), wo auf 200.000 Gläubige vier Priester entfallen. Das ist auch der Grund für die geringe Zahl von Berufungen. Der Eucharistische Kongreß von Rio de Janeiro im Jahre 1955 hat Gelegenheit geboten, dieses Problem gründlich zu überdenken. Damals haben sich über 40 Bischöfe Südamerikas getroffen und praktische Maßnahmen beschlossen (die Aktion CELAM). Auch die übrige katholische Welt wurde aufmerksam auf die Gefahr, diesen größten katholischen Kontinent zu verlieren, wenn nicht etwas geschieht. Die Maßnahmen sind nur zum Teil solche der südamerikanischen Länder selbst, zum Teil kommen sie vom Ausland. Von sich aus suchen die meisten Diözesen jene Priester, die nicht in der eigentlichen Seelsorge tätig sind, zum Beispiel die an Schulen angestellten, für die Seelsorge zurückzugewinnen. In Peru hat der Apostolische Nuntius direkt dazu aufgefordert. Hier kommen 80.000 Seelen auf einen Priester! In Bogotá wurde 1957, auch als Frucht des Eucharistischen Kongresses, ein Priesterseminar für Spätberufe gegründet. Man begann mit 14 Hörern, heute sind es 90 aus 20 Diözesen, zum Teil Ärzte, zum Teil Advokaten, zum Teil Studenten. In drei oder vier Jahren hofft man auf 200 Priesterkandidaten.

Die Haupthilfe muß aber von auswärts kommen. Die drei Länder, die die Hilfe organisieren, sind die USA, Deutschland und Spanien. Die USA konzentrieren von nun an die Arbeit der NCWC (= National Catholic Welfare Conference) vor allem auf Südamerika. Ein gleiches tun die Kolumbusritter. Beide Institutionen organisieren die Aktion „Freiwillige des Papstes für Südamerika". Zum offiziellen Leiter ist Mons. William Quinn ernannt worden, während sich der Vizedirektor Siri nach Bogotá begeben hat, wo sich der Sitz des lateinamerikanischen Bischofs-

rates befindet. Eine andere Hilfsorganisation in den USA ist die 1958 gegründete „Gesellschaft des Apostels Jakobus", deren Leiter, Mons. Thomas Duggan, vor kurzem in Lima gestorben ist. In Deutschland wurde die Aktion „Adveniat" ins Leben gerufen, die allein im vergangenen Advent 20 Millionen DM für Südamerika gespendet hat. Durch „Adveniat" wird auch wertvolle Aufklärungsarbeit über Südamerika geleistet. In Spanien wurde die Errichtung des Laienapostolates für Südamerika beschlossen. Aufgabe des Werkes ist die Sammlung von Laienhelfern, die bereit sind, mit dem südamerikanischen Klerus zusammenzuarbeiten.

Gegen Ende des Jahres 1961 wurde die alte portugiesische Kolonie Goa von Truppen der indischen Zentralregierung besetzt und damit ein ehrwürdiges Kapitel der Geschichte beendet. Die Kolonie wurde 1510 angelegt. 1534 wurde sie Bistum, und zwar Suffraganbistum von Funchal auf Madeira mit einem Gebiet vom Kap der Guten Hoffnung bis Japan. Im Jahre 1538 erfolgte die Erhebung zum Erzbistum. Hier wirkte der heilige Franz Xaver, hier ist er auch begraben. 1886 ernannte Leo XIII. den Erzbischof zum Primas und Patriarchen von Ostindien.

Bei einer Gesamtbevölkerung von ungefähr 700.000 gibt es zirka 300.000 Katholiken. Die neue indische Verwaltung hat die katholische Religion bis jetzt nicht belästigt. Der indische Gouverneur ist Katholik. Am 5. Jänner 1962 konnte der Apostolische Internuntius James Knox die portugiesischen Gefangenen besuchen und Post für die Angehörigen in Portugal übernehmen. Die ehemaligen portugiesischen Militärkapläne üben ihre Funktionen in Freiheit aus. Kein Priester wurde interniert. Für den Patriarchen wurde ein Informationsdienst geschaffen.

V. Personalia

Kardinal Gustavo Testa wurde unter die Kardinäle des Heiligen Offiziums aufgenommen. Am 6. Dezember 1961 vollendete Erzbischof Adam Hefter, der ehemalige Gurker Bischof (1915—1939), sein 90. Lebensjahr. Mons. Bruno Heim, der neue Apostolische Delegat für Skandinavien, wurde am 10. Oktober 1961 in Solothurn zum Bischof geweiht. Der Regens des Passauer Priesterseminars, Dr. Anton Hofmann, wurde zum Titularbischof von Berenice und Koadjutor des Passauer Bischofs Simon Landerstorfer mit dem Rechte der Nachfolge ernannt. In Rom wurde zum neuen Direktor der „Acta Apostolicae Sedis" Mons. Alfredo Zanchi bestimmt.

Wieder wurden vier Kardinäle aus dem Leben gerufen. Am 22. Dezember 1961 starb der älteste Kardinal, Elia Dalla Costa, Erzbischof von Florenz. Er wurde geboren am 14. Mai 1872, zum Bischof von Padua geweiht 1923. Im Jahre 1933 erfolgte noch durch Pius XI. seine Berufung nach Florenz und seine Erhebung zum Kardinal. Am 5. Februar 1962 folgte ihm im Tode Kardinal Gaetano Cicognani, der älteste Bruder des gegenwärtigen Kardinalstaatssekretärs Amleto Cicognani. Der Verstorbene wurde 1881 geboren, 1904 zum Priester und 1925 zum Titularerzbischof geweiht und als Nuntius nach Südamerika (Bolivien und Peru) geschickt. 1936 kam er als Nuntius nach Wien, wo er im Jahre 1938 die Nuntiatur aufzulösen hatte. Er wurde anschließend in das Spanien Francos gesandt. 1953 erhob ihn Pius XII. zum Kardinal. Kurze Zeit später wurde er Präfekt der Ritenkongregation. (Die Nachfolge als Präfekt der Ritenkongregation trat der spanische Kurienkardinal Arcadio Larraona an. Dessen Nachfolger als Großpönitentiar wurde Kardinal Ferdinand Cento.) Am 6. Februar 1962 starb im 73. Lebensjahre der portugiesische Kardinal Theodosius Clemens de Gouveia, Erzbischof von Lourenço Marques (Mozambique, Ostafrika). Er war als unerschrockener Kämpfer gegen den Rassenwahn bekannt und hat an der Kolonialpolitik Portugals wiederholt scharfe Kritik geübt. Der amerikanische Kurienkardinal Alois Muench, der ehemalige Apostolische Visitator und spätere Nuntius in Deutschland, erlag am 15. Februar 1962 im 73. Lebensjahre einem längeren Leiden.

In Tyrnau, CSSR, starb vor Weihnachten der Weihbischof und Apostolische Administrator Michael Buzalka. Er wurde am 18. September 1885 geboren, 1908 zum Priester und 1938 zum Weihbischof geweiht. — Unerwartet schnell starb am 7. November 1961 Bischof Michael Keller von Münster. Der Verstorbene wurde am 16. Februar 1896 in Siegen (Westfalen) geboren, 1931 zum Priester geweiht und 1947 als Nachfolger des Kardinals von Galen auf den Bischofsstuhl von Münster berufen.

Auch die Gesellschaft Jesu hat einige bekannte Mitglieder durch den Tod verloren: am 30. September 1961 den Erneuerer der scholastischen Kosmologie P. Peter Hoenen (geb. 1880), am 7. November 1961 P. Augustin Rösch, der Direktor der bayerischen Caritas gewesen war, sowie am 23. November 1961 P. Alfred Pohl vom Päpstlichen Bibelinstitut in Rom. Der zuletzt Genannte war einer der anerkanntesten Assyriologen der Gegenwart. Durch dreißig Jahre war er Direktor der Zeitschrift „Orientalia", Herausgeber der „Analecta Orientalia" und der „Materialien zum sumerischen Lexikon". 1953 war P. Pohl zum ordentlichen Mitglied des Deutschen Archäologischen Institutes ernannt worden.

VI. Verschiedene Nachrichten

Die Weihnachtsansprache des Heiligen Vaters hatte die Güte zum Inhalt: In der Güte finden Wahrheit, Einheit und Gerechtigkeit ihre Erfüllung. Nur durch die Güte kann die Welt den Frieden in Christus finden. Am 12. November 1961 wurde der Kapuzinerpater Innozenz von Berzo seliggesprochen. Er wurde am 19. März 1844 in Niardo (Brescia) geboren und 1867 zum Priester geweiht. Sieben Jahre wirkte er als Weltpriester in der Seelsorge, dann trat er in den Kapuzinerorden ein. Bekannt wurde er neben seiner Redaktionsarbeit für die „Annali Francescani" vor allem als Beichtvater und Prediger. Er starb 1890. Die Kardinäle Fossati von Turin und Lercaro von Bologna haben an den Heiligen Vater die Bitte gerichtet, den Seligsprechungsprozeß des berühmten dänischen Konvertiten Niels Stensen zu beschleunigen. Der Genannte wurde am 1. Jänner 1638 geboren und war einer der bekanntesten Anatomen und Naturwissenschaftler seiner Zeit. Als Leibarzt des toskanischen Großherzogs Ferdinand II. lernte er den Katholizismus näher kennen und konvertierte am 3. November 1667 zum katholischen Glauben. 1675 trat er in den Priesterstand ein. 1677 wurde er zum Bischof geweiht und nach Norddeutschland geschickt, um die Zurückgewinnung des Nordens zu versuchen. Zu diesem Zwecke verfaßte er eine Reihe von Büchern, die der Wiedervereinigung im Glauben dienen sollten. Am 26. November 1686 starb er in Schwerin. Sein Leichnam wurde aber auf Wunsch des Großherzogs Cosimo nach Florenz überführt, wo er in der Kirche San Lorenzo beigesetzt wurde. Für den Seligsprechungsprozeß des Kardinals von Galen wurde der Vizepostulator ernannt.

Die Hundert-Jahr-Feier des „Osservatore Romano" wurde am 4. November 1961 im Palazzo Pio in Rom abgehalten. Die Zeitung hatte aus diesem Anlaß eine große Sondernummer herausgebracht, die nicht nur für die Geschichte des Blattes selbst von Interesse ist, sondern auch für die Geschichte der letzten hundert Jahre überhaupt. In Rom wurde ein Päpstliches Liturgisches Institut mit dem Sitz in S. Anselmo gegründet. Seine Aufgabe ist, die zukünftigen Liturgieprofessoren heranzubilden. Am 7. und 8. Dezember 1961 fand in Rom die Fünfzig-Jahr-Feier des Päpstlichen Institutes für Kirchenmusik statt. Gleichfalls in Rom wurde in der Zeit vom 10. bis 16. Dezember 1961 eine große Studientagung zur Frage der Priester- und Ordensberufe abgehalten.

Die „Vetus latina" hat in Beuron (Deutschland) ein neues Gebäude erhalten. Im 18. Jahrhundert hatte der Benediktiner Peter Sabatier mit dem Studium über die „Vetus latina" begonnen. Später hat der bayerische Priestergelehrte Josef Denk über 300.000 Zettel zum Fragenkomplex angelegt. 1927 wurde das Forschungsunternehmen nach Beuron übertragen, da dort schon seit 1912 Palimpseststudien betrieben werden.

Literatur
Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Asmussen Hans - **Fincke** Ernst - **Gross** Heinrich - **Backes** Ignaz - **Echternach** Helmut - **Hesse** Erwin - **Lehmann** Wolfgang, Die Kirche — Volk Gottes. (Peter-Paul-Bücherei.) (265.) Stuttgart 1961, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 10.80.

Baur Benedikt, Erzabt, Kardinal Ildefons Schuster. Ein Lebensbild. (Stirb und werde. Christliche Bekenner/V.) (103.) Mit 16 Bildseiten. Mödling bei Wien, St.-Gabriel-Verlag. Leinen S 42.—.

Bernhart Joseph, Die unbeweinte Kreatur. Reflexionen über das Tier. (243.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 14.80.

Betz Felicitas, Das Kind auf dem Weg zum Heil. Anregungen für ein gläubiges Leben mit Kindern im ersten Jahrsiebent. (104.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 3.80.

Betz Otto, Gefährliche Freiheit. Der Christ zwischen Infantilität und Mündigkeit. (183.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80.

Bibliographia Franciscana. Tomus XI. Principaliora complectens opera annis 1954—1957 edita, Fasc. 2. N. 543 — 1432. III. — Relationes de studiis et doctrinis. Istituto storico dei Fr. Minori Cappuccini. Roma (350) — Via Boncampagni, 71.

Bodamer Joachim, Arzt und Patient. (Herder-Bücherei, Bd. 113.) (135.) Freiburg im Breisgau 1962, Herder. Kart. DM 2.40, sfr 2.90, S 17.50.

Bonaventura, Itinerarium mentis in Deum. — De reductione artium ad theologiam. — Pilgerbuch der Seele zu Gott. — Die Zurückführung der Künste auf die Theologie. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Julian Kaup OFM. (271.) Mit zwei Tabellen. München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 13.80.

Borst A. J., S. C. J., De cultu Cordis Jesu ad mentem P. Joannis Croiset. (159.) Romae 1961, Via Casale S. Pio V, 20.

Brändle Max, Kirche, Papst, Maria. (178.) — Ehe, Moral und Volksfrömmigkeit. (179.) Antworten und Fragen katholischer und evangelischer Christen. (Tyrolia-Taschenbücher, Bd. 11. u. 12.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. Kart. je Bd. S 36.—, DM/sfr 5.80.

Braun Heinrich Suso, Kommt Gott an? Radiopredigten. Achter Band. (258.) Innsbruck-Wien-München 1961, Tyrolia-Verlag. Kart. S 58.—, DM/sfr 9.80.

Braun Leopold L. S., Religion in der Sowjetunion. Von Lenin zu Chruschtschow. Ein unzensierter Bericht. (102.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.30.

Brox Norbert, Zeuge und Märtyrer. Untersuchungen zur frühchristlichen Zeugnis-Terminologie. (Studien zum Alten und Neuen Testament. Herausgegeben v. Professor Dr. Vinzenz Hamp und Professor Dr. Dr. h. c. Josef Schmid/Band V.) (250.) München 1961, Kösel-Verlag. Kart. DM 28.—.

Bundscherer Norbert, Moderne Naturwissenschaft und christlicher Glaube. (177.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80.

Butler Cuthbert, Das I. Vatikanische Konzil. Übersetzt, eingeleitet und mit einem Nachwort versehen von Hugo Lang. Zweite Auflage. (540.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 22.50.

Carré A.-M., Ehelosigkeit — Berufung oder Schicksal? Aus dem Französischen übersetzt von Hilde Herrmann. (139.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 7.80.

Casel Otto, Mysterium der Ekklesia. Von der Gemeinschaft aller Erlösten in Christus Jesus. Aus Schriften und Vorträgen ausgewählt und eingeleitet von Theophora Schneider. (427.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 25.80.

Daniélou Jean und **Vorgrimler** Herbert (Herausgeber), Sentire Ecclesiam. Das Bewußtsein von der Kirche als gestaltende Kraft der Frömmigkeit. (828.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 39.80.

Darms Gion, Thomas von Aquin. Ein Beitrag zu seinem Verständnis unter besonderer Berücksichtigung der neueren päpstlichen Erlasse. (127.) Brixen, Südtirol / Italien 1961, Verlag A. Weger. Brosch.

De Lestapis Stanislaus SJ, Geburtenregelung — Geburtenkontrolle. Mit einer Einführung von R. P. Michel Riquet SJ. Aus dem Französischen übertragen von Jan G. Schmidthüs. (312.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 28.80.

Drees Laurent, Deutscher Singpsalter. (79.) — Orgelbegleitung. (24.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80 und 3.80.

Fecki Vincentius SDB, De manifestatione conscientiae in iure religiosorum (can. 530.) (263.) Lublin 1961, Nakladem towarzystwa naukowego Katolickiego Uniwersytetu Lubelskiego.

Fischer-Colbrie Arthur, Gleichenberger Elegien. (62.) Graz-Wien-Köln 1961, Verlag Styria. Leinen.

Flatten Heinrich, Die Schweigepflicht im kanonischen Prozeß. Sonderdruck aus der „Tübinger Theologischen Quartalschrift", 3. Heft, 1961, S. 319—354.

Forster Karl - **Fröhlich** Karl - **Waldmann** Georg, Zeichen und Botschaft. Die Eucharistie in der Verkündigung unserer Tage. (118.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80.

Goebel, P. Bernardin O. F. M. Cap., Auf sieben Stufen zum Altar. Besinnung auf die Weiheliturgie. (227.) Regensburg 1962, Verlag Friedrich Pustet. Leinen DM 12.50, kart. DM 10.—.

Guitton Jean, Jesus. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. theol. Katharina Neulinger. (431.) Graz-Wien-Köln 1961, Verlag Styria. Leinen S 136.50.

Gundlach Anton, Der Herr kommt. Fastenpredigten. Herausgegeben vom Volksliturgischen Apostolat Klosterneuburg. (74.) Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag, 1961. Kart. S 24.—.

Guttenberg, A. Ch. von, Mensch, Tier und Schöpfung. Eine erkenntniskritische Studie über die Grundlagen des biologischen Weltbildes. (110.) Graz-Wien-Köln 1961, Verlag Styria. Kart. S 38.—.

Haecker Theodor, Satire und Polemik. Der Geist des Menschen und die Wahrheit. (499.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 19.80.

Haller Michael, Unser Dienst. Ein Taschenkalender für Ministranten auf das Jahr 1962. (144.) München, Verlag J. Pfeiffer. Plastik DM 1.—.

Holzherr, P. Georg OSB, Regula Ferioli. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte und zur Sinndeutung der Benediktinerregel. (212.) Einsiedeln-Zürich-Köln 1961, Benziger-Verlag. Brosch. Fr. 14.80.

Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg. Neue Folge, Band I (der gesamten Reihe zehnter Band). (203.) Mit 12 Abbildungen. 1961. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. Kart. S 90.—.

S. **Juan de la Cruz,** Avisos para despues de profesos. Nuevo escrito del santo Doctor. Edición y estudio por los Padres Simeón de la S. Familia, O.C.D.; Tomás de la Cruz, O.C.D. (116.) Roma 1961, Piazza S. Pancrazio 5A. Facultas theologica O.C.D.

Jungclaussen, P. E., OSB, Das Antlitz der Ostkirche. (Lebendige Kirche. Bildhefte, herausgegeben von P. Ernst Schnydrig und P. Dr. Ernst W. Roetheli.) Freiburg i. Br., Lambertus-Verlag. Einzelheft DM —.95, Jahres-Abonnement (4 Hefte) DM 3.40.

Kirchgässner Ernst, Das Ende der Angst. Gedanken zu den Episteln der Sonn- und Feiertage. (373.) Paderborn 1961, Verlag Bonifacius-Druckerei. Leinwand DM 11.80, kart. DM 9.80.

Klostermann Ferdinand, Das christliche Apostolat. (1195.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. Leinen. S 320.—

Kraus Annie, Vom Wesen und Ursprung der Dummheit. (124.) Köln & Olten 1961, Verlag Jakob Hegner. Leinen DM 10.80.

Lamott Alois, Das Speyerer Diözesanrituale von 1512 bis 1932. Seine Geschichte und seine Ordines zur Sakramentenliturgie. (293.) Speyer 1961, Verlag der Jaegerschen Buchdruckerei GmbH. Kart. DM 21.—.

Maier Friedrich Wilhelm, Paulus als Kirchengründer und kirchlicher Organisator. (102.) 1 Bildtafel. Würzburg 1961, Echter-Verlag. Leinen DM 12.80.

Malik Rudolf, Bis der Tag anbricht. Die existentiellen Fragen des Menschen in der modernen Literatur. (416.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Leinen DM 16.80.

Malik Rudolf - **Meditz** Erika, Führer durchs Taschenbuch. Überblick und Kritik. Schöne Literatur: Zweiter Band. (169.) Mit achtzehn Autorenfotos. München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 5.40.

Marie de l' Incarnation, Ursuline, Zeugnis bin ich Dir. Die deutsche Übersetzung besorgte M. Maria-Petra Desaing OSU. (279.) Luzern 1961, Räber-Verlag. Leinen sfr/DM 18.80.

Marmy E. und **Auf der Maur** I., OSB (Herausgeber), Geht hin in alle Welt... Die Missionsenzykliken der Päpste Benedikt XV., Pius XI., Pius XII. und Johannes XXIII. (201.) Freiburg/Schweiz 1961, Paulus-Verlag. sfr/DM 9.80.

Mayer Suso OSB, Neueste Kirchenrechts-Sammlung. Die Gesetze der Päpste, die authentischen Auslegungen der kirchlichen Gesetze und die anderen Erlasse des Heiligen Stuhles seit Erscheinen des Codex iur. can. (1917) gesammelt, nach den Kanones des Cod. iur. can. geordnet und ins Deutsche übersetzt. Vierter Band: 1950—1959. (XII u. 596.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 50.—.

Mulder, Dr. W., Parochie en Parochiegeestelijkheid. (Pfarre und Pfarrgeistlichkeit.) Vierde Druk. Herzien en bewerkt door Dr. A. H. Eysink. (XI u. 330.) Utrecht-Nijmwegen 1961, Dekker & van de Vegt N. V. Brosch. fl. 17.50, geb. fl. 19.50.

Müller-Frei, Riten- und Rubrikenbuch für Priester und Kandidaten des Priestertums. 24. Auflage, unter Berücksichtigung des neuen Codex Rubricarum bearbeitet und herausgegeben von P. Eugen Frei S.I. (XVI u. 283.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 14.80.

Newman John Henry, III. Predigten zu verschiedenen Anlässen. Zehnter Band der Gesamtausgabe. Übersetzt von der Newman-Arbeitsgemeinschaft der Benediktiner von Weingarten. (390.) Stuttgart 1961, Schwabenverlag. Leinen DM 20.—.

Ohm Thomas, Wichtige Daten der Missionsgeschichte. Eine Zeittafel. 2., erweiterte und verbesserte Auflage. (Veröffentlichungen des Instituts für Missionswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Westfalen. Herausgegeben von o. Univ.-Prof. Dr. Thomas Ohm OSB, Heft 4.) (290.) Münster/Westfalen 1961, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 25.—, Leinen DM 27.50.

Peleman, P. Dr. Albert OSB, Der Benediktiner Simpert Schwarzhueber (1725—1795), Professor in Salzburg, als Moraltheologe. Seine Beziehungen zur Moraltheologie des Protestanten Gottfried Leß, zum Salzburger Moraltheologen Jakob Danzer und zu Ignaz von Fabiani. (200.) Regensburg 1961, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 16.—.

Pelke Else, Der Lübecker Christenprozeß 1943. Mit einem Nachwort von Stephanus Pfürtner OP. (275.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 16.80.

Petrani Aleksy, Nauka prawa kanonicznego w Polsce w XVIII i XIX wieku. (396.) Lublin 1961, Towarzystwo naukowe Katolickiego Uniwersytetu Lubelskiego.

Rahner Hugo, Kirche und Staat im frühen Christentum. Dokumente aus acht Jahrhunderten und ihre Deutung. (493.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 28.—.

Rahner Karl - **Vorgrimler** Herbert, Kleines theologisches Wörterbuch. (Herder-Bücherei, Bd. 108/109.) (397.) Freiburg im Breisgau 1961, Verlag Herder. Kart. DM 4.80, sfr 5.80, S 34.60.

Renati Charles George, The Recipient of Extreme Unction. (A Dissertation.) (189.) Washington, D.C., The Catholic University of America Press. Paper bound Doll. 3.—.

Rocholl-Gärtner Ingeborg, Junge Menschen begegnen sich. Kameradschaft — Freundschaft — Liebe. (196.) München 1961, Kösel-Verlag. Kart. DM 9.80.

Roth Paul, Opium für das Volk. Der Kommunismus: Theorie — Wirklichkeit — Weltgefahr. (189.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80.

Sawicki Jakub, Concilia Poloniae zródla i studia krytyczne. I. Statuty synodalne krakowskie biskupa Jana Konarskiego z 1509 R. Lublin 1961, Towarzystwo naukowe Katolickiego Uniwersytetu Lubelskiego.

Schelkle Karl Hermann, Die Petrusbriefe. — Der Judasbrief. (Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament. Herausgegeben von Alfred Wikenhauser und Anton Vögtle, Bd. XIII/2.) (XXVI u. 250.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 26.80, Subskriptionspreis DM 24.—.

Schmaus Michael, Katholische Dogmatik. Fünfter Band: Mariologie. 2., erweiterte Aufl. (XVI u. 504.) München 1961, Max-Hueber-Verlag. Leinen DM 22.80, kart. DM 19.—.

Schnackenburg Rudolf, Die Kirche im Neuen Testament. Ihre Wirklichkeit und theologische Deutung, ihr Wesen und Geheimnis. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier/14.) (172.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Engl. brosch. DM 10.80.

Schölzhorn Leo Maria, Rosenkranz im Alltag. (72.) Graz, Fatima-Verlag. S 9.—, DM 1.60, sfr 1.75.

Schuler Bertram, Die Lehre von der Dreipersönlichkeit Gottes. (127.) Würzburg-Paderborn 1961, Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 12.—.

Schurr Viktor, Konstruktive Seelsorge. Gemeinschaft und Sendung. (Schriftenreihe des Instituts für missionarische Seelsorge. Im Auftrag der „Missionskonferenz" herausgegeben von P. Dr. Viktor Schurr C.SS.R. Erster Band.) (110.) Freiburg i. Br. 1962, Seelsorge-Verlag. Engl. brosch. DM 5.80.

Seckler Max, Instinkt und Glaubenswille nach Thomas von Aquin. (281.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 24.80.

Stadelmann Adolf, Mein katholischer Ehepartner. Probleme der gemischten Ehe. (191.) Luzern 1961, Räber-Verlag. Kart. sfr/DM 8.80, Leinen sfr/DM 11.80.

Stelzenberger Johannes, Das Gewissen. Besinnliches zur Klarstellung eines Begriffes. (72.) Paderborn 1961, Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 6.40.

Stelzenberger Johannes, Syneidesis im Neuen Testament. (Abhandlungen zur Moraltheologie, 1. Band.) (98.) Paderborn 1961, Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 9.80.

Stève M.-J., Auf den Wegen der Bibel. Aus dem Französischen übersetzt von Jakob Laubach. (244.) Mit 132 Bildern in Kupfertiefdruck und 10 Karten. Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 32.50.

Stöger Alois, Gott und der Anfang. Eine Auslegung von Genesis 1—11. (180.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80, Leinen DM 6.80.

Suhard, Kardinal, Erzbischof von Paris, Der Priester in der Welt des Menschen. Übersetzung ins Deutsche von Regens Dr. August Berz. (Reihe: Der Christ in der Zeit.) (198.) München-Luzern 1961, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 11.50.

Therese von Lisieux, wie sie wirklich war. Authentische Photographien. Einleitung und Bildkommentar von P. François de Sainte-Marie. Textübertragung von Cornelia Capol. Lizenzausgabe für Österreich und Südtirol. (168 Seiten Abbildungen, 78 Seiten Text.) Wien 1961, Verlag Herold. Leinen S 185.—.

Thurmair-Mumelter Maria L., Gnadenzeit für unser Kind. Über die Aufgaben der Eltern in der Vorbereitung ihres Kindes auf Beicht und Kommunion (93.) Luzern-München 1961, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 2.20.

Tresmontant Claude, Sittliche Existenz bei den Propheten Israels. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Herbert P. M. Schaad. (204.) Freiburg-Basel-Wien 1962, Herder. Leinen DM 16.80.

Urs von Balthasar Hans, Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik. Erster Band: Schau und Gestalt. (664.) Einsiedeln 1961, Johannes-Verlag. Leinen geb.

Urs von Balthasar Hans, Kosmische Liturgie. Das Weltbild Maximus' des Bekenners. Zweite, völlig veränderte Auflage. (691.) Einsiedeln 1961, Johannes-Verlag. Leinen geb.

Vogt Heinrich, Die Struktur des Kosmos als Ganzes. (140.) Mit 5 Zeichnungen und 6 Bildtafeln. Berlin 1961, Morus-Verlag. Leinen DM 9.80.

Volk Hermann, Gott alles in allem. (252.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 15.80.

Weilner Ignaz, Johannes Taulers Bekehrungsweg. Die Erfahrungsgrundlagen seiner Mystik. (Studien zur Geschichte der kath. Moraltheologie. Herausgegeben von Michael Müller, 10. Band.) (280.) Regensburg 1961, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 22.—.

Wenzel Paul, Das wissenschaftliche Anliegen des Güntherianismus. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts. (XVII u. 254.) Mit Titelbild. Essen 1961, Ludgerus-Verlag, Hubert Wingen KG. Brosch. DM 28.—.

Wittebols J., Evêque de Wamba, La donation totale. Retraite pour Religieuses-Missionaires, suivie de quelques conferences sur l'apostolat. (301.) Romae 1961, Via Casale S. Pio V, 20.

Zenetti Lothar, Gottes frohe Kinderschar. Ein Werkbuch für die kirchliche Kinderarbeit. (174.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80.

Zürcher, Prof. Dr. J., SMB, Die Gelübde im Ordensleben. Band III: Die Keuschheit. Auf Grundlage der Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft „Vie spirituelle" bearbeitet und herausgegeben. (240.) Einsiedeln-Zürich-Köln 1961, Benziger-Verlag. Leinen sfr 13.80.

Buchbesprechungen

Philosophie

Der Logos des Seins. Von Anton Pechhacker S. J. (188.) Innsbruck 1961, Universitätsverlag Wagner. Kartoniert.

Der Verfasser erklärt eingangs ausdrücklich, daß er auf der Tradition der Innsbrucker Santeler-Schule fuße, die bemüht war, in der scholastischen Philosophie alle platonisierenden, das heißt idealistischen Reste auszumerzen. Darum wendet er sich — aber immer in wohlgemessenem Tone — nicht nur gegen das vielfach leere „Seinsgerede", das im Gefolge des Existentialismus aufgetreten ist. Er wahrt auch Zurückhaltung gegenüber den Versuchen der neuen Innsbrucker Richtung um eine transzendentale Ableitung der Metaphysik, das heißt um die nach den erkenntnistheoretischen Apriori suchende Reflexion auf das, was in der Erkenntnis der Welt mitbejaht wird, wie sich der Begründer der neuen Richtung, Karl Rahner, in seinem Werke „Geist in Welt" (S. 397 f.) ausdrückt. Denn Pechhacker trägt Bedenken, ob sich genügend aufweisen läßt, daß in jedem Urteil immer schon ein „Vorgriff" auf das Sein schlechthin, ja auf das absolute Sein eingeschlossen sei; daß der Seinsakt an sich unendlich sei usw. Manches von seinen Bedenken dürfte allerdings durch die inzwischen erschienene ausführliche Metaphysik seines Ordensbruders Coreth eine Entlastung erfahren.

Was Pechhacker selber bietet, ist eine solide Arbeit, die sehr behutsam vorgeht, um die wichtigsten Grundfragen des Seins, seiner Wesenszüge und Wesensbezüge einer gültigen Lösung näherzubringen. Manche alte Streitfrage, zum Beispiel über das Verhältnis von Sein und Wesen, Akt und Potenz, über die Analogie und die ersten Seinsprinzipien, die für jeden Schritt in die metaphysische Transzendenz unentbehrlich sind, gewinnen dabei eine neue Abklärung. Bisweilen zieht freilich die kritische Zurückhaltung des Verfassers sich selber wohl allzu enge Grenzen. Denn daß zum Beispiel auch der eigene Leib nur in seiner Erscheinung, nicht auch in seiner Wirklichkeit erlebt werden könne und daß das menschliche Ich keineswegs den Unterschied von Innen und Außen von vornherein übersteigen könne, muß nach all dem, was etwa Gabriel Marcel und August Brunner zu diesem Problem zu sagen wußten, doch einigermaßen wirklichkeitsfremd scheinen. Auf jeden Fall aber gibt das vorliegende Buch eine gute Anleitung zu kritisch-ontologischem Denken. Sein ernsthaftes Studium ist nicht zuletzt denen zu empfehlen, die dazu neigen, kühneren Denkversuchen sich kritiklos zu verschreiben.

Linz. a. d. D. Prof. Josef Knopp

Das Problem der Hominisation. Über den biologischen Ursprung des Menschen. Von Paul Overhage und Karl Rahner. („Quaestiones disputatate", Band 12/13.) (399.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Verlag Herder. Kartoniert DM 19.80.

Die Frage nach dem ersten Werden des Menschen ist gegenwärtig das Hauptproblem der Evolutionshypothese. Das vorliegende Werk bietet ohne Zweifel die derzeit beste Zusammenfassung in christlicher Schau. Die grundsätzlichen Überlegungen des 1. Teiles von Rahner eröffnen ganz neue theologisch-philosophische Horizonte. Kritischen Köpfen hatte es immer schon Schwierigkeiten bereitet, von besonderen „metaphysischen Einbruchstellen" im Gange der Schöpfung reden zu sollen. Denn wenn Gott nun einmal die Welt auf Evolution hin angelegt hat, wofür alle Tatsachen der modernen Naturforschung sprechen, dann muß es doch möglich sein, auch eine zureichende philosophische Deutung dafür zu finden. Rahner schlägt nun eine klare Scheidung vor: Alle direkten Eingriffe Gottes in die geschaffene Welt beschränken sich auf die Ordnung des Heiles, also auf den Bereich der Übernatur. Im rein innerweltlichen, natürlichen Bereich aber wirkt Gott nicht als eine Ursache „neben" anderen, sondern als tragender Seinsgrund aller geschöpflichen Ursächlichkeit. Innerhalb der Welt gehen alle „Rechnungen" der Naturwissenschaft auch ohne Rückgriff auf Gottes Wirken fehlerlos auf, weil Gott nicht eine der „in Rechnung kommenden" Ursachen ist. Nun bedeutet aber metaphysisch gesehen jedes echte „Werden" in der Welt, also jedes „Mehr" an Struktur und Funktion, immer schon eine Selbstübersteigerung. Um so mehr die Gesamtevolution. Soll das Auftreten neuer Seinsstufen nicht als „Wunder" bezeichnet werden müssen, dann muß es eben aus innerweltlichen (kategorialen) Ursachen verstanden werden können, deren Ursächlichkeit freilich zuletzt in der weltjenseitigen (transzendenten und transzendentalen) göttlichen Seinsgebung aller geschöpflichen Ursächlichkeit wurzelt. Das gilt dann nach Rahner auch vom ersten Werden der menschlichen Geistseele. Das „Auszeichnende" der Formel (die Pius XII. als „fides catholica" hingestellt hat), daß die menschliche Geistseele „unmittelbar" von Gott geschaffen wird, liegt dann nicht im Vorgange selbst; denn Gott ist bei jedem geschöpflichen Werden „unmittelbar", wenn auch nur als Urgrund aller innerweltlichen Ursachen mit am Werke. Das „Auszeichnende" liegt vielmehr im Ziele; denn beim Werden des Menschen geht es nicht bloß wie in der untermenschlichen Welt um neue „Arten" (species), sondern um ein personales Wesen, also um höchste „Individualität". Das gleiche muß nach Rahner auch bezüglich der weiteren menschlichen Fortpflanzung angenommen werden. Die nun wiederentdeckte menschliche Ganzheit fordert, daß die menschlichen Eltern — innerweltlich gesehen — in einem wahren Sinne unmittelbar den ganzen Menschen zeugen. Ebenso wahr aber ist, daß das neue „Mehr" in der Unmittelbarkeit der göttlichen weltjenseitigen Seinsgebung alles innerweltlichen Wirkens gründet.

Wer diese, übrigens schon beim heiligen Thomas (S. c. g. III, 22) anklingende Auffassung ruhig überdenkt, braucht sich nicht stören zu lassen durch eine Behauptung, wie sie sich bei Guttenberg in seiner jüngst (im Verlag Styria-Graz) erschienenen Schrift „Mensch, Tier und Schöpfung" (S. 56) findet: „Als Kuriosum sei erwähnt, daß in unseren Tagen, wo viele antireligiöse Forscher schon beginnen, sich von der darwinistischen Deszendenz- und Transformationsidee abzuwenden, diese Theorien bei christlichen geistlichen Professoren durch eine Art Spätzündung ihre Renaissance zu erleben scheinen. Wir treffen auf Anthropologen und Biologen, die dem Theologenstand angehören und die diese Essenz darwinistischer Anschauungen mit nicht weniger Fanatismus verteidigen als ihre atheistischen Kollegen." Nein. Denn einmal treiben Atheisten keine Gottes- und Schöpfungsmetaphysik wie Rahner. Und dann wissen auch christliche Biologen sehr wohl zu unterscheiden, was an der darwinistischen Hypothese begründet ist und was nicht.

Gerade das aber zeigt im 2. Teil des vorliegenden Werkes Overhage auf Grund einer umfassenden Kenntnis der gesamten neudarwinistischen und sonst einschlägigen maßgeblichen Literatur. Kaum einmal ist die ganze Größe der biologischen Problematik der Hominisation so überzeugend dargelegt worden wie hier. Das Ergebnis dieser umfangreichen Untersuchungen, die nicht bloß das Eigentümliche der menschlichen Gestalt, sondern auch des menschlichen Verhaltens in Sprache und Kulturschöpfung hell ins Licht stellen, lautet eindeutig: Alle bisherigen biologischen Erklärungsversuche (Selektion, Mutation, Domestikation) reichen bei weitem nicht hin, das eigentliche „Wie" des menschlichen Ursprunges verständlich zu machen. Damit ist aber der erstmals von Darwin gemachte Ansatz, auch den Menschen in die allgemeine Evolution einzubeziehen, keineswegs erledigt. Denn die Forschung steht in dieser Hinsicht erst am Anfang. Und nicht umsonst hat Pius XII. selbst betont: Sowenig angemessen es für christliches Denken ist, Neues voreilig zu bejahen, bloß weil es neu ist; ebenso wenig angemessen ist es, Neues von vornherein zu verneinen, bloß weil es neu ist. Darum gibt es für besonnenes

christliches Denken kein Minimum und kein Maximum an Zugeständnissen für neue Ideen, sondern einzig ein schlichtes „Tantum-quantum".

Eine Anmerkung und eine Bitte bezüglich des 1. Teiles dieses Werkes kann aber nicht unterdrückt werden. Rahner schreibt auf Seite 79 ohne nähere Erklärung, es sei heute die mittelalterliche Lehre wieder im Vordringen, daß die menschliche Geistseele erst in einem späteren Stadium der embryonalen Entwicklung und nicht schon bei der Zeugung (gemeint ist wohl: Befruchtung) in Existenz trete. Wird da nicht mancher Leser betroffen fragen: Ja, kann denn dann die Abtreibung der Leibesfrucht noch als innerlich unsittlich gewertet werden? O doch, auf jeden Fall! Denn der Embryo ist schon potentiell Mensch und kann gar nichts anderes werden. Darum hat sich die Kirche auch sofort entschieden gegen die Retortenexperimente (1961) des Professors Petrucci von Bologna gewendet. Etwas anderes ist allerdings die Frage, ob denn wirklich die Geistbeseelung erst in einem späteren Keimlingsstadium eintritt. Für Rahner liegt es offenbar in seiner Denkrichtung, daß die Ontogenese (das heutige Werden des Einzelmenschen) der Phylogenese (dem ursprünglichen Werden der „species Homo") entspricht. Aber kann man beides wirklich einfach gleichsetzen? Der Beginn eines „artbestimmten" Lebens ist mit der Befruchtung vollendete Tatsache. Alles was weiterhin folgt, ist Selbstentwicklung kraft des „arteigenen" Lebensprinzipes. Ist das beim Menschen nicht eben doch von Anfang an die Geistseele für die menschliche Struktur und Funktion des Keimlings? Soll man denn die Definition von Vienne „anima forma corporis" (Denz. 481) anders verstehen? Zum mindesten hätte also, um Mißverständnisse zu vermeiden, auf diese Problematik etwas näher eingegangen werden sollen. Sodann die Bitte an Rahner: Ein wenig mehr Zügelung der Sprache! Muß es sein, daß sich Sätze mit zahlreichen bald erweiternden, bald einschränkenden Einschachtelungen schier über halbe Seiten hinziehen, so daß man immer wieder lesen muß und nicht selten schließlich erschöpft vor der Frage steht: Was ist denn da nun eigentlich wirklich gemeint? Auch Overhage hat Schwieriges zu sagen. Aber wie sehr erleichtert er es dem Leser durch seine klare Sprache. Im übrigen sei beiden Verfassern für ihr überragendes gemeinsames Werk aufrichtig gedankt.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Die Naturwissenschaftler und ihre Philosophie. Geistesgeschichte der Chemie. Von Walter Böhm. (XVI u. 316.) Wien-Freiburg-Basel 1961, Verlag Herder. Leinen S 120.—, DM/sfr 20.—.

Der Verfasser ist mit seinen einstigen Wiener Lehrern Dempf und Gabriel überzeugt, daß nur der Geist Geschichte im eigentlichen Sinne machen kann. Deshalb bleibt auch das naturwissenschaftliche Geschehen immer in Abhängigkeit vom philosophischen Geschehen und kann ohne dieses nicht voll verständlich werden. Zweifellos hat er recht mit seinem am Beispiele der Chemiegeschichte ausführlich erbrachten Nachweis, daß entgegen allen hartnäckigen positivistischen Behauptungen keine naturwissenschaftliche Erfahrung und Hypothese möglich ist als unter Voraussetzung eines geistgeborenen Begriffssystems, in das sie eingeordnet werden können. Wogegen man aber Bedenken haben kann, ist die streckenweise allzu schematische zeitliche Gliederung der Philosophie in jeweils 600jährige Hauptperioden, deren Halbperioden wieder in je vier Unterphasen geteilt werden. Dazu mögen allerdings bekannte Muster verleitet haben. Auch ist nicht recht einzusehen, warum das sogenannte Urgrunddenken nicht ebenso gut Metaphysik sein soll wie die Ontologie. Der Wechsel von kosmologischer zu anthropologischer Sicht rechtfertigt eine solche Unterscheidung kaum. Doch verschlagen solche etwas gekünstelt anmutende Gliederungen wenig gegenüber dem wohlbegründeten Hauptanliegen des geschätzten Autors. Man wünschte sehr, daß dieses Buch, zumal es von einem zünftigen Naturwissenschaftler selber stammt, allen eingefleischten Positivisten als Pflichtlektüre in die Hand gedrückt werden könnte. Vielleicht gingen ihnen dann doch einmal etwas die Augen auf.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Streit um die Technik. Von Friedrich Dessauer. (206.) (Herder-Bücherei, Bd. 53.) Freiburg 1959, Verlag Herder. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Weder Verfasser noch Rezensent wollen und können den weltumfassenden Streit um die Technik schlichten. Es wird weiterhin Menschen geben, die sie anbeten, und andere, die sie verdammen. Aber zuviele urteilen über sie, die sie nicht kennen oder zuwenig kennen. Darum freut man sich, von einem so ausgezeichneten und vielseitigen Fachmann wie Fr. Dessauer an den stimmgewaltigen Wortführern der beiden Lager vorbei zum Wesen der Technik geführt zu werden und über ihre komplexen Relationen zu den übrigen menschlichen Bereichen (zum Beispiel Politik, Wirtschaft, Kultur, Kunst) Gültiges zu erfahren. Für die Leser dieser Zeitschrift sind besonders die optimistischen Darlegungen der religiösen und theologischen Aspekte der Technik und die Probleme der Zukunft, die mit den Stichworten „Automation" und „Atomzeitalter" angedeutet sind, interessant.

Kirchberg (Tirol) Josef Sterr

Moderne Soziologie und scholastisches Naturrecht. Von Johannes Messner. Mit einem Vorwort von Alfred Verdroß und einem Anhang von Alfred Klose: Johannes Messner — Leben und Werk. (Ruf und Antwort/2.) (48.) Wien 1961, Verlag Herder. Brosch. S 24.—, DM/sfr 4.—.

Der bahnbrechende Pionier auf dem Felde der Sozialwissenschaft, in Europa und darüber hinaus anerkannt, bricht in dieser Publikation eine Lanze für das scholastische Naturrecht und hebt seine Gegner Hans Kelsen und E. K. Winter mühelos aus dem Sattel, die von der Soziologie her das Naturrecht berennen. In Weiterentwicklung der klassischen aristotelisch-thomistischen Lehre läßt Messner das Naturrecht ontologisch in der Familie gründen als Trieb zur vollen menschlichen und werterfüllten Existenz. Er sieht in der Entwicklung der Naturrechtswissenschaft die große Leistung Europas für die Kulturentwicklung der Menschheit und die große Hoffnung des Westens in der weltpolitischen Lage, weil sich die Natur noch immer durchgesetzt hat gegen jeden ideologischen Dirigismus.

Linz a. d. D. Dr. Josef Häupl

Bibelwissenschaft

War der Adam des Paradieses der Urmensch? Lösungsversuch der paläontologisch-biblisch-chronologischen Schwierigkeiten. Von Rudolf Fattinger. (48.) Linz/Donau 1961, Verlag Veritas. Kartoniert S 15.—.

Fattingers Antwort auf seine Titelfrage ist negativ. In einer Arbeit von gut 40 Seiten versucht er, den Beweis für seine These zu erbringen aus der Heiligen Schrift (S. 9—20), auf dogmatischer Grundlage (S. 20 f.), aus dem Werdegang des Menschen (S. 21—26), aus der Heilsgeschichte (S. 26), aus der Kulturgeschichte (S. 26). Sodann zeigt er, daß seine These und seine Argumentierung mit den Dokumenten des kirchlichen Lehramtes in Einklang stehen (S. 27—31). Auf weiteren 10 Seiten werden die Einwände und Schwierigkeiten gegen die These entkräftet, und am Ende (S. 44—47) wird in einer Zusammenfassung noch einmal das Ergebnis resumiert und sogar gefolgert: Die These „vermag auch die biblischen Angaben in den ersten Kapiteln der Genesis als im Literalsinn für zutreffend und deren Chronologie als richtig zu erweisen" (S. 44).

Die zähe Mühe und der bohrende Fleiß, den der Autor aufgewendet hat, sowie die Literatur, die er eingesehen, und die Umständlichkeit, mit der er allerhand Fachleute um ihre Meinung befragt hat, sind aller Bewunderung wert — genau wie der Versuch, alte Probleme der biblischen Urgeschichte einmal von dieser Seite anzugehen. Freilich dürfte die Form und der Aufbau des Büchleins (siehe oben!) mit seiner etwas mittelalterlich-scholastisch anmutenden Methode und die absolute Art der Behauptungen sowie die ängstliche Betonung der Übereinstimmung mit der Orthodoxie der Kirche nicht gerade günstig und überzeugend auf den Leser einwirken. Qui nimis probat, nihil probat. Dies dürfte wohl gelten betreffs der auf Seite 44 behaupteten Konkordanz im Literalsinn und in der Chronologie der Urgeschichte, welch letztere doch längst allgemein als bloße Genealogie mit heilsgeschichtlicher Tendenz verstanden wird. Diese heilsgeschichtliche Tendenz der fraglichen Genesiskapitel macht es auch recht unwahrscheinlich, daß hier etwas Paläontologisches ausgesagt werden soll. Daher wird man hier weder Konkordanz suchen noch Diskrepanz statuieren dürfen, da ja doch die Dinge auf ganz anderen Ebenen liegen und ein anderes Formalobjekt der Betrachtung aufscheint. Beteuert doch Fattinger selber gleich zu Beginn seines Schriftbeweises: „Die These, daß der in Gen. 2 genannte Eden-Adam nicht der somatisch, sondern der heilsgeschichtlich erste Mensch sei, kommt auf keinen Fall in Widerspruch zur Heiligen Schrift; sie liegt vielmehr völlig in deren Zielsetzung. Dies trifft fürs erste zu bezüglich des heilsgeschichtlichen Gehaltes der These. Ist ja doch die Heilige Schrift primär ein heilsgemäßer Wegweiser des Menschen, nicht aber ein wissenschaftlicher durch die Natur- und Weltgeschichte . . ." (S. 9). So sicher wir aus Vernunft und Offenbarung wissen, was es um das Wesen des Menschen ist, so sicher dürfte der Zeitpunkt der Mensch-Werdung immer zu jenen Gegenständen gehören, von denen gilt: Ignoramus et ignorabimus.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Die Evangelisten als Menschen. Eine psychologische Betrachtung der Evangelien. Von A. Chorus. Aus dem Niederländischen ins Deutsche übertragen von M. de Weijer. (104.) Essen 1961, Ludgerus-Verlag, Hubert Wingen KG. Leinen DM 9.80.

Der Verfasser unternimmt es, aus der Eigenart des Werkes die menschliche Persönlichkeit der einzelnen Evangelisten psychologisch zu erschließen. Stellenweise mag einem die Art dieses Vorgehens gekünstelt erscheinen. Aber man ist dann doch überrascht, zu sehen, wie stark die Eigenart des einzelnen Evangelisten sich in Stil und Darstellungsweise des Berichtes nachweisen läßt. Wir bekommen auf diese Weise ein recht lebendiges Bild von den vier Männern, denen

wir die kostbarsten und schönsten aller Bücher verdanken. Es ist nicht so ohne, wenn die Liturgie uns bei jeder Lesung des Evangeliums auch auf die Persönlichkeit des Berichterstatters aufmerksam macht.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Das Herrenmahl. Studien zur paulinischen Eucharistieauffassung von Paul Neuenzeit. (256.) Kart. DM 28.—. — **Kyrios und Pneuma.** Studien zur Christologie der paulinischen Hauptbriefe von Ingo Hermann. (155.) Kart. DM 19.80. (Studien zum Alten und Neuen Testament. Herausgegeben von Prof. Dr. Vinzenz Hamp und Prof. Dr. Dr. h. c. Josef Schmid. Band I und II.) München 1960, Kösel-Verlag.

Trotz der ausführlichen und genauen Untersuchungen über die ntl. Eucharistieaussagen von Joachim Jeremias und Heinz Schürmann ist die vorliegende Arbeit von Neuenzeit von großer Bedeutung, da sie uns eine ganz neue Schau des „Abendmahlsproblems" darbietet. Sie erweist nämlich als verblüffendes traditionsgeschichtliches Ergebnis, daß die paulinische Eucharistieauffassung mit dem urapostolischen Eucharistieverständnis völlig übereinstimmt, mit anderen Worten, daß Paulus nicht eigene Gedanken und neue Momente in die vorpaulinischen Traditionsformeln eingefügt hat, sondern nur die in Korinth entstandenen Fehlentwicklungen (magischer Sakramentalismus und eschatologischer Enthusiasmus, wodurch die Beziehung der Eucharistie zum Tode des Herrn in den Schatten gerückt wurde) korrigiert hat.

Diese Erkenntnis wird daraus gewonnen, daß zuerst die Eucharistieaussagen im 1 Kor (Kap. 11 und 10) untersucht werden und mit ihnen dann die Eucharistieauffassung des Paulus dargestellt wird: was sich da ergibt über die Beziehung der Eucharistie zum Sättigungsmahl und zum Passa, zum Opfer und zum Tode Jesu, zum lebendigen Kyrios und zu seiner Kirche, zum einzelnen Christen und zu dessen Existenz „zwischen den Zeiten", dann noch zum Verhältnis der Eucharistie zur Taufe, zum christlichen Ethos und schließlich zum Gerichte und zu den Eschata. Dabei geht es jeweils um das verschiedene „Wie" dieser Bezogenheiten nach jüdisch-rabbinischen, hellenistisch-gnostischen und schließlich christlich-sakramentalen Vorstellungen.

Weiter wird dann versucht, von den beiden vorpaulinischen eucharistischen Formeln 1 Kor 11, 23 ff. und 10, 16 nach vorwärts und rückwärts die anderen Abendmahltexte zu beleuchten, und nicht, wie man es bisher durchwegs gemacht hat, von einem rekonstruierten postulierten Abendmahls-Urbericht auszugehen. Dabei ergibt sich, daß die von soteriologischem Interesse getragene paulinisch-lukanische Tradition sachlich und wahrscheinlich auch zeitlich ursprünglicher ist als die von christologischem Interesse getragene markinische Fassung des Einsetzungsberichtes, und nicht umgekehrt, wie es bisher auch meistens angenommen wurde. Erweisen sich doch die synoptischen Eucharistieaussagen als schon viel mehr formal erstarrt und lassen auch die theologische Tiefe der paulinischen Eucharistieauffassung vermissen. „So steht Paulus mit seiner Theologie vom Herrenmahl (= Sättigungsmahl und Eucharistie) im Mittelpunkt der neutestamentlichen Theologie von der Eucharistie . . . Paulus ist der Schlüssel zum ganzen neutestamentlichen Eucharistieverständnis!" (239.)

So wird uns in dieser sehr aufschlußreichen, wissenschaftlich präzisen Arbeit der Weg gewiesen heraus aus dem ntl. „Abendmahlsproblem", dem scheinbaren Widerspruch zwischen den Eucharistieaussagen der verschiedenen biblischen Schriftsteller.

Den Schlüssel zum Verständnis der Theologie des Paulus, besonders seiner Christologie, bildet der Pneumagedanke. So hat sich die Studie von Hermann zum Ziel gesetzt, den Pneumabegriff unter dem Gesichtswinkel seiner Bedeutung für den Kyriosbegriff zu untersuchen, und zwar in den Hauptbriefen des heiligen Paulus. Ausgegangen wird dabei von der Identitätsaussage in 2 Kor 3, 17: „Der Kyrios ist das Pneuma". Auch einige Parallelstellen werden dazu noch geprüft (Röm 1, 1—5; 1 Kor 15, 45; 1 Kor 6, 17; Röm 8, 9—11). Im 2. Teil wird dann der Sinn dieser Identität von Kyrios und Pneuma anhand wichtiger Gedankenkreise der paulinischen Theologie, wie der christlichen Existenz, der Ekklesiologie und der Eschatologie, erörtert. Weiter wird noch gezeigt, daß diese paulinische Konzeption der Pneuma-Christologie nur aus der alttestamentlich-jüdischen Theologie (und nicht aus dem Hellenismus) verständlich ist und daß die Identität von Kyrios und Pneuma die Grundlage aller paulinischen Aussagen über das göttliche Pneuma bildet, auch der Aussagen in 1 Kor 3, 16; 1 Kor 2, 10; 1 Kor 12, 4—11 und 2 Kor 13, 13, die sonst als Beweise für die Personalität des Pneumas als der dritten trinitarischen Person herangezogen werden. Denn „das Pneuma ist von Paulus nicht als Person gedacht, wohl aber als personal im Sinne einer von der Personalität Gottes beziehungsweise Christi durchdrungenen Ausstrahlungskraft des göttlichen Wesens und Handelns" (140 f.). Paulus ist also an der Frage nach dem metaphysischen Verhältnis von Gott, Christus und Pneuma gar nicht interessiert, denn er denkt heilsgeschichtlich, das heißt, es geht ihm darum, wie wir mit dem Kyrios, dem Heilsbringer, in Verbindung kommen, und das geschieht durch das Pneuma. Das

Pneuma ist also das Medium der Begegnung zwischen Gott und Mensch (113). Es ist „Kraft Gottes auf den Menschen hin", die in der Taufe vermittelte Grundlage der neuen Existenz, die dynamische Präsenz des Kyrios (51), das eschatologische Gegenwärtigsein des erhöhten Herrn (144). Somit ist Pneuma ein Funktionsbegriff. Es ist aber auch eine Erfahrungsgegebenheit: Christus wird für uns nämlich erfahrbar als Pneuma. Es ist auch die lebendige Brücke zwischen Gegenwart und Zukunft.

Diese gründliche Studie führt uns also deutlich vor Augen, wie nach Paulus der Kyrios unter den Seinen wirksam gegenwärtig ist, bis er wiederkommt: nämlich durch das Pneuma, das mit dem Kyrios identisch ist, denn „der Kyrios ist das Pneuma" (2 Kor 3, 17).

Diesen zwei wertvollen Arbeiten werden in der Reihe „Studien zum Alten und Neuen Testament" noch weitere folgen. Es werden hier „nur Arbeiten von streng wissenschaftlichem Charakter, die ein solides methodisches Können bekunden und eine wirkliche Förderung der Bibelwissenschaft darstellen", aufgenommen. Durch sie sollen sich aber „nicht nur die Fachgelehrten, sondern die gesamte Theologie und nicht zuletzt die Praktiker in der Seelsorge über den neuesten Stand der Forschung informieren können".

Linz a. d. D. Siegfried Stahr

Kirchengeschichte

Pio IX e Vittorio Emmanuele II dal loro carteggio privato. III. — La questione Romana dalla Convenzione di Settembre alla caduta del Potere temporale 1864—1870. Parte I (Testo). (336.) Parte II (I Documenti). (465.) Von P. Pietro Pirri S. J. (Miscellanea Historiae Pontificiae edita a Facultate Historiae Ecclesiasticae in Pontificia Universitate Gregoriana. Vol. XXIV u. XXV). Roma 1961, Pontificia Università Gregoriana.

In zwölf Kapiteln bringt Pirri die äußerst schwer zu entwirrenden Ereignisse der Zeit von 1864 bis 1870, also von der sogenannten Septemberkonvention bis zum Falle Roms am 20. September 1870. In anschaulicher Weise schildert der Verfasser die Entstehung des Septembervertrages 1864, dessen Hauptinhalt die Räumung Roms durch die Franzosen bei gleichzeitiger Garantie der Unverletzlichkeit des Kirchenstaates durch die Italiener war. Für Napoleon III. handelte es sich damals — wie vielleicht überhaupt immer — darum, die Ideale seiner Jugend, also die Einigung Italiens, mit den realen politischen Erfordernissen zu verbinden. Man darf aber nicht vergessen, daß es für jeden Einsichtigen während und nach dem dänischen Krieg erkennbar war, daß es demnächst in Deutschland zum Entscheidungskampf zwischen Österreich und Preußen kommen würde, daß aber später eine Auseinandersetzung zwischen Frankreich und dem Sieger in Deutschland unausweichlich war. Für diese Zeit brauchte Napoleon III. ein befreundetes Italien. Aus dynastischen Gründen brauchte er aber auch die Unterstützung des französischen Katholizismus. Der Ausweg aus dem Dilemma ist die Septemberkonvention. Pirri hätte bei seiner Darstellung vielleicht etwas mehr auf diesen historischen Hintergrund hinweisen sollen.

Die folgenden Kapitel über den Finanzvertrag zwischen Frankreich und Italien über die päpstlichen Schulden, über die Aufstellung einer kleinen päpstlichen Armee, über die Mission Vegezzi (1865), der 1866/67 die Mission Tonello folgte, zeigen, daß der Septembervertrag trotz seiner Geburt aus momentaner Verlegenheit sehr wohl geeignet gewesen wäre, einen friedlichen Status im Verhältnis zwischen Italien und dem Kirchenstaat herbeizuführen. Hätte sich Italien loyal an die Bestimmungen gehalten, hätte es vor allem in seiner inneren Gesetzgebung nicht die Torheit begangen, die Kirche ständig vor den Kopf zu stoßen, so wäre es durchaus möglich gewesen, Pius IX. zu einem Arrangement zu bewegen.

Pirri nimmt dankenswerterweise auch die Ereignisse von 1866 herein, vor allem den Geheimvertrag zwischen Österreich und Frankreich vom 12. Juni 1866 über die Abtretung Venetiens an Napoleon III. bzw. Italien gegen eine feierliche Versicherung des letzteren, das Gebiet des Kirchenstaates zu achten. Er bringt die Geschichte der Mission Fleury vom Herbst 1866, die die Aufgabe hatte, Italien knapp vor dem Abzug der Franzosen aus Rom an seine Verpflichtungen zu mahnen und einen dauernden modus vivendi zwischen Florenz und Rom anzuregen. Leider übersieht der Verfasser die gleichzeitigen Versuche Frankreichs, mit Preußen zu einem Übereinkommen über den Kirchenstaat zu gelangen. Bismarck lehnte damals mit Rücksicht auf Italien — im Hinblick auf die bevorstehende Auseinandersetzung mit Frankreich — ein Arrangement mit Napoleon III. ab. Das ist der eigentliche Grund für das Fehlschlagen jeder konstruktiven Politik in Italien: dieses wurde sowohl von Frankreich wie von Preußen und vom Österreich Beusts als Figur in einer kommenden Auseinandersetzung betrachtet. Daher mußte jeder Lösungsvorschlag am Widerspruch einer der drei Mächte, vor allem Frankreichs und Preußens, scheitern. Die Antagonie zwischen Frankreich und Preußen war vor allem auch für Mentana, für den Einfall der Garibaldianer im Jahre 1867, verantwortlich. Nach vergeblichen Ausgleichsverhandlungen

zwischen Frankreich und Preußen Ende 1866 / Anfang 1867, nach deren Scheitern es fast zum Krieg wegen der Luxemburg- und Belgienfrage gekommen wäre, trat Bismarck in Verbindung mit der italienischen Linken, um dadurch Frankreich in Italien zu engagieren. Nur die Dazwischenkunft der spanischen Königin Isabella, die bereit war, den Schutz des Kirchenstaates zu übernehmen, um dadurch Napoleon III. freie Hand am Rhein zu geben, ließ damals das Spiel Bismarcks nicht aufgehen. Isabella mußte das allerdings schon 1868 büßen, als, mit starker Beteiligung preußischer Agenten, in Spanien die Revolution ausbrach. 1868 wurden aber auch die Bündnisverhandlungen, die schon 1867 zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn begonnen hatten, auf Italien ausgedehnt. Selbstverständlich konnten sie die Römische Frage nicht außer acht lassen. Österreich war damals, vor allem im Hinblick auf die innerpolitische Lage — das Vorherrschen des Liberalismus —, aber auch aus außenpolitischen Gründen — wegen eines gedachten Wiedereintrittes in die deutsche Politik — für ein Zufriedenstellen Italiens. Napoleon III. aber waren innerpolitisch die Hände gebunden, er brauchte die katholischen Kräfte gegen die Opposition von links. Das ungelöste römische Problem verhinderte den Abschluß des Bündnisses. Auch als knapp vor dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, war die Römische Frage der Stein des Anstoßes.

Die entscheidende letzte Phase des Ringens um Rom, die schließlich mit der Einnahme der Stadt am 20. September 1870 durch die Italiener endete, wird von Pirri im wesentlichen richtig gesehen, indem auf den starken preußischen Druck auf die italienische Innenpolitik hingewiesen wird. Allerdings wird infolge der Benützung von vatikanischen Quellen eines zu wenig beachtet, daß nämlich der Aufmarsch der Italiener an der Grenze des Kirchenstaates Ende Juli/Anfang August 1870 zuerst eine Verschleierung der Mobilisierung Italiens zugunsten Frankreichs war. Erst als nach den entscheidenden Siegen Deutschlands Anfang August 1870 an einen Sieg Frankreichs nicht mehr zu denken war, mußte für diese Verbände wegen des deutschen bzw. preußischen Druckes, wegen der starken inneren Opposition in Italien eine neue Verwendung gesucht werden. Es war eine Tragik der damaligen, im wesentlichen konservativen Regierung Italiens, daß sie so gegen ihre feierlichen Versicherungen, wohl auch gegen den Willen des Königs und des Außenministers Visconti-Venosta, zum Marsch auf Rom gezwungen wurde. Aus den Dokumenten, die Pirri zu veröffentlichen in der Lage ist, wird ersichtlich, wie schwach die Stellung des Königs war, wie sehr sogar seine persönlichsten Anliegen, wie seine Heirat mit der Gräfin Mirafiore, sein Verhalten während seiner schweren Erkrankung 1869 und seiner Todeskrankheit 1878, vom Staatsinteresse beherrscht wurden.

Pirri kommt im Zusammenhang mit dem Deutsch-Französischen Krieg auch auf die päpstliche Friedensvermittlung zu sprechen, die knapp nach Ausbruch des Krieges eingeleitet wurde. Sie war von Anfang an zum Scheitern verurteilt, da keine der beiden Parteien bereit war, die eben anlaufenden Mobilisierungsmaßnahmen abzustoppen. Eine viel interessantere Friedensvermittlung wird von Pirri nicht einbezogen; sie ist allerdings erst Ende 1870 versucht worden. Es war jene, die von Bismarck über Erzbischof Ledochowski beim Papst angeregt wurde und zum Inhalt hatte, daß Pius IX. die französischen Bischöfe auffordern sollte, ihre Regierung dahin zu beeinflussen, den deutschen Forderungen (Elsaß-Lothringen) keinen Widerstand entgegenzusetzen. In diesen Verhandlungen, die übrigens nach der Besserung der militärischen Lage Deutschlands um die Jahreswende 1870/71 von deutscher Seite abgebrochen wurden, kam die Sprache auch auf eine deutsche Unterstützung des Papstes gegenüber Italien.

Die Dokumente, die Pirri im zweiten Teil bringt, entstammen zum größten Teil dem „Archivio Particolare di Pio IX.“, zum anderen den Rubr. 165 und 247 des Staatssekretariatsarchivs sowie den Akten des Seligsprechungsprozesses Pius' IX. Das Dokumentenmaterial, das Pirri zu bieten in der Lage ist, ist von einmaligem Wert, weil es infolge der Sperre des Vatikanischen Archivs für die in Frage kommende Zeit bis jetzt unzugänglich war.

Wenn eine Kritik angebracht werden darf, so vor allem daran, daß die Kapitel des Dokumententeils mit den Kapiteln des Darstellungsteiles nicht übereinstimmen. Ferner ist manchmal nicht erfindlich, warum ein Dokument hier und nicht dort eingeordnet wurde, zum Beispiel bei manchen Briefen von Souveränen. Ab und zu nimmt der Verfasser Dokumente herein, die mit dem Thema nichts zu tun haben, wie zum Beispiel Briefe über die Erstkommunion des französischen Kronprinzen. Auch der Briefwechsel zwischen Wilhelm I. und Pius IX. über die Kardinalserhebung Hohenlohes hat in dieser Sammlung wenig Berechtigung. Dagegen hätte man gerne Aufklärung gehabt über manche Aspekte des 1. Vatikanischen Konzils, zum Beispiel inwieweit dieses als Stützung des Kirchenstaates intendiert worden ist, oder über den Ausbruch des deutschen Kulturkampfes, insoweit er durch das Engagement der deutschen Katholiken für das Dominium temporale des Papstes mit ausgelöst wurde. Warum hat Pirri, besonders für die Endphase, nicht in stärkerem Umfange die Nuntiaturberichte herangezogen?

Das sind aber Bemerkungen, die in keiner Weise die grundlegende Bedeutung des vorliegenden Werkes für jede Beschäftigung mit dem Risorgimento, mit der Gestalt Pius' IX., überhaupt mit der Zeit um 1870 herabsetzen wollen. Mit großem Takt, mit Gerechtigkeit und Objektivität wird die eigenartige Tragik Pius' IX. aufgezeigt, der ein ebenso glühender Italiener wie ein fanatischer Verfechter des Rechtsprinzipes war. Ergreifend ist es zu sehen, wie Pius IX. einen scharfen Trennungsstrich gezogen hat zwischen seiner Stellung als Oberhaupt des Kirchenstaates und als Oberhaupt der katholischen Kirche, wie es ihm in erster Linie um die seelsorglichen Belange zu tun war. Der Untergang des Kirchenstaates im Jahre 1870 war für ihn eine tragische Enttäuschung, nicht so sehr als Faktum — mit dem hatte er schon seit langer Zeit gerechnet —, sondern wegen der Umstände, unter denen er sich vollzogen hat. Pius IX. hat ihn würdevoll ertragen und dabei nicht die größeren Aufgaben übersehen, die ihm als Papst anvertraut waren. Mag auch die letzte Zeit des Pontifikates Pius' IX. von einer gewissen Resignation gekennzeichnet gewesen sein, so ist es doch tröstlich zu sehen, daß keine Spur von Haß oder Verbitterung gegen seine politischen Widersacher vorhanden war, daß niemals die letzten Brücken abgebrochen wurden. Das tritt bei der Lektüre von Pirris Werk, vor allem aber beim Studium der von ihm publizierten Dokumente klar zutage. Pirri ist es auch zu danken, daß endlich auf Grund authentischen Materials das Bild, das man sich vom Fragenkomplex Risorgimento — Pio nono machte und das einseitig von der italienischen Sicht beeinflußt war, revidiert werden kann.

Linz-Salzburg DDr. Norbert Miko

Fundamentaltheologie und Dogmatik

Die Sendung Christi. (VIII u. 286.) — **Der Auftrag der Kirche.** (XII u. 330.) (Fundamentaltheologie, Band I und II.) Von Albert Lang. Dritte, verbesserte Auflage. München 1962, Max-Hueber-Verlag. Kart. DM 9.80 bzw. 11.80; Leinen DM 11.80 bzw. 13.80.

Gewichtiger als das Lob eines Rezensenten ist die Tatsache, daß Lang die beiden Bände seiner Fundamentaltheologie seit 1953/54 nun schon in dritter Auflage herausbringt: als „verbesserte" Auflage den ersten Band, wenn auch „zu wesentlichen Änderungen kein Anlaß" geboten war (S. VIII); als „vermehrte" Auflage den zweiten Band, wo der Kundige „an vielen Stellen formelle oder sachliche Verbesserungen bzw. Klärungen" feststellen kann (S. VI). Damit meint der Verfasser die subtile, ausfeilende Kleinarbeit an mindestens 200 Stellen. Die neueste Literatur wird angeführt und auch eingearbeitet; zum Zwecke der logischen Straffung werden erklärende Zusätze eingefügt, Abschnitte umdisponiert und durch Buchstaben und Zahlen neu gegliedert, Formulierungen präzisiert oder grammatikalisch verbessert, der Sprachgebrauch modernisiert. Zur 1. Auflage vergleiche „Theologisch-praktische Quartalschrift", 104 (1956), 92 f.

Kein Wunder, daß sich in diesem „aggiornamento" auch sachlich der wissenschaftliche Fortschritt der Fundamentaltheologie an den gewissen Brennpunkten widerspiegelt: in der Auseinandersetzung zwischen traditioneller und neuerer Apologetik, in der Behandlung des Offenbarungs- und Wunderbegriffes, im Streit um Leben und Lehre des vorösterlichen Christus, in der Einbeziehung des „Thomasevangeliums" und der Qumrantexte, in der Klärung des Begriffes vom Gottesreich (Schnackenburgscher Einfluß macht sich hier gegenüber früheren Auflagen wohltuend bemerkbar; sind schon alle Relikte einer Identifizierung Gottesreich-Kirche beseitigt?), in der Behandlung der Primatstelle (besonders durch die ausgiebige Ergänzung um den „historischen Ort der Primatsworte"), in der Unterscheidung von lehrender und hörender Kirche.

Lehrende und Lernende schulden dem Verfasser Dank, nicht zuletzt auch für das Beispiel, wie jugendlich-wissenschaftliche Aufgeschlossenheit mit der Distanz gereifter Weisheit zu verbinden ist. In einer 4. Auflage wäre zu korrigieren: I, 8: Cirne-Lima, Der personale Glaube, Innsbruck 1959 (nicht 1949); II, 300: Studia Anselmiana (statt Studio); II, 308: W. Keller, Und die Bibel hat doch recht (statt Recht; seit 1955 sind neuere Auflagen erschienen). Altaners Patrologie ist seit 1951 wiederholt aufgelegt worden (II, 147 f.; diese Seitenreferenz fehlt im Namensverzeichnis II, 321).

Linz a. d. D. J. Singer

Alte Wahrheit neu gelebt. Katholizismus in unserer Zeit. Von Peter Schindler. (141.) Regensburg 1960, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 4.80.

Der Verfasser bringt im ersten Teil eine kurzgefaßte Fundamentaltheologie (Katholizismus zu aller Zeit), im zweiten eine in fünf Kapitel gegliederte Schau der Kirche in allen Lebensbereichen (Katholizismus in unserer Zeit). Bewundernswert an diesem Buch ist die Klarheit in der Erfassung und Darstellung des an sich gewaltigen Stoffes in einer Einheit und Vollständigkeit, die man auf so wenigen Seiten nicht zu erwarten wagte. Aus allen Zeilen spricht eine herzliche

Freude an der gefundenen Wahrheit und warme Liebe zur — oft so wenig verstandenen — Kirche. Der Verfasser hat einen wirklichkeitsnahen, klaren Blick für die verschiedenen Zeitprobleme.

Linz a. d. D. Dr. Josef Wilhelm Binder

Thesis, in passione Domini fidem Ecclesiae in Beatissima Virgine sola remansisse, juxta doctrinam medii aevi et recentioris aetatis. (107.) Carolus Binder. Sonderdruck aus: Maria et Ecclesia. Acta Congressus Mariologici-Mariani in civitate Lourdes 1958 celebrati. Vol. III: De parallelismo Mariam inter et Ecclesiam. Romae 1959, Academia Mariana Internationalis (Via Merulana 124).

Das beim Internationalen Mariologischen Kongreß zu Lourdes im Jahre 1958 gehaltene Referat des Wiener Dogmatikers ist eine sehr klare, mit Sorgfalt und Liebe gearbeitete dogmengeschichtliche Studie über Entstehung und Sinn der Meinung nicht weniger mittelalterlicher Theologen, während der Passion des Herrn sei der Glaube der Kirche allein in Maria vorhanden gewesen. Die Studie ist ein wertvoller Beitrag zur Erhellung der Mitwirkung Mariens am Erlösungswerk ihres Sohnes durch das eine zur Inkarnation gegebene, nie mehr zurückgenommene, unter dem Kreuz am existentiellsten aktualisierte Ja ihres Glaubens.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Moral- und Pastoraltheologie

Das Böse. Mit Beiträgen von M.-L. von Franz/L. Frey-Rohn/K. Kerényi/K. Löwith/V. Maag/M. Schlappner/K. Schmid/G. Widengren. (262.) Zürich und Stuttgart 1961, Rascher-Verlag. Leinen sfr/DM 27.50.

Es ist nicht möglich, sich in einer Buchbesprechung mit dem Ideenreichtum dieses Buches, das aus einer Vortragsreihe des C.-G.-Jung-Institutes in Zürich hervorgegangen ist, erschöpfend auseinanderzusetzen, ja auch nur einigermaßen den Inhalt darzustellen. Acht namhafte Autoren versuchen zu beleuchten, wie die Frage, „woher das Böse kommt, wozu es da ist, was sein Wesen ausmacht", die besten Köpfe, ja die ganze Menschheit beschäftigt hat, wie aber „alle Bemühungen, seinen Sinn zu erhellen und seine Überwindung zu finden, bisher erfolglos blieben" (S. 7). Die Antwort, die die christliche Offenbarung auf diese Fragen gibt, wird in den rein profanwissenschaftlichen Untersuchungen eigentlich nicht zur Debatte gestellt.

Zunächst verstehen die antiken Mythen, über die Prof. K. Kerényi, Ascona, berichtet, und die östlichen Religionen, von denen Prof. G. Widengren, Upsala, handelt, unter dem Bösen die Zustände und Kräfte des Chaos, unter dem Guten die Kräfte der Ordnung. Der Exegese fällt es zu, die Anregungen Prof. V. Maags, Zürich, aufzugreifen und herauszuarbeiten, wie weit die biblische, speziell die neutestamentliche Darstellung des Antichrists zwar Bilder aus der alten Mythologie benützt, ihn aber inhaltlich als geistige, geschichtlich wirkende Kampfgestalt oder Idee zeichnet. Mit der philosophischen Bestimmung des Bösen, speziell des Sittlich-Bösen, aber auch mit der Theodizee eines Leibniz und seinem bei der Sinndeutung des Bösen entwickelten Optimismus befaßt sich Prof. K. Löwith, Heidelberg. Prof. K. Schmid, Zürich, zeigt in seinem Aufsatz die auf eine agnostizistische Haltung zurückgehende, der theoretischen und praktischen Unsicherheit ausgelieferte moderne Auffassung des Bösen. Die Aufsätze von M.-L. von Franz, Küßnacht, über das Märchen und von M. Schlappner, Zürich, über das Böse im Film zeigen, wie die Volksphantasie und bedeutende Zweige von Literatur und Kunst das Übel und das Sittlich-Böse sehen, darstellen und überwinden wollen. In der Arbeit von L. Frey-Rohn, Zürich, wird die Auffassung der modernen Tiefenpsychologie (speziell der analytischen Psychologie Jungs und seiner Schule) über das Böse, seine Anliegen und seine Überwindung aufgezeigt. Bedauerlicherweise leidet die Tiefenpsychologie vielfach am modernen Agnostizismus und seinem Mangel an einer absoluten Norm des Sittlichen.

Im ganzen gesehen, liegt der Wert des vorliegenden Buches für den katholischen Theologen und Laien darin, daß es aufzeigt, wie im Laufe der Menschheitsgeschichte und zumal in einflußreichen Kreisen von heute das Böse gesehen wird und welche Wege zu seiner Überwindung man versucht hat. Wenn es aber wahr ist, was das Buch einleitend (S. 7) sagt, daß alle Bemühungen zur Erhellung und Überwindung des Bösen, die die profane Wissenschaft ins Auge faßt, bisher erfolglos geblieben sind, dann ist das ganze Werk in letzter Linie ein Schrei nach der Neubesinnung auf absolute Werte und nach jener Erhellung und Hilfe, die Gott in seiner Heilsgeschichte dem Menschen bietet.

Mautern (Steiermark) P. Dr. Leopold Liebhart

Die kirchliche Ehre als Voraussetzung der Teilnahme an dem eucharistischen Mahle. Von Georg May. (Erfurter theologische Studien. Im Auftrag des Philosophisch-theologischen Studiums Erfurt herausgegeben von Erich Kleineidam und Heinz Schürmann, Bd. 8.) (131.) Leipzig 1960, St.-Benno-Verlag. Broschiert.

Schon ein flüchtiger Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt, daß diese Arbeit des Mainzer Kanonisten über den im Titel angegebenen Rahmen weit hinausgreift. Das ist aber durchaus kein Nachteil. Die kirchenrechtlichen Bestimmungen werden immer wieder in theologische, besonders ekklesiologische Zusammenhänge hineingestellt und die Beziehungen zwischen Ehre, Eucharistie und Kirche aufgedeckt. Dem aus der germanischen Rechtsauffassung stammenden Begriff der „Ehre" kommt im Kirchenrecht eine besondere Bedeutung zu. In der Arbeit wird der durchaus gelungene Versuch unternommen, die Auswirkungen dieses Begriffes auf die eucharistische Gemeinschaft zu untersuchen. Es geht vor allem um die Fragen der Gewährung bzw. Verweigerung der Kommunion an unfähige oder unwürdige Empfänger. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der Schrift auch eine praktische Bedeutung zukommt.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Der Laie in der Kirche. Seckauer Diözesan-Synode 1960. Beiträge und Referate. (288.) Graz 1961, Verlag Styria. Leinen S 92.50, DM 14.80, sfr 15.50.

Die vor zwei Jahren in Graz abgehaltene Diözesansynode stand unter der Devise: „Der Laie in der Kirche" und versuchte damit, ein immer drängender werdendes Problem der Lösung näherzubringen. Die Ergebnisse wurden in zwei Bänden veröffentlicht. Der eine, „Bericht und Statut", enthält neben einem Überblick über die Vorbereitung und den Verlauf der Synode die rechtlichen Ergebnisse. Der dem Rezensenten vorliegende zweite Band bringt „Beiträge und Referate", in denen Fachleute das Problem des Laien in der Kirche unter verschiedenen Gesichtspunkten grundsätzlich und praktisch behandeln. Auch der Seelsorger wird unmittelbar angesprochen, etwa durch die Abhandlungen: Das Laienapostolat und die Verantwortung des Priesters diesem Apostolat gegenüber, Die Verwirklichung des Laienapostolates im Rahmen der Pfarre, Der Laie im hauptberuflichen Dienst der Kirche. Einige Beiträge behandeln Grenzgebiete, wie die Struktur der österreichischen Gesellschaft, den Katholiken in der österreichischen staatlichen Rechtsordnung, die Grundzüge des staatlichen Eherechtes in Österreich.

Die Bedeutung dieser Beiträge und Referate zum Laienapostolat reicht weit über die Grenzen einer Diözese hinaus; sogar Missionsbischöfe haben sich schon dafür interessiert. Sie werden sicher auch dazu beitragen, daß die Diskussion um den Laien in der Kirche weitergeführt wird.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Katechetik

Katechismus-Entwurf. Von Johannes Klement. Zweite, erweiterte Auflage. (240.) Eine Farbtafel, Textillustrationen. Wien-München 1961, Verlag Herold. Brosch. S 27.—.

Klement legte seinen Katechismus-Entwurf 1959 vor. Nun erschien die zweite, erweiterte Auflage. Die Österreichische Bischofskonferenz hat es den einzelnen Bischöfen überlassen, auch diesen Entwurf probeweise für den Unterrichtsgebrauch in den Diözesen zu verwenden.

Der Abschnitt: „Denke nach" heißt jetzt „Wir denken nach". Statt „Merksatz" heißt es: „Wir glauben und merken uns". Der Titel „Für mein Leben" fiel weg, „Aufgabe" wurde geändert in: „Wir wollen". Die Titel der Abschnitte sind in ganzen Sätzen formuliert, früher in Schlagworten. Den ersten drei Lehrstücken sind Randbilder beigegeben. Sie sind für die Kinder schwer verständlich. Im Bild S. 13 wächst der Dornbusch aus dem Rücken des Moses. In den textlichen Veränderungen sieht man den Fleiß der Fachleute um Klement. Es sind sehr wenige Abschnitte, an denen nicht gefeilt wurde. In den Titeln wurden 30 geändert. Die Bibelstelle blieb gleich. Einige Bemerkungen! Bei Lehrstück 23 fehlt die Quellenangabe der Bibelstelle. Warum wurde bei Glaube, Hoffnung, Liebe, Anbetung und Ehre des Nächsten der Merksatz: „Wie man sich gegen diese Gebote versündigt", gestrichen (Klement I, 170, 173, 177, 211)? Warum fehlt das Lehrstück Klement I, 78: „Die christliche Liebe drängt uns, Gott und den Nächsten zu lieben"? Bei Lehrstück 47 geht es nicht an, im Bibeltext den 1. Korintherbrief zu nehmen und in der entfaltenden Erklärung den Bericht des Markus zu verwenden. Es muß auch die Bibelstelle nach Markus genommen werden. Bei der Numerierung der Merksätze fehlen Nr. 41, 42, 51, 52, 181, 182, 183. Doppelt sind: 59, 77, 78, 79, 80, 178, 179, 180.

Der große Wert des Klement-Entwurfes liegt in der mustergültigen kindertümlichen Sprache — darin steht er an erster Stelle. Er begnügt sich auch nicht damit, die Bibelworte an die Spitze des Lehrstückes zu setzen, er geht in der entfaltenden Erklärung vom Bibelwort aus. Wenn auch die Verwendung in der Schule nicht möglich ist, wird der Katechet schon durch die Lektüre des Entwurfes viele Anregungen erhalten, wie man die göttlichen Wahrheiten den Kindern nahebringt und die Kinderseele zum religiösen Tun anregt.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Skizzen zur Katechese mit dem Katechismus der Katholischen Religion in Lehrstücken. Von L. Lentner-F. X. Singhofer-F. Hofstaetter. (VIII u. 366.) Wien 1961, Verlag Herder. Halbleinen S 88.—, DM/sfr 14.—.

Im Vorwort spricht der Herausgeber der Skizzen, Dr. Lentner, über den Inhalt des Lehrstückkatechismus und die Teile der einzelnen Lehrstücke und über den Zweck dieser Skizzen. Es handelt sich nicht um ein Handbuch zum Katechismus; dieses würde nicht nur eine ausgedehnte Vorarbeit, sondern auch langjährige Beschäftigung mit dem Lehrstückkatechismus erfordern. Die beiden Verfasser der Skizzen, Singhofer und Hofstaetter, unterrichten jahrelang, und man kann vorweg sagen: sie haben gut unterrichtet.

Jede Skizze ist eine Lehreinheit. An deren Spitze stehen Vorbemerkungen, die dem Katecheten reiche Anregungen geben; dem folgt im Stundenbild die Mitteilung der Lehreinheit, des Lehrzieles und ein Gebet bzw. ein Lied. Zwei Gebete mit 12 und 19 Zeilen scheinen mir zu lang zu sein (Lehrstück 13 und 84). Die zwei verwendeten Psalmen sind zu schwierig und zu lang (Psalmteile aus dem Psalm 8 und 148; Lehrstück 8 und 9). Dem Gebete folgt die Anknüpfung, die Darbietung, die immer von der Bibel ausgeht, und die Erklärung, die dem Katecheten wertvolle Hilfe bietet, die Lehre des Glaubens dem Kinde verständlich zu machen und zum Leben im Glauben anzuleiten. Gute Vergleiche aus dem Leben machen die Wahrheiten anschaulich; die Kinder werden zur Mitarbeit angeregt. Tafelbilder fand ich auf Seite 61, 84, 235 und 267. Die Tuchtafel wird empfohlen (177). Literaturhinweise regen zur Weiterbildung an. Den Schluß bilden die Auswertung und entweder Gebet oder Lied. Diese Katechesen haben nicht nur für die Verwendung mit dem angegebenen Lehrstückkatechismus Bedeutung. Jedem Katecheten, ob Priester oder Laie, ob jung oder alt, werden diese Skizzen viele wertvolle Anregungen geben.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Das Volk lernt die Messe verstehen und lieben. Herausgegeben und bearbeitet von der „Veritas-Arbeitsgemeinschaft für Meßerziehung" unter der Leitung von Monsignore Josef Huber. (24.) Wien-Linz a. d. D. 1960, Verlag Veritas. Broschiert S 5.—.

Katechesen und Ansprachen zur Herz-Jesu-Messe. Von Karl Kammelberger. (Heft 3 der Reihe: „Liturgie und Katechese", herausgegeben von der „Arbeitsgemeinschaft für Meßerziehung".) (80.) Linz-Wien, Verlag Veritas. Broschiert S 15.—.

Die erste Broschüre gibt eine Anleitung, die heilige Messe an der Hand des Meßbuches als „Leben Jesu zu verstehen, als Lebensschule zu schätzen".

In der Einführung zur zweiten Schrift heißt es unter Punkt 6: „Was wäre, wenn es gelänge, nach Art der Herz-Jesu-Katechesen den gesamten religiös-sittlichen Erziehungs- und Bildungsstoff in engstem Anschluß an die Liturgie des Kirchenjahres darzustellen? Der Seelsorger hätte nicht mehr 10 bis 20 verschiedene Themen vorzubereiten pro Woche und darzubieten, sondern meist nur ein großes Sonntag-Wochenthema" (S. 2). Hier möchte ich darauf hinweisen, daß die katechetische Unterweisung der Kinder in der Schule eine systematische Grundlage verlangt.

In zwölf Stufen wird je eine Katechese für die siebenjährigen Kinder bis zur Stufe der Jugendlichen ab 18 Jahren geboten, und zwar im Anschluß an das Meßbuch „Weg des Lebens". Sodann folgen Gedanken für Meßansprachen für die einzelnen Stufen und 37 Themen zur planmäßigen Predigt über die Herz-Jesu-Messe. Den Abschluß bilden elf Kurzgeschichten, bei denen weder Zeit noch Ort der Handlung angegeben sind. „Es war einmal" beginnen die Märchen. Nicht einverstanden bin ich auch mit verschiedenen Spielen und dem Rätsel. Das „Blindschreibspiel" könnte für den Katecheten sogar gefährlich werden. Das eingefügte Toto ist anregend und vertieft den Lehrinhalt.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Konzil und Una Sancta

Konkrete Wünsche an das Konzil. Von Prof. Dr. Viktor Schurr-Richard Baumann-Marianne Dirks-Dr. Anneliese Lissner. (93.) Kevelaer 1961, Verlag Butzon & Bercker. Kart. DM 2.80.

Das angekündigte und nun schon für 1962 einberufene 21. allgemeine Konzil und das Anliegen der Una Sancta bilden in letzter Zeit den Grund und Hintergrund einer ganzen Flut von Publikationen. Erfreulich dabei ist die Tatsache, daß auch die Protestanten immer mehr aus ihrer Reserve gegenüber dem Konzil herausgehen und die bisher gezeigte weitreichende Interesselosigkeit ablegen. Die hier genannte Veröffentlichung ist eine Gemeinschaftsarbeit. Katholiken und Evangelische, Theologen und Laien, durchwegs Kapazitäten, sprechen zum Thema Konzil. Prof. Dr. Viktor Schurr CSsR, Herausgeber der „Theologie der Gegenwart", spricht als der in Konzilsfragen profilierteste deutsche Theologe und zugleich als Seelsorger. Ihm geht es um die Fragen der Liturgie, um das Verhältnis von Hierarchie und Laien in der Kirche, um Diakonat,

Gemeinschaftsseelsorge, Ehe und Familie und Kirchenrecht. Pastor Richard Baumann, der Wortführer der konzilsaufgeschlossenen evangelischen Christen, berichtet, indem er die Meinung von zwölf evangelischen Theologen mitberücksichtigt, über das Ergebnis einer Umfrage in der württembergischen evangelischen Landeskirche und faßt diese in „Appelle an Rom" zusammen: Rom, nimm der Christenheit jeden Anlaß zur Angst! Rom, ziehe deine Mauern weiter! Rom, bringe Wahrheiten zur Deckung! Rom, zeige dich als Vorsteherin des Liebesbundes! Rom, rufe uns zum großen Fischzug! Rom, sei der Gottesfriede aller Völker!

Frau Marianne Dirks, die Präsidentin der deutschen katholischen Frauen- und Müttervereine, und Frau Dr. Anneliese Lissner, Schriftleiterin von „Frau und Mutter", legen Dokumente einer Laienaktion und Wünsche vor, die brieflich vorgetragen wurden: eine „Vox populi", die Stimme der 600.000 in einem Zentralverband zusammengeschlossenen Frauen und Mütter. Auch hier stehen praktische Fragen im Vordergrund: Liturgie und Sakrament, Ehevorbereitung, Frühkommunion, Spätfirmung und nicht zuletzt der Laienkelch: oft bescheidene Wünsche, demütig vorgebracht! Damit ist dieses Büchlein im Taschenbuchformat wirklich aktuell: Hier meldet sich die lebendige Kirche zu Wort.

Der evangelische Christ und das Konzil. Von Peter Meinhold. (Herder-Bücherei, Bd. 98.) (140.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Kart. DM 2.40, sfr 2.90, S 17.50.

Der bekannte protestantische Kieler Theologe und Kirchenhistoriker Peter Meinhold ist in den evangelisch-katholischen Gesprächen über die gemeinchristliche Bedeutung des kommenden Konzils besonders hervorgetreten. Dieses Herder-Taschenbuch vereinigt fünf Vorträge, die Meinhold in letzter Zeit bei verschiedenen Anlässen gehalten hat: Was erwarten evangelische Christen vom angekündigten Konzil? — Steht Luther im Wege? — Das Konzil im Jahrhundert der Reform — Die christliche Ökumene — Ansprache über Radio Vatikan über die Einheit des Zeugnisses. Wenn die Katholiken auch nicht alles, was hier gesagt wird, zum Beispiel über die Lehre Luthers vom Konzil und von der Kirche, teilen können, so müssen die Darlegungen doch als eine sehr aufrichtige und ernste Stellungnahme eines evangelischen Theologen gewertet werden, zumal der Vortragende stets bemüht ist, das Verbindende zwischen den Konfessionen herauszustellen. Der Gedanke von der Einheit der Kirche zieht sich wie ein roter Faden durch alle Vorträge, so daß dieses Buch für evangelische wie katholische Christen gleich aktuell ist.

Das Zweite Vatikanische Konzil und die Wiedervereinigung im Glauben. Von C. A. Rijk. Übersetzung aus dem Niederländischen. (207.) Essen 1961, Ludgerus-Verlag, Hubert Wingen KG. Leinen.

Das Thema, das der Titel zum Ausdruck bringt, wird praktisch erst im letzten Drittel des Buches so richtig behandelt. Die vorausgehenden Teile bilden in weit ausholender, manchmal fast langatmiger Darstellung eine Grundlegung über Fragen des Glaubens, der Offenbarung, des Wachstums und der Entwicklung in der Glaubenserkenntnis und im Dogma, wie die Überschriften der einzelnen Abschnitte schon dartun: Die Entwicklung in der Offenbarung, das Wachstum der Erkenntnis Christi, die Hauptmomente im Wachstum der Glaubenserkenntnis, das Konzil als Moment in der Entwicklung der Glaubenserkenntnis, das Konzil im zwanzigsten Jahrhundert, die Bedeutung des Konzils für das Glaubensleben. Als Anhang ist die „Kurze Übersicht der 20 Ökumenischen Konzilien" aus Hubert Jedin, „Kleine Konziliengeschichte", und der Text des Hirtenschreibens der niederländischen Bischöfe anläßlich des 2. Vatikanischen Konzils von der Vigil von Weihnachten 1960 beigegeben.

Die Einheit der Kirche und die Spaltung der Christenheit. Von Hermann Volk. (32.) Münster 1961, Verlag Aschendorff. Kartoniert DM 2.40.

Diese Abhandlung erschien zunächst in „Catholica", Vierteljahresschrift für Kontroverstheologie, 14. Jahrgang, Heft 4/1960. Dem Papst schwebt als eines der Ziele des kommenden Konzils auch die Annäherung der getrennten Christen vor. Diesem Ziele soll nicht nur das Streben der Hierarchie gelten, es soll vielmehr ein Anliegen aller Katholiken sein. Alles, was wir zur Verdeutlichung und Intensivierung der Katholizität tun können, wird sowohl der Annäherung der getrennten Christen als auch zugleich unseren eigenen Gläubigen dienen. Einer solchen Besinnung ist das vorgelegte Referat gewidmet.

Rom — Wittenberg — Moskau am Vorabend des Konzils. Von Hans Asmussen. (166.) Stuttgart 1961, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 5.90.

Der in der Wiedervereinigungsfrage besonders tätige, versierte und aufgeschlossene protestantische Propst Asmussen legt hier eine äußerst interessante Analyse der Situation vor: Der Weg zur Einheit der Christenheit ist bereits so weit durchschritten, daß wir uns nicht mehr einer unübersehbaren Zahl von Kirchengemeinschaften gegenübersehen. Nur noch drei große kirchliche Gemeinschaften sind es, welche den Weg der Christenheit bestimmen: die römische Kirche, die orthodoxen Kirchen und der Weltkirchenrat. Wer kirchlich die Ganzheit ergreifen

will, muß deshalb Rom, Wittenberg und Moskau ins Auge fassen. Die Entwicklung geht sehr schnell vor sich. Seit dem Erscheinen des Buches fand die panorthodoxe Konferenz auf Rhodos und die dritte Vollversammlung des Weltkirchenrates in Neu-Delhi statt. Die Vorbereitung des Konzils ist in vollem Gange. Es geht überall, wohin man blickt, um die ganze Christenheit. So darf man mit großem Interesse schon einer dritten Auflage dieses Buches entgegensehen, das zwar vom evangelischen Standpunkt aus, aber mit dem Bestreben größter Objektivität und zugleich packend geschrieben ist.

Was ist eigentlich evangelisch? Von Ernst Kinder. (109.) Stuttgart 1961, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 5.80.

Das Wort „evangelisch" ist nach den Worten des Verfassers im Laufe der Entwicklung des Protestantismus zu einer etwas farblosen und billigen Bezeichnung eines unsubstantiierten Allgemeinprotestantismus geworden, in der entweder das „Anti", der Protest gegen das Katholische, vorherrscht oder die nur eine bestimmte Haltung oder gewisse Prinzipien ausdrückt. Dabei ist dieses Wort ursprünglich ein tief positiv gefülltes: „evangelisch" kommt von dem Evangelium! Von dorther wird auch versucht, die eigentlichen Absichten der Reformation darzutun. Dazu werden auch Zeugnisse Luthers und lutherische Bekenntnisschriften herangezogen. Die Schrift wendet sich sowohl an katholische als auch an evangelische Leser. Den Katholiken soll gezeigt werden, was das wirklich gültige Evangelische ist, und damit soll ein Beitrag zum echten Glaubensgespräch gegeben werden. Im Vordergrund steht der positive Aufweis und nicht die Polemik oder die Kontroverstheologie, freilich kann an den ernsthaften Unterschieden zwischen Evangelisch und Katholisch nicht vorbeigegangen werden. So können zum Beispiel Katholiken nicht zustimmen, daß Evangeliumsverkündigung und Sakramente allein letztgültige Kennzeichen und Normen für die Kirche sind (S. 75 ff.), oder daß das „Evangelische" aus kirchengeschichtlicher Notwendigkeit zur Bildung eines besonderen Kirchentums hat führen müssen (S. 71, 80 f.). (Den Katholiken ist es übrigens auch nur mit einer besonderen Erlaubnis gestattet, dieses Buch zu lesen.)

Den evangelischen Lesern will diese Schrift das eigentlich Evangelische in seiner Gefülltheit vorhalten und manche seit der Zeit Luthers aufgetauchte Mißverständnisse und Zerrbilder beseitigen. Es wird zugegeben, daß die weitere Entwicklung des Protestantismus seit der Reformation bis heute nicht in allem wirklich dem Evangelium gemäß gewesen und erfolgt ist. Die Schrift will so von der Mitte des Christusevangeliums aus echt ökumenische Horizonte aufweisen und in bezug auf diese gemeinsame Lebensmitte jedes Kirchentums der Einheit im Glauben dienen.

Das Gespräch mit den evangelischen Christen. Von Heinrich Fries. (175.) Stuttgart 1961, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 6.90.

Dieses Buch will ein Beitrag zu der dringend gebotenen Begegnung der Christen und der Konfessionen sein. Jetzt, am Vorabend des Konzils, das sich ja als anzustrebendes Fernziel die Wiedervereinigung gesteckt hat, ist das Gespräch der Christen untereinander zu einer vordringlichen Aufgabe geworden. Der Verfasser konzentriert seinen Versuch auf das Gespräch mit den evangelischen Christen, ohne freilich andere Gesprächspartner, wie Juden, orthodoxe Christen und Mohammedaner, auszuschließen, weil er vor allem die Situation im deutschen Sprachraum vor Augen hat. Hier sind die evangelischen Christen in verschiedener Hinsicht unsere „Nächsten".

Nach einer kurzen Zeichnung der Zeitepochen, die in der Geschichte das Verhältnis der evangelischen und katholischen Christen charakterisieren, wird versucht, die heutige Situation zu analysieren. Trotz mancher Enttäuschungen ist die Möglichkeit eines echten und vielfältigen Gespräches gegeben. Das Hauptkapitel des Buches bildet die Frage: Worüber sollen wir mit den evangelischen Christen sprechen? Als Themen scheinen auf: Das Gemeinsame und das Trennende; die geschichtlichen Ursprünge; der gemeinsame Ursprung: Heilige Schrift und Kirche; das Verhältnis von Schrift und Kirche; die Alternativen zwischen den Konfessionen; Einheit der Kirche und Einigung der Christenheit; die Frage der „Rückkehr"; Maria in Glaube und Frömmigkeit; Petrusamt und Papsttum; Stellung und Amt des Petrus; die Nachfolge des Petrus; die Unfehlbarkeit; Papst und Bischöfe; heilsnotwendiger Mindestglaube und Einigung; Dogma und Dogmen. In diesen strittigen und schwierigen Punkten hält der Verfasser eine Verständigung und Annäherung auf der gemeinsamen Grundlage der Schrift für möglich. Auch die praktische Frage, wer das Gespräch führen soll, wird nach den verschiedenen Möglichkeiten untersucht, bis hinein in die konkrete Situation der Mischehe. Den Schluß bildet die Frage: Wird der Tag der Einheit und Einigung der Christenheit einmal kommen? Der Gedanke an die Einheit ist keine Utopie, sondern eine Verheißung und ein Gebot des Glaubens; nicht an die Einheit glauben, ist mangelnder Glaube und Ungehorsam gegen das Wort und Werk des Herrn der Kirche. Wegen

der Klarheit und Eindringlichkeit der Darstellung kann dieses Buch allen Seelsorgern und aufgeschlossenen Laien, denen die Union der Christen ein brennendes Anliegen ist, bestens empfohlen werden. Dem Schwabenverlag gebührt besonderer Dank für solche Publikationen wie die drei zuletzt genannten.

Linz a. d. D. Dr. Peter Gradauer

Evangelische Romfahrt. Von Richard Baumann. 7. Auflage. (174.) Stuttgart 1960, Schwabenverlag. Leinen DM 6.50.

Dieser einzigartige Bericht einer Pilgerfahrt, die im Heiligen Jahr 1950 ein evangelischer Pfarrer unternahm, will zeigen, daß eine evangelische Umkehr zur Vollgestalt der Kirche Christi möglich ist. Der reformierte Pilger, auch einmal erfüllt von kritischen Bedenken gegen das Rom des Papstes, erlebt in der Ewigen Stadt, daß die „Losungen" der Evangelischen Brüdergemeinde harmonisch zusammenklingen mit den Dogmen der katholischen Kirche. Auch den Glaubenssatz von der leiblichen Aufnahme Mariens in die Himmel findet er so selbstverständlich, wie er schon den Reformatoren war.

Als Beitrag zur Una sancta ist dieses aufsehenerregende Bekenntnis gerade für die Unionsbestrebungen unserer Tage symptomatisch und vielverheißend; kein Wunder, daß diese Pilgerschrift, die übrigens auch packende Landschaftsbilder bringt, innerhalb von zehn Jahren sieben Auflagen erlebte. Ergriffen von dem tiefen Ernst, womit dieser Wahrheitssucher seinen Weg geht, legt man das Buch aus der Hand.

Linz a. d. D. Josef Fattinger

Biographisches

Josef von Nazareth, der Mann der Stille. Von R. P. Michel Gasnier O. P. Deutsche Bearbeitung und Übersetzung von Regens Dr. August Berz. (184.) Luzern-München 1961, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 9.80, Leinen sfr/DM 11.80.

In 31 Lesungen bietet der Verfasser eine sehr ansprechende Lebensbeschreibung des heiligen Josef. Gewiß muß auch er den wenigen Angaben der Heiligen Schrift manches zur Ausschmückung beifügen. Aber er tut es mit großer Ehrfurcht und Vorsicht und verzichtet auf alle Phantastereien der Apokryphen. Biblische Gedanken werden ausreichend und sehr geschickt verwendet. Zu Predigten sowie zur stillen Lesung und Betrachtung kann das Buch ausgezeichnete Dienste leisten.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Pius XII. als Oberhirte, Priester und Mensch. Von Kardinal Domenico Tardini. Übersetzung aus dem Italienischen von Franz Johna. (159.) Mit 6 Bildtafeln. Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Pappbd. DM 9.80.

Ein Diplomat schreibt über einen Diplomaten, der lange Zeit sein verehrter Vorgesetzter war. Er berichtet und belegt dokumentarisch die unerbittliche Schärfe des päpstlichen Urteils in den öffentlichen Verwerfungen der Irrtümer unserer Zeit, ohne es zu verschweigen, wenn das gütige Herz des Papstes sich im Einzelfall zu Abschwächungen herbeiließ, was zu der Scheu vor Ernennungen führte (in fast 20 Pontifikatsjahren nur zwei Konsistorien!). „Wenige gleichen ihm an Bildung, noch weniger an heroischem Arbeitswillen, niemand (fast niemand) an sittlicher Größe und Tugend", heißt es mit südländischer Lebhaftigkeit (S. 57).

Wien Dr. Adolf Kreuz

Johannes XXIII. Von Leone Algisi. Aus dem Italienischen übertragen von Dr. Arianna Giachi. (360.) Mit 20 Fotos auf Tafeln. München 1960, Max-Hueber-Verlag. Leinen DM 15.80.

Die Biographie eines Papstes schon zu dessen Lebzeiten zu schreiben, ist ein kühnes Unterfangen. Vieles gehört naturgemäß einer Zeit an, die uns zu nahe steht, als daß ihr Geschehen dem Seziermesser des Historikers und Biographen ausgesetzt werden dürfte. Der Verfasser verschont uns jedoch vor einer peinlichen Vivisektion. Dennoch wird das Bild des gegenwärtigen Papstes von Seite zu Seite klarer und lebendiger. Man bekommt einen knappen, aber um so trefflicheren Überblick über die vielgestaltigen Situationen seines Lebens, in denen er seine Erfahrungen gesammelt hat. Man spürt den hochherzigen Hauch des katholischen Bergamo, das Leiden der bulgarischen Kirche unter König Boris, die Erfahrungen mit der Erneuerung der Türkei unter Kemal Atatürk, die feinen und raffinierten Spannungen der griechischen Welt, den kühnen Aufschwung des französischen Geistes und des französischen Katholizismus, die Treue Venedigs — über allem aber das weise Walten Gottes. So ist das Buch nicht bloß eine ausgezeichnete Biographie unseres Heiligen Vaters, sondern auch eine Art geistiger Länderkunde

und ein Kapitelchen höchst interessanter Kirchengeschichte. Leider frönt die Übersetzerin der Unart, fremdsprachliche Zitate grundsätzlich unübersetzt zu lassen. Dadurch wird der Leser mehrmals gerade um die Pointe betrogen.

Kirchberg (Tirol) Josef Sterr

Bischof Rudigier. Eine Bildbiographie von Harry Slapnicka. Bildgestaltung: Dr. Erich Widder, Linz. (135.) Linz 1961, Oberösterreichischer Landesverlag. Halbleinen S 68.—.

Im Laufe der Geschichte ragten immer wieder einzelne Persönlichkeiten hervor, die auf ihre Zeit einen bestimmenden Einfluß ausübten. Eine solche Persönlichkeit besaß die 1785 errichtete Diözese Linz in ihrem fünften Bischof, dem aus Vorarlberg stammenden Ehrwürdigen Diener Gottes Franz Josef Rudigier (1853—1884). Unter ihm wurde der Geist des Josephinismus endgültig überwunden. An der unerschütterlichen Glaubenskraft dieses Bischofs brach sich in Oberösterreich die Wucht der kirchenfeindlichen Angriffe des Liberalismus. Das seit 1848 sich frei entfaltende Vereins- und Pressewesen wie auch das Ordenswesen erfreuten sich seiner besonderen Förderung. Nicht zuletzt wurde Rudigier auch der Erzieher der Katholiken Oberösterreichs zu politischer Aktivität.

Zur Feier des 1962 fälligen hundertjährigen Jubiläums der Grundsteinlegung des Mariendomes in Linz ist diese neuartige Bildbiographie des Chefredakteurs des „Linzer Volksblattes" besonders willkommen. Der Verfasser verfolgt das Ziel, in knapper Fassung die Gestalt des großen Bischofs auch unserer Gegenwart nahezubringen. Kurze, lebendige Kapitel, mit Sachkenntnis und Verwendung einer reichen Literatur geschrieben, vermitteln ein eindrucksvolles Bild nicht nur vom Leben und Wirken Rudigiers, sondern auch von seiner Zeit. Deutliche Schwerpunkte bilden die Kapitel, die den Bischof als Wecker der politischen Aktivität der Katholiken und als Wegbereiter der modernen Presse zeichnen. Der Text wird für unsere schaufreudige Generation durch zahlreiche, zum Teil ganz seltene Bilder, deren Wiedergabe auf Kunstdruckpapier einwandfrei ist, illustriert. Den Abschluß des Bandes bilden ein Überblick über das wichtigste Schrifttum, Biographien bedeutender Männer und eine Zeittafel.

Im Interesse der Sache sei auch auf Mängel hingewiesen. Man vermißt vor allem eine eingehendere Zeichnung der markanten Persönlichkeit des Bischofs. Neben einigen sprachlichen Unebenheiten und kleineren Versehen haben sich auch sachliche Fehler eingeschlichen, die sich bei einer Neuauflage leicht beheben lassen. Vinzentinum heißt in Brixen das Knabenseminar, nicht das Priesterseminar (S. 35). Seite 40 sollte es wohl richtig heißen: 50.000 Gulden. Die Kronenwährung wurde erst 1892, also acht Jahre nach Rudigiers Tod, eingeführt. Auf dem Freinberg bei Linz befand sich das Knabenseminar, nicht das Priesterseminar (S. 40). Die Tertiarschwestern heißen jetzt: Marienschwestern vom Karmel (S. 44). Seite 57 bzw. 83 sollte es richtig Salfinger und Dr. Nikoladoni heißen. Dr. Ebenhoch wurde erst 1898 Landeshauptmann von Oberösterreich (S. 128). Kaiser Franz Josef I. regierte nur 68 Jahre (S. 129). Ein Schottenstift ist in Linz unbekannt. Konrad Meindl wurde 1844 geboren (S. 131). Seite 133 sollte es statt Tynice richtig Tyniec heißen. Da das Buch für weitere Kreise bestimmt ist, ist die Erklärung der Fremdwörter zu begrüßen. Seite 22 blieb „Infallibilitätsdogma" unerklärt. Durch die zum Teil parallel laufende Numerierung der Bilder ergeben sich manchmal Unklarheiten in der Paginierung.

Das Wirken Bischof Rudigiers, besonders sein Bemühen um die Aktivierung der Katholiken im öffentlichen Leben und seine Förderung der katholischen Presse, reicht in seinen Auswirkungen in unsere Zeit herein. Es ist daher eine Ehrenpflicht der Katholiken Oberösterreichs, besonders der Mitglieder der Katholischen Aktion, sich im heurigen Jubiläumsjahr die Verbreitung dieser neuen Rudigier-Biographie angelegen sein zu lassen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Mitten in der Welt. Charles Foucauld und seine Kleinen Brüder. Von René Voillaume. Übertragen von M. Birgitta zu Münster O.S.B. (190.) (Herder-Bücherei, Bd. 65.) Freiburg i. Br. 1960, Herder. Kartoniert DM 2.40, sfr 2.90, S 17.50.

Die Vollkommenheit des Menschen besteht in der Nachahmung des Lebens Jesu. Die einen suchen ihm ähnlich zu werden, indem sie sich dem Gebete widmen, andere geben sich den Werken der Nächstenliebe hin, der Predigt, dem Unterricht, der Krankenpflege; die Kleinen Brüder Jesu, indem sie das einfache, stille Leben Jesu in Nazareth nachahmen in Gebet und Arbeit. Den Gedanken hat der einstige Kavallerieoffizier und Lebemann de Foucauld entworfen und praktiziert, indem er mitten unter den Mohammedanern in Afrika durch freundliche Gespräche und praktische Hilfsdienste auf sie Einfluß zu gewinnen suchte. Als er 1916 von den Tuaregs ermordet wurde, hatte er noch keinen Gefährten oder Nachfolger gefunden. Erst im Jahre 1933 konstituierten sich die Kleinen Schwestern und bald darauf die Kleinen Brüder Jesu. Klein

sollen sie sein, das heißt arm und demütig; eine eigenartige, ganz neue religiöse Gemeinschaft, ohne Klausur und Ordenskleid, ohne eigenes Ordenshaus und ohne feste Einkünfte. Zwei oder drei leben zusammen mitten unter dem gewöhnlichen Volke, auch unter Heiden, Mohammedanern und Ungläubigen, im Stil des Landes und des Arbeitskreises, wo sie sich durch ihrer Hände Arbeit in den Fabriken, auf den Feldern oder durch Heimarbeit ganz wie die anderen Menschen ihr tägliches Brot verdienen. Durch ihr bloßes Beispiel wollen sie das Evangelium ausstrahlen, ohne zu predigen, ohne Unterricht zu erteilen, ohne organisierte Werke der Nächstenliebe zu verrichten.

Die Gemeinschaft hat sich sehr schnell ausgebreitet, sie zählt schon gegen 700 Mitglieder und gegen 200 Niederlassungen in allen Ländern, auch in China, Indien, Afrika, Amerika usw. Eine neue Blüte im Garten der Kirche, ein ganz neuartiges Apostolat! Wenn man von diesem Helden- und Opfermut liest, wird man nachdenklich und beschämt und fragt sich, in welcher Weise wohl Gott die Kräfte der einzelnen Menschen verwendet wissen will. Menschliche Klugheit wendet da ein, ob solche willensstarke Helden nicht in der direkten Seelsorge mehr Erfolge erzielen würden. Aber sind diese für jeden Menschen das höchste Ziel?

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Charles de Foucauld. Vorwort von Friedrich Heer. Einführung von R. P. René Voillaume. Text und Bildlegenden von Abbé Georges Gorrée. Die Übertragung aus dem Französischen besorgte Hermen von Kleeborn. 160 Seiten mit 202 Abbildungen. Wien-München 1961, Verlag Herold. Leinen S 185.—.

Von Pater de Foucauld, der sich vom lebenslustigen Offizier zum heroischen Apostel der Sahara wandelte, geht seit seinem Tod (1916 von Tuaregs erschossen), besonders aber seit 1945 eine immer weiterreichende und tiefere Wirkung aus. Mehrere religiöse Genossenschaften (Kleine Brüder und Kleine Schwestern von Jesus) arbeiten heute in aller Welt an seinen großen Projekten einer „pré-évangelisation".

In dieser hervorragend ausgestatteten Bildbiographie wird nun das abenteuerliche Leben dieses großen, heiligmäßigen Mannes in einmaligen Bildern von erschütternder Aussagekraft, begleitet von einführenden und einfühlenden Worten, vor Augen geführt. Wer sich in diesen Band vertieft, wird ihn zum Schluß erschüttert aus der Hand legen und die Überzeugung gewinnen, daß soviel Heroismus auch für Afrika noch seine Früchte tragen wird.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Heimkehr zur Kirche. Konvertiten des 20. Jahrhunderts. Vierter Band. Herausgegeben von F. Lelotte. Übersetzung ins Deutsche von Dr. P. Hildebrand Pfiffner. (272.) Luzern-München, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 11.80, Leinen sfr/DM 13.80.

Der Abschlußband des bedeutenden Werkes hat dasselbe Ziel und ist nach denselben bewährten Grundsätzen gearbeitet wie die vorausgehenden drei Bände, die überall großen Anklang gefunden haben. Er weist dieselben Vorzüge auf (siehe Theol-prakt. Quartalschrift 1958, Seite 256, und 1959, Seite 275). Die Beiträge sind nicht von einem Autor geschrieben, sondern von Fachleuten; sie enthalten auf 20 bis 30 Seiten alles Notwendige, um uns ein deutliches Bild vom Leben und Wahrheitsstreben der einzelnen Konvertiten zu geben und von den oft wunderbaren Wegen, auf denen Gott sie zur Erkenntnis der Wahrheit geführt hat: durch ein gutes Buch, durch das Beispiel eines Musterkatholiken oder durch gründliche Studien.

Auch dieser Band stellt uns Gestalten aus allen Ständen, Völkern und Religionsbekenntnissen, darunter auch sehr bekannte Personen, wie Reinhold Schneider, den Anglikaner Chesterton, den Schriftsteller Van der Meersch und andere, die es verdienten, mehr bekannt zu werden, Theologen, Schriftsteller, Künstler usw., vor Augen.

Die vier Bände werden gerade jetzt sehr willkommen sein und viel Gutes stiften können, wo das Interesse für die religiöse Wahrheit und das Verlangen nach einer Annäherung der Konfessionen so stark geworden ist. Eine notwendige Vorbedingung dafür ist, daß wir einander immer besser kennenlernen. Aber es ist nicht so, daß nur die Andersgläubigen oft ganz falsche Anschauungen haben, sondern auch wir Katholiken haben oft gar keine Ahnung von der großen Frömmigkeit der anderen, von dem vielen Guten, das auch bei ihnen geschieht, von dem ernsten Wahrheitsstreben bei vielen von ihnen. In all das geben diese Lebensbeschreibungen einen guten Einblick

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Verschiedenes

Einführung in die katholische Theologie. Von Adolf Kolping. (191.) Münster i. Westf. 1960, Verlag Regensberg. Leinen DM 14.80.

Dieses Buch füllt in der Tat eine Lücke im theologischen Schrifttum aus. Seit der „Einführung in die Theologie" von Jakob Bilz (1935) ist kein solches Werk mehr erschienen, obwohl es höchst notwendig ist, daß der angehende Theologiestudent für den Anfang einen Studienbehelf in die Hand bekommt. Ältere Werke dieser Art (Kihn, Krieg) sind längst vergriffen und würden auch den heutigen Erfordernissen nicht mehr entsprechen. Die „Philosophische Einübung in die Theologie" von G. Söhngen (1955) setzte sich eine begrenztere Aufgabe und wandte sich obendrein an einen weiteren Kreis von Gebildeten. Darum ist diese Neuerscheinung sehr zu begrüßen und den Studierenden der Theologie wie auch ihren Lehrern aufs wärmste zu empfehlen. Der Verfasser ist Professor der Fundamentaltheologie an der Universität Münster.

Das Buch enthält in seinem I. Teil eine knappe, aber eben darum sehr übersichtliche und wertvolle Geschichte der katholischen Theologie von ihren Anfängen bis in die neueste Zeit. Der II. Teil bietet in einem vorzüglichen Abriß der theologischen Erkenntnislehre zunächst eine klare Darstellung des Glaubensaktes. Seite 118 wird dem griechischen Wissenschaftsbegriff ein freierer, moderner entgegengesetzt. Aristoteles, der als Gegenstand der Wissenschaft das Allgemeine, das begrifflich erfaßbare Wesen der Dinge erklärt, gewann damit für die damalige Zeit einen klaren Aufbau der gesamten Wissenschaft in den drei Stufen: Naturlehre, Mathematik und Metaphysik (natürliche Theologie). Aber in diesem System hat die Geschichte und somit auch die Glaubenstheologie, die weithin geschichtsgebunden ist, keinen Raum. Denn das der Erfahrung zugängliche, einmalige Wirkliche läßt sich von uns nicht restlos in Begriffen einfangen. Darum war die Reaktion gegen die mittelalterliche, ganz im aristotelischen Denken befangene Begriffswissenschaft am Anfang der Neuzeit so scharf. Der moderne weitherzigere Begriff der Wissenschaft wird auch der Glaubenstheologie gerecht. Die Offenbarung Gottes erging ja an die Menschen nicht sosehr als Heils*lehre*, sondern vielmehr in der Form von Heils*tatsachen*, wie sie im Apostolischen Glaubensbekenntnis schlicht zusammengefaßt sind, die positiven Geschehnisse, in denen sich unsere Erlösung verwirklichte. Im III. Teil des Buches werden dem Studierenden sehr brauchbare Ratschläge für den Eintritt in den theologischen Studiengang gegeben. Der Abschnitt „Studienaufbau und Studienabschluß", der besonders auf reichsdeutsche Verhältnisse abgestimmt ist, wäre auch für österreichische Lehranstalten in vielen Punkten beherzigenswert. Eine Zusammenstellung theologischer Literatur, die natürlich nur eine streng begrenzte Auswahl bieten kann, ergänzt diesen Teil des Werkes.

Als Anhang ist dem Buche für solche, die den akademischen Doktorgrad der Theologie anstreben, eine Anweisung für die Ausarbeitung von Seminararbeiten und Dissertationen beigegeben, die in jeder Zeile den erfahrenen Praktiker verrät. Sie stammt von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Stegmüller in Freiburg/Breisgau. Aus der Fülle des hier Gebotenen möchten wir besonders den Hinweis auf die so notwendige Schulung des Gedächtnisses herausheben, das gerade beim Theologiestudium von größter Wichtigkeit ist.

Für eine Neuauflage, die sicher bald notwendig sein wird, wäre die Beigabe eines Personenregisters zu empfehlen. Bei dieser Gelegenheit kann auch der Druckfehler beseitigt werden, der sich Seite 88 eingeschlichen hat („ökonomische" statt „ökumenische").

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Wissenschaft und Zeugnis. Die Ausbildung des katholischen Seelsorgeklerus in psychologischer Sicht. Von Hermann Stenger. (259.) Salzburg 1961, Otto-Müller-Verlag. Leinen S 149.—.

Mittels der Fragebogenmethode hat der Verfasser rund 800 Theologen von 12 (hauptsächlich Welt-)Priesterseminaren des westdeutschen Raumes über das „Erlebnis" ihrer philosophisch-theologischen (also nur wissenschaftlichen, nicht auch religiös-aszetischen) Ausbildung zum künftigen Seelsorger (nicht Theologieprofessor) befragt. Das Ergebnis ist im ersten Hauptteil des Buches niedergelegt. Im zweiten Teil zitiert der Verfasser, was bedeutende Theologieprofessoren (zum Beispiel Karl und Hugo Rahner, Pfliegler, Jungmann, Reuss u. a.) zu dieser Frage geschrieben haben. Im letzten Teil seines Buches wird eine (ausschließlich) psychologische Diagnose des gewonnenen Materials versucht.

Wenn man will, kann man einer solchen Studie von Anfang an mit allerlei Wenn und Aber begegnen: sie bringe letztlich doch nichts Neues, man hätte das alles schon längst gewußt; wer mitten in seiner Ausbildung stehe, habe zuwenig „Distanz", um über ihre Werthaftigkeit ein gerechtes Urteil abzugeben; man hätte unterscheiden müssen zwischen Studien an Universität, Hochschule, Hauslehranstalt; man müsse bedenken, daß manche Antworten aus lokalen Zufälligkeiten erklärbar sein dürften; wenn sich nur ein Teil der Theologen zur Beantwortung der Fragen bereit finde, könne man nur von einer Meinung „innerhalb", aber nicht „der" Theologenschaft sprechen usw.

Nichtsdestoweniger müssen wir dem Verfasser für seine sorgfältige Arbeit dankbar sein. Er hat allen, die es angeht, ein „Buch der Gewissenserforschung" geschenkt und damit (hoffent-

lich) den „Weg zur Besserung" gezeigt. Oder muß es nicht nachdenklich stimmen, wenn nur 40 Prozent der Befragten von einem echten Erlebnis in der theologischen und gar nur 22 Prozent in der philosophischen Ausbildung berichten können? Gibt es nicht zu denken, wenn als Gründe dafür angeführt werden: Lebensfremdheit, Abstraktheit, Theoretisieren, Fremdheit der überlieferten Denkkategorien, unnötiger Ballast historischen, peripheren Wissensstoffes, Mangel an Studienzeit, fehlende innere Ergriffenheit der Lehrer, zu exklusiv rezeptiver Lehrbetrieb? Was die einzelnen Fächer angeht, will man die Philosophie nicht missen, sie soll aber „anders" geboten werden. Die Exegese (vor allem des Neuen Testamentes) soll, mit Dogmatik und Moraltheologie zusammengefügt, die alles beherrschende Trias der drei zentralen Offenbarungswissenschaften bilden. Sehr gering ist das Interesse für Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Ernst stimmt die Klage, daß die wissenschaftliche Ausbildung nur wenig beitrage zum existentiellen Vollzug des eigenen religiösen Lebens und der Hingabe an Gott im Priestertum. Nach Art eines Spiegelbildes bestätigen die Äußerungen der führenden Theologieprofessoren (manchmal bis in Einzelheiten hinein), daß wir es hier nicht mit bloßen Querelen einer (immer) unzufriedenen Jugend, sondern mit einer wahren Malaise innerhalb der wissenschaftlichen Ausbildung des Seelsorgeklerus zu tun haben. Wenn der Verfasser im letzten Teil des Buches als Gegenmittel die stärkere Heranziehung des „Bildes" (an Stelle des „Begriffes") empfiehlt, mag er vom Standpunkt des Psychologen aus recht haben. Eine wirkliche Reform aber müßte von einem tieferen und breiteren Ansatz ausgehen.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Die deutsche Priesterfrage. Eine soziologische Untersuchung über Klerus und Priesternachwuchs in Deutschland. Von J. Dellepoort-N. Greinacher-W. Menges. (217.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 24.80.

Nach vorliegender Untersuchung fehlen in Deutschland 10.112 Pfarrseelsorger, das sind 38 Prozent des augenblicklichen Gesamtbedarfes. Mit deutscher Gründlichkeit (die Literaturangaben umfassen 9, die Übersichtstafeln 44 Seiten) werden alle einschlägigen Fragen behandelt. So wird berichtet über den Stand der Priesterfrage in Europa, die augenblickliche Lage der Diözesen und Orden Deutschlands, den künftigen Bedarf an Priestern, den Nachwuchs und die Motive der Berufswahl.

Zur Förderung des Nachwuchses werden an indirekten Mitteln vorgeschlagen: Gebet (auch des Priesters selber), Priestersamstag in den Pfarreien, persönliches Vorbild des Priesters, würdige Feier der Liturgie, persönlicher Kontakt mit der Jugend, Familienseelsorge (alle anderen Mittel sind ein wenig künstlich, und die Berufungen, die aus ihnen hervorgehen, sind nicht immer echt), Förderung der Weltpriestergemeinschaften. Eine Gemeinschaft von Priestern, die in Brüderlichkeit und Freude miteinander leben und in apostolischer Arbeit verbunden sind, macht auf die Jugend mehr Eindruck als ein einsamer, in seiner Isoliertheit vielleicht entmutigter und resignierter Priester. An direkten Mitteln werden empfohlen: eigener Priestersonntag, sinngemäße Feier von Primizen und Jubiläumstagen im Priesterleben, Predigten über das Priestertum, Einsatz der kirchlichen Presse (grundsätzliche Beiträge, Bildreportagen, Lebensbilder verdienter Priester), gut gestaltete Plakate an der Kirchentüre, Ausstellungen über Priesterwerden und -wirken, Informationszentrum für geistliche Berufe (in Amerika hat man damit gute Erfahrungen gemacht; die jungen Leute haben oft niemand, mit dem sie sich „ausreden" könnten), Seelsorge an den Mittelschulen, Mittelschülerexerzitien, Meßdienerbetreuung, Kontakt mit den Priesterstudenten während der Ferien.

Nachdrücklich wird für eine „Funktionssäuberung" des Aufgabenbereiches der Seelsorger eingetreten: der Seelsorger muß auf dem Gebiet der Verwaltung entlastet werden, damit er wirklich „Seel"-Sorger sein kann, eben das, was er allein sein kann.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Die oberösterreichischen Exulanten im ehemaligen Brandenburg-Ansbachischen Oberamt Stauf-Landeck. Versuch einer volkskundlich-historischen Eingliederungsforschung von Walter Lehnert. **Verzeichnis der oberösterreichischen Exulanten im Bezirk des ev.-luth. Dekanats Thalmässing im 17. Jahrhundert.** Von Georg Barth. (Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken. Begründet von Prof. Dr. Fridolin Solleder, herausgegeben von Dr. Otto Puchner/Band 14.) (VIII u. 224.) Neustadt/Aisch 1962, Kommissionsverlag Degener & Co. Kartoniert.

Die vorliegende Publikation behandelt einen bisher noch verhältnismäßig wenig beachteten Vorgang: die mit dem Dreißigjährigen Krieg und der Durchführung der sogenannten Gegenreformation zusammenhängende Auswanderung zahlreicher Österreicher, hauptsächlich Oberösterreicher (Ländler), nach Süddeutschland.

Dr. Walter Lehnert unternimmt in seiner Dissertation den Versuch der Erforschung der Eingliederung der Exulanten für das zur ehemaligen Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach gehörige Oberamt Stauf-Landeck. Die Wahl des Themas wurde durch ein ähnliches Problem der jüngsten Vergangenheit, die Eingliederung der ostdeutschen Heimatvertriebenen, veranlaßt. Der Verfasser behandelt nach einer Beschreibung des Gebietes die Einwanderung der Exulanten vor dem düsteren Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges, ihre Eingliederung, ihren Kontakt mit der verlassenen Heimat, die durch die Einwanderung hervorgerufenen Veränderungen, die Erinnerung an die Einwanderung. Zum Schlusse wird das Ergebnis zusammengefaßt und ein Vergleich mit der Eingliederung der Heimatvertriebenen aus den deutschen Ostgebieten gezogen. Dazu kommen Listen (Tabellen), graphische Darstellungen, Kartenskizzen sowie einige Bilder.

Weite Gebiete Süddeutschlands, besonders Franken, hatten seit 1632 unter den Wirren des Dreißigjährigen Krieges schwer gelitten und einen Großteil der Bevölkerung verloren. Viele Wohnstätten waren zerstört oder standen leer. Die Einwanderung der Oberösterreicher war daher im allgemeinen sehr willkommen und wurde begünstigt. Sie erfolgte in zwei Wellen, wobei die erste bereits in den dreißiger Jahren einsetzte und die zweite nach 1650 ihren Höhepunkt erreichte. Insgesamt kamen rund 2000 Personen in das Land um Stauf; sie machten schließlich mehr als die Hälfte der alteingesessenen Bevölkerung, die den Krieg überdauert hatte, aus. Der größte Teil der Exulanten (etwa 75 Prozent) stammte aus dem Mühlviertel, dem nördlich der Donau gelegenen Landesteil von Oberösterreich. Schwerpunkte der Auswanderungsbewegung waren hier in der Gegend um Leonfelden, Neufelden, Freistadt, Ottensheim und Urfahr. Aus dem südlich der Donau gelegenen Hausruckviertel kamen nur etwa 10 Prozent der Auswanderer. Hier ist vor allem die Gegend um Natternbach—Neukirchen am Walde (Gerichtsbezirk Peuerbach) auffallend stark vertreten. Bei der Zusammenstellung der Orte ist dem Verfasser eine — übrigens durchaus verzeihliche — Verwechslung passiert, indem er die Gerichtsbezirke zu Bezirkshauptmannschaften erhob.

Mit Recht wendet sich Lehnert gegen die vielfach eingebürgerte Übung, die Exulanten grundsätzlich als „Glaubensflüchtlinge" zu bezeichnen. Sicher war das Festhalten am evangelischen Bekenntnis für viele ein Hauptgrund für die Auswanderung, aber nicht der einzige. Für das Verlassen der alten Heimat waren weithin auch wirtschaftliche Gründe maßgebend. Unter den Exulanten befanden sich auch Katholiken. Meist waren es junge Leute, die in die entvölkerten Gebiete des Reiches zogen, um sich dort eine Existenz zu gründen. Der große oberösterreichische Bauernkrieg (1626), der als blutiges Zwischenspiel im Dreißigjährigen Krieg die Augen ganz Europas auf das „Ländlein ob der Enns" zog, hatte zu einem wirtschaftlichen Tiefstand geführt. Auffallend ist auch, daß die meisten Auswanderer aus dem kargen Mühlviertel, besonders aus dem nördlichen Teil, stammten. Die Exulanten hielten die Verbindung mit der alten Heimat noch längere Zeit aufrecht, wie auch die häufigen Nachwanderungen zeigen. Die Eingliederung der Oberösterreicher vollzog sich im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau des zerstörten Landes anscheinend reibungslos. Ihr Einfluß ist in manchen Belangen in Franken bis heute spürbar.

Von Georg Barth/Nürnberg, einem der Pioniere der fränkischen Exulantenforschung, war im 9. Jahrgang (1934) der „Blätter für Fränkische Familienkunde", Zeitschrift der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, Sitz Nürnberg, ein Verzeichnis: „Österreichische Exulanten im Bezirk des evang.-lutherischen Dekanats Thalmässing im 17. Jahrhundert" erschienen. Da diese Zusammenstellung schon seit Jahren vergriffen war, wurde sie vom Verfasser neu bearbeitet, ergänzt und als Anhang der Dissertation von Lehnert beigegeben. In mühsamer, jahrelanger Kleinarbeit wurden vor allem die Kirchenbücher der in Betracht kommenden Pfarren durchforscht und ein überraschend reiches Material zutage gefördert. Eine erstaunliche Vertrautheit mit dem oberösterreichischen Siedlungsraum und dessen Ortsnamen, die durch drei Studienfahrten mit dem fränkischen Familienforscher Georg Bernreuther in die „Ahnenheimat ob der Enns" noch wesentlich vertieft wurde, ermöglichte die Identifizierung der meisten der in den Kirchenbüchern vorkommenden Ortsnamen. Manchmal sind diese Namen bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Wer würde zum Beispiel vermuten, daß mit der „Fruxtiger Pfarr" St. Veit im Mühlkreis und mit „Gnadenbeckher Pfarr" Natternbach gemeint ist? Menschenschicksale in schwerer Zeit werden in manchen Eintragungen lebendig. So wird, um ein Beispiel anzuführen, zu Offenbau am 9. 1. 1654 begraben: „Eine alte Ländler-Wittib, so sich bey Thoma Dössl uffgehalten, deren Mann kurz vorher bey Straubing im Schnee erfroren." „Ist also niemand vorhanden gewest, der von ihrem Leben hätte Bericht ertheilen können" (S. 210, Nr. 563).

Die Gesellschaft für Familienforschung in Franken hat sich schon seit Jahrzehnten der Exulantenforschung, die sich trotz schöner Teilerfolge immer noch im Anfangsstadium befindet, angenommen. Mit der Veröffentlichung dieser beiden wertvollen Beiträge hat sie sich den Dank aller Heimatfreunde verdient. Die Arbeiten von Lehnert und Barth werden sicher auch in Österreich Interesse finden. Es wäre nur zu wünschen, daß auch diesseits der Grenze der Geschichte der Auswanderung so vieler ehemaliger Landsleute mehr Beachtung geschenkt würde.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Glanz des Ewigen. Sakrale Kunst in Österreich. Von Erich Widder. 59 Seiten Text, 154 ganzseitige Abbildungen auf Kunstdruckpapier, davon 14 Vierfarbenbilder. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag. Ganzleinen S 228.—, DM 38.50.

Mag man Österreich auch als das Barockland bezeichnen, so wird durch Publikationen wie die vorliegende erwiesen, daß das nur in einem beschränkten Ausmaß richtig ist. Unser Land hat an allen Stilformen und Kunstströmungen von der Antike bis zur Gegenwart teilgenommen. Daß das Barock so im Vordergrund steht, ist in erster Linie dem Umstand zuzuschreiben, daß hernach eine große Brache einsetzte, die nur zu Nachahmungen kam, daß die Barockkunst also die letzte große Phase eines einheitlichen künstlerischen Denkens und Schaffens war, das seine Verästelungen in den entlegensten Bezirken des menschlichen Lebens hatte. Richtig mag auch sein, daß der Österreicher auf Grund eines überaus kritischen Sinnes erst relativ spät in eine neue Kunstrichtung einsteigt, meist erst dann, wenn die Stilrichtungen „barock" zu werden beginnen, wie es etwa auch bei der Spätgotik der Fall war. Das ist auch der Grund, warum die „moderne" Kunst im sakralen Raum Österreichs nur zaghaft akzeptiert wurde, im Gegensatz etwa zu Deutschland oder der Schweiz. Widder hat aber eine Reihe hervorragender Vertreter dieser Richtung in sein Buch aufnehmen können. Mag auch der Historismus des vorigen Jahrhunderts arm an Ideen gewesen sein, so gab es doch auch damals hohe Kunst, wenngleich oft nur im kleinen, zum Beispiel den Linzer Domschlüssel von M. Blümelhuber.

Daß die Barockkunst ein Fest der Augen ist, wird einem schon bei der Betrachtung der Bilder klar. Der Großteil der hier gezeigten Werke ist ja bekannt. Doch hat Widder auch eine Reihe von Aufnahmen hereingenommen, die man selten zu sehen bekommt. Die harmonische Einfügung der Barockbauten in die Landschaft wird bildnerisch hervorragend aufgezeigt.

Die Renaissance ist nur durch Plastik und Malerei vertreten — begreiflich, da nach der Baukunst der Spätgotik die Glaubensspaltung die Entstehung sakraler Bauten verhinderte, bis das Barock eine neue Welle kirchlicher Baubegeisterung brachte. Die zahlreichen Aufnahmen gotischer Kunstwerke zeigen, daß Österreich bis in den letzten Winkel hinein sich der hochmittelalterlichen Kunstrichtung verschrieben hatte. Die Romanik ist überraschend reich vertreten, sowohl was die Architektur angeht, wie auch Plastik und Malerei. Die karolingische Kunst ist beileibe nicht auf den Tassilokelch beschränkt; die Ornamentsteine von St. Peter am Bichel, aber auch die Linzer Martinskirche, der Kodex Millenarius legen Zeugnis davon ab. Und so geht es zurück bis zur Römerzeit. Bild 1 zeigt den Mosaikfußboden von St. Peter im Holz.

Eine Fülle von Schönheit ist hier wiedergegeben. Die Kunstwerke gehören den verschiedensten Zeiten und Stilrichtungen an, aber sie sind alle eine innige Verbindung mit unserem Lande eingegangen. Der Autor des Buches hat es verstanden, diese Symbiose aufleuchten zu lassen. Dem Verlag schulden wir Dank, daß er das Werk so gut herausgebracht hat, vor allem auch, was die Farbtafeln angeht. Das Buch ist nicht nur ein wertvolles Geschenk, nicht nur ein Schmuck jeder Bibliothek, sondern vor allem auch ein ausgezeichneter Behelf für alle, die sich einen gutfundierten Überblick über die kirchliche Kunst Österreichs verschaffen wollen, wozu der Begleittext eine dankenswerte Hilfe darstellt.

Linz-Salzburg DDr. Norbert Miko

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

Kirchenteppiche in allen Größen · Fachmännische Beratung

Sowie Vorhänge, Decken etc. kaufen Sie günstig und preiswert bei

Linz, Rudigierstraße 9, neben dem Spital der Barmherzigen Brüder, Tel. 28 9 27

Beste Referenzen. Für kirchliche Dienststellen Sonderpreise

Zentralheizungen aller Systeme · Strahlungsheizungen

Lüftungs-, Klima-, Öl- und Gasfeuerungsanlagen

JLB

J. L. BACON KG.

Gegr. 1853 **LINZ, Kellergasse 1, Tel. 22 5 93**

Wien V, Schönbrunner Straße 34, Tel. 57 96 21–24

Für die Fastenzeit

H

MIRJAM PRAGER OSB

Kreuzweg mit Israel

Mit einer Einleitung von Friedrich Heer / 16 ganzseitige, zweifarbige Illustrationen von Karl Seelos / 52 Seiten / 16 Tafeln / kart., mit Glanzfolie, S 32.—

Aus Texten der Heiligen Schrift und der Liturgie ersteht neu der Kreuzweg des Herrn in unmittelbarer Einheit mit dem Mysterium des jüdischen Volkes. Christliche Selbstbesinnung kommt heute nicht darum herum, die Anliegen des Auserwählten Volkes im Denken und Beten hineinzunehmen in die eigene Existenz, die zentrale Not des Menschen, des Christen, seine eigenen Kreuzwege auf dieser Erde in jenem Mysterium zu erfahren, das im Sohn Davids das Schicksal der ganzen Menschheit untrennbar mit dem Heil und Unheil Israels verknüpft hat. Die Zeichnungen der 14 Kreuzwegstationen, der Einstimmung und des Ausklanges verhelfen zu einer vertieften Meditation.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

Das Kaufhaus für das Büro und Büromöbelfabrik

Jos. Haberleitner Linz

Bürgerstraße 2–6

Zweiggeschäft: Wien VII, Breitegasse 17

Verlangen Sie Prospekte!

SCHREIBMASCHINEN

MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35

Besten Schutz bietet Österreichs ältestes Feuerversicherungsinstitut

OÖ. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt

Linz, Herrenstraße 12 · Tel. 26111

Vertretungen in allen Gemeinden Oberösterreichs

BAUSTOFFE · FLIESEN
BEINKOFER

Baustoffe
Fliesen
Boden-
beläge

Beinkofer & Co.

Linz, Hessenplatz 19
Telefon 22163

INDUSTRIEUNTERNEHMUNGEN
A. KAPSREITER
SCHÄRDING

BAUUNTERNEHMUNGEN
KAPSREITER
GES. M. B. H.
WIEN, GRAZ, SALZBURG,
SCHÄRDING, EISENSTADT,
PURKERSDORF, INNSBRUCK
HOCHBAU, TIEFBAU, STRASSENBAU,
KANALBAU, TUNNELBAU, STAHL-
BETONBAU, EISENBAHNOBERBAU

GRANITWERKE SCHÄRDING
ZIEGELEI SCHÄRDING
BRAUEREI SCHÄRDING

JOSEPH COMBLIN

Der Auferstandene

Ein theologischer Essay

Aus dem Französ. von Dr. theol. Kath. Neulinger. 253 S., Lw. S 72.—.

Unsere Zeit gleicht — religiös gesehen — in mehr als einer Beziehung der Zeit des frühen Christentums. Wirklichkeiten und Werte sind zur Geltung gekommen, Einrichtungen und Klassen entstanden, die noch nicht verchristlicht sind. Der Welt des Glaubens steht eine profane und pluralistische Welt gegenüber, die das Christentum zu einer Revision seiner gewohnten Existenzformen nötigt. So hat der Glaube in neuer Bewußtheit zu jenem zentralen Geheimnis zurückgefunden, das die stärkste und wesentlichste Botschaft gegenüber der heidnischen Welt ist: zum Geheimnis der Auferstehung. Tatsächlich ist dieses Geheimnis in einer Weise aktuell geworden, wie es Jahrhunderte nicht der Fall war. Das vorliegende Werk ist denn auch viel mehr als ein theologischer Traktat; es bietet in unmittelbarer und engagierter Sprache die Öffnung einer Wahrheit, die unsere ganze Lebensauffassung, Lebenshaltung und Geschichtsbewältigung zu revolutionieren vermag.

WILLI MOLL

Vater und Väterlichkeit

215 Seiten, Leinen DM 11.80.

Der Verfasser versucht, aus einer umfassenden soziologischen, anthropologischen, philosophischen und — vor allem — theologischen Sicht heraus eine Position wiederzugewinnen, die unsere Zeit schon fast verloren oder aufgegeben hat. Er nimmt dabei einen modernen, der gegenwärtigen Situation der Familie entsprechenden Standpunkt ein und scheut sich weder vor „heißen Eisen" (Ablehnung jeder Form des Patriarchalismus) noch zaudert er vor den Konsequenzen im religiösen, wirtschaftlichen oder politischen Bereich. Jede theoretische Grundlegung wird sofort in die aktuelle Praxis umgesetzt, und da das Werk sich auch von jeder langweiligen und konventionellen Sprechweise freihält, führt es zu ebenso frappierenden wie offenherzigen Einsichten. Ein wesentliches und notwendiges Buch, das die gebildeten Laien (ob leibliche oder geistige Väter) ebenso angeht wie Priester und Seelsorger und alle, die noch eine Ahnung von der Bedeutung der Vaterschaft im sozialen Aufbau unserer Zeit haben.

VERLAG STYRIA, GRAZ — WIEN — KÖLN

HERBSTHOFER

HEIZUNG - LÜFTUNG - WASSER

LINZ/DONAU, SÜDTIROLERSTR. 5 - GEGR. 1870

FRIGIDAIRE

ENGELBERT PADER

LINZ/DONAU, HOPFENGASSE 7a-9

Telefon (Linz 07 22) 24 1 68 Serie

Kühl- und Gefrieranlagen · Kühlschränke · Tiefgefriertruhen und Raumklimatisierung

Kühlanlagenbau seit 1868

Ihre Einkaufsquelle

für Stoffe,
Bettfedern,
Wäsche

Urfahr

Hauptstraße 4
Ruf 32 1 55

Paul Bruckmüller

Linz, Kellergasse 6

MESSWEINE

Weiß- und Rotweine, Dessertweine und Wermut · Eigene Weingärten in Südtirol

Pfeifen Engler

REISEANDENKEN
SCHACHSPIELE

Inh. E. Schille
Linz, Hauptplatz 22

Elektrische u. Gasfeuerzeuge
Glas- und Porzellanmalerei
Glas- u. Porzellanphotographie
Alle Arten Schilder in Email,
Resopal und Aluminium

Für die Kirchensitze: die schönen, dauerhaften Resopalschilder

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

BAUUNTERNEHMUNG

E. HAMBERGER

TIEF- UND HOCHBAU OHG

LINZ/DONAU, BÜRGERSTRASSE 11

Für Kirchen, Klöster und den hochwürdigen Klerus:

STOFFE ALLER ART, WÄSCHE,
WIRKWAREN, TEPPICHE,
VORHÄNGE, MÖBELSTOFFE,
DECKEN, BETTWÄSCHE

MARTIN SPORN, *Linz/Donau*

ECKE DOMGASSE-GRABEN / RUF 22132 / GEGR. 1887

PICHLER & JIRSA G.m.b.H.

GAS · WASSER · HEIZUNG

Linz/Urfahr, Rudolfstraße 25 · Tel. 32 5 57
Reparaturen: Herrenstraße 40, Tel. 27 8 18

Therese von Lisieux, wie sie wirklich war

Authentische Photographien

Einleitungen und Bildkommentar von P. François de Sainte-Marie

72 Seiten Text, mit 3 Tafeln und 1 Zeichnung
168 Seiten Abbildungen, Leinen, S 185.—

Das wahre Gesicht der heiligen Therese vom Kinde Jesu, endlich frei von jeder süßlichen und sentimentalen Verzeichnung.

Eine große Anzahl von Originalphotos, die im Archiv des Karmels von Lisieux verwahrt waren, sind hier — von allen Retuschen gereinigt und sorgfältig kommentiert — zum ersten Male herausgegeben. Ein einzigartiges Dokument der Hagiographie.

Durch jede Buchhandlung

VERLAG HEROLD — WIEN — MÜNCHEN

Bezugsbedingungen

Der **Inlandsbezugspreis** für den ganzen Jahrgang 110/1962 beträgt S 58.—, für den halben Jahrgang S 29.—.

Das Abonnement kann ganz- oder halbjährlich bezahlt werden.

Die Quartalschrift ist auch über den Buchhandel zu beziehen, doch bitten wir, allfällige Reklamationen dann nicht an uns, sondern an die betreffende Buchhandlung zu richten.

Ein Abonnement gilt als fortgesetzt, wenn nicht bis 1. Dezember die Abbestellung erfolgt ist. Bei Bestellungen während des Kalenderjahres liefern wir die bereits erschienenen Hefte nach.

Im **Ausland** kann die Quartalschrift durch folgende Buchhandlungen bezogen werden:

Australien: John Hinton & Co., North Sydney, N. S. W., 50, Miller Street.

Belgien: Ancienne Librairie Desbarax, Louvain, 24, rue de Namur.

Dänemark: Sankt Ansgars Boghandel, Kobenhavn, Bredgade 67.

Deutschland: Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth, Bayern.

England: Parker & Son, Ltd., Booksellers, Oxford, 27, Broad Street.

Frankreich: Librairie Saint Paul, Paris 6e, 6, rue Cassette.
Librairie Alsatia, Strasbourg, 50, Rue des Hallebardes.

Holland: Berkhout (W. Smolders), Boekhandel, Nijmegen, P. Brugmanstr. 18.
H. Coebergh, Boekhandel, Haarlem.
Dekker & van de Vegt, N. V., Nijmegen, Oranjesingel.
Meulenhoff & Co., Amsterdam, Beulingstraat 2.
Wed J. R. van Rossum, Utrecht, Achter Het Stadhuis.
Swets & Zeitlinger, Amsterdam, Keizergracht 471.
F. J. Vugts, Boekhandel, Haaren N. B.

Italien: Buchhandlung Athesia, Bozen, Laubengasse 41.
A. Weger's Buchhandlung, Brixen/Prov. Bozen.

Luxemburg: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).
Librairie Clees-Meunier, Luxembourg-Gare, 15, rue du Fort Elisabeth.
(Postscheck-Nr. 5390, Brüssel 35.02.12.)

Schweiz: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).

Südamerika: Libreria del Verbo Divino, Córdoba, Avenida Vélez, Sarsfield 74, Argentina.

USA: The Moore-Cottrell Subscription Agencies, North Cohocton, New York.
Stechert-Hafner Inc., Books and Periodicals, New York 3, N. Y., 31 East 10th Street.

Druck: Oberösterreichischer Landesverlag, Linz, Landstraße 41.

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

110. JAHRGANG 1962 3. HEFT

Stoffliches, Nichtstoffliches und die Seele

Wider den Materialismus von gestern und heute

Von Dr. A. Motzko, Wien

Gibt es eine Wirklichkeit im Nichtstofflichen? Ein Für-sich-selbst-Sein des Nichtstofflichen? Ist es einem eigengesetzlichen Bereich zugehörig, der über dem Stoffe steht, oder doch nur eine Äußerung des Stofflichen? Ein Heer von Geistern steht auf, das die nichtstoffliche Realität verwirft. Hier geht der Kampf der Meinungen und Thesen um die tiefsten und letzten Fragen des menschlichen Denkens. Der Mittelpunkt, um den seine Fronten kreisen, heißt: Unsterblichkeit und — Gott. Nur wenn es ein stofffreies Eigensein im Einfachen, Unzerstörbaren gibt, kann es eine über den irdischen Raum und die Vergänglichkeit der Zeit erhabene Seele geben, eine unsterbliche Seele.

I. Gegen Unsterblichkeit und Jenseitsglauben, gegen alles, was über das Diesseits hinausgreifen will, kämpft das **Dogma von der ewigen Materie,** der die Allheit in Raum und Zeit zugesprochen wird. Das war so in den Tagen des Aristoteles, der in seiner Spätzeit, von der Enge naturwissenschaftlicher Vorstellungen gefangen, seinen höheren Gottesbegriff, seine übernatürliche Schau verlor[1]), das wurde von neuem herrschende Lehre in der immanentistischen Aristoteles-Renaissance Sigers von Brabant und wuchtete sich schließlich aus zum Materialismus und Positivismus der neueren und neuesten Zeit.

Der Vortrupp dieser Geistesrichtung ist die Skepsis, die nichts gelten läßt, was nicht das Skalpell des Anatomen offenbar macht. Sie hat den naturwissenschaftlichen Empirismus auf den Schild gehoben, so daß er sich aus dem Diener des Forschens zu dessen Tyrannen wandelte. Und nur dort, wo Zweifel und Erfahrungswissenschaft die Ergebnisse ihres Suchens zur Weltanschauung deuten und runden wollen, tauchen sie tief in den Dämmer von Annahmen, die aus Erfahrung nicht zu beweisen sind. Ihr Wortführer, der materialistische Monismus, erklärt das Psychische als eine Reflexerscheinung des Physischen. Seele ist nichts. Sie ist nur ein Sekundärprozeß des Stoffwechsels, der Verdauung und Atmung. „Kein Gedanke ohne Phosphor!" Der Ausspruch Moleschotts wurde zum Kampfruf der materialistischen Einheitsphilosophie; ihre Psychologie verkündet den Glaubenssatz des psycho-physischen Monismus, der die Alleinexistenz des Stoffes begründet. Und scheint — oder schien es nicht, daß die Ergeb-

[1]) Dempf, Sacrum Imperium. Berlin 1929, S. 344.

nisse der Biologie, gestützt namentlich auf den vivisektorischen Versuch, tatsächlich diesen Schluß zuließen? Mehr noch, ihn zwingend machten?

Ungeheuerer Triumph über das Christentum! Was sind dagegen Lamarck und Darwin! Sie löschten nur den Paradiesesbericht aus, das Dogma von Erbsünde und Erbschuld, vom peccatum originale, oder glaubten wenigstens, dies zu tun. Aber die Leute um Büchner[2]), der den vernichtenden Hieb gegen die Lehre des Gekreuzigten führte, sie löschten die Unsterblichkeit der Seele und — Gott selber aus. Sie hatten freilich das Wort vergessen, mit dem der Unglaube von alters her solchen Kampf verlor: „Galiläer, du hast gesiegt!" Der Streit um das Einheitsbewußtsein der Seele, um ihre Eigenexistenz, ging seit dem 18. Jahrhundert. Die Assoziationsphilosophie David Humes, die „subjektlose Psychologie" tritt neben den französischen Sensualismus, und schließlich leitet die Entwicklung zum Materialismus über, der von der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts freundlich begönnert wird. Büchner schrieb sein Buch um 1850. Es wurde zur Bibel des modernen Unglaubens. Der psychophysische Monismus führt eine ganze Reihe von Erscheinungen ins Treffen, die seine Grundannahme, das Seelische sei nur Begleiterscheinung des Stofflichen, stützen sollen.

Der flüchtige Beobachter wird solchen Ableitungen aus Erfahrungstatsachen leicht verfallen. Die sichtliche Gebundenheit des Seelischen an das Körperliche wird in ihm Zweifel an der Eigenständigkeit der Seele wachrufen. Beobachtungen, die scheinbar zwingend auf das Aufhören auch des seelischen mit dem Ende des leiblichen Lebens hinweisen, werden ihm diese Zweifel leicht zur Gewißheit umprägen, so daß er darauf verzichtet, die Frage allseitig und unter den Vorbehalten einer eingehenden Kritik zu beleuchten. Da ist der Fall mit dem abgeschnittenen Hundekopf, der unter den Händen des geschickten Vivisektors wieder „deutliche Zeichen des Lebens" gab. Da ist der geistig verkümmerte, der idiotische Mensch, dessen Einheitsbewußtsein zerstört ist. Da ist das zweijährige Kind mit dem Gehirntumor: Unter seiner übermäßig aufgetriebenen Stirne gehen die Augen in verzerrten Schlitzen um und um, aber der Blick ist leer, nicht ein Schimmer von Bewußtsein spricht aus ihm.

Aus solchen und ähnlichen Erfahrungen leitet der Materialismus ab: Lebt das Gehirn, so lebt die Seele; ist das Gehirn verbildet und seine Funktion gestört, so ist auch das psychische Leben gestört. Ist das Gehirn völlig vernichtet, dann hat damit alles, was wir Seele nennen, endgültig zu bestehen aufgehört. Ein anderer Beweis, den der materialistische Monismus für seine Auffassung anzuführen vermag: Auch der Ablauf unseres psychischen Lebens ist an Raum und Zeit gebunden, insoferne als in einem Zeitpunkt nur eine Vorstellung im Brennpunkt unseres Denkens stehen kann, nie zwei zugleich. Also ist auch die Seele nichts anderes als eine Erscheinung des Raum-Zeit-Bereiches, in dem neben dem Anfang immer das Ende, neben dem Werden immer das Sterben steht.

---

[2]) Ludwig Büchner, Kraft und Stoff. 20. Aufl. Leipzig 1902, Verlag Theodor Thomas.

II. Es ist nützlich, **sich mit solchen Schlußfolgerungen auseinanderzusetzen.** Neben und über das Stoffliche hebt sich das Nichtstoffliche. Das ist zunächst die Erkenntnis aus der Beobachtung der Phasenreihe des Seins, die sich im gewaltigen Terrassenbau des Lebens aufrollt. Es beginnt mit dem Gesetz der inneren Ordnung im Organischen, hebt sich im Tier zum Bewußtsein, das auf den Anruf der Sinne antwortet, und klärt sich im Menschen aus zum geist-, gefühl- und willensbestimmten Ichbewußtsein. Aber dies ist noch keineswegs ein Beweis für die Eigenexistenz des Nichtstofflichen. Ist nicht doch das Erlebnis unserer inneren Einheit eine Spiegelung der körperlichen Einheit, des stofflich-organischen Individuums?

Das Leben, unser eigenes Dasein belehrt uns in abertausend glücklichen und unglücklichen Augenblicken, wie eng, ja unserem Empfinden nach unzertrennlich, Leib und Seele ineinander haften. Eines ist dem anderen verbunden; wie es scheint, buchstäblich auf Gedeih und Verderb. Die vollkommenste Symbiose, die es unter allen Formen des Lebendigen gibt, ist die zwischen Leib und Seele. Das Nervensystem, vor allem das Gehirn, stellt die unentbehrliche Verbindung dar zwischen unserem seelischen Empfinden und dem irdischen Raum, die Brücke zwischen Seele und stofflicher Welt. Alle Äußerungen, die aus dem geheimen Grund der Seele in die Umwelt drängen, und alle Wahrnehmungen, mit denen die Außenwelt sich uns mitteilt, müssen — das ist unabweisliche Erkenntnis — durch die Tätigkeit der Nerven und des Gehirnes gehen.

Unabweisliche Erkenntnis! Aber sie gibt uns nur das Recht, festzustellen, daß die Bewußtheit der Seele, also auch das Einheitsbewußtsein, an die gesunde Leistungsweise des Gehirnes gebunden ist. Sie gibt uns aber nicht das Recht, daraus den Schluß zu ziehen, daß Bewußtheit der Seele und Eigenbewußtsein mit Einheit der Seele an sich identisch seien. Die Funktion des Gehirnes ist die einer gewaltigen Meldestelle und Registratur. Diese kann gestört und zerstört werden. Dann unterbleibt jede Meldung, nicht nur die aus dem Außen, denn das Gehirn hat das Monopol der Sendung. Wenn die Sendeleitung vernichtet ist, bleibt der Empfangsraum unbeschickt. Aber wer darf behaupten, daß damit auch der Empfangsraum vernichtet sei?

Es ist seltsam erschütternd, den geistig verstürzten Menschen zu sehen. Er steht zum Teil unter dem Tier, da ihn kein Sinn mehr über die primitivsten Beziehungen des Lebens unterrichten kann. Die Leitung ist zerstört. Und doch ist er nie und nimmer ein Tier. Bedauernswert, ekelerregend oft in dem Elend seiner Zerrüttung, aber etwas Undefinierbares liegt auch über dem blödesten Menschenantlitz. Zerstörte und verrottete Form, doch immer Form eines göttlichen Bildes! Was auf dem Grund einer in Dumpfheit und Leere gedrängten Seele ringt, wissen wir nicht, aber der Wesensgrund ist auch in der Seele des verlorensten Menschengeschöpfes vorhanden, und es ist darum so viel ärmer als ein Tier, weil es beraubte Hoheit ist, die in seinem jammervollen Dasein trauert. Und die Überzeugung dürfte zu Recht bestehen: Wenn es durch eine Gehirnoperation gelänge, die das Übel verursachende Verbildung wegzuschaffen, würde aus der neugewonnenen Klarheit die Seele eines Menschen sprechen.

Ungemein eng, unzertrennlich im Raum-Zeitlichen ist die Lebensverbindung zwischen Leib und Seele: Solange Leib und Seele im Irdischen bestehen, gehören sie zueinander. Nur dieser Leib und diese Seele gehören zueinander, wie Bilder ein und derselben Gestalt in zwei Spiegeln. Wenn es gelänge, einen toten Leib zu beleben, müßte das, was an Unstofflichem in ihm war — Seele beim Menschen, Psyche beim Tier —, sich ihm wieder einen. Gibt uns das Lazarus-Wunder hier einen Fingerzeig? Auch wenn es dem medizinischen Experiment glückte, völlig entflohenes Leben wieder zurückzurufen, wäre die Tatsache der Wiederherstellung der gleichen Persönlichkeit nur ein Beweis für das enge und zwingende Zueinandergehören von einem bestimmten Leiblichen und einem bestimmten Psychischen. Ein weiterer Schluß ist empirisch nicht zulässig. Man hat zum Teil erforscht, in welchem Maße die Störung einzelner Gehirnteile das Bewußtsein und seine Tätigkeitsweise beeinträchtigt (Lehre von der Lokalisierung der Gehirnzentren durch die moderne Hirnanatomie und Hirnphysiologie). Beraubung der Meldestelle und der Meldeleitung! Mehr ist auch damit nicht erwiesen.

Es geht immer wieder um den geheimnisvollen Hintergrund, von dem sich die Bewußtseinsinhalte abheben, um den Empfangsraum, in den die Meldestelle ihre Leitungen legt. Die Tatsache, daß so ein Empfangsvermögen da ist, oder, um die Frage genauer zu fassen, der Wesensbereich, in den hinein die Materie immateriell reflektiert, das ist der entscheidende Gegenstand der Auseinandersetzung. Die moderne Technik hat den Roboter gebaut, aber kein Mensch wird diesem genial ersonnenen und konstruierten Gebilde Reflexe ins Psychische zuschreiben. Das feinste photochemische Instrument hat kein Hineinhallen in den Bereich, der über dem „da" und „dort" liegt. Daß psychisches Erleben möglich ist, setzt nach allen Regeln der Logik einen psychischen Wesensgrund voraus. Welcher Schluß könnte überzeugen, daß Materie aus sich immateriell wirken kann? Nichts kann aus sich selbst über sich hinaus. Wir können nur eine Vorstellung in ein und derselben Zeit in den Brennpunkt des Bewußtseins stellen. Das ist richtig. Wir empfinden oft quälend genug, daß uns hierin Grenzen gezogen sind. Aber wir fühlen ebenso deutlich, daß uns diese Grenzen aufgezwungen sind; daß sie nicht aus den letzten Tiefen unseres Ichs kommen, sondern diesem Ich auferlegt sind. Wir haben oft das Verlangen, diese Grenzen zu sprengen, wenn die Fülle des Denkens, des Erlebens auf uns einstürmt. Dann ist hinter der Filmleinwand, über die unsere Vorstellungen und Wahrnehmungen laufen, ein Drängen und Wirbeln von Gedanken, Wünschen und Gefühlen, die uns alle gleich nah und gleich wichtig sind, ein Durcheinanderschwingen, in dem wir untergehen könnten, weil wir es nicht in die Klarheit des scharfen Festhaltens heben können. Und wir tragen in solchen Augenblicken eine Ahnung in uns, daß diese Grenzen Verarmung sind; daß Fremdes auf uns liegt, das uns beraubt, und daß es anders sein könnte, wenn wir den Kerker irdischer Daseinsbeschränkung zu sprengen vermöchten. Und das fühlen wir wieder in jenem tiefen und unerforschlichen Hintergrund, der hinter der grell umrissenen Zeichnung unserer Denkinhalte liegt, in dem, was wir als die eigentliche Seinswurzel unseres Ichs empfinden. Es ist der gleiche Wesens-

grund, in den alle Meldungen von außen hineinhallen, um dadurch erst seelisches Erleben zu werden. Es ist wieder das Unstoffliche, in welches das Stoffliche seine Bilder wirft.

In Zusammenfassung des Bisherigen sei vermerkt: Der Einwand, den wir bis jetzt gegen den Materialismus erhoben haben, mußte sich darauf beschränken festzustellen, daß Einheitsbewußtsein und Einheit der Seele als zweierlei Dinge scharf zu unterscheiden sind. Sie sind keineswegs identisch; das erste ist nur der Ausdruck des zweiten. Es ist falsch, das cartesianische „cogito, ergo sum" als einfaches Identitätsurteil aufzufassen. Zweitens: die Tatsache einer raum-zeitlichen Bindung berechtigt nicht, einen sicheren Schluß auf den raum-zeitlichen Wesensgrund der Seele zu ziehen. Die Argumente des Materialismus beweisen nur die — von niemandem bezweifelte — stoffliche Grundlage jener Funktion, durch welche Bewußtseinsinhalte vermittelt werden.

Aber gerade darin liegt bereits ein Hinweis auf das Vorhandensein eines nichtstofflichen Bereiches, dessen Grundelement einen wesentlich anderen Charakter trägt als etwa die im Stofflichen wirkende, den physikalischen Gesetzen gehorchende Kraft. Ohne einen solchen nichtstofflichen Wesensgrund könnte nicht der leiseste Reflex ins Nichtstoffliche gehen, wäre also auch die niedrigste Form des psychischen Erlebens unmöglich. Aber die Frage bleibt, ob jener Bereich des Unstofflichen eine eigene Formungskraft hat und eigene, seinem Gesetz unterworfene Bildungen, und ob er als Individuen auftretende Wesenheiten hervorbringen kann. Die Frage ist, ob es eine dem Körper gegenüber selbständig existierende Seele gibt oder nicht. Zunächst sei die Gegenfrage gestellt: Was müßte notwendigerweise sein und was dürfte notwendigerweise nicht sein, wenn tatsächlich das Psychische nichts anderes als ein Reflex des Körperlichen wäre? Es ist die Kardinalfrage, die der psycho-physische Materialismus alter und neuer Prägung restlos lösen müßte, wenn er seine Hypothese glaubwürdig machen wollte.

Wie geht das Zustandekommen einer Wahrnehmung — etwa durch den Gesichtssinn — aus der Außenwelt vor sich? Es ist ein photomechanischer und ein photo-chemischer Prozeß. Das von einem Gegenstand zurückgeworfene Licht trifft den wunderbaren Apparat des menschlichen Auges und erzeugt nach den Gesetzen der Lichtfortpflanzung, Lichtbrechung und Projektion auf der lichtempfindlichen Netzhaut ein Bild. Dieser Prozeß setzt sich fort in einem organischen (Leitung durch die Nervenbahnen!), der außer chemischen Teilvorgängen auch elektromagnetische Elemente aufweist: das Gehirn empfängt die Mitteilung von der Entstehung des Bildes auf der Netzhaut. Aber nun kommt der dritte Teil des Prozesses — wieder unter Umschaltung auf ein anderes Gebiet: das Bewußtsein empfindet und stellt fest: „Ich sehe". Übersetzung in das Psychische! Das eine der beiden Rädchen, die hier ineinandergreifen, ist bekannt, stofflich, sinnlich wahrnehmbar oder doch in der Möglichkeit eruierbar, nämlich die Gehirnzelle, in der sich die Meldung aus der Leitung des Sehnerves sammelt. Aber das andere, das diesen physischen Eindruck abhebt aus der nervlichen Substanz, um ihn aufzunehmen, in das psychische Bild umzugestalten und auf dem seelischen Hintergrund des Ichs zu

verzeichnen, dem es nun gegeben wird als das Erlebnis: „ich sehe", dieses andere Übersetzungsrad kennen wir nicht. Wir können es mit den feinsten Apparaten nicht nachweisen, es ist nicht eruierbar, aber es ist da.

Es kann der schärfst belichtete Felsblock von dem besten Apparat durch das sorgfältigst zusammengestellte Linsensystem aufgenommen worden sein und dieses Bild durch den empfindlichsten Bildtelegraphen auf eine Leinwand geworfen werden, es können reelle und virtuelle Bilder von dem malerischesten Talstück erzeugt werden, der Block und das Tal werden damit noch nicht gesehen. Weder der Photoapparat noch der Bildtelegraph — sehen. Ein Bewußtsein oder mindestens eine Bewußtheit muß das Bild aufnehmen und durch die geheimnisvolle Übersetzung zwischen dem stofflichen und dem nichtstofflichen Rädchen laufen lassen, dann erst wird das Bild — gesehen. Und hier fängt das größere Rätsel an: Ich sehe, was ich vor mir habe; das Bild eines Gegenstandes, das mein Auge trifft, fällt notwendig auf meine Netzhaut. Aber wer hat nicht schon an sich selbst erlebt, daß er dennoch das vor ihm Befindliche nicht sieht, weil sein Sinnen mit anderen Bildern ausgefüllt ist? Statt der Kerkermauern, die den Blick nach jeder Richtung hemmen, sieht der Gefangene die weite Landschaft seiner Heimat, sieht seine Lieben, sieht Bilder von Erlebtem oder Erträumtem, sieht das, was ihm sein Herz zu sehen befiehlt. Jenes letzte unfindbare Zahnrädchen muß nicht in das andere, das die Meldung physisch empfangener Bilder heranbringt, eingreifen. Hier ist eine Gewalt dazwischen, die jenes zweite Rädchen zu- und abhalten kann, nicht muß. Eine Fähigkeit, Distanz zu halten, eine Möglichkeit der Verselbständigung gegenüber dem stofflichen Geschehen! Mag man noch so laut dieser Tatsache gegenüber sich auf die Behauptung stützen, daß dann eben eine andere Gehirnzelle stärker arbeite, daß das reelle Bild durch ein imaginäres überdeckt sei, im Stofflichen entscheidet die Gebundenheit aus Stofflichem, entscheidet die stärkere stoffliche Wucht, der geringere Widerstand. Die Kerkermauer ist nahe, ganz nahe. Groß und brutal steht sie vor dem Auge des Gefangenen. Und dieses Auge ist weit offen, und nichts ist dazwischen. Welcher stoffliche Vorgang wäre stark genug, dieses Bild wegzuschaffen ohne Zuhilfenahme neuer stofflicher und neuer aus dem Stoff kommender Kräfte? Man wende ein, das Photo der Heimat sei eben stärker geprägt als das Bild der Mauer. Aber dann müßte das Auge auch immer das stärkere Bild der Landschaft sehen und könnte kein anderes zur Kenntnis nehmen, auch wenn das Hinwenden der Sehnsucht überwunden ist. Reflex aus dem Stofflichen muß in sklavischer Bindung Widerschein, Nachhall, eben Reflex sein. Nichts anderes könnte auf dem Schreibgrund des so verstandenen Seelischen seinen Griffel ziehen als nur der stoffliche Prozeß in allen seinen Phasen, und nichts anderes könnte seine Schrift sein als die getreue Kopie der Bewegungskurve im Stofflichen, im Körperlichen.

Hier aber ist ein Sich-lösen-Können vom Stofflichen, das dem Charakter der Reflexion grundwesentlich widerstreitet. Hier ist jener totale Parallelismus mit dem Vorrecht des Stofflichen durchbrochen, ohne den die Reflextheorie unhaltbar wird. Was ist dieses Gewaltige, das den äußeren materiellen Vorgang so ganz für das innere Erleben auszulöschen

vermag, das in die Seele Bilder stellen kann, die stark, alles andere übermächtig beherrschend, das Bewußtsein erfüllen? Welcher materielle Vorgang wäre die Grundlage dieser Gewalt? Man wird keinen nennen können. Es ist nichts anderes als die Sehnsucht, das Verlangen, vielleicht Angst und Sorge, Vorgänge, die allein im Nichtstofflichen liegen, die durch keine stofflich-organische Aggression, durch nichts von außen Kommendes erzeugt oder unmittelbar geändert werden können. (Die Schwächung oder Schärfung des Bewußtseins, etwa durch Rauschgift, hat nichts mit dieser seltsam freien Grundhaltung der Seele zu tun.) Wohl hängt auch unser Verlangen von Vorstellungen ab, die wir in unser Bewußtsein tragen oder tragen lassen; also von Bildern unwirklicher Natur. Und zur Erzeugung solcher Bilder wird immer wieder der stoffliche Apparat, also Nerven- und Gehirnzellen, in Anspruch genommen.

Es ist möglich, daß wir uns das Kommen und Gehen solcher Bilder vorzustellen haben wie eine elektrische Meldung, die durch einen Druck auf einen bestimmten Schalterknopf ausgelöst wird. Bleiben wir bei dieser Vorstellung: unser Gehirn ein ungeheures Schaltbrett mit unzählbaren Schalterknöpfen auf unfaßbar kleinem Raum! Aber nun die entscheidende Erwägung: Wer drückt auf den Knopf? Woher kam der Gedanke, das imaginäre Bild? Ich lese eine Schilderung der Wüste, die ich nie gesehen habe. Vor mir habe ich nur weiße Blätter mit schwarzen Zeichen bedruckt, die in Gruppen zusammengestellt sind. Aber von meinem Schaltbrett kommt die Meldung: unendliche Weite, glühende Sonne, Sand, Sand, Sand, brauner Fels ohne Halm, wandernde Dünen, Verlorenheit von Mensch und Tier ... Wer tastet auf meinem Schaltbrett? Ist es ein chemo-mechanischer oder ein elektromotorischer Prozeß, der durch Papier und Druckerschwärze in mir ausgelöst wird? Oder ist es das Unstoffliche eines anderen Ichs, des Autors, der mit dem Hilfsmittel des gedruckten Wortes mir Eindrücke gibt, die er aus seinem Bewußtsein herausholt? Was ich mir vorstelle beim Lesen des Buches, wird in mir gerufen. Und nicht ein stofflicher Prozeß ist die rufende Ursache. Ein Unstoffliches, ein Wissen und Wollen aus einem anderen Ich ruft in mir. Das ist immer wieder das Entscheidende: Welcher stoffliche Prozeß könnte als Ursache des geistigen Vorganges aufgezeigt werden?

Die Beobachtung zeigt uns vielmehr die starke Zurückstellung des Körperlichen hinter das Seelische. Alles Stoffliche, das hiebei vor sich geht (die Meldeleitung im stofflichen Apparat), ist nur untergeordneter Diener einer Gewalt, die nichtstofflich ist, der Rufgewalt der Seele. Sie ist unabhängig von der materiellen Gestaltung meiner Umgebung, unabhängig vom Umsatz in meinem stofflichen Organismus, sie ist freie Kraft aus dem Nichtstofflichen. Auf den Ruf von Ich zu Ich antwortet etwas in mir: das Angerufene. Ein Letztes in uns, ein Unterbauendes, der tiefste Grund unseres Wesens, der hinter der Tätigkeit des Denkens, hinter dem Bewußtsein selber liegt. Das ist unser primäres Ich. Wir erleben es zumeist als Empfangspotenz, es ist aber auch Sendepotenz. Denn es vermag eigenmächtig den Apparat unseres Gehirnes in Bewegung zu setzen, in eine Bewegung, die so stark ist, daß mitten in stumpfer, uninteressanter Alltagsumgebung leuchtende, herrliche, strahlende Bilder

ferner Welten in uns entstehen, wahr und wirklich, mit zwingendem Befehl; so stark, daß dadurch ein Schaltknopf eigens ausgebildet wird, der von nun an dauernd zur Verfügung unseres primären Ichs bleibt. Unser Gedächtnis beruht auf solchen Vorgängen.

Aber das primäre Ich, der letzte Wesensgrund meines unstofflichen Seins, ist nicht nur der Bauauftraggeber für das Gebäude meiner Vorstellungen und Erinnerungen, es hat auch Gewalt, mit den Leitungen des „Schaltbrettes" nach Belieben umzugehen. Ich kann die Bilder meiner Vorstellungen im Kleinen oder im Großen schauen, in flüchtiger Zeichnung, als farbige Darstellung oder als glühende Wirklichkeit. Ich kann ein und dieselbe Vorstellung im Nu in andere Dimensionen, Formen, Farben gießen. Das primäre Ich als Sendepotenz ist seinem Vorstellungsinhalt gegenüber souverän. Es ist absoluter Herr des stofflichen Apparates, der ihm den Vorstellungsinhalt zu liefern hat. Wäre das Psychische nur Reflex aus dem Physischen, dann müßte den starken und raschen Veränderungen unserer Vorstellungsinhalte eine stark und rasch wechselnde Folge von physischen Reizen vorausgehen, als die Erstursache unseres Vorstellens. Wir wissen aber: nichts dergleichen ist der Fall. Wir können die bewegtesten Vorstellungen in der größten physischen Unbewegtheit erleben.

Man wende nicht ein, daß die Kleinstbewegung, etwa in unseren Ganglien, sich der Beobachtung entziehe. Das Körperempfinden vermittelt uns oft genug den Eindruck einer Anstrengung des Gehirnes. Das Gefühl lässiger, müder Ruhe darf darum auch auf einen Ruhezustand des Gehirnes schließen lassen. In solchen Zuständen können wir die bewegtesten Bilder halb wachend, halb träumend erleben. Das Stoffliche erweist sich in solchen und unzähligen anderen Fällen als das Sekundäre. Und es baut auch nicht nachträglich seine Vorstellungsreihe neben dem psychischen Vorgang auf, nur die letzten Phasen, chemische und elektromotorische Vorgänge in den zu Schaltern des geistigen Schaltbrettes gewordenen Zellen setzen ein, und schließlich erfolgt der imaginäre Lichtbildwurf, das heißt die Entstehung eines Lichtbildes von einem unwirklichen Gegenstand, und zwar auf Befehl des primären Ichs. Dieses primäre Ich kann also Vorstellungen an die Stelle von direkten Wahrnehmungen setzen. Das heißt, es kann den stofflichen Vorgang zu einem guten Teil ersetzen durch eine Kraftleistung, durch ein Wollen, durch einen Befehl, durch eine Aktion. Unser primäres Ich besitzt Aktivität aus sich. So wie es angerufen sein kann, kann es auch Rufendes sein, rufend in das eigene Bewußtsein oder in ein fremdes Ich.

Die Aktivität wird unterstützt durch die Gewalt, Vorstellungsinhalte zu wählen. Unter vielen Eindrücken, die im Laufe der Erfahrung gesammelt werden, kann jene Urgewalt des nichtstofflichen Wesens, das primäre Ich, einige wenige oder eine einzige Erinnerung herausstellen als bevorzugten Inhalt des Denkens oder neue Vorstellungsreihen zusammenstellen, unabhängig von irgendwelcher organischen Disposition. Gewiß wird auch hiezu der stoffliche Apparat in Dienst genommen, aber die befehlende Gewalt, die jede solche Aktion einleitet, ist stets jenes Letzte, tief auf dem Grund meines Wissens um mich selbst Befindliche, das als der

Kernbezirk des Ichs bezeichnet werden muß. Das primäre Ich! Wir bezeichnen mit diesem Ausdruck den Urgrund des Ichs im Gegensatz zu dessen Erfüllung mit Vorstellungsinhalten. Es ist das grundlegende Nichtstoffliche in der geistigen Persönlichkeit des Menschen, sein stofffreies Urelement.

Noch deutlicher kommt diese Fähigkeit des souveränen Rufens als charakteristisches Merkmal unseres unstofflichen Seelengrundes zum Ausdruck in der Betätigung des Willens, im Willensakt. Man mag die Willensfreiheit noch so sehr in Abrede stellen, es ist zutiefst im menschlichen Bewußtsein, in der Erkenntnis über sich selbst verankert, daß wir die Motive unseres Handelns frei wählen können. Gewiß ist auch unser Entschlußfassen weitgehend in einen kausalen Zusammenhang eingespannt. Kausalität gilt als ein allgemeines ontisches Verhältnis. Alles, was wirklich ist, hat eine Ursache, ist hineingestellt in die Gesamtheit des Seienden und herausgeworden aus dem ewig fließenden Strom alles Geschehens überhaupt. Nichts, was ist, nichts, was geschieht, steht isoliert, alles ist im Ablauf aller Dinge einem Vorher und einem Nachher zwischengeschaltet. Aber daß eine Handlung gesetzt wird, daß sie so und nicht anders gesetzt wird, liegt allein in der freien Motivwahl des Willens, kommt aus jenem undefinierbaren Moment der Freiheit, durch das immer ein Neues, außerhalb einer gebundenen Entwicklungsreihe Stehendes an sie herangeholt wird. Eine Leugnung dieser Tatsache des Freien ist Blindheit dem Urgesetz alles Geschehens gegenüber, aus dem alle Entwicklung in ihren entscheidenden Phasen kommt. Über das menschliche Handeln und Entschließen darf festgehalten werden: Jedes klare Ichbewußtsein weiß, daß kein Motiv aus sich stark genug ist, den Willen zu binden. Der Wille kann es noch im letzten Augenblick verwerfen und anders entscheiden. Wäre der Wille ein Reflex stofflichen Geschehens, dann müßte in dem Organismus des sich plötzlich in seinen Entschließungen völlig Umstellenden, und zwar sowohl im Stofflichen selbst wie im stoffgebundenen Kräftehaushalt, eine die seelische Umordnung verursachende stoffliche Umordnung vorausgehen als körperlich empfindbarer Prozeß, das heißt als ein aus dem Stofflichen kommender Zwang, so und nicht anders zu entscheiden. Wir dürfen uns auf unser Bewußtsein als einen getreuen Spiegel unseres inneren Erlebens berufen. Mag ein chemischer Vorgang in unserem Organismus mit unabwendbarer Folgerichtigkeit abrollen, unser Bewußtsein meldet nichts von einem unserem Belieben entzogenen Ablauf unseres Geistigen, meldet nichts von einem unwiderstehlichen Geführtsein, einem Unfreisein dem als Außen empfundenen Körperlichen gegenüber, von einem widerspruchslosen So-handeln-Müssen.

Der Mensch kann im Gegenteil durch seine Willenskraft den Körper zwingen. Sein Geist kann ohne Zuschub aus dem Körperlichen sich zu Leistungen aufraffen, die über jedes Maß hinausgehen. Der Student, der sich durch Hunger und Entbehrung durchschlägt und sich doch nächtelang den Schlaf versagt, um sein Studium zu vollenden, hat gewiß auch in jener Gehirnpartie, in der die Willenskraft ihr Instrument hat, und in jener, die dem Intellekt dient, keinen Überschuß mehr an Stoff und Kraft. Warum sollte die allgemeine Reduzierung seines Körperlichen

vor bestimmten Teilen halt machen? Er wird mit deutlich fühlbarer geistiger Ermüdung zu kämpfen haben. Und doch kann er Müdigkeit, Schlafbedürfnis und Hunger, diese Zeugen eines ausgeplünderten Körpers, niederzwingen, gegen alle Forderungen des Organismus sich zur Weiterarbeit verhalten. Sicher bewirkt das Ineinanderverhaftetsein von Körper und Geist, von Leib und Seele, daß immer einem Vorgang in einem Partner auch ein solcher im zweiten entspricht. Sicher treibt die Willenskraft des Studenten und seine seelische Haltung zum Weiterarbeiten noch die letzten Kraft- und Blutreserven in jene Gehirnpartien, die der Funktion des Denkens dienen. Aber die tätige Kraft, der mächtige Befehl, die bewirkende Ursache schlechthin kommen nicht aus dem versagenden Organismus. Primäres Ich ist das: Aktivität aus dem Urgrund jenes Seins, das souverän gebietend über dem Stofflichen steht. Ihm eignet unabweislich die Führungsgewalt über das Stoffliche. Es lehnt die Meldung der körperlichen Erschlaffung ab und legt seinen Befehl auch auf den zusammenbrechenden Organismus, zwingt ihn, schier entgegen allen physikalischen Gesetzen, aufrechtzubleiben und weiterzudienen. Wo ist der Gleichlauf aus dem Vorrang des Stofflichen, der solches Diktat des Seelischen als körperlichen Reflex plausibel machen könnte?

Am deutlichsten aber zeigt sich die Unzulänglichkeit materialistischer Beweisführung auf dem Gebiet des Gefühles. Alles stoffliche Geschehen muß den Grundgesetzen des Stofflichen gehorchen. Das steht außer allem Zweifel. Und was Reflex aus Stofflichem ist, kann nur Widerschein solchen gesetzgebundenen stofflichen Geschehens sein. Das Gefühl, das in unserer Seele lebt, gibt uns tausendfältige Beweise, daß es weder in seiner Intensitätskurve den Ablauf stofflichen Geschehens vermerkt noch stofflicher Gesetzgebundenheit unterliegt. Echtes Gefühl! Nicht die Empfindung, die fälschlich oft so genannt wird. Empfindung ist Niederschlag aus dem Körperlichen; Gefühl aber ist seelisches Erlebnis, ist die große Ausgleichs- und Umschaltstelle der seelischen Bewegung von innen nach außen; des Wollens, des Verlangens, und der Bewegung von außen nach innen: der Wahrnehmung, der Vorstellung, des Denkens überhaupt; Umschaltstelle im tiefsten Grund unseres Seins. Die Empfindung, die einen Nervenreiz in das Gehirn und in unseren seelischen Bereich meldet, bleibt uns immer als etwas von außen (d. h. aus dem Materiellen) Kommendes feststellbar. Das Gefühl kann auf Empfindungen reagieren. Die Empfindung kann auch Niederschlag eines Gefühles sein, und je stärker ein Gefühl ist, desto stärker wird es auch physisch empfunden. Aber während Empfindung immer Leistung aus dem stofflichen Apparat ist, erleben wir das Gefühl als den Akt einer rein nichtstofflichen Funktion.

Ein Grundpfeiler der Naturwissenschaft ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Die Menge an Energie im Welthaushalt bleibt immer gleich — im Haushalt des Stofflichen. Das Mehr an Leistung, das an einer Stelle aufscheint, muß sich an einer anderen Stelle als Abgang ausweisen lassen. Energie kann aus einer Form in eine andere umgewandelt werden, die Gegenstände, an denen eine Kraft angreift, können verändert oder ausgewechselt werden, die Gesamtmenge an Energie aber bleibt stets dieselbe. Mit diesem Gesetz steht und fällt die Physik.

Kraft ist im Reiche des Stoffes eine meßbare Größe, ein Berechenbares; richtiger: der Kraftaufwand, die Differenz zwischen dem Zustand vor und nach einer Leistung ist meßbar oder errechenbar.

Und im Krafthaushalt der Seele? Unmittelbarer als im Erkenntnisakt oder selbst im Willensakt erfahren wir das Gefühl als Kraftäußerung. Es ist wie der Zündfunke, der alle Regungen des Bewußtseins auslöst. Steht nicht vor und hinter jedem Wollen ein Gefühl, das uns treibt? Wird nicht der Kraftaufwand, der in der Leistung des Denkens, Vorstellens, Wahrnehmens liegt, gespeist, gefärbt, irgendwie moduliert aus einer Kraft, die auf dem Grund unseres Wesens lebt, deren Vorhandensein oft gar nicht in den Scharflichtkreis unseres Bewußtseins rückt, die aber da ist und aus der wir uns — lauschen wir genauer in unser seelisches Ich — stets bewegt und geleitet fühlen: Sehnsucht, Liebe, Interesse, auch Furcht, Abscheu, Trauer, Schrecken — Kräfte des Gefühles.

Herbart löst das Gefühl in Vorstellungen auf, die wie Kräfte gegeneinander kämpfen. Aber Vorstellungen sind Bilder; sie kämpfen nicht, sie werden benutzt im Kampfe anderer Gewalten, die sie erfassen oder verwerfen, auf die sie mit Lust oder mit Abscheu antworten. Das Gefühl ist ein Unmittelbares und Echtes. Unser Intellekt kann uns täuschen, auch als Majordomus des Gefühles, aber das Gefühl täuscht uns nicht über sich und kann auch von uns über seinen eigentlichen Charakter nicht getäuscht werden. Es kann unbegründet sein, und wir können es uns ausreden. Aber da wir es empfinden, erleben wir es unmittelbar, in seiner wahren Eigenart und in seiner ganzen Gewalt. Wie ein dunkles Geheimnis steht das Gefühl zwischen Erkenntnis und Willen. Wie ein Zielgrund dem einen — alle Erkenntnis will und muß ins Gefühl münden. Wie ein Urgrund dem anderen — aller Wille kommt unmittelbar aus einem Gefühl. — Mag die vorausgehende Erkenntnis das Gefühl formen, erst das Gefühl und nicht die Erkenntnis legt den Hebel des Willens herum.

Im Gefühl vollzieht sich die Umschaltung aus Erkenntnis in Entschließung. Es ist die große Kraftzentrale der Seele, im tiefsten Wesensgrund des Nichtstofflichen bewurzelt. Gehorcht dieses Gefühl in seinem Auf und Nieder, in seiner Kraft und Leidenschaft nicht doch einem stofflichen Ablauf? Hat es seine Beursachung nicht doch im Körperlichen? Kann etwa der Anatom oder der Biologe den Sitz des Gefühles im Organismus und dessen Wandlungen als stofflichen Vorgang nachweisen? Das Rätsel des Gefühles und seiner Kraft spottet jedem Versuch einer verstofflichenden Schablonisierung. Da ist die Liebe, die von dem geliebten Menschen nur Hohn erfährt, Verdemütigung, Abweisung, Liebe, die Mißhandlung und Entbehrung tragen muß. Weder mittelbar noch unmittelbar kommt ihr irgend etwas aus dem Stofflichen zu, das den ungeheuren Kraftverbrauch zu ersetzen vermöchte. Und doch lebt solche Liebe unzerstörbar, wächst ins Uferlose, ins Heroische, ins Sinnlose. Aber sie bleibt. Und mit jedem neuen Opfer, das ihr auferlegt ist, gewinnt sie mehr Macht über die Seele. Da ist das Gefühl aus Religiosität, aus Gottverbundenheit. Es ist Ziel und Krönung religiösen Wissens. Aber es ist weit stärker und tiefer, als Wissen jemals sein kann. Jenes Gefühl, das die lebenden Fackeln der neronischen Gärten in der Qual eines entsetzlichen

Todeskampfes Preislieder zu Gottes Ehre, Hymnen der jubelnden Freude singen läßt. Seele als Reflex des Körperlichen? Alle Formzerstörung löst Verneinung aus, die im Anorganischen Widerstand, im Organischen, soweit es empfindungsfähig ist, Schmerz heißt; Schmerz, der alle Kraft aufbraucht bis zum völligen Versagen, bis zum Auslöschen des Bewußtseins. Aber hier: selige Freude, die den Alarmschrei körperlicher Qual nicht achtet, Jubel als Reflex auf Vernichtung. Da ist das Geheimnis der Mutterliebe, die für ein Kind genau so stark, reich und opferbereit ist wie für zehn Kinder, die keine Teilung und keine Verminderung kennt, keinen quantitativen Verbrauch, und die dem Körper, in dem sie wohnt, Unerhörtes an Leistung auferlegt, weil sie selbst maßlos und unausmeßbar ist, unmeßbar an stofflichem Verbrauch und unmeßbar an Wirkung.

So ist das Gefühl. Alle Versuche, seelische Kraft zu messen und zu berechnen, werden zuschanden. Sind die Apparate nicht fein genug? Nicht scharfsinnig genug ausgeklügelt? Niemals wird es möglich sein, mit physikalischen Formeln die Grenzen von Wucht und Leistung der seelischen Kräfte zu bestimmen. Nun schwingen die Flügel der verschlossenen Pforte weiter vor unserem Suchen auf. Das Ahnen des Menschengeistes tritt ein in das Heiligtum des unbekannten Bereiches: das Unstoffliche gewinnt Kontur, Profil. Ein Zug seines Wesens tritt vor uns ins Deutliche: in seinem Bereich gilt das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht mehr. Ein Ahnen wird uns, das sich zu einem Ruf ins Grenzenlose verdichtet, weil es über das Fassungsvermögen des Menschen hinausdrängt. Das Stoffliche hat Grenzen seiner Geltung, aber über sie hinaus reicht eine Wirklichkeit, die unter einem anderen Gesetz steht. Wir erfahren diese Wirklichkeit aus dem Wesensgrund unseres Seelischen und erfahren unser Seelisches in seinen bestimmenden Merkmalen als ein Geschöpf aus jener Wirklichkeit. Die versklavende Fessel der Reflextheorie sinkt und bricht. Die freie Eigenständigkeit der Seele wird uns zur Gewißheit. Das souveräne Individuum „Seele", das in der Bewurzelung seines Wesens sich selbst gehört, wird Lebensglaube. Die Bindung an den Leib ist nichts Entwürdigendes mehr, denn sie erniedrigt die Seele nicht mehr zum Trugbild des Körpers. Wir erkennen: in der engen Verbundenheit von Leib und Seele ist die Seele durchaus nicht das unbedingt Unterworfene, das Passive, sondern — wir dürfen ruhig so schätzen — weit mehr das Aktive, das Herrschende.

Wir erleben unsere Seele als etwas schlechthin Unräumliches. Das bringt die kritische Überlegung nahe, daß alle physische Gesetzlichkeit, die wir als das Fundament der uns umgebenden Welt kennen, nur auf die irdische Raumwelt beschränkt ist, daß in einem anderen Bereich eine andere Gesetzlichkeit herrscht. Das Nichtstoffliche ist uns kein Wort ohne Inhalt mehr: Es ist der Bereich des Raumlosen, der Bereich, in dem die Grenzen des Raumes stürzen, weil kein Gesetz der Ausdehnung mehr das Neben- und Nacheinander schafft. Nur die Undurchdringlichkeit des Materiellen macht den Ablauf in Raum und Zeit sinnvoll. Wo eine Form zugleich die Grenze einer anderen Form darstellt und bewirkt, kann eine neue Bildung nur auf Kosten einer alten entstehen. Sie muß diese entweder von ihrem Platz oder aus der Reihe der Zeit drängen. Wo keine Ausdehnung

mehr den Kampf der Dinge um ihren Bestand begründet, fällt dieser weg. Wo das Gesetz der Durchdringlichkeit ein Ineinander- und Durcheinanderschwingen aller Formen ohne Verlust und Verletzung sich vollziehen läßt, dort wird auch die Notwendigkeit des Erscheinungsrahmens „Raum" hinfällig. Eigenwesen und Eigengesetzlichkeit des Immateriellen: das ist der Königsgedanke des Geistes, das Erkennen der eigenen Art, das ihn aus der Umklammerung der Materie zur inneren Freiheit und zur Würde der Gottebenbildlichkeit erlöst.

III. Die bisherigen Ausführungen galten in der Hauptsache einer Auseinandersetzung mit dem Materialismus alter (mechanistischer) Prägung, der, heute als „Vulgärmaterialismus" und etwas überlebt bezeichnet, immerhin das Denken breiter Schichten durchdrang und die religiöse Haltung in bedenklichem Grad zersetzt hat. Seine Grundideen wirken in der geistesgeschichtlichen Entwicklung weiter. Die von ihm abgeleiteten Systeme lehnen manche seiner Thesen ab, können aber doch die Verwandtschaft mit ihm nicht leugnen. Als sein bedeutendster Nachfahre muß der **„dialektische Materialismus"** (Diamat) genannt werden, der heute im Mittelpunkt des spekulativ-philosophischen Streitgespräches steht. Wetter[3]), Meurers[4]), Ogiermann[5]) und andere Gelehrte beschäftigen sich eingehend mit der Darstellung dieser Weltlehre und der sachlichen Untersuchung der zahlreichen fachwissenschaftlichen Literatur, die ihr den Grund bauen will. Dialektik, ein dem philosophischen Denken vertrauter Ausdruck, bedeutet zunächst eine Forschungsmethode, die schon in der Philosophie der Alten bekannt und geübt war. Aristoteles nennt Zeno, den Eleaten, den Vater der Dialektik. Sokrates und Plato haben das den Dingen innewohnende Wesen, die reinen Begriffe, durch Spruch und Widerspruch zu ergründen versucht (dialégein = auseinanderlesen, trennen, gegeneinander abwägen, miteinander durchdringen). Schon Plato aber sieht dahinter den logischen Nachvollzug eines ontischen (im Wirklichen, Seienden sich vollziehenden) Verlaufes. Zum Welterklärungssystem ausgefeilt wird die Dialektik — als Gesetz der Entwicklung — bei Hegel, der in Thesis, Antithesis und Synthesis auch den Werdegang der Geschichte erkennt. Er will das Weltgeschehen auf ein Prinzip zurückführen, also monistisch lösen. Sein Weltgrund liegt im Geistigen, im Immateriellen (das „Absolute"). Marx lehnt ebenfalls den Dualismus von Materiellem und Immateriellem ab, aber er zieht sich auf die Materie als alleinigen Seinsgrund zurück. Seine Philosophie ist in der Hauptsache bezogen auf die Geschichte des Menschen und der menschlichen Beziehungen. Erst Engels geht zu einer allgemeinen dialektischen Ontologie (Lehre vom Sein) über und legt damit den Grund, auf dem der dialektische Materialismus heute noch aufbaut, wenn er sich auch in Einzelheiten davon unterscheidet.

---

[3]) Gustav A. Wetter, Der dialektische Materialismus und das Problem der Entstehung des Lebens. München-Salzburg-Köln 1958, Verlag Pustet.

[4]) Joseph Meurers, Die geistige Einwirkung des Materialismus auf die Wissenschaft des Ostens. München-Salzburg-Köln 1957, Verlag Pustet.

[5]) Helmut Ogiermann, Materialistische Dialektik. München-Salzburg-Köln 1958, Verlag Pustet.

Die Lehre des Diamat ist reiner, materialistischer Monismus. Daran ändert auch nichts die Feststellung seiner Wortführer, daß die Vorgänge im Psychischen nicht aus den physischen Formungsgesetzen erklärt werden können, sondern eine bestimmte Eigengesetzlichkeit aufweisen, und daß Psychologie nicht durch Physiologie zu ersetzen sei. Die Einheit der Welt besteht in ihrer „Materialität", sie ist der „Muttergrund" alles Geschehens und aller Dinge. Das ist die Grundauffassung des dialektischen Materialismus. Damit wird als Prämisse gesetzt, was erst Schluß der Beweisführung sein müßte. Schon Marx bezeichnet das Denken als das „immaterielle Produkt des materiellen Prozesses", und nach Lenin ist das Bewußtsein ein innerer Zustand der Materie. In dieser so aufgebauten Welt ist auch kein Raum für Gott und, da die Form der materiellen Dinge vergänglich und nur der Wechsel das Beständige ist, auch nicht für die unsterbliche Seele.

Der Diamat geht aus von einer Gleichung, die keineswegs zutreffend ist: alles Materielle ist wirklich. Die Umkehrung lautet: Alles Wirkliche ist materiell (Meurers a. a. O., S. 29). Von dieser Basis aus wird versucht, in mehr oder weniger gewaltsamen Thesen und Hypothesen aus der Materie allein die Seinsstufen (anorganisch, organisch, psychisch, geistig-seelisch) als sich auseinanderentwickelnd zu erklären. Manche seiner Sätze sind dabei weder neu noch unrichtig, so der Satz vom Widerspruch und die Lehre, daß die Entwicklung vom Niederen zum Höheren geht (allerdings, wenn man diese, wie zum Beispiel im Naturgeschehen, nicht auf die zeitliche Abfolge beschränkt versteht, sondern im Sinne einer Wertrangreihe). Aber was nun mit Hilfe dieser Sätze konstruiert wird, unklar und unentschieden in der Terminologie und unter Außerachtlassung anderer wesentlicher Grundsätze des logischen Denkens, das ist hineingepreßt in eine Fülle von Zufälligkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. Die Entwicklung, namentlich von einer Seinsstufe zur anderen, geht in der Sicht des Diamat folgendermaßen vor sich: In jedem Gegenständlichen sind strukturelle Gegensätze, die als Widersprüche in kämpferische Bewegung kommen, auseinander- und gegeneinanderstreben und, da sie doch in eine Einheit gebunden und in ihr verbunden sind, einander durchdringen. Dadurch wird eine neue Situation geschaffen. Durch das Zusammentreffen bestimmter Momente in einem bestimmten Zeitpunkt ist der Kampf der Gegensätze so weit gediehen, daß sich der „dialektische Sprung" vollzieht, der neue Wesenheiten schafft, sowohl Einzeldinge als auch Seinsbereiche. Das Umschlagen des Quantitativen in das Qualitative höherer Ordnung!

Die erste und wichtigste Frage, die der Diamat zum Beweis seiner Auffassung zu lösen hätte, wäre die von der Entstehung des Lebens aus der anorganischen Materie. Diesen Nachweis experimentell zu erbringen, bemüht sich ein Heer von Chemikern und Biochemikern. Sie wollen den Faden dort aufnehmen, wo er Engels aus den Händen fiel: „Leben ist die Daseinsweise des Eiweißkörpers." Eiweiß ist der einzige Stoff, der imstande ist, sich zu erhalten, zu ernähren und zu erneuern. Zu den großen Wortführern der sowjetischen Naturwissenschaft gehört

Oparin[6]). Das Ergebnis unzähliger Versuche und Versuchsreihen ist dessen Behauptung, daß es möglich wäre, bei Vorhandensein einer (sehr großen) Anzahl von bestimmten Elementen in einer bestimmten Zuordnung und der Herstellung bestimmter Reaktionsketten künstlich ein Eiweißmolekül zu erzeugen. Tatsächlich würde es sich um eine unübersehbare Reihe von Voraussetzungen handeln. Ihr Zusammentreffen, nach Zahl, Zeit und Ordnung bestimmt, wird in keiner Weise als Notwendigkeit ersichtlich. Bliebe nur eines: der Zufall als deus ex machina. Anderseits gilt die Entwicklung vom Niederen zum Höheren als ein der Materie innewohnendes, also notwendig auf Erfüllung gerichtetes Zielstreben.

Aber es ist bis heute nicht gelungen, ein (lebendes) Eiweißmolekül aus dem Anorganischen zu erzeugen. Da das Experiment den wichtigsten Beweis für die Grundanschauung des Diamat schuldig bleibt, ist diese nach wie vor bloße Behauptung, reine Theorie. Im übrigen sagt Wetter am Schlusse seiner kritischen Untersuchungen durchaus mit Recht, auch wenn es Oparin gelänge, ein Eiweißmolekül herzustellen, so wäre damit nur der Nachweis für die Voraussetzungen seiner Entstehung (zugleich der Entstehung des Lebenden) gelungen, nicht aber die Entstehung selbst, das ist das lebenauslösende Moment, erkannt und erklärt.

Was nämlich der Diamat völlig übersieht, ist das unwidersprechbare Gesetz vom zureichenden Grund. Es besagt, daß jede Veränderung eine ihr adäquate Ursache haben muß. Er übersieht völlig, daß kein Ding über die ihm innewohnenden Kräfte und Möglichkeiten hinauskann, in eine höhere Seinssphäre vorzudringen vermag, ohne daß ihm von dort eine tragende Kraft entgegenkommt, also Kraft aus einer höheren Ordnung, eine höhere Kraft. Ogiermann stellt scharf und klar fest: „Es wäre sinnlos, vertreten zu wollen, ein Seiendes ‚äußere', vollziehe und betätige sich in einem ontologischen Ausmaße, das die Grenzen der substrathaft vorgegebenen Aktualität überschreiten und sprengen würde" (a. a. O., S. 209). Schubert-Soldern[7]), der in dem Streit zwischen Vitalisten und Mechanisten, denen sich Chemiker und Physiker zugesellen[8]), eine mittlere Stellung bezieht, weist auf Forschungsergebnisse hin, denen zufolge eine Zelle an sich als Aufbaustoff irgendeiner organischen Form verwendet werden kann und wird, wenn sie unter das Gesetz dieser Form gerät und dessen Wirkbereich entelechetisch ein- und zugeordnet wird. Das Gesetz einer inneren Ordnung und die Zielursächlichkeit dieser inneren Ordnung! Eine bestimmte Ausformung wird angestrebt, die in der Zelle selber noch nicht gegeben ist, ein Gesetz, das über dem steht, was die Zelle aus sich erfüllen kann. Schubert-Soldern stellt in bezug auf das Organische fest: „Alle chemischen Einzelprozesse führen zu einem bestimmten Ziel. Die Koordination jeder chemischen Umsetzung beruht zwar auf dem elemen-

---

[6]) O. A. Oparin, Das Problem der Entstehung des Lebens im Lichte der Errungenschaften der modernen Naturwissenschaften. 1953. — Einer gründlichen Auseinandersetzung mit ihm ist die Schrift gewidmet: G. A. Wetter, Der dialektische Materialismus und das Problem der Entstehung des Lebens. München-Salzburg-Köln 1958, Verlag Pustet.

[7]) Rainer Schubert-Soldern, Philosophie des Lebendigen, Graz-Salzburg-Wien 1951.

[8]) Ein Streit, der bis auf Aristoteles und Demokrit zurückgeht und in der Gegenwart eine heftig geführte Gelehrtenfehde ausgelöst hat.

taren Vermögen der Atome, die Sukzession der Umsetzung jedoch führt zu einem bestimmten Ziel, das seiner relativen Wahrscheinlichkeit nach allein auf Grund der atomaren Kräfte nie erreicht werden könnte" (a. a. O., S. 266/7). Unabweislich muß das logische Schließen weitergehen: Wo ein Gesetz wirkend ist, muß eine Kraft, ein Agens sein, das Träger dieses Gesetzes und zugleich sein Vollzieher ist. Eine Kraft, die Immaterielles bewirkt, muß im Bereich des Immateriellen bewurzelt sein; gehört sie einem niedrigeren Bereiche an, könnte sie niemals über diesen hinaus wirken. Darin liegt der Dualismus zwischen Materie und Immateriellem mit zwingender Notwendigkeit begründet.

Vom Hauptmerkmal des Immateriellen ausgehend, von der Durchdringlichkeit, drängt aber Forschen und Überlegen weiter. Ungeheure Gedanken, einer sich aus dem anderen entwickelnd, brechen in unsere Vorstellungswelt ein, reißen unser Suchen in einen Wirbel, der die Grundpfeiler unserer aus der Sinnenwelt gewohnten Anschauungen von den Dingen erschüttert. Ist es wirklich ein Dogma, daß alles, was einen Anfang in der Zeit hat, auch ein Ende in der Zeit haben muß? Der Materialismus behauptet es, im Materiellen jedenfalls mit Recht. Alles Ende ist bedingt durch den Anfang eines Neuen, das seinen Platz beansprucht. Das ist der Widerstand, der die Daseinskraft des Alten aufbraucht. Was ist Vergehen? Sterben? Was ist Verwitterung im Gestein, Sättigung einer Lösung, Reibung beim Lauf der Kugel, Ausgleich der Spannung, des Gefälles beim Strom? Alles Ausdruck des im Grunde gleichen Vorganges: Die Stoffbeziehung, aus der eine Bewegung in einer bestimmten Materie sich erhält, wird abgelöst durch eine neue, die, stärker als die bisherige, die Materie und die in ihr wirkende Kraft in ihre Gewalt zieht und sie nach ihrem Gesetz umzubilden versucht. Veränderungen des einen durch das andere! Das begründet Notwendigkeit und Sinn des Vergehens einer Form. Bei dem, was lebt, ist das Sterben nichts anderes als ein Überhandnehmen von Störungen, Ungleichgewichtigkeiten, von Widerstehendem. Sei es die Zerstörung des Gewebes durch einen Krankheitsprozeß, sei es die Veränderung der Gefäßwandungen oder der Blutzusammensetzung, immer ist es die Herausbildung einer neuen, ordnungsstörenden, organfeindlichen Form, durch die der Säfte- und Kräftehaushalt des Körpers aufgezehrt wird. Im Bereich der Materie gilt allgemein, daß neben dem Anfang das Ende steht. Erst wenn es erreichbar wäre, daß die Aufnahme von Aufbaustoffen quantitativ über dem Verbrauch bliebe, und zwar dauernd, könnte eine Fortdauer des materiellen Individuums vorstellbar werden — ins unbestimmt Endlose. Im Bereich des Durchdringlichen, des Raumlosen, in dem die Entstehung einer neuen Bildung nicht das Vergehen einer schon bestehenden voraussetzt, fällt das Sterben als unabwendbare Bedingung des Werdens bzw. des Gewordenseins weg. Das Rein-Geistige, um das es hier geht, ist aus den Wechselbeziehungen von Kraft und Stoff und Wandelbarkeit nach dem Gesetz der materiellen Erscheinungswelt herausgelöst. Hier ist dem Gesetz des Stoffes kein Sinn mehr gegeben.

Nichts aber ist sinnlos im Plane der Schöpfung, nichts ist zwecklos. Im tiefsten Vertrauen auf die Weisheit, die aus aller Ordnung im Aufbau

des Geschaffenen spricht, klärt sich der Schluß: Alle Geschöpflichkeit, die ihrem Wesen und ihrer Existenz nach im Raumlosen bewurzelt ist, muß wohl, als Geschaffenes, einen Anfang in der Zeit haben, aber sie muß kein Ende in der Zeit haben, denn nichts begründet in diesem Bereich das Vergehen als Notwendigkeit. Über den Tod, der alles Lebendige im Körperlich-Räumlichen beherrscht, triumphiert dort das individuelle Sein, das nach dem Gesetz des Rein-Geistigen geformt ist, die unsterbliche Seele.

Ephesos – ein Beitrag Österreichs zur Paulusforschung*)

Von Theol.-Prof. Dr. Siegfried Stahr, Linz a. d. D.

Das Jahr 1961 war ein Paulusjahr. 1900 Jahre waren vergangen, seit Paulus Rom, die Hauptstadt der damaligen Welt, betreten hat. Dieses Ereignis, dem die Christenheit des Westens soviel verdankt, ist der Anlaß dafür, daß wir uns hier mit Paulus, dieser gewaltigen Apostelgestalt, beschäftigen. Wir wollen dies aber tun im Zusammenhang mit Österreich. Und dieser Zusammenhang besteht über Ephesos. Denn in Ephesos in Kleinasien, wo Paulus ungefähr drei Jahre gewirkt hat, hat das Österreichische Archäologische Institut von 1898 bis heute (allerdings mit einigen Unterbrechungen, die vor allem durch die beiden Weltkriege bedingt waren) Grabungen durchgeführt und diese immer weiter ausgebaut, so daß das kleine Österreich heute die größten und modernsten Ausgrabungen in Anatolien betreibt und damit eine der größten Grabungsstätten der Welt überhaupt besitzt. Es ist das Verdienst von Otto Benndorf, Ephesos als Grabungsstätte vorgeschlagen zu haben und dann, unterstützt von hochherzigen Gönnern, nach den Entdeckungs- und Ausgrabungserfolgen der Engländer mit wissenschaftlich geschulten Kräften 1895 dort die ersten Vorarbeiten begonnen zu haben[1]). Von 1898—1913 leitete dann die Ausgrabungen Rudolf Heberdey, von 1926—1935 Josef Keil[2]), der unter Mitarbeit von Adolf Deißmann und vielen anderen vor allem das christliche Ephesos wieder ans Licht brachte; seit 1954 lag die Leitung der Ausgrabungen bei Prof. Miltner[3]), der 1959 gestorben ist. Trotzdem geht die Arbeit weiter, und zwar jetzt unter Leitung von Prof. Dr. Eichler. Um wenigstens die wichtigsten Ausgrabungen in Ephesos durchführen zu

---

*Festvorlesung bei der Thomasakademie 1961 anläßlich der 19-Jahrhundert-Feier der Ankunft des hl. Paulus in Rom.

[1]) Siehe (s.) Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes I, Beiblatt, Spalte 53—54 (abgekürzt: Jh I B 53—54).

[2]) Deißmann nennt in: „Die Ausgrabungen in Ephesus 1926“ (Theologische Blätter VI [1927], 18) Hofrat Prof. Dr. Josef Keil den besten Kenner der ephesischen Landschaft und Geschichte.

[3]) S. Keil Josef, Ephesus — Ein Führer durch die Ruinenstätte und ihre Geschichte, Wien 1957, S. 3 (abgekürzt: FüE 3);
Miltner Franz, Ephesus — Stadt der Artemis und des Johannes, Wien 1958, S. 133 (abgekürzt: MiE 133).

können (eine vollständige Freilegung der Stadt, die einst ungefähr eine halbe Million Einwohner gezählt hat, ist ja kaum möglich), wird es nach Meinung des verstorbenen Prof. Miltner, bei Vorhandensein der dazu erforderlichen Mittel, noch eines Zeitraumes von 15—20 Jahren bedürfen.

Wenn wir den Namen Ephesos hören, denken wir vielleicht daran, daß dort im Jahre 431 das 3. Ökumenische Konzil stattfand, das Maria als Gottesgebärerin klar herausstellte; daß Ephesos von manchen auch als der Ort angesehen wird, wo Maria ihr irdisches Leben beendet haben soll; daß in Ephesos der Apostel Johannes gewirkt hat und dort auch gestorben ist und über seinem Grab einst eine prachtvolle Basilika stand. Und aus der Gymnasialzeit werden wir vielleicht noch in Erinnerung haben, daß die Göttin Artemis in Ephesos ihren größten und herrlichsten Tempel hatte, den man sogar als das schönste der Sieben Weltwunder bezeichnete. Mit Recht gibt daher Miltner seinem Ephesosbuch den Titel: „Ephesos, Stadt der Artemis und des Johannes", was für ihn natürlich auch durch die Ausgrabungen und Funde besonders nahegelegt wird.

Verdient aber Ephesos nur diese Bezeichnung? Freilich ist nach alter Überlieferung Johannes als einziger Apostel in Ephesos begraben, und zwar ganz in der Nähe des Heiligtums der Artemis. Aber Johannes hat nicht als einziger Apostel auch in Ephesos gewirkt und die Artemis bekämpft, sondern schon vor ihm war ein anderer Apostel dort, dessen Verdienst es ist, der eigentliche Gründer der Christengemeinde von Ephesos zu sein: nämlich der Apostel Paulus. Wie schwer es war und welche Mühen es Paulus gekostet hat, als erster der Artemis Christus gegenüberzustellen, wird uns besonders klar beim bekannten Aufstand der Silberschmiede unter Demetrius im Theater von Ephesos. Und so dürfen wir Ephesos wohl auch bezeichnen als die „Stadt der Artemis und des Paulus".

Wir beschäftigen uns nun im 1. Teil mit Ephesos als der Stadt der Artemis und des Paulus, wobei wir uns im Blick auf die Artemis die geschichtliche Entwicklung der Stadt vor Augen führen wollen, während uns im Blick auf Paulus das Entstehen des Christentums in dieser Stadt interessiert. Im 2. Teil wollen wir dann fragen, was Ephesos als die Stadt der österreichischen Ausgrabungen für einen bestätigenden Beitrag zur Paulusforschung leisten kann.

1. Teil: Ephesos, die Stadt der Artemis und des Paulus

1. Ephesos, die Stadt der Artemis

Gleich von Anfang an hängt die geschichtliche Entwicklung von Ephesos von zwei Faktoren ab: von einem inneren und von einem äußeren oder, besser gesagt, von einem religiösen und einem wirtschaftlichen. Als im ersten Jahrtausend v. Chr. griechische Kolonisten unter Führung des später als Stadtgründer verehrten Androklos in der Bucht von Ephesos landeten, sollen sie dort schon ein uraltes Heiligtum der einheimischen kleinasiatischen Muttergöttin vorgefunden haben, die sie nur dem Namen nach ihrer Artemis gleichsetzten (denn sonst hat diese Göttin mit der Jagdgöttin Artemis oder Diana der griechischen Mythologie nichts zu tun). Daher hat man sie auch zum Unterschied von dieser als „Artemis Ephesia"[4])

bezeichnet. Ihr Heiligtum, das Artemision[5]), dessen erste Gründung die Sage den Amazonen zuschreibt, war der geistige, religiöse Mittelpunkt der Bewohner dieser Gegend. Aber auch noch von einem zweiten Faktor, einem wirtschaftlichen, wie wir gesagt haben, hing das Werden, Blühen und Vergehen von Ephesos ab, und das war das Meer. Denn die Meeresbucht von Ephesos war durch die Ablagerungsstoffe des Kaystrosflusses und die dünenbildende Tätigkeit des Meeres sehr stark der Verlandung ausgesetzt[6]), und dadurch vor allem bedingt, hat Ephesos dreimal seinen Platz gewechselt, wonach man auch die Stadtgeschichte einteilt[7]). Wenn wir nun kurz die Entwicklungsgeschichte von Ephesos bis zur Zeit des hl. Paulus überschauen, so wollen wir das tun unter besonderer Berücksichtigung dieser für Ephesos so wichtigen Lebensquellen: des Artemisheiligtums und des Meeres.

1) Zuerst also die altjonische Stadt, von der Gründung bis zur Umsiedlung durch Krösus (etwa 1000—560 v. Chr.). Jonische Abenteurer haben unter Führung des Königs Androklos ungefähr sieben Stadien (etwa 1200 m) westlich vom vorgefundenen und von ihnen neubezeichneten Artemisheiligtum, um das die Karer und Leleger angesiedelt waren, am Nordabhang des Panajirdag ihre Hafenstadt erbaut, die rasch emporblühte. Vor der Mitte des 6. Jh. v. Chr. aber hat dann der Lyderkönig Krösus, dessen sagenhafter Reichtum ja sprichwörtlich geworden ist, Ephesos unter seine Oberhoheit gezwungen. Er stiftete zwar für den damals im Bau begriffenen neuen Tempel der Artemis durch den Baumeister Chersiphron mehrere Säulen, verlangte aber auch, daß die Epheser nun ihre Stadt verlassen und sich in der Nähe des Artemistempels ansiedeln sollten.

2) Von dieser Umsiedlung durch Krösus bis zur Verlegung der Stadt durch Lysimachos wird dann das griechische Ephesos gerechnet (560 bis 290 v. Chr.). Der Lyderkönig Krösus wird aber bald vom Perserkönig Kyros (den wir ja von Isaias (Kap. 41) her als das große Werkzeug Jahwes kennen) abgelöst. Die Perser werden dann später von den Griechen bei Salamis (480 v. Chr.) besiegt. Die so wieder freigewordenen Epheser schließen sich zuerst Athen an (nämlich dem unter Athens Vorherrschaft stehenden Seebund), treten aber im Laufe des Peleponnesischen Krieges (431—404 v. Chr.) auf die Seite der Spartaner. Trotzdem aber wurde Ephesos wieder den Persern untertan (durch den Frieden von Antalkidas 386 v. Chr.), bis schließlich bald nach seinem ersten großen Sieg über die Perser am Granikos (334 v. Chr.) Alexander der Große in Ephesos einrückte. 22 Jahre vorher, gerade in der Nacht der Geburt Alexanders des

---

[4]) S. Pauly-Wissowa, Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, V. Band, 10. Halbband, Spalte 2758 ff. (abgekürzt: PW V/10, 2758 ff.), PW/3, 1372—1373 (Die ephesische Artemis); A Dictionary of the Bible von James Hastings 605—606 (Diana of the Ephesians); Revue Biblique (RB) 1929, 321—342 (Artémis Ephesia, in: Tonneau R. P. R., Ephèse au temps de saint Paul), MiE 4.

[5]) RB 1929, 21—34 (Le Temple d'Artémis); Österr. Archäol. Institut, Forschungen in Ephesus, Band I, Wien 1906, S. 205 ff. (abgekürzt: FoE I 205 ff.); FüE 43—48.

[6]) Jh I B 56, FoE I 14—22, FüE 11—12, PW V/10, 2778 ff.

[7]) PW V/10, 2784 ff., FoE I 9—110 (Zur Ortskunde und Stadtgeschichte von O. Benndorf), FüE 12—27; auch in MiE finden wir viel von der Stadtgeschichte.

Großen, hatte Herostratos durch Feuer den herrlichen Artemistempel zerstört. Nun bot sich der Makedonierkönig an, ihn wiederherzustellen. Aber die stolzen Epheser lehnten das mit der höflichen Antwort ab, daß es einem Gotte (Alexander) nicht gezieme, einem anderen Gotte (der Göttin Artemis) einen Tempel zu bauen. So blieb Alexander nichts anderes übrig, als mit einer großen Parade und festlichen Wettkämpfen der Göttin Artemis zu huldigen.

3) Bis jetzt hatten wir es mit Alt-Ephesos zu tun. Nun aber, mit der lysimachischen Stadt, beginnt Neu-Ephesos. Es nimmt auch die längste Zeitspanne ein, nämlich von 290 v. Chr. bis etwa 1000 n. Chr. und umfaßt so das hellenistische, das römische und das byzantinische Ephesos.

Der Diadochenkönig Lysimachos[8]), einer der fähigsten Nachfolger Alexanders des Großen, erkannte mit genialem Weitblick, daß die wegen des immer mehr der Verlandung anheimfallenden Hafens ungünstige Lage von Ephesos der Stadt jede zukünftige Entwicklungsmöglichkeit nehmen wird. Darum hat er der Stadt einen neuen Platz angewiesen, indem er sie wieder unmittelbar an das Meer rückte, wodurch er nach dem sagenhaften Androklos der wahre Neugründer von Ephesos wurde. Diesen neuen Ansiedlungsraum hat er auch mit einer 9 Kilometer langen und über 6 Meter hohen, durch viele Türme gesicherten Mauer umgeben. Nach wechselhaften Schicksalen fiel dann Ephesos 133 v. Chr. an Rom und wurde nun die größte und wichtigste Stadt der neuen prokonsularischen Provinz Asia[9]). Mit der Regierung des Kaisers Augustus (30 v. Chr. bis 14 n. Chr.) beginnt für die Stadt die glücklichste Periode ihrer Entwicklung in einem zwei Jahrhunderte dauernden Frieden. Und in diese Zeit hinein fällt nun auch das Wirken des hl. Paulus und der Beginn des christlichen Ephesos.

2. Ephesos, die Stadt des Paulus

Bevor wir uns mit dem Wirken Pauli in Ephesos näher beschäftigen, wollen wir uns erst einmal fragen:

1) Warum ging Paulus nach Ephesos? Warum wählte er in besonderer Weise diese Stadt für die Verkündigung des Christentums? Paulus suchte sich überhaupt gerne Großstädte für seine Missionsarbeit aus. Er selbst war ja ein Stadtkind, geboren in der wirtschaftlich und kulturell sehr bedeutenden Stadt Tarsus an der Südküste Kleinasiens. Und immer wieder spielen Städte in seinem Leben eine große Rolle: In der Stadt Jerusalem besuchte er die Tempelhochschule, vor der Stadt Damaskus erfolgte seine Bekehrung. Zum Ausgangspunkt seiner Missionsreisen erwählte er dann die nach Rom und Alexandrien damals drittgrößte Stadt der Welt, nämlich Antiochien am Orontes in Syrien. Von einer Stadt zur anderen wanderte er auf seinen Missionsreisen, und auch

---

[8]) PW/27, 1—31.

[9]) Von der „Asischen Au" am Kaystros, wie Homer (Ilias II, 461) sie nannte, erhielt dieses Land seinen Namen. Die Provinz Asia unterstand seit 27 v. Chr. dem Senat und wurde von einem Prokonsul verwaltet. Sie war die volkreichste Provinz mit etwa 500 Städten und Ortschaften.

in der großen sittenlosen, Hafenstadt der Aphrodite, in Korinth, hat er in eineinhalbjähriger mühsamer Arbeit eine Christengemeinde errichtet. Und nun ging er nach Ephesos. „Damals, um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, war Ephesos nicht bloß eine der vielen Städte, in welchen sich das Leben des Imperium Romanum, des römischen Weltreiches, verdichtete, vielmehr war es bereits — geistig wie materiell und nicht zuletzt verkehrstechnisch — die maßgebende Hafenstadt an der Küste Kleinasiens[10])." Ja, Ephesos verdiente wirklich, „die erste und größte Metropole Asiens" genannt zu werden[11]). Wer daher Ephesos hatte, hatte Kleinasien, ja noch mehr! Denn von Ephesos aus stand man auf dem Seeweg in Verbindung mit Rom und dem ganzen Westen, so wie auch mit Ägypten, Palästina und dem Süden und auf dem Landweg mit den östlichen Ländern bis Persien und Indien[12]). Auf all diesen Wegen konnte man aber nicht nur Gold und Silber, Edelsteine und Perlen, Leinwand, Purpur und Seide, Elfenbein und Edelholz, Erz, Eisen und Marmor, Wein, Öl und Weizen, Rinder, Schafe, Pferde und Menschen[13]) in alle Welt bringen, sondern auch die Lehre Christi.

2) Wann kam nun Paulus in dieses Ephesos und wie war sein Wirken dort? Als Quellen für den ephesinischen Aufenthalt des Paulus stehen uns zur Verfügung besonders die Apostelgeschichte[14]) (die verhältnismäßig ausführlich darüber berichtet) und auch noch gelegentliche Äußerungen in Paulusbriefen[15]).

a) Das erstemal hören wir in der Apostelgeschichte etwas von Ephesos, als Paulus nach einem mißglückten Angriff der korinthischen Juden in Begleitung von Aquila und Priscilla[16]) dieses Korinth verlassen hat und über Ephesos nach Antiochien reist. Er bleibt da in Ephesos nur über einen Sabbat (Apg 18, 19), verspricht aber wiederzukommen. Aquila und Priscilla läßt er dort zurück, anscheinend in der Absicht, bei seiner geplanten Rückkehr dann schon Wohnung und Arbeit bei ihnen zu finden (Apg 20, 33 f.). Paulus wollte ja wahrscheinlich schon früher einmal, nämlich am Anfang seiner zweiten Missionsreise (50—53), nach Ephesos

---

[10]) MiE 2.

[11]) Ancient Greek Inscriptions in the British Museum, parts III 489 (ed. by E. L. Hicks, 1890) (abgekürzt: IBM III 489).

[12]) Ricciotti G., Der Apostel Paulus, Basel 1950, 387 f.

[13]) Diese Aufzählung in Apok 18, 12 f. erinnert zwar an die des Ezechiel (Kap. 27) über Tyrus, aber der Apostel Johannes konnte alle diese Dinge auch in Ephesus gesehen haben.

[14]) Apg 18, 19—21; 19, 1—20, 1; 20, 16—38 (Abschiedsrede an die ephes. Presbyter in Milet). Das sind ungefähr 70 Verse, was fast ein Vierzehntel der ganzen Apostelgeschichte ausmacht. Somit ist Ephesus von allen paulinischen Missionsgemeinden am ausführlichsten behandelt. Trotzdem gilt: „Wir kennen diese ephesinische Zeit bloß zum kleinsten Teil; Paulus muß in ihr aber bedeutend mehr erlebt haben, als in unseren fragmentarischen Quellen steht." (Deißmann A., Paulus, eine kultur- und religionsgeschichtliche Skizze, Tübingen 1925², 192).

[15]) Besonders im 1. Korintherbrief, der ja in Ephesus geschrieben wurde, aber auch im 2. Korintherbrief, den Paulus bald nach seinem Verlassen von Ephesus verfaßt hat.

[16]) Ein jüdisches Zeltmacherpaar, das während der Judenverfolgung unter Kaiser Claudius (41—54) von Rom nach Korinth ausgewandert war und bei dem Paulus wohnte (Apg 18, 2 f.). Er nahm sie dann auch nach Ephesus mit (Apg 18, 18), wo sie dem Apollos die christliche Lehre näher auseinandersetzten (Apg 18, 26) und dem Paulus wieder Unterkunft gewährten. Sie werden auch in einigen Paulusbriefen erwähnt: 1 Kor 16, 19; Rö 16, 3 f.; 2 Tim 4, 19. Siehe dazu auch: Pölzl Franz X., Die Mitarbeiter des Weltapostels Paulus, Regensburg 1911, 371—381.

vorstoßen; es wurde ihm und seinen Begleitern aber vom Heiligen Geist verwehrt, „das Wort in Asia zu verkünden" (Apg 16, 6). Die dritte Missionsreise nun hat Paulus wohl mit dem Hauptziel „Ephesos" im Frühjahr 53 angetreten. Er nimmt den Weg durch Galatien[17]) und Phrygien, um die dort auf der zweiten Missionsreise gegründeten Gemeinden zu besuchen, und kommt dann im Jahre 54 nach Ephesos, in dem Jahr, in dem Nero zum Kaiser erwählt wurde.

b) Wir können nun in dem Bericht der Apostelgeschichte über den Aufenthalt und das Wirken des Paulus in Ephesos vier Begebenheiten unterscheiden.

1. Die Ankunft des hl. Paulus und seine Begegnung mit den Johannesjüngern (Apg 19, 1—7). Bei seiner Ankunft in Ephesos fand Paulus bereits ein Halbchristentum vor, etwa zwölf Männer, die nur die Johannestaufe empfangen hatten. Sie ließen sich nun auch auf den Namen Jesu taufen und empfingen auch den Heiligen Geist. Zuvor ist noch ein Bericht eingeschoben über Apollos, einen alexandrinischen Juden, der in der Heiligen Schrift und in ihrer Auslegung sehr bewandert war, aber auch nur die Taufe des Johannes empfangen hatte, obwohl er über den „Weg des Herrn", d. h. über den göttlichen Heilsplan und das Wirken Jesu, bereits unterrichtet war und darüber auch freimütig in der Synagoge redete. Priscilla und Aquila, dieser Vorposten des Paulus in Ephesos, ergänzten die mangelhaften Kenntnisse des Apollos in der christlichen Lehre, und dann begab sich dieser nach Korinth (Apg 18, 24—27).

2. Die Lehrtätigkeit des hl. Paulus (Apg 19, 8—10). Paulus beginnt seine Belehrungen[18]) in Ephesos, wie es ja seine übliche Missionsmethode war, bei den Juden in der Synagoge, in der er schon bei seinem ersten kurzen Besuch einmal gesprochen hatte (Apg 18, 19). Daraus sehen wir auch, daß unter der stark gemischten Bevölkerung dieser Stadt eine ansehnliche Judenschaft gewesen sein muß, die, wie wir aus anderen Quellen wissen, das Bürgerrecht besaß und der auch freie Religionsübung zugesichert war[19]). Drei Monate (es ist eine verhältnismäßig lange Zeit) sucht Paulus die Juden vom Reiche Gottes zu überzeugen. Er findet aber auch hier, wie schon an so vielen anderen Orten, schließlich nur hartnäckige Ablehnung. Darum trennt er sich und auch seine Getreuen von der Synagoge los und schaut sich um einen Lehrsaal um, den ihm ein uns nicht näher bekannter Tyrannos, der vielleicht ein Lehrer der Rhetorik oder Philosophie war, zur Verfügung stellte. Aus dem westlichen Text

---

[17]) Ob damit die Landschaft Galatien (also das Gebiet um Ancyra und Pessinus im Inneren Kleinasiens, wo sich seit dem 3. Jh. vor Chr. die Galater=Kelten festgesetzt haben) oder die römische Provinz Galatien (die viel größer war und sich auch nach Süden ausdehnte) gemeint ist, ist mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln bis heute nicht sicher zu entscheiden. Die stärkeren Gründe scheinen aber für die nordgalatische als für die südgalatische Hypothese zu sprechen.

[18]) Die Predigtätigkeit des Paulus wird hier wie auch in Thessalonike (Apg. 17, 2), Korinth (Apg. 18, 4) und Troas (Apg. 20 7. 9) mit dem Verbum „dialegesthai" beschrieben. In diesen Zusammenhängen wird auch regelmäßig die Synagoge genannt, außer in Troas (s. Dibelius M., Aufsätze zur Apostelgeschichte, Göttingen 1951, 68).

[19]) S. Schürer E., Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, Leipzig 1909⁴, III. Band, 15

(dem Kod. D) der Apostelgeschichte wissen wir, daß Paulus hier täglich „von der 5. bis zur 10. Stunde" lehrte, also von 11 bis 16 Uhr. Das war die Zeit der Mittagsruhe, und in dieser stand eben der Lehrsaal frei[20]). Hier war es dem Paulus vergönnt, zwei Jahre lang Juden wie Griechen das Wort des Herrn zu verkünden. Aus den Zeitangaben in diesem ganzen Ephesosabschnitt der Apostelgeschichte sehen wir, daß sich Paulus zwei Jahre (Apg 19, 10) und drei Monate (Apg 19, 8) und noch „eine Zeitlang" (Apg 19, 22), was er selbst in der Abschiedsrede von Milet auf drei Jahre aufrundet (Apg 20, 31), in Ephesos aufgehalten hat.

a) Der ganze summarische Bericht der Apostelgeschichte über den Ephesosaufenthalt Pauli wird gerade durch diese Abschiedsrede an die Presbyter von Ephesos in Milet und auch durch die beiden Korintherbriefe noch viel besser verständlich. Aus dem Epheserbrief können wir dagegen nichts Konkretes diesbezüglich entnehmen, da er ja nur ein Rundbrief an mehrere kleinasiatische Gemeinden gewesen sein wird[21]). Wir erfahren in dieser Abschiedsrede in Milet (Apg 20, 18—35), die auch einen Rückblick über Pauli Arbeit in Ephesos gibt (V. 18—21), daß Paulus die ganze Zeit seines Wirkens in Asien dort war (also wohl keine längeren Missionsreisen von Ephesos aus unternommen hat, höchstens einen sogenannten kurzen „Zwischenbesuch[22])" in Korinth), daß die Hauptschwierigkeiten für seine Tätigkeit von den ungläubigen Juden kamen, daß Paulus aber trotzdem mit Hingabe in der Öffentlichkeit und auch in einzelnen Häusern gepredigt und voll und ganz seine Pflicht erfüllt hat, und zwar drei Jahre lang (Apg 20, 31), und bei all der aufreibenden Tätigkeit trotzdem sich und auch seine Begleiter mit seiner Hände Arbeit ernährt hat (Apg 20, 34).

Aus den Korintherbriefen hören wir dann, daß sich in Ephesos „eine große und aussichtsreiche Türe" aufgetan hat (1 Kor 16, 9), so daß Paulus auch schon Grüße von den „Gemeinden Asiens" ausrichten kann (1 Kor 16, 19). Er hat bereits viele Helfer, aber es gibt auch viele Gegner (1 Kor 16, 9), gegen die anzukämpfen Paulus im 1. Korintherbrief (15, 32) als einen Kampf mit wilden Tieren bezeichnet[23]). Ja, auch von einer schweren Todesgefahr weiß er zu berichten, die in Asien über ihn gekommen ist (2 Kor 1, 8—10). Endlich sagt Paulus im 16. Kapitel des Römerbriefes, das, wenn schon nicht nach Ephesos gerichtet, doch wohl auf

---

[20]) Nach Kirsopp Lake and Henry J. Cadbury, The Beginnings of Christianity IV, London 1933, 259 (abgekürzt: BCh IV, 259), spricht gerade die ungünstige Zeit für die Echtheit der Nachricht. Auch Ramsay W. M., Paulus in der Apostelgeschichte (übersetzt von H. Groschke), Gütersloh 1898, 221, ist dieser Meinung.

[21]) Andere meinen, man habe unter dem Epheserbrief den in Kol 4, 16 erwähnten Laodiceabrief zu verstehen.

[22]) Weil man ihn zwischen dem ersten Besuch in Korinth auf der 2. Missionsreise (Apg 18, 1) und dem Griechenland - (Korinth-) Besuch auf der 3. Missionsreise (Apg 20, 2) annimmt. Die Apostelgeschichte berichtet uns nämlich nichts von diesem Zwischenbesuch, sondern er kann nur aus 2 Kor 12, 14 und 13, 1 erschlossen werden, wo Paulus schreibt, daß er nun schon das dritte Mal nach Korinth kommen will.

[23]) S. dazu Gaechter P., Petrus und seine Zeit, Innsbruck 1958, 373 f.

Erlebnisse während des Ephesosaufenthaltes Pauli hinweist[24]), daß Prisca und Aquila für sein Leben ihren Hals gewagt haben (Rö 16, 3 f.), und er nennt darin Andronikus und Junias nicht nur seine Volksgenossen, sondern auch seine Mitgefangenen (Rö 16, 7). Mit Recht konnte daher Paulus von Ephesos aus im 1. Korintherbrief schreiben: „Mich dünkt, Gott hat uns Apostel als die Letzten hingestellt, wie Todgeweihte . . . bis zu dieser Stunde leiden wir Hunger und Durst, sind nackt, werden geschlagen . . . wie Kehricht der Welt sind wir geworden, der Auswurf aller bis zur Stunde" (1 Kor 4, 9. 11—13).

b) Trotz all dieser Beschwernisse konnte Paulus in Ephesos viel wirken. Allein wenn wir an die Briefe denken, die er von hier aus geschrieben hat, wird uns das schon klar. Aus dieser Zeit, ungefähr aus dem Jahre 56, stammt der 1. Korintherbrief. Ihm wird wahrscheinlich schon ein Brief an die Korinther vorausgegangen sein (der sogenannte „Nullte Korintherbrief") und auch noch einer gefolgt sein, der als „Tränen- oder Zwischenbrief" bezeichnet wird, die uns beide aber nicht mehr erhalten sind, sondern nur aus den zwei kanonischen Korintherbriefen erschlossen werden können[25]).

Weiter wird doch von den meisten angenommen, daß Paulus von Ephesos aus auch den Galaterbrief[26]) geschrieben hat. Ob vor oder nach dem 1. Korintherbrief, ist nicht sicher auszumachen. Manche meinen auch, daß die Gefangenschaftsbriefe (oder wenigstens der eine oder andere von ihnen), die nach der überwiegenden Ansicht aus der ersten römischen Gefangenschaft stammen (61—63), in einer Gefangenschaft Pauli in Ephesos (von der allerdings die Apostelgeschichte nichts berichtet) verfaßt worden seien[27]). Aus diesem Überblick allein können wir schon entnehmen, daß der Ephesos-Aufenthalt Pauli einen überaus bedeutenden Abschnitt in seinem Lebenswerk darstellt, ja daß man ihn wohl gar als den Höhepunkt seiner erfolgreichen Tätigkeit bezeichnen kann[28].)

3. Die Wundertätigkeit des hl. Paulus (Apg 19, 11—20). Zu diesem Wirken Pauli in Ephesos durch Predigt und Briefe gehört ergänzend auch noch sein Wirken durch Wunder. Und zwar wirkte Gott durch die Hände Pauli ganz ungewöhnliche Wunder in Ephesos, wie uns die Apostelgeschichte (19, 11) mitteilt, und die Leute hatten auch ein unbegrenztes Vertrauen auf die Wundermacht Pauli, so daß sie sich von ihm getragene Kleidungs- und Wäschestücke verschafften, durch deren Auflegen die

---

[24]) Daß Rö 16 nach Ephesus gerichtet sei, wird auch von katholischen Exegeten vertreten, so zum Beispiel von P. Gaechter in seiner Summa Introductionis in Novum Testamentum, Oeniponte 1938, 209.

[25]) 1 Kor 5, 9 im Vergleich mit 1 Kor 5, 11; 2 Kor 2, 4.

[26]) So nach der nordgalatischen Theorie. Die Vertreter der südgalatischen Theorie verlegen dagegen die Entstehung des Galaterbriefes in die 2. Missionsreise, und einzelne unter ihnen sehen in ihm sogar den ältesten erhaltenen Paulusbrief.

[27]) Die Hauptvertreter dieser Meinung sind: Deißmann, Michaelis, Duncan (in: St. Paul's Ephesian Ministry). Für die Abfassung nur des Philipperbriefes in Ephesus tritt auch P. Gaechter in seiner Introductio a. a. O. 205 und P. Feine in: Die Abfassung des Philipperbriefes in Ephesus, Gütersloh 1916, ein.

[28]) Kürzinger J., Die Apostelgeschichte, Würzburg 1955 (Echter-Bibel) 70, Bludau A., Der Aufstand des Silberschmiedes Demetrius, in: Der Katholik 86, 1906, 81; Holzner J., Paulus, Freiburg 1939, 254.

Krankheiten wichen und böse Geister ausfuhren. Statt daß uns nun im einzelnen ein solches durch Paulus gewirktes Wunder berichtet würde, wird uns dafür die mißglückte Nachahmung der Wundertätigkeit Pauli durch jüdische Beschwörer (Exorzisten[29]) erzählt. Sieben Söhne eines jüdischen Hohenpriesters Skeuas nahmen wie Paulus eine Beschwörung unter Anrufung des Namens Jesu vor. Dabei gehorchte ihnen aber der böse Geist nicht, sondern stürzte sich durch den besessenen Menschen auf sie und richtete sie übel zu. Durch dieses Ereignis wurden aber die Juden und Griechen von Ephesos, die Ungläubigen und Gläubigen in eine heilsame Furcht versetzt. Die Christen bekannten daraufhin auch die von ihnen früher begangenen Zauberhandlungen und viele brachten ihre Zauberbücher[30]) herbei, die sie dann öffentlich verbrannten. Ihr Wert wird mit 50.000 Silberdrachmen angegeben, das wären ungefähr 200.000 österr. Schilling. Daraus ersehen wir, daß die Handelsstadt Ephesos, die Stadt der Artemis, auch ein Mittelpunkt von Magie und Zauberei war. Ja, nach Ephesos werden auch heute noch alle unverständlichen Zauberworte „Ephesia grammata[31])“ genannt.

4. Der Aufstand gegen den hl. Paulus und seine Abreise (Apg 19, [21] 23—20, 1). Das bekannteste Ereignis aus der Missionsgeschichte des Paulus in Ephesos ist aber der Aufstand der Silberschmiede unter Demetrius. Das leitet uns nun schon hinüber zu den österreichischen Ausgrabungen in Ephesos. Denn dieser Aufstand spielte sich ja vor allem im Theater von Ephesos ab, das die Österreicher wieder freigelegt haben.

2. Teil: Ephesos, die Stadt der österreichischen Ausgrabungen

So wollen wir uns nun im zweiten Teil mit den österreichischen Ausgrabungen in Ephesos beschäftigen, vor allem im Hinblick auf den hl. Paulus.

1) Zuerst sei ein kurzer Überblick über die bis jetzt erfolgten wichtigsten Ausgrabungen in Ephesos durch das Österreichische Archäologische Institut seit 1898 gegeben[32]).

a) Von Alt-Ephesos, also der Stadt aus der Zeit vor Lysimachos (290 v. Chr.), hat man fast nichts gefunden, denn die Überreste dieser altjonischen und griechischen Stadt liegen mehrere Meter unter der Erde, ja größtenteils auch unter dem Grundwasserspiegel. Nur ein kleines Mauerstück von der alten Akropolis auf der Nordhöhe des Panajirdag und auch das Bergheiligtum der kleinasiatischen Göttermutter am Nordabhang desselben Berges gehen bis in die Anfangszeit von Ephesos zurück. Auch Scherbenfunde bestätigen diese erste Siedlung, in der es auch noch einen Tempel, vielleicht dem pythischen Apollo geweiht, gegeben hat.

---

[29]) Sie wurden auch Goëten genannt. Bei Mt 12, 27 und Lk 11, 19 spricht Jesus von ihnen. Bei Mk 9, 38 und Lk 9, 49 hören wir ebenfalls von solchen, die „im Namen Jesu“ Teufel austreiben.

[30]) Diese Zauberbücher sind nach BCh IV 243 als Pergament- oder Papyrusblätter zu denken.

[31]) Die „Ephesia grammata“ werden bei Hesychios und Clemens Alex., Strom. V 242 mitgeteilt; s. dazu auch Schürer a. a. O. 410 f., PW V/10, 2771—2773.

[32]) S. JhB, FoE, MiE, FüE.

b) Von Neu-Ephesos, wie die Stadt seit der Neugründung durch Lysimachos (290 v. Chr.) bezeichnet wird, hat man folgendes freigelegt.

1. Aus der hellenistischen Zeit (von Lysimachos [290 v. Chr.] bis Augustus [gest. 14 n. Chr.]) wäre erst einmal die lysimachische Stadtmauer zu nennen, die einst 9 Kilometer lang und über 6 Meter hoch war, von der noch das größte Stück erhalten ist; weiter das Hafentor mit einer Verbindungsstraße zum Theater, von dem aus der hellenistischen Zeit noch das Bühnengebäude vorhanden ist, und auch die Überreste des vermuteten Apollotempels und dann noch hellenistische Fundamente, ein Rundbau und der Staatsaltar.

2. Aus der römischen Zeit (von Augustus bis in das 4. Jh.) stammt natürlich das meiste. Es sei nur das Wichtigste zusammenfassend angeführt. Beginnen wir mit dem kultisch-politischen Stadtzentrum, dem Prytaneion (das ist das Rathaus, also der Sitz des Bürgermeisters und des Stadtrates), wozu auch das Heiligtum der Hestia Boulaia, der Göttin des heiligen, ewigen Feuers der Stadt gehörte, bei dem sich das Bouleuterion, der Versammlungsraum des Gemeinderates, befand. Und gegenüber baute man dann später den Domitianstempel zum Zeichen der Verehrung der römischen Herrschermacht. Das Zentrum des wirtschaftlichen Lebens der Stadt bildete die Agorá, der Marktplatz. Daneben steht die Celsus-Bibliothek und der Serapistempel. Ein weiteres Zentrum war das große Theater (aber auch noch ein kleines Theater, das Odeion, besaß die Stadt in späterer Zeit) und auch das Stadion. Eine der größten Thermenanlagen der Stadt waren die Hafenthermen (die aber noch nicht freigelegt sind, dafür aber die Scholastika-Thermen). An Gymnasien finden wir das Hafengymnasium mit den Verulanushallen, das Vediusgymnasium, das Theatergymnasium und das Ostgymnasium. Die Gymnasien haben außer den Räumen für jede Art der Gymnastik auch Bäder und Säle für Geselligkeit und Vorträge enthalten, sie haben also den körperlichen und geistigen Bedürfnissen der antiken Kultur gedient.

3. Aus der byzantinischen Zeit (4. — 6. Jh.) finden wir noch die Reste der damals neu erbauten Stadtmauer, die nur mehr dreieinhalb Kilometer lang war, dann den prachtvollen Ausbau der Arkadiané, der großen Hauptstraße. Der erste Bau der Stadt aber, der klar die byzantinische Baugesinnung verkörperte, war die Konzilskirche, in der 431 das Konzil von Ephesos stattfand. Sehr interessant aus dieser Zeit ist dann auch noch das Siebenschläferheiligtum. Dann müssen wir aber noch hinausgehen zum alten Kern der Stadt, denn dort finden wir in der Nähe des Artemisions die Überreste der Johannesbasilika, einer wunderbaren Kreuzkuppelbasilika aus der Zeit Justinians (527—65) und daneben aus späterer Zeit (1375) auch noch die Überreste der Isa-Moschee.

2) Der Tempel der Artemis und das große Theater werden nun bei dem Bericht der Apostelgeschichte über den Aufstand der Silberschmiede gegen Paulus besonders erwähnt.

a) Das Artemision wurde allerdings nicht von den Österreichern entdeckt und ausgegraben, sondern von einem Engländer namens J. T.

Wood[33]). Seit Jahrhunderten wußte niemand mehr die Lage des Artemistempels. Da machte sich 1863 J. T. Wood auf, um diesen Tempel zu suchen, was sich zu einer der interessantesten Entdeckungsgeschichten der Archäologie gestaltete. Sechs Jahre lang hat Wood in der ganzen Gegend Probegrabungen durchgeführt (als echter Engländer natürlich mit Zylinder und fest zugeknöpftem Gehrock, wie ein Bild aus dieser Zeit ihn uns zeigt), aber die Grabungen waren ohne den geringsten Erfolg. Da stieß er zufällig bei Tastgrabungen im Theater auf eine Inschrift[34]) aus dem Jahre 104 n. Chr., die für ihn der Schlüssel zur Auffindung des Artemisions wurde. Aus dieser Inschrift erfuhr er nämlich, daß ein vornehmer römischer Beamter, Caius Vibius Salutaris, mehrere Figuren der Artemis in Gold und Silber gestiftet hatte mit der Bestimmung, daß sie am Geburtstag der Göttin in festlicher Prozession vom Tempel zum Theater und wieder zurückgetragen werden, und zwar am Hinweg durch das Magnesische Tor und am Rückweg durch das Koressische Tor, wohl deshalb, damit möglichst viele Leute diese großartigen Geschenke bewundern könnten. Wood suchte nun und fand die beiden Tore, folgte dann dem beschriebenen Weg und stand am letzten Tag des Jahres 1869, als bereits auch seine Geldmittel erschöpft waren, an der Stätte des Artemisions. Die folgenden Ausgrabungen haben seine einstige Größe (es war ja eineinhalbmal so groß wie der Kölner Dom) wenigstens noch ahnen lassen. 30 Jahre später (1904 und 1905) hat dann D. G. Hogarth[35]) das ganze Tempelgebiet noch genau untersucht und viele Artemisstatuen und andere Gegenstände aus Gold, Bronze und Elfenbein zutage gefördert.

b) Die Ausgrabung des Theaters von Ephesos durch die Österreicher gestaltete sich freilich nicht so spannend, aber der Eindruck der freigelegten Anlage ist viel gewaltiger als der der spärlichen Überreste des Artemistempels. Mit der Freilegung des Theaters wurde im Herbst 1897 begonnen. Es hat langjähriger und schwieriger Arbeiten bedurft, bis die noch stehenden Reste des Theaterbaues von den ungeheuren, aus dem Zuschauerraum herabgeschwemmten Schuttmassen (die über 10 Meter hoch waren) befreit und die vom Engländer Wood nur oberflächlich durchwühlten Trümmer der Bühnenfront wieder richtig zusammengestellt werden konnten. Wenn man darüber im 2. Band der Forschungen in Ephesos[36]), der ganz dem Theater gewidmet ist, und in den Jahresheften des Österreichischen Archäologischen Institutes[37]) nachliest und die Bilder

---

[33]) Er beschreibt diese mühevolle und spannende Entdeckung in seinem Buch: Wood J. T., Discoveries at Ephesus, London 1877.

[34]) Wood führt diese Inschrift des C. Vibius Salutaris im Appendix seines Buches in den Inscriptions from the Great Theatre unter Nummer 1 an. In FoE II ist diese Inschrift auf Seite 127—140 abgedruckt; dazu kommen noch Erklärungen zu den einzelnen Zeilen (141—147) und eine ausführliche Beschreibung (188—198).

[35]) Er berichtet in seinem Buch: Hogarth D. G., Excavations at Ephesus. The archaic Artemisia, London 1908.

[36]) Darin erfahren wir zuerst etwas über die Grabungsgeschichte (1—4), dann folgt die Beschreibung und Geschichte des Baues (5—52), die römische Bühnenwand (53—94) und die Inschriften (95—203).

[37]) Und zwar in den Jh: I B 71 ff., II B 37 ff., III B 83 ff., V B 63 ff. Außerdem wird das Theater beschrieben in PW V/10, 2816 f.

betrachtet, die uns das Theater vor der Freilegung zeigen und wie es jetzt aussieht, kann man erst ermessen, welche Arbeit hier geleistet wurde.

Die Ausgrabungen ergaben drei Bauperioden für dieses Theater: die ursprüngliche Anlage, die der Zeit des Lysimachos angehörte, dann einen römischen Umbau, der unter Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) begann, und schließlich noch mehrfache Restaurierungen aus späterer Zeit. Der Zuschauerraum des Theaters ist durch zwei horizontale Umgänge in drei Ränge von je 22 marmornen Sitzstufen eingeteilt und bot rund 24.000 Menschen Platz. 12 Treppen liefen von unten nach oben durch. Der Mittelabschnitt des obersten Umganges war vermutlich mit einer Säulenhalle ausgestattet, die etwa 30 Meter über der Orchestra lag. Die durchschnittliche Tiefe des Zuschauerraumes beträgt 60 Meter, seine Gesamtbreite, die gegen das Meer, gegen den Hafen hin geöffnet war, ist 145 Meter. Das Halbrund der Orchestra wurde durch das über 40 Meter breite und rund 25 Meter tiefe Bühnengebäude abgeschlossen. Die dem Zuschauerraum zugekehrte Seite des Bühnengebäudes wurde später durch eine dreistöckige Dekorationswand ausgestaltet. Zur Zeit des Paulus war dieses Theater gerade im Umbau begriffen. Es paßt sicher sehr gut zu diesem äußeren Umbau das Ereignis, das sich hier zugetragen hatte, bei dem eine innere Umgestaltung von Ephesos durch das Christentum sichtbar wurde.

c) Was wissen wir nun Näheres über diesen Aufstand der Silberschmiede unter Demetrius? Mit Recht wird diese lebendige, farbenreiche Schilderung der Apostelgeschichte (19, 23—40) als ein prachtvolles oratorisches Gemälde bezeichnet und als das lehrreichste soziale Gemälde aus einer Stadt in der Provinz Asiens zu damaliger Zeit[38]).

Es wird uns da berichtet von Demetrius, einem Silberschmied, der Devotionalienhersteller war, und zwar machte er silberne Artemistempelchen, das heißt also Nachbildungen des weltberühmten Artemistempels von Ephesos und seines Kultbildes. Denn diese kleinen Nachbildungen kauften die zahlreichen Pilger von überallher sehr gerne, um sie entweder als Weihegaben im Tempel zu opfern oder zur Verehrung mit nach Hause zu nehmen. Demetrius war aber nicht etwa ein kleiner Handwerker, sondern wir haben ihn uns wohl als Inhaber oder Leiter eines großen Betriebes vorzustellen, in dem viele Kunsthandwerker und andere Arbeiter beschäftigt waren. Diese alle nun rief er eines Tages zusammen. Der Grund dafür war der geschäftliche Rückgang des ganzen Unternehmens. Und schuld daran war dieser Paulus durch die Lehre, die er verbreitete, und zwar nicht nur in Ephesos, sondern nahezu in ganz Asien. Diesen großen Erfolg muß also selbst der Gegner anerkennen. Schlau spielt aber Demetrius dann die ganze Angelegenheit von der geschäftlichen Seite auf das religiöse Gebiet hinüber und erregt so den patriotischen Stolz und den religiösen Fanatismus seiner Zuhörer. Denn wenn „das Heiligtum der großen Göttin Artemis" mißachtet wird, ja wenn die Göttin selbst, ihre Majestät, ihr Ansehen in Gefahr ist, dann ist Ephesos in Gefahr. Und zwar dieses

---

[38]) Ramsay a. a. O. 226.

Ephesos, das sich in besonderer Weise rühmt, die „Tempelhüterin[39]) der großen Artemis[40])" zu sein, und daher auch auf dem ganzen Erdkreis berühmt war. Es waren wirklich wenig Heiligtümer so international wie dieses. In ihm wurde das Bild der Artemis als „vom Himmel gefallen[41])" verehrt, das die Göttin mit einem Behang von zahlreichen eiförmigen Gebilden[42]) zum Zeichen ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit darstellte. Sie war auch Schutzherrin der Tiere, worauf die verschiedenen Tierabbildungen auf ihrem Kleid (darunter auch die Biene, das Wappentier von Ephesos) hinweisen. Als Zeichen der Stadtgöttin trug sie eine Mauerkrone auf dem Haupt und dahinter eine runde Scheibe als Ausdruck dafür, daß sie auch Mondgöttin[43]) war. Daß der Artemis ein großer Kult erwiesen wurde, ist wohl selbstverständlich. In alten Zeiten war er einem Megabyzos, einem Oberpriester, anvertraut. Zur Zeit des Paulus versahen ihn aber Priesterinnen, die in rein äußerlicher Erinnerung an die jungfräuliche Göttin Artemis für die Dauer ihres Dienstes die Jungfräulichkeit bewahren mußten[44]). Im Laufe des Jahres gab es viele Feste ihr zu Ehren, und auch Prozessionen wurden gehalten. Ein ganzer Monat (März bis April) war ihr geweiht und hieß daher Artemision[45]). Ihr Tempel diente aber auch als Bank[46]) wegen des blinden Vertrauens, das man auf den Schutz der Göttin setzte; auch das Asylrecht[47]) war mit dem Tempel verbunden.

Um diese so verehrte Göttin und auch um den Verdienst durch sie, die durch Paulus bedroht waren, ging es jetzt im Theater von Ephesos, wohin die ganze Stadt gestürmt war. Zwei Reisebegleiter des Paulus, die Mazedonier Gajus und Aristarch, die man offenbar auf der Straße ange-

---

[39]) Den Ehrennamen „Tempelhüter" erhielten Städte und Völkerschaften, die sich besondere Verdienste um die Verehrung bestimmter Gottheiten erworben hatten. Der Neokorat ist der Sache nach auf jede Gottheit und jede Stadt übertragbar, er findet sich aber sonst fast nur im kleinasiatischen Kaiserkult: Wikenhauser A., Die Apostelgeschichte und ihr Geschichtswert, Münster i. W. 1921, 365.

[40]) Die Artemis wird in der Apostelgeschichte genannt „die große Göttin Artemis" 19, 27, 35; „groß ist die Artemis von Ephesus" 19, 28, 34. Diese Epiklesen werden bestätigt durch zahlreiche Profanzeugnisse, die Müller B., Megas Theós 331—333 (Nr. 186—194) gesammelt hat.

[41]) Wie Wikenhauser a. a. O. 364 f. schreibt, ist das dem Artemisbild von Ephesos in Apg 19, 35 gegebene Prädikat „vom Himmel gefallen" nur an dieser einzigen Stelle in der ganzen antiken Überlieferung zu finden. Allerdings kannte das griechisch-römische Altertum eine größere Anzahl anderer „himmelentstammter" Kultbilder. Am berühmtesten unter ihnen war das Palladion. Der Glaube an solche Bilder geht wohl zurück auf Steine, die vom Himmel gefallen sind (Meteore) oder gefallen sein sollen. Wood a. a. O. 75 meint ebenfalls, daß das Bild der ephesischen Artemis ein Aerolith gewesen sei, der menschliche Gestalt besessen habe.

[42]) Miltner stellt es in seinem Ephesusbuch (MiE 43) als unrichtig hin, die Artemis von Ephesos als die „Vielbrüstige" (multimammia) zu bezeichnen, wie es bereits Hieronymus (Prologus in Ep. ad Ephesios, in Migne PL, 26, 470) getan hat. Diese Bezeichnung sei aus der Unkenntnis des Behanges der Göttin entstanden. Dieser soll nämlich einen Schmuck darstellen und daher können das nicht Brüste sein, sondern nur Eier oder Eierschalen, die ja in besonderer Weise die unerschöpfliche lebenspendende Fruchtbarkeit darstellen.

[43]) Zu diesen weiteren Titeln der Artemis von Ephesos s. MiE 42 f. und PW/3, 1372 f.

[44]) RB 1929, 355, FoE I 252—258 (literarische Zeugnisse über den Kultus im Artemistempel).

[45]) PW V/10, 2771.

[46]) PW V/10, 2802 f., FoE I 261 f. (literarische Zeugnisse über den Tempel als Depositionsbank).

[47]) Tacitus, Ann. III 60—61, FoE I 258—260 (literarische Zeugnisse über die Rechte des Tempels).

troffen hatte, schleppte man gleich mit. Paulus selbst mußte, als er von all dem erfuhr, von seinen Jüngern daran gehindert werden, daß er nicht diese aufgeputschte Menge im Theater aufsuchte, um zu ihr zu sprechen. Auch einige ihm befreundete Asiarchen[48]) ließen ihn bitten, jetzt nicht in das Theater zu kommen. Denn bei diesem Durcheinander und dieser erhitzten Stimmung, wo, wie uns Lukas berichtet, die einen so schrien und die anderen anders und die meisten überhaupt nicht wußten, weswegen sie zusammengekommen waren, konnte man nicht voraussehen, was geschehen würde. Da die Juden, die auch dabei waren, nun zu fürchten begannen, daß dieser Aufruhr sich auch gegen sie richten könnte, drängten sie einen gewissen Alexander vor, der anscheinend die Juden verteidigen sollte, daß sie mit Paulus nichts zu tun hätten. Als die Menge diesen Alexander aber an seinem Äußeren als Juden erkannte, gebärdete sie sich wie verrückt und schrie etwa zwei Stunden lang: „Groß ist die Artemis der Epheser!" Schließlich gelang es doch dem Grammateus[49]) (dieses Wort wird gewöhnlich mit Stadtschreiber wiedergegeben; Luther übersetzt es mit „Kanzler", Keil mit „Bürgermeister"; es wird wohl ein hochangesehener Magistratsbeamter gewesen sein), die brodelnde Menge zu beruhigen. Er redete ihr zuerst die Sorge um die Ehre ihrer Göttin aus, warnte sie vor übereiltem Handeln, da ja kein Vergehen gegen die Göttin (weder Tempelraub noch Lästerung) vorliege, verwies den Demetrius in seiner Angelegenheit auf den rechtlichen Weg (auf die Gerichtstage), auf den Prokonsul und auf die gesetzmäßige Volksversammlung (ekklesia[50]) und stellte schließlich allen die Gefahr vor Augen, wegen dieses Aufruhrs und dieses Tumultes angeklagt zu werden, worauf sich dieser Volksauflauf auflöste.

Die Folge dieses ganzen Geschehens für Paulus war, daß er sich sagen mußte, es sei besser, die Stadt zu verlassen, was er auch tat. Hatte nun doch die Artemis gesiegt? Nein, es war nur ein Sieg der Straße. Wenn Paulus auch fortging, das Christentum blieb und erstarkte. Wie katholischerseits, gestützt auf die Pastoralbriefe, angenommen wird, kam Paulus nach seiner ersten römischen Gefangenschaft noch einmal nach Ephesos[51]), und zwar in der Zeit zwischen 63 und 67, wo er den Timotheus als Bischof einsetzte und auch zwei Pastoralbriefe, die zwei Timotheusbriefe, an ihn richtete. So hing Paulus wohl bis zu seinem Lebensende mit seinem Herzen an Ephesos. Der Apostel Johannes hat dann die Wirksamkeit des Paulus und des Timotheus fortgesetzt. In seiner Apokalypse sind allerdings nicht sehr lobende Worte an die Gemeinde von Ephesos zu finden (Apok 2, 1—7). Aus der Zeit der Blüte des Christentums in Ephesos im 5. Jh. (in dieser Zeit war ja auch das Konzil in Ephesos), fand man eine Inschrift, die uns

---

[48]) PW II/4, 1564, BCh V 256—262 (The Asiarchs: by Lily Ross Tayler).

[49]) Er ist auch durch die Inschriften und Münzen von Ephesus bezeugt: IBM III Nr. 428. 482. 500. 528. BCh IV 249.

[50]) Es gab regelmäßig stattfindende und auch außerordentliche Volksversammlungen (z. St. Wikenhauser A., Die Apostelgeschichte, Regensburg 1956 [Regensburger NT]). Daß in Ephesos die „ekklesiai" im Theater abgehalten wurden, dafür gibt uns eine Bestätigung die Salutaris-Inschrift (s. Anm. 34), in der bestimmt wird, daß das silberne Artemisbild und die anderen Statuen in jeder „ekklesia" im Theater auf die Sockel gestellt werden sollen.

[51]) Nach 1 Tim 1, 3. Auch in 2 Tim 1, 18 u. 4, 12 ist von Ephesos die Rede.

vom Sieg des Christentums über die Artemis berichtet: „Des Dämons Artemis trügerisch' Bild hat Demeas herabgenommen und an seine Stelle dieses die Götzenbilder vertreibende Zeichen (nämlich das Kreuz) gesetzt, zum Preis Gottes und des Kreuzes, des siegreichen unvergänglichen Symbols Christi[52])."

3) Und aus dieser Zeit, also aus dem 5. Jh., sind auch die ersten und bisher einzigen Paulusinschriften in Ephesos aufgefunden worden[53]). Dr. Modrijan hat nämlich 1955 am Nordhang des Bülbüldag einen höhlenartigen, in den Bergfels greifenden, zum Teil künstlich zurechtgerichteten, etwa 15 Meter langen und durchschnittlich 2 Meter breiten Gangraum wieder entdeckt, dessen Ende durch Verbreiterung auf etwa 2,80 Meter als eine Art Kammer abgesetzt ist und der nach Vertreibung der Griechen (1922) in Vergessenheit geraten war. Die Gestalt, die er jetzt besitzt, hat er erst viele Generationen nach Paulus, vielleicht im 5. oder erst im 6. Jh. n. Chr., erhalten. Hier hat man nun viele Ritzinschriften in der antiken Verputzschicht entdeckt, die neben den üblichen Herrgottsanrufungen auch drei Anrufungen an den hl. Paulus enthalten, die von besonderer Wichtigkeit sind. Sie lauten also: Paule boethi tu doulo sou Nike . . . hageie Paule boethei te doule sou . . . ke Sep[timia? Paule b[o]e[thei[54]).

Miltner schreibt über diese Entdeckung: „Es ist klar, daß es sich bei diesem Höhlengang um eine frühchristliche Kultstätte handelt, in der vermutlich auf Grund einer frommen Überlieferung, die uns bis heute unbekannt geblieben ist, Paulus, der Begründer der ephesinischen Christengemeinde, besondere Verehrung genoß[55])." Und andernorts meint er, daß man sogar an eine zeitweilige Anwesenheit des Paulus an dieser Stelle denken könne, und stellt dann die Frage: „Hatte er (nämlich Paulus) sich in dieser Höhle vor seinen Verfolgern nur einmal verborgen gehalten, oder hatte er hier vielleicht tatsächlich zu seiner Gemeinde gesprochen?[56])" Jedenfalls sehen wir daraus eine sehr frühe Verehrung des Paulus in Ephesos.

4) Noch etwas wird in Ephesos, nach der Meinung der meisten aber völlig zu Unrecht, mit Paulus in Zusammenhang gebracht, nämlich das sogenannte Gefängnis des hl. Paulus[57]), ein Turm in der lysimachischen Stadtbefestigung auf dem Gipfel einer 95 Meter hohen Kuppe des Bülbüldag. Die Tradition dieser Bezeichnung läßt sich aber nur bis in das 17. Jh. zurückverfolgen.

---

[52]) FüE 104 (Der Klammerausdruck im Zitat wurde von mir geändert).

[53]) Der Bericht darüber steht in: Jh XLIII B 54—58, MiE 87—89.

[54]) Paulus, hilf deinem Diener Nike . . . Heiliger Paulus, hilf deiner Dienerin . . . und Septimia. Paulus, hilf. Jh XLIII B 56—57.

[55]) Jh XLIII B 57.

[56]) MiE 89.

[57]) Jh II B 22—36, FüE 134, MiE 15. Auch die Apostelgeschichte und die Paulusbriefe wissen nichts von einer Gefangenschaft Pauli in Ephesos. Es können nur vermutliche Hinweise aus 2 Kor 6, 5 u. 11, 23 (das ist auch der Ausgangspunkt für die ephesinische Hypothese von Deißmann [Licht vom Osten, Tübingen 1923, 202; auch in: Paulus a. a. O. 13], die von vielen Protestanten vertreten wird [z. B.: M. Albertz, G. S. Duncan, P. Feine, Kirsopp Lake, B. W. Robinson, W. Michaelis], und Rö 16, 7 (hier nennt Paulus Andronikus und Junias seine „Mitgefangenen") beigebracht werden.

Ephesos, der Name dieser Stadt, der durch die österreichischen Ausgrabungen zugleich mit dem Namen Österreich hineingetragen wird in die kulturell und auch biblisch interessierte Welt, soll auch für uns jetzt Leben erhalten haben, und zwar als das Ephesos des Paulus, welches das Ephesos der Artemis überwand. Wenn auch für das Ephesos des Paulus die österreichischen Ausgrabungen bis jetzt sicherlich noch nicht allzuviel zutage gefördert haben, so helfen sie uns doch wenigstens zu einer Verlebendigung des in der Apostelgeschichte über den ephesinischen Aufenthalt des Paulus Berichteten und liefern auch manche indirekte Bezeugung für die Angaben der Apostelgeschichte und der Paulusbriefe. Aber wenigstens ein direktes Zeugnis, daß die Bibel doch recht hat, auch was den Aufenthalt Pauli in Ephesos betrifft, besitzen wir, und das ist das große freigelegte Theater, das ja auch den besonderen Stolz der Österreicher darstellt. Seit seiner Entdeckung findet man ja nun in den meisten Kommentaren zur Apostelgeschichte und in den Paulusbüchern die Angaben über Größe und Fassungsmöglichkeit des Theaters, manchmal auch mit dem Hinweis auf die österreichischen Ausgrabungen[58]). Die Paulusinschriften nun künden uns, daß Ephesos auch nach Jahrhunderten Paulus noch nicht vergessen hat und ihn auch da noch, wie in der Zeit seines Aufenthaltes in Ephesos, als den großen Helfer angerufen hat.

Wir sind es sicher schuldig, daß einmal auch von der katholischen Bibelwissenschaft ein Wort des Dankes all denen, sowohl auf staatlicher als auch auf privater Seite, gesagt wird, die mitgeholfen haben und weiter mithelfen, daß dieses große Werk der Ausgrabungen von Ephesos ermöglicht wurde und weiter durchgeführt wird. Es ist doch sicher erfreulich, daß auch in unserer Zeit dafür noch Interesse und auch die dazugehörigen nötigen Geldmittel aufgebracht werden. Und so glaube ich, dürfen wir hoffen, daß in Ephesos durch die österreichischen Ausgrabungen noch viel Interessantes ans Tageslicht kommt und auch noch mancher Beitrag für die Paulusforschung geleistet werden kann.

Leo der Große, die Einheit der Kirche und das Vaticanum II

Von Dr. Peter Eder, Wels (OÖ.)

Im November vorigen Jahres waren anderthalb Jahrtausende vergangen seit dem Tod eines der wenigen, denen die Geschichte den Beinamen „der Große“ gegeben hat, des Papstes Leo I. (440—461). Unser

[58]) Ausdrückliche Hinweise auf die österreichischen Ausgrabungen in Ephesus finden wir bei: Bludau a. a. O. 202 f.; Clemen C., Paulus, sein Leben und Wirken (Darstellungen), Gießen 1904, Anm. Seite 197; Deißmann, Licht vom Osten 10; Dictionaire de la Bible, Supplement II, 1934, 1087 ff.; Pölzl Franz X., Der Weltapostel Paulus, Regensburg 1905, 243 Anm. 1, 244 f.; Zahn Th., Die Apostelgeschichte des Lucas, 2. Hälfte, Leipzig 1921, 691 Anm. 19. In den neueren Kommentaren zur Apostelgeschichte (z. B.: Cadbury H. J., The Book of Acts in History, London 1955; Haenchen E., Die Apostelgeschichte, Göttingen 1956; Wikenhauser a. a. O.) werden diese Forschungsergebnisse ohne besondere Hinweise schon verwertet.

Heiliger Vater Johannes XXIII. hat ihm mit Datum vom 11. November 1961 eine eigene Enzyklika („Aeterna Dei") gewidmet.

In Tuszien Ende des 4. Jahrhunderts geboren, nannte Leo Rom seine Heimat. Schon im Kindesalter war er dorthin gekommen. Noch in jungen Jahren wurde er in den römischen Klerus aufgenommen und zum Diakon geweiht. Bereits unter Cölestin I. läßt sich seine einflußreiche Stellung am päpstlichen Hof nachweisen. Der große Cyrill von Alexandrien bat ihn zum Beispiel um seine Unterstützung gegen die Übergriffe des Bischofs Juvenal von Jerusalem. Ansehen und Einfluß Leos wuchsen noch unter Papst Sixtus III. Er war befreundet mit Prosper von Aquitanien, den er später nach seiner Wahl zum Papst aus Südgallien mit nach Rom nahm und als seinen Sekretär in seiner nächsten Umgebung behielt. Zu seinen Freunden zählte auch Johannes Cassian, den er zur Abfassung seiner Schrift „De incarnatione Domini" gegen Nestorius ermunterte. Auch der Kaiserhof von Ravenna hielt große Stücke auf den römischen Diakon und beauftragte ihn mit einer heiklen Mission. Er sollte in Gallien die Zwistigkeiten zwischen dem Oberkommandierenden Aetius und dem Präfekten Albinus beilegen. Während er in Gallien weilte, starb Sixtus III., und Leo wurde einmütig zu seinem Nachfolger gewählt. Am 29. September 440 empfing er die Bischofsweihe, deren Jahrestag er regelmäßig feierlich beging. Nach einer langen Regierungszeit, wie wir sie unter seinen Vorgängern außer dem ersten Papst nur noch bei Silvester I., bei seinen Nachfolgern ebenfalls nur selten finden, starb er im November des Jahres 461.

Daß Leo seine Aufgabe als Oberhaupt der Christenheit in jenen turbulenten Zeiten erkannte und daß er vor der fast unlösbar scheinenden Aufgabe nicht resigniert zurückwich, das allein würde ihn unter die größten der Nachfolger Petri einreihen. Die Klarheit und Schärfe, mit der er die jeweilige Situation der Kirche erkannte, im besonderen die Gefährdung unveränderlicher Wahrheiten und unveräußerlicher Prinzipien durch Irrtum, Schwäche und menschlichen Ehrgeiz, sowie die Klugheit und die unbeugsame Energie, mit der er an die Lösung der Probleme heranging und Wahrheit und Recht durchkämpfte, rechtfertigen den Beinamen „der Große", den ihm die Geschichtsschreiber schon früh verliehen.

Als eine der wichtigsten Aufgaben, ja als die Aufgabe seines Pontifikates stand in den vielfältigen Wirren seiner Zeit die Sorge um die Einheit der Kirche vor ihm. Um diese Einheit ist Leo ständig besorgt, ihr gilt seine rastlose Arbeit. Er belehrt, bittet, mahnt und warnt, er greift autoritativ ordnend ein, um die Einheit der Kirche zu wahren bzw. sie wiederherzustellen. Vor allem nahmen seine Aufmerksamkeit und Sorge die verschiedenen Irrlehren in Anspruch, die die Einheit des Glaubens bedrohten. Auch die Einheit des Kultes lag ihm am Herzen, die nach seiner Überzeugung von der Einheit des Glaubens gefordert wird[1]).

Seinem hohen geistigen Format entsprechend, sieht er in der Einheit der Kirche nicht nur eine historische Tatsache, die es zu erhalten gilt, sondern er weiß sie auch biblisch-dogmatisch zu begründen. Die Einheit der Kirche wurzelt in ihrer unlöslichen Verbindung mit Christus. Es gibt nur

[1]) Vgl. Sermo 82, 1 in nat. Apost. Petri et Pauli. PL 54, 422.

einen Christus, der der Bräutigam der Kirche ist[2]). Eins sind die Gläubigen mit Christus von seiner Geburt bis zu seiner Himmelfahrt. Schon mit der Geburt Christi zu Bethlehem beginnt die Einheit der Kirche mit ihm[3]), ist sie doch sein mystischer Leib[4]). Dieser Anteil an Christus, den wir in der Taufe bekommen haben (es ist ein Anteilnehmen an seinem Königtum und seinem Priestertum[5]), wird noch verstärkt durch die Eucharistie, durch die wir in Christus eingehen, in ihn umgewandelt werden[6]).

Stärkster Ausdruck der Einheit der Kirche und zugleich wichtigstes und wirksamstes Mittel, diese Einheit zu bewahren, ist Leo dem Großen der Primat des römischen Bischofs, und zwar in der doppelten Form, wie ihn 14 Jahrhunderte später das erste Vaticanum definiert hat: als Lehrprimat und als Regierungsprimat. „Leo ist der erste altchristliche Papst, von dem wir wissen, daß er eine klare und bestimmte Papstidee besaß", sagt Albert Ehrhard in seinem Werk „Die griechische und die lateinische Kirche[7])". In Predigten und Briefen hat Leo seine Überzeugung von der Stellung des Nachfolgers Petri deutlich ausgesprochen und begründet und in seiner Amtsführung hat er sie oft unter schwierigsten Umständen gegen Häretiker, gegen aufsässige, ehrgeizige Bischöfe und gegen Übergriffe autokratischer Kaiser durchgesetzt.

Von seinen Predigten bieten ihm vor allem jene, die er an den Jahrestagen seiner Bischofskonsekration vor seiner römischen Gemeinde in Gegenwart zahlreicher Bischöfe seines Metropolitansprengels hielt, willkommene Gelegenheit, Bedeutung, Rang und Recht des Stuhles Petri herauszustellen und zu begründen. Den 29. September pflegt er seinen Dies natalis zu nennen. Vier dieser Predigten sind uns erhalten.

Ausgehend von den Schrifttexten Mt 16, 16 ff. und Lk 22, 32 spricht Leo zunächst vom Primat des Petrus. Ihn hat Christus vor allen anderen erwählt. Er hat den Vorrang vor allen anderen Aposteln und allen Vätern (Bischöfen) der Kirche. So gibt es in der Kirche zwar viele Priester und Hirten, aber alle regiert Petrus. Christus hat ihm an seiner Regierungsgewalt Anteil gegeben[8]). Christus ist der unverletzliche Fels, der Eckstein, der alle eint und verbindet; er ist das Fundament, außer dem niemand ein anderes legen kann; doch auch Petrus ist der Fels, weil er durch die Kraft Christi gefestigt ist; und was Christus aus eigener Vollmacht hat, das hat Petrus mit Christus gemeinsam durch Teilhabe[9]).

Der Bischofstuhl von Rom ist nun der Stuhl Petri. Denn Petrus bleibt das Fundament der Kirche und er regiert die Kirche auch heute noch. Täglich spricht er noch sein Bekenntnis: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Denn jeder, der in der Kirche seinen Glauben an den

---

[2]) Ep. 80, 1 ad Anatolium episc. Const. PL 54, 913.
[3]) Sermo 26, 2 in Nativ. Domini. PL 54, 213.
[4]) Vgl. Ep. 14, 11 ad Anastasium episc. Thessal. PL 54, 676.
[5]) Sermo 4, 1 in Nat. Dom. PL 54, 149; vgl. Ep. 69, 4. PL 54, 870.
[6]) Sermo 64, 7 de Passione Domini. PL 54, 357.
[7]) S. 334. Vgl. F. X. Seppelt, Geschichte der Päpste, I², S. 178.
[8]) Sermo 4, 2 de natali ipsius. PL 54, 149–150.
[9]) Sermo 4, 2 de natali ipsius. PL 54, 151. Vgl. Ep. 10 ad Episc. prov. Vienn. 1, 3. PL 54, 629. Kirch 891 (3).

Herrn bekennt, tut es auf die Belehrung durch Petrus hin. Petrus lehrt und regiert die Kirche durch seine Nachfolger in Rom, so daß man in der Person des jeweiligen Papstes Petrus selbst zu sehen und zu ehren hat, „in dem auf immer die Sorge aller Hirten mit der Obhut über die ihm anvertrauten Schafe vereint ist, und dessen Würde auch bei einem unwürdigen Nachfolger nichts einbüßt". Der Papst steht an der Stelle des Petrus, seine Autorität lebt in ihm und sein Wort ist es, das der Bischof von Rom verkündet; dieser predigt nichts anderes, als was Petrus gelehrt hat[10]).

Des Petrus Vollgewalt lebt in seinem Bischofsitz weiter und gibt diesem die überragende Autorität[11]). Die jährliche Feier des Amtsantrittes als Bischof von Rom ist also nicht eine Anmaßung, rechtfertigt sich Leo gegen mögliche Einwände. Denn es ist wirklich Christus selbst, der durch den Papst die Kirche leitet. Und nicht die Person des Papstes ist Grund und Gegenstand des Rühmens und Feierns, sondern Christus[12]). Durch Petrus und Paulus, predigt Leo einmal am Fest der beiden Apostelfürsten, ist der Stadt Rom das Licht des Evangeliums aufgegangen. Diese zwei Männer haben Rom die hohe Ehre verschafft, daß es, durch den Heiligen Stuhl Petri zum Haupt des Erdkreises geworden, durch die göttliche Religion mit seiner Führung noch weiter reichte als durch die irdische Herrschaft. Wie weit es nämlich auch in vielen Siegen sein Imperium vorgetragen hat: was ihm kriegerisches Bemühen botmäßig gemacht hat, ist doch weniger, als was ihm der christliche Friede unterworfen hat[13]).

Der Bischof von Rom ist also Nachfolger des Petrus als Oberhaupt der Gesamtkirche. „Durch den seligen Apostelfürsten Petrus besitzt die heilige römische Kirche die Oberhoheit (principatus) über alle Kirchen der ganzen Welt", bestätigen die Bischöfe der Kirchenprovinz Arles in einem Schreiben an Leo den Großen[14]). Und wenn sich der Papst um alle Kirchen kümmert, so erfüllt er damit eine Pflicht, die auf göttlicher Anordnung beruht, schreibt er selbst an den Bischof von Thessalonich[15]).

Leo hat auch schon eine ganz bestimmte Vorstellung von dem Verhältnis zwischen Primat und Episkopat in der Kirche. Er ist überzeugt, daß Christus alle Vollmacht nur dem Petrus direkt übertragen hat und durch ihn, in Gemeinschaft mit ihm und in Unterordnung unter ihn, erst den anderen. Petrus erhielt vieles allein, aber niemand anderem fiel etwas zu, woran nicht auch Petrus seinen Anteil hätte. Und wenn die übrigen nach dem Willen Christi etwas mit ihm gemeinsam haben sollten, dann gab er es nur durch ihn[16]). Dem heiligen Petrus hat Christus zuvörderst sein Amt und seinen Auftrag übergeben; von ihm als dem Haupt sollten seine Gaben auf den ganzen Leib übergehen, so daß am göttlichen Geheimnis keiner Anteil hat, der es wagte, sich von

[10]) Sermo 3, 4 de natali ipsius. PL 54, 147.
[11]) Sermo 3, 3 de natali ipsius. PL 54, 146. Vgl. Sermo 83, 3 in nat. S. Petri Apost. PL 54, 432.
[12]) Sermo 5, 4 de natali ipsius. PL 54, 154.
[13]) Sermo 82, 1 in nat. Apost. Petri et Pauli. PL 54, 422 f.
[14]) Ep. 65, 2 inter Leonis Epistolas. PL 54, 881.
[15]) Vgl. Ep. 14, 1 ad Anastasium episc. Thessal. PL 54, 668.
[16]) „Magnum et mirabile, dilectissimi, huic viro (scil. Petro) consortium potentiae suae tribuit divina dignatio; et si quid cum eo commune ceteris voluit esse principibus, nunquam nisi per ipsum dedit quidquid aliis non negavit." Sermo 4, 2 de natali ipsius. PL 54, 149–150. R 2191.

Petrus zu trennen[17]). Die besondere Sorge um Petrus hat der Herr selbst übernommen und er hat für den Glauben des Petrus gebetet, als ob er sagen wollte: Wenn der Geist des Ersten unbesiegt bleibt, so werden auch die anderen sicher stehen. In Petrus wird die Kraft aller gesichert. Gott gibt also seine Gnadenhilfe in der Ordnung, daß die Festigkeit, die durch Christus dem Petrus zuteil wird, durch Petrus den anderen Aposteln übertragen wird[18]).

Dieses Verhältnis gilt auch von den Nachfolgern des Petrus und der übrigen Apostel. Die Bischöfe haben zwar alle die gleiche Würde, nicht aber den gleichen Rang. Auch bei den Aposteln gab es ja bei aller Gleichheit der Ehre einen Unterschied in der Vollmacht; obwohl nämlich alle gleichermaßen erwählt waren, wurde einem der Vorrang vor den anderen verliehen. Nach diesem Vorbild entstand der Unterschied unter den Bischöfen, und in einer großartigen Ordnung wurde dafür gesorgt, daß nicht alle alles für sich in Anspruch nehmen, sondern in jeder Provinz sollte einer sein, der unter den Mitbrüdern das erste Wort hat, und den Bischöfen in den größeren Städten wieder ist ein ausgedehnterer Wirkungsbereich anvertraut; durch sie soll dann die Sorge für die gesamte Kirche beim einen Stuhl Petri zusammenfließen, und nichts darf vom Haupte getrennt sein[19]).

Die lange Regierungszeit und die stürmisch bewegten Schicksale der Kirche während seines Pontifikates gaben Leo dem Großen reichlich Gelegenheit, seine klare und bestimmte Auffassung vom Primat auch in seiner Tätigkeit im Dienste der Einheit der Kirche zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen.

Die zahlreichen Briefe Leos geben Zeugnis von seiner umfassenden Tätigkeit und seinem häufigen Eingreifen zur Wahrung der kirchlichen Disziplin. Streng sah er auf die Einhaltung der Vorschriften; doch zeigte er bei Entscheidung von Einzelfällen verständnisvolle Rücksicht auf die jeweilige besondere Lage und kluge Mäßigung. Beachtenswert ist, daß er seine Autorität in der gesamten Kirche, in Ost und West, zur Geltung bringt, so zum Beispiel auch in den bis dahin so selbstbewußten und auf ihre Rechte so bedachten Diözesen Afrikas. Hier in Afrika hatte freilich die übrige Entwicklung, der Einfall der Vandalen, auch dazu beigetragen, die noch nicht von den Barbaren eroberten Gebiete enger an Rom zu binden. Leo läßt sich über die Zustände berichten und entscheidet, ordnet

---

[17]) „Sed huius muneris sacramentum ita Dominus ad omnium apostolorum officium pertinere voluit, ut in beatissimo Petro, apostolorum omnium summo, principaliter collocarit; et ab ipso quasi quodam capite dona sua velit in corpus omne manare, ut exsortem se mysterii intellegeret esse divini, qui ausus fuisset a Petri soliditate recedere." Ep. 10 ad Episc. prov. Vienn. 1, 2. PL 54, 628 f. Kirch 891 (2).

[18]) „Specialis a Domino Petri cura suscipitur, et pro fide Petri proprie supplicatur, tamquam aliorum status certior sit futurus, si mens principis victa non fuerit. In Petro ergo omnium fortitudo munitur, et divinae gratiae ita ordinatur auxilium, ut firmitas quae per Christum Petro tribuitur, per Petrum apostolis conferatur." Sermo 4, 3 de natali ipsius. PL 54, 151 – 152. Vgl. Sermo 83, 2. PL 54, 451. Die heutige Dogmatik hält diese Auffassung Leos nicht ganz; sie sagt zwar: „in Gemeinschaft mit Petrus" und „in Unterordnung unter Petrus", nicht aber: „nur durch Petrus".

[19]) Ep. 14, 11 ad Anastasium episc. Thessal. PL 54, 676. Kirch 896.

Untersuchungen an, verlangt weitere Berichte — alles nicht etwa als angerufener Schiedsrichter, sondern aus seiner Verantwortung für die Gesamtkirche heraus.

Vom selben Bewußtsein einer von Christus auferlegten Pflicht wird Leo geleitet bei seinem Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse Galliens. Hier mußte er Bischof Hilarius von Arles maßregeln, der seine Kompetenzen weit überschritten hatte. Leo sicherte sich in dieser Sache auch die Unterstützung der weltlichen Behörde und erwirkte ein kaiserliches Reskript an Aetius. Bei den guten Beziehungen, die Hilarius zum Patricius hatte, wäre sonst zu befürchten gewesen, daß die Entscheidung Leos nur auf dem Papier geblieben wäre. Bedeutungsvoll ist die ausdrückliche Anerkennung der Unabhängigkeit päpstlicher Entscheidungen von der Bestätigung durch die weltliche Gewalt. Das Urteil des römischen Bischofs, heißt es ausdrücklich in der Verfügung des Kaisers, hat auch ohne kaiserliche Bestätigung Geltung[20]). Dieser Erlaß Valentinians III. vom 5. Juli 445 gilt als „die erste gesetzliche Anerkennung des Papsttums", ja man hat übertreibend von einer „Kapitulation des Kaisers vor Leos Petrus-Lehre" gesprochen (so H. M. Klinkenberg). Tatsächlich ist damit die alte, noch aus der heidnischen Rechtsauffassung kommende römische Idee von der allumfassenden, auch die religiösen Belange umgreifenden Kompetenz des Staates aufgegeben. Eine praktische Auswirkung für das gesamte Reich hatte diese Entscheidung Valentinians aber nicht.

Im Osten hatte der Bischof von Thessalonich die Stellung eines päpstlichen Vikars für Illyrien. Das Vikariat von Thessalonich bedeutete eine Festigung und Intensivierung der direkten Beziehungen der Bistümer Illyricums zu Rom. Leo zögerte darum nicht, der Bitte des Bischofs Anastasius zu willfahren und ihm die gleichen Rechte zu übertragen, wie dies die früheren Päpste getan hatten. Anastasius hat es dann leider an Takt und Klugheit fehlen lassen, Tugenden eines Vorgesetzten, die gerade bei den heiklen Verhältnissen in seinem Amtsbereich so notwendig gewesen wären. Leo kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er durch sein schroffes Verhalten das Ansehen des Papstes gefährdet habe. Berühmt geworden ist die Formel, mit der er dem Bischof seine Abhängigkeit klar macht: er sei nur zur Teilnahme an seiner (des Papstes) Sorge, nicht aber zur Fülle der Gewalt berufen (in partem sollicitudinis, non in plenitudinem potestatis[21]).

Noch bedeutungsvoller für die Gesamtkirche und ihre Einheit waren die dogmatischen Entscheidungen und die Regierungshandlungen Leos im Osten (Illyrien gehörte als östlicher Teil des römischen Patriarchates in dieser Beziehung zum Westen). Es sind vor allem die Irrlehre des Eutyches und die dadurch hervorgerufenen Wirren, die das Eingreifen des Oberhauptes der Christenheit forderten. Eutyches schrieb selbst im Jahre 448 an Leo, infolge der Bemühungen einiger nehme die nestorianische Häresie einen neuen Aufschwung. Auch an Bischof Petrus Chrysologus von Ravenna hatte er sich gewandt. Dieser aber verwies ihn nach Rom, „weil der selige

---

[20]) PL 54, 637 ff. Kirch 880–882, die entscheidende Stelle 881.
[21]) Ep. 14 ad Anastasium episc. Thessal. PL 54, 666 ff.

Petrus, der auf eben diesem Stuhle fortlebt und regiert, den Suchenden die Wahrheit des Glaubens geben wird[22])." Leo dankt zunächst dem Eutyches für seinen Eifer, will sich aber noch näher unterrichten, bevor er eingreift. Noch ist es in Rom nicht bekannt, daß das Dogma von der hypostatischen Union nun von der anderen Seite gefährdet ist. Die Ereignisse überstürzen sich geradezu. Auf einer Synode in Konstantinopel, die im November desselben Jahres 448 unter Vorsitz des Patriarchen Flavian stattfindet, wird Eutyches, der sich hartnäckig weigert, zwei Naturen in Christus anzuerkennen, als Häretiker seiner Würden verlustig erklärt und exkommuniziert. Der Verurteilte appelliert an den Papst. Dieser, durch die einseitige Darstellung des Eutyches und durch ein Schreiben des Kaisers höchst unvollständig informiert, tadelt zunächst den Patriarchen Flavian wegen seiner vermeintlich vorschnellen Handlungsweise. Als jedoch Leo den Bericht Flavians bekam und daraus wie aus den ebenfalls übersandten Synodalakten die volle Wahrheit erfuhr, zögerte er nicht, die Lehre des Eutyches zu verurteilen. Es ist das berühmte Lehrschreiben an Flavian vom 13. Juni 449, der Tomos, wie es im Orient hieß, in dem der Papst gegenüber dem Irrtum des Eutyches in schlichter, kristallener Klarheit die Lehre von der einen Person und den zwei Naturen in Christus darlegt, aufbauend auf dem Taufsymbol und auf der Bibel, und die Formulierungen der abendländischen Theologie gebrauchend. Auf die im Osten vielfach erörterten Einzelprobleme geht der Brief nicht ein[23]).

Inzwischen hatte Kaiser Theodosius II. unter dem Einfluß der mit Eutyches befreundeten Hofkamarilla ein Reichskonzil für den 1. August 449 nach Ephesus einberufen. Obwohl dem Papst ein neues Konzil unnötig erschien, sandte er drei Legaten. Der Verlauf der berüchtigten Räubersynode (die Bezeichnung latrocinium stammt von Leo selbst) unter dem Diktat des kaiserlichen Kommissärs, unter dem Vorsitz des mächtigsten kirchlichen Parteigängers des Eutyches, des herrschsüchtigen Patriarchen von Alexandrien Dioskoros, und unter dem Terror des kaiserlichen Militärs und fanatisierter Mönche ist hinreichend bekannt. Die in Ephesus abgesetzten Bischöfe, unter ihnen Flavian von Konstantinopel, legen Berufung an den Papst ein. Auch der unter Lebensgefahr aus Ephesus geflohene Legat Hilarius berichtet über die unerhörten Vorkommnisse. Unverzüglich berief Leo eine Synode der italischen Bischöfe. In einem Schreiben an den Kaiser erklärt er alle Beschlüsse der Synode für nichtig und verlangt die Einberufung eines neuen Konzils nach Italien, das durch die Teilnahme der Bischöfe des ganzen Erdkreises wirklich allgemein wäre[24]). Natürlich ging Theodosius auf das Verlangen nicht ein, obwohl sich der weströmische Hof stärkstens für Leo und seine Wünsche einsetzte. Auch die Vorstellungen der Augusta Pulcheria bei ihrem Bruder fruchteten nichts. Zu stark war der Einfluß der Freunde des Eutyches. Ein sogenannter Zufall mußte den Umschwung herbeiführen. Theodosius stürzte vom Pferd und starb an den Folgen am 28. Juli 450. Da keine männlichen Erben des

[22]) Ep. ad Eutychen, inter Leonis ep. 25, 2, 3. PL 54, 743. Kirch 902.
[23]) Ep. 28 ad Flavianum episc. Constant. PL 54, 755 ff.
[24]) Ep. 53 et 54 ad Theodosium Aug. PL 54, 821 ff.

Thrones existierten, kam Pulcheria, die durchaus katholisch gesinnt war, zur Regierung. Sie heiratete den tüchtigen alten General Marcian und erhob ihn zum Augustus. Mit dem Thronwechsel wurde auch das Steuer der Religionspolitik herumgeworfen. Der neue Kaiser erkannte in dem Schreiben, in dem er Leo seine Erhebung mitteilte, den Vorrang des römischen Bischofs in der Gesamtkirche unumwunden an. Er erklärte sich bereit, das vom Papst verlangte Konzil zu berufen, nur wollte er es in der östlichen Reichshälfte haben.

Patriarch Flavian war auf dem Weg in die Verbannung gestorben. Theodosius hatte den monophysitisch gesinnten Anatolius zum Patriarchen erhoben. Der Papst hatte aber mit seiner Anerkennung gezögert. Erst nachdem sich Anatolius jetzt schriftlich zum dogmatischen Brief Leos bekannt hatte, nahm der Papst freudig die Kirchengemeinschaft mit ihm wieder auf. Die durch die Räubersynode und Theodosius gemaßregelten Bischöfe waren inzwischen wieder in ihre Diözesen zurückgekehrt und mehrere andere, die 449 unter Druck ihre Unterschrift unter die Beschlüsse von Ephesus gesetzt hatten, erbaten reuig von Leo die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft. So hielt der Papst ein neues Konzil nicht mehr für notwendig. Die Teilnahme der abendländischen Bischöfe, die ihm besonders wichtig war, wäre wegen der Hunnengefahr unmöglich gewesen. Die dogmatische Frage war durch seinen Brief entschieden, und zur Lösung der anderen Probleme wollte er Legaten nach Konstantinopel entsenden.

Als aber Marcian trotzdem ein Konzil für den 1. September berief, gab Leo seine Zustimmung und verlangte nur, daß der erste seiner fünf Legaten an Stelle des Papstes den Vorsitz auf der Synode führen sollte. In einem eigenen Schreiben an die Konzilsteilnehmer betonte er, daß er selbst in der Person seiner Legaten der Versammlung präsidiere; dann legte er die Grundsätze fest, nach denen man vorgehen müsse: Es dürfe keine neue verwegene Debatte über das Geheimnis der Menschwerdung geführt werden, das er selbst in seinem Brief an Flavian klar dargelegt habe; es dürfe ferner nichts geändert werden an den Beschlüssen des Konzils vom Jahre 431. In disziplinärer Hinsicht stellt er als Grundregel auf, daß sowohl die um ihres katholischen Glaubens willen abgesetzten wie auch die von ihrem Irrtum bekehrten Bischöfe in ihre Würden wieder eingesetzt werden sollten[25]). Deutlich stellt Leo hier die päpstliche Autorität über die des Konzils. Und der Anspruch wird anerkannt.

Am 8. Oktober 451 fand die erste Sitzung in Chalcedon statt. Der Vorsitz der päpstlichen Vertreter war dadurch eingeschränkt, daß die kaiserlichen Konzilskommissäre die geschäftliche Leitung nicht aus den Händen gaben. Doch mußten sämtliche Verhandlungsgegenstände durch die Hände der Legaten gehen und von ihnen genehmigt werden. Über ihr Verlangen durfte Dioskoros nur als Angeklagter an der Synode teilnehmen. Die bekannte zweite Sitzung vom 10. Oktober bildete den Höhepunkt im Pontifikat Leos, im besonderen in seinen Bemühungen um die Einheit der Kirche und um die Durchsetzung seiner Papstidee. Nach Verlesung seines dogmatischen Briefes an Flavian rief die hohe Versammlung be-

[25]) Ep. 93. PL 54, 935 ff. Ep. 95 (ad Pulcheriam Aug.). PL 54, 942 ff.

geistert: „Das ist der Glaube der Väter, das ist der Glaube der Apostel. So glauben wir alle. Petrus hat durch Leo gesprochen!" Die Synode verfaßte eine eigene Glaubensformel über die hypostatische Union, die sich aber ganz eng, teilweise wörtlich, an den Brief Leos anschloß[26]).

Der glänzende Erfolg des Papstes auf dogmatischem Gebiet wurde auf der letzten Sitzung des Konzils — nachdem die Teilnehmer es eigentlich schon als beendet angesehen hatten — schwer beeinträchtigt. Gegen den energischen Protest der päpstlichen Legaten wurde über Verlangen des Kaisers im letzten Kanon einer Sondersitzung eine neuerliche Rangerhöhung und Machterweiterung des Patriarchen von Konstantinopel beschlossen, und zwar mit der rein politischen Begründung, daß die neue Kaiserstadt auch in kirchlicher Hinsicht einen höheren Rang bekommen müsse als zweite nach dem alten Rom[27]). Schon das erste Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 hatte im Kanon 3 dem Bischof der Reichshauptstadt einen Ehrenvorrang vor allen anderen Bischöfen des Ostens, aber nach dem Bischof von Rom, zugesprochen. Dieser Kanon war aber von keinem Papst anerkannt worden. Mit dem Kanon 28 von Chalcedon war nach dem Kanon 3 von Konstantinopel ein weiterer bedeutsamer Schritt in einer verhängnisvollen Entwicklung zu einem Dualismus in der Kirche getan, einer Entwicklung, die durch die Ereignisse in Ägypten und in Vorderasien im Gefolge der christologischen Irrlehren noch beschleunigt wurde. Die Entmachtung, ja Bedeutungslosigkeit, in die die katholischen Patriarchate von Alexandrien und von Antiochien verfielen, weil sich der Großteil der Bevölkerung von der Einheit des Glaubens und der Kirche trennte, ließen Konstantinopel tatsächlich zum ersten Bischofstuhl des Ostens werden. Diese Entwicklung vermochte auch der scharfe Protest Leos gegen den Kanon 28 nicht aufzuhalten. Aber es zeugt immerhin von seinem genialen Weitblick, daß er die Gefährlichkeit dieses Anhängsels von Chalcedon erkannte und noch nachträglich den Schaden gutzumachen suchte.

Die versammelten Bischöfe hatten, bevor sie auseinandergingen, noch an Leo ein Schreiben gerichtet, in dem sie ihm ihre Freude und Dankbarkeit aussprachen, daß unter Führung des Papstes als des Dolmetschers der Stimme Petri den Kindern der Kirche die Wahrheit aufgezeigt wurde. Sie erbaten dann die Bestätigung des Kanons 28, der ja nur im Anschluß an das Konzil von 381 das anerkenne, was schon längst Gewohnheitsrecht sei. Auch der Kaiser bat in einem Schreiben um die Zustimmung Leos, ebenso Anatolius selbst. Aber nichts konnte Leo zu einer Handlung bewegen, die gegen sein Gewissen gewesen wäre. Immer wieder brachte er in seinem Antwortschreiben an Kaiser Marcian[28]) das Argument vor, durch diese Bestrebungen Konstantinopels sei die christliche Einheit und der Friede bedroht. Mit harten Worten beschuldigt er Anatolius des ungezügelten Ehrgeizes und Machtstrebens. Die höchst bedenkliche politische

---

[26]) D 148.

[27]) H. Rahner, Kirche und Staat im frühen Christentum, Dokumente aus acht Jahrhunderten und ihre Deutung. München 1961, S. 219.

[28]) Ep. 104, besonders 3—4. PL 54, 993 ff.

Begründung dieser Rang- und Machterweiterung widerlegt er mit dem Wort: „Alia ratio est rerum saecularium, alia divinarum . . .[29])." Er, der Papst, sei der verantwortliche Hüter und Verwalter der Bestimmungen der Väter, besonders der Canones von Nicäa.

Durch Vermittlung Marcians wurde ein eigentlicher Bruch zwischen Leo und Anatolius vermieden und der Friede in einem weiteren Briefwechsel wenigstens äußerlich wiederhergestellt. Andere Sorgen, der immer heftiger werdende Kampf um die Durchsetzung der dogmatischen Beschlüsse von Chalcedon, ließen diesen Gegensatz zurücktreten. In Jerusalem und in Alexandrien kam es unter Führung fanatisierter Mönche zu offenem Aufruhr und zur Vertreibung der Bischöfe, die nur unter dem Schutz der kaiserlichen Waffen wieder zurückkehren konnten. Der Patriarch von Alexandrien wurde nachher sogar vom Pöbel ermordet. In dem langen Ringen mit dem Nachfolger Marcians, der mit den Monophysiten sympathisierte, stellten sich die Provinzialsynoden mit einer einzigen Ausnahme auf die Seite des Papstes. Dieser übersandte dem Kaiser ein neues Lehrschreiben, eine Ergänzung seines Briefes an Flavian[30]).

An seinem Lebensabend sollte Leo der Große noch die Freude erleben, auf dem Patriarchenstuhl von Alexandrien wieder einen Katholiken zu wissen. Nach langem Zögern hatte der Kaiser mit Gewalt durchgegriffen. Der Papst beglückwünschte den neuen Patriarchen, der seine Erhebung sofort gemeldet hatte[31]); auch dem Kaiser sprach Leo seinen Dank aus für seine energische Aktion[32]). Leider war damit der Widerstand der Monophysiten nicht endgültig gebrochen und die Einheit nur äußerlich wiederhergestellt. Leo dem Großen aber muß man das Verdienst zusprechen, den Monophysitismus theologisch überwunden und wenigstens für den weitaus größten Teil der Kirche die Einheit im wahren Glauben gerettet zu haben, so daß er mit Recht in Ost und West als wahrhaft Großer verehrt wird.

Unser glorreich regierender Heiliger Vater bringt in seinem Rundschreiben „Aeterna Dei" seine Ausführungen über Leo den Großen in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Konzil, das am 11. Oktober dieses Jahres im Vatikan zusammentreten wird. Seit Beginn seines Pontifikates hat er es immer wieder als eine seiner größten Sorgen bezeichnet, die unselige Spaltung der Christenheit zu beseitigen. Rein persönlich bringt Johannes XXIII. wie schon lange kein Papst mehr die Voraussetzungen mit, ein Unionspapst zu werden. So hat er schon bei der Ankündigung des kommende Konzils als Ziel dieser Kirchenversammlung bestimmt, die Wiedervereinigung zu fördern. Mußten auch unrealistische Erwartungen mancher durch spätere Erklärungen zurückgeschraubt werden und ist auch klar, daß das Vaticanum secundum kein Unionskonzil im Sinne der Synoden

[29]) Ep. 104 (ad Marcianum Augustum), 3. PL 54, 995. Kirch 898.
[30]) Ep. 165 ad Leonem Aug. PL 54, 1155 ff.
[31]) Ep. 171 ad Timotheum episc. Alex. PL 54, 1215 f.
[32]) Ep. 169 ad Leonem Aug. PL 54, 1212 ff. — Über Leo d. Gr. und seine Zeit vgl. u. a. F. X. Seppelt, a. a. O., S. 175 ff.; A. Ehrhard, a. a. O., S. 31 ff.; S. 73 ff.; S. 334 ff.; H. Jedin, Kleine Konziliengeschichte, S. 27 ff.; Henry Daniel-Rops, Die Kirche im Frühmittelalter, S. 127 ff.; S. 187 ff.

von Lyon und von Ferrara-Florenz sein wird, daß also die Wiedervereinigung nur ein Fernziel der kommenden ökumenischen Versammlung bilden wird, ein Fernziel, das durch die unmittelbaren Aufgaben des Konzils vorbereitet werden soll, so ist doch der Papst voll Zuversicht, und wir dürfen diese Zuversicht teilen, daß die Christenheit durch das zweite Vatikanische Konzil vom Jahre 1962 dem hohen Ziel der Einheit in Wahrheit, Liebe und Friede wesentlich näher kommen wird.

Seine Enzyklika über Leo den Großen, dessen erfolgreiches Wirken für die Einheit der Kirche einzigartig ist, kann Johannes XXIII. nicht schließen, ohne seiner Sorge um die Einheit der Christen in der Gegenwart und seinen Hoffnungen auf das bevorstehende Konzil Ausdruck zu geben. Er findet, daß die Lehren und die Bemühungen des Papstes der wildbewegten Völkerwanderungszeit uns Menschen des stürmischen 20. Jahrhunderts in ähnlichen Problemen und Krisen sehr vieles zu sagen haben. So wird das Rundschreiben Aeterna Dei zu einem Programm. Der Papst hält es für lehrreich und tröstlich, „die festen und überaus gewichtigen Erkenntnisse" Leos über die Einheit der Kirche zusammenfassend zu erwähnen, und zwar gerade im Hinblick auf das kommende Konzil, bei dem die um den Papst gescharten Bischöfe allen Völkern ein glänzendes Schauspiel der katholischen Einheit bieten werden. Er hofft, daß die imponierende Versammlung der kirchlichen Hierarchie nicht nur das Band der Einheit in Glauben, Kult und Leitung noch verstärken wird, dieser Einheit, die das besondere Kennzeichen der wahren Kirche Christi ist, sondern daß sie auch die Blicke vieler Christen auf sich ziehen wird, die noch außerhalb der Kirche stehen, daß sie sich um den „erhabenen Hirten" (Hebr 13, 20) scharen, der dem Petrus und seinen Nachfolgern seine Herde für immer anvertraut hat (Jo 21, 15—17). Der Heilige Vater erinnert auch an den Ausspruch des Irenäus, des Orientalen auf einem westlichen Bischofstuhl: „Ad hanc enim Ecclesiam (scil. Romanam) propter potiorem principalitatem necesse est omnem convenire Ecclesiam . . ."[33]). Der Heilige Vater beklagt den heutigen Zustand der Christenheit, stellt aber auch die tröstliche Tatsache fest, daß sich immer mehr um eine Wiedervereinigung bemühen, was nach seiner Überzeugung nicht ohne das Wirken des Heiligen Geistes geschieht. Aber diese Einheit kann nicht anders zustande kommen als nach dem Wort Christi von der einen Herde und dem einen Hirten (Jo 10, 16).

Wir dürfen bestimmt ein Zeichen der göttlichen Führung der Kirche darin sehen, daß der Papst ein knappes Jahr vor Zusammentritt des zweiten Vatikanischen Konzils, das uns auch der Wiedervereinigung einen Schritt näher bringen soll, gerade über Leo den Großen schreibt, den energischen Vorkämpfer der Einheit aller Christen, und daß er dabei unmißverständlich klarmacht, daß diese Einheit eine Einheit im Glauben, im wesentlichen Kult und in der Leitung sein muß. Bei aller Sehnsucht nach der Wiedervereinigung dürfen keine verschwommenen Vorstellungen darüber aufkommen, wie diese Einheit aussehen muß, soll es eine wirkliche Einheit sein.

---

[33]) Adv. haeres. 3, 2, 2. PG 7, 848.

Die Sorge und das Gebet der Katholiken, aller, nicht nur der sogenannten Verantwortlichen, muß dahin gehen, daß die rechte Mitte gefunden werde zwischen lieblosem Fanatismus, der durch schroffe Forderungen die Wiedervereinigung mit den getrennten Brüdern unmöglich machte, und einem unerleuchteten Einigungseifer, der ungeeignete Mittel anzuwenden bereit wäre, eine Einigung um jeden Preis erstrebend, auch um den Preis der Wahrheit. Vergessen wir auch nicht, daß der Große, dessen Wirken wir zu würdigen gesucht haben, ein Heiliger im Himmel ist, der uns wirksam beten helfen kann, daß im Geiste der Wahrheit und der Liebe Friede und Einigkeit unter den Christen erstrebt und erreicht werde!

Pastoralfragen

Eine sonderbare Primizfeier. (Ein eingesandter Kasus.) Es war bei einer Primiz — vor dem zweiten Weltkrieg. Am Morgen brachte die Dorfmusik dem Primizianten, der im elterlichen Hause übernachtet hatte, einen musikalischen Morgengruß dar. Der Neupriester ging hinunter in die Stube, bedankte sich bei den Musikanten und ließ ihnen von den Eltern einen Trunk verabreichen. Dabei vergaß er sich plötzlich und kostete selber auch beim „Prost-Trinken" vom guten Most. Damit war das Gebot der Nüchternheit gebrochen. Was nun tun? Bemerkt hatten es nur wenige Menschen, denn die Stube war übervoll, so daß man sich kaum rühren konnte. Aber der unglückliche Primiziant stürzte auf sein Zimmer und weinte und war ganz verzweifelt. Die Eltern sind ratlos; alles ist zur Primiz gerüstet. Es war gut 7 Uhr früh, und um 9 Uhr ist der Einzug und dann das Primizamt. Was tun? Der Primizprediger, den man eben traf, als er von der Zelebration zurückkehrte, gab den Rat zu einem Telefongespräch mit dem Ordinariat. Um 8 Uhr wurde dies sofort versucht, und es kam die lakonische Antwort zurück: „Primiz muß verschoben werden!" Aber dazu konnte man sich nicht entschließen. Da kam dem Ortspfarrer, den man vor dem Telefonat noch rasch von der verzweifelten Situation unterrichtet hatte, ein rettender Gedanke: Er selber war noch nüchtern und hätte eben um 8 Uhr zelebrieren wollen. Er bat den Dechanten, daß er ihm ausnahmsweise bei der Primiz die Stelle des Presbyter assistens abtrete, ohne ihn in die Situation näher einzuweihen. Man wollte ja die ganze Sache möglichst verheimlichen. Der Dechant war damit einverstanden und schien über die Hintergründe nicht weiter nachzusinnen. Und nun vollzog sich das Primizamt folgendermaßen: Unmittelbar bis zur Wandlung und nach der Wandlung bis zur Kommunion und nach der Kommunion ging alles wie gewöhnlich, indem der Primiziant die Funktionen eines Zelebrans nach den Rubriken ausübte. Die Wandlungsworte sprach nicht der Primiziant, sondern der Ortspfarrer, und dieser konnte als Presbyter assistens das leicht unbemerkt tun. Und er glaubte sich auch im Falle dazu berechtigt, um größeres Ärgernis zu vermeiden. Er war schließlich auch noch nüchtern und durfte so zelebrieren. Bei der Kommunion empfing er die konsekrierte Hostie, während der Primiziant eine zweite, nicht konsekrierte Hostie, die man bereitgelegt hatte, zu sich nahm. Ähnlich verfuhr man bei der Sumptio sanguinis. Der Presbyter assistens genoß den konsekrierten Wein, und der Primiziant nahm vorerst den leeren Kelch und nach der

Kommunionspendung erst die Ablutio, während die erste purificatio vom Presbyter assistens genommen wurde.

Heute wäre die Sache leichter, weil ja nur eine dreistündige Wartezeit für die Nüchternheit vorgeschrieben ist ... Auch damals wäre die Sache leicht gegangen, und man hätte nicht zu so verschlungenen Auswegen seine Zuflucht nehmen müssen. Wenn schon das habituelle Moralwissen bei den in Betracht kommenden Priestern versagte, so hätte doch ein Blick in ein Morallehrbuch sofort Befreiung aus der peinlichen Situation gebracht. Schon immer hat die Moraltheologie gelehrt, daß ein positives Gesetz, sogar ein positiv-göttliches, um so mehr ein positiv-menschliches Gesetz, wenn es in einem bestimmten Falle nur mit schwerem Nachteil beobachtet werden könnte, nicht verpflichte, daß es also Gründe für ein Entschuldigtsein von der Erfüllung des Gesetzes gebe. Als einen solchen Entschuldigungsgrund haben auch die alten Lehrbücher stets physische oder moralische Unmöglichkeit angeführt. Von da her hat man für das eucharistische Nüchternheitsgesetz schon immer als Entschuldigungsgrund die Gefahr eines schweren Ärgernisses gelten lassen. Denn die Pflicht, ein Ärgernis zu vermeiden — eine Pflicht, die aus dem natürlichen Sittengesetz fließt — wiegt schwerer als das bloß kirchliche Gesetz der Nüchternheit. Als konkretes Beispiel für eine solche Entschuldigung bringt Noldin bereits in den ersten Auflagen seines Lehrbuches gerade die Situation unseres Primizianten. Er schreibt im dritten Band seiner „Summa Theologiae Moralis" unter Nr. 156: „Auctores concedunt posse neosacerdotem, qui inadvertenter jejunium fregit, primitias celebrare, si ea concurrunt adjuncta, in quibus illae sine gravissimis incommodis differri nequeant, ut si complures consanguinei aliunde advenerint, si publice notum sit hodie celebrandas fore primitias, laesio vero jejunii occulta manserit; ordinarie enim ratio scandali excusabit; quodsi nullum timendum sit scandalum, licet in hoc casu uti epikia, sed non, si laesio jejunii notoria esset." Wie Noldin schreiben auch andere Moralisten, zum Beispiel Génicot[1]), Prümmer[2]), Cappello[3]). Noldin weist im letzten Satz des Zitates noch auf die Epikie hin. Auch zu ihr hätte der Primiziant seine Zuflucht nehmen können. Er durfte sich doch mit Recht sagen, daß der Gesetzgeber im vorliegenden Falle nicht zur Beobachtung des Gesetzes verpflichten wolle — und eine solche Überlegung liegt der Epikie zugrunde. Epikie ist nicht etwa ein bequemes Über-das-Gesetz-Hinweggehen. Nach Thomas ist sie eine Tugend, die Tugend der Billigkeit[4]). Im Anschluß an Aristoteles sagt er: „Die Billigkeit ist besser als die Gesetzesgerechtigkeit, die sich auf den Buchstaben einstellt . . ., und es fällt ihr zu, etwas zu mäßigen, nämlich die wörtliche Befolgung des Gesetzes[5])." Noldin stellt am Schlusse des angeführten Beispieles für die Anwendung der Epikie die Bedingung, daß die Übertretung des Nüchternheitsgesetzes nicht allgemein bekannt geworden ist. Dies trifft in unserem Kasus zu. Im Trubel des Augenblicks ist die Umgebung des Primizianten gar nicht darauf aufmerksam geworden, daß der Primiziant etwas getrunken und dadurch das Nüchternheitsgesetz verletzt hat.

Also ist zum Kasus zunächst zu sagen: Der Primiziant hätte in Anbetracht der Umstände mit Berufung auf einen vorhandenen Entschuldigungsgrund oder in Anwendung der Epikie das heilige Meßopfer feiern dürfen, und es ist unverständlich,

---

[1]) Génicot, Institutiones theologiae moralis II nr. 202, 4 c.
[2]) Prümmer, Manuale theologiae moralis III n. 201, 3.
[3]) Cappello, Tractatus canonico-moralis de Sacramentis I n. 512.
[4]) S. th. II. II. q. 120.
[5]) A. a. O. a. 2 ad 2. und ad 3.

daß das Ordinariat der Lage nicht Rechnung getragen und den Bescheid gegeben hat, die Primiz zu verschieben. Man hat sich mit diesem Bescheid nicht zufriedengegeben, mit Recht. Wo es galt, ein öffentliches Ärgernis und ein so großes Ungemach für den Primizianten zu vermeiden, mußte der Bescheid des Ordinariates hinter den Erfordernissen eines höheren Gutes zurücktreten. Man kann dafür heranziehen, was der hl. Alfons, ganz im Sinne der Worte des hl. Thomas zur Epikie, über eine andere Art der Befreiung von der Gesetzeserfüllung, über die Dispens schreibt: „Es gibt Gründe, welche die Dispens pflichtgemäß machen, wo es nämlich darum geht, Schaden für die Gemeinschaft oder für den einzelnen zu vermeiden oder das allgemeine Beste zu fördern ... In solchen Fällen steht es dem Vorgesetzten nicht frei, die Dispens zu verweigern. Er würde sonst schwer oder läßlich gegen die Tugend der Gerechtigkeit sündigen, je nach der Bedeutung der Sache[6])." Alfons sagt noch mehr, nämlich daß sogar nach ausdrücklicher Verweigerung der Dispens durch den Vorgesetzten dort, wo schwerwiegende Gründe vorliegen, dem Untergebenen die Anwendung der Epikie gestattet sei[7]). P. Häring bemerkt dazu: „Es ist selbstverständlich, daß die beiden Kirchenlehrer bei solchen Aussagen einen urteilsfähigen Untergebenen vor Augen hatten[8])."

Nachdem unser Primiziant und seine Ratgeber die von der Moraltheologie angebotenen Auswege aus der Verlegenheit nicht gefunden hatten, befanden sie sich in einer perplexen Lage. Sie mußten sich schnell entscheiden; ein Aufschub war nicht möglich; so entschieden sie sich zu einer Lösung, die für den Augenblick aus der Verlegenheit zu helfen schien, in Wirklichkeit aber in einen heillosen Wirrwarr führte. Diesen Wirrwarr gilt es nun zur moraltheologischen Beurteilung zu entwirren. Vier Fragen stellen sich dazu:

1. Kann man bei dieser „Primizfeier" von einem gültigen Meßopfer sprechen?
2. Was ist vom liturgischen Standpunkt aus zum Tun des Primizianten zu sagen?
3. Wie ist das Ganze vom moralischen Standpunkt aus zu beurteilen?
4. Welche verfehlte Einstellung liegt der Verwirrung zugrunde?

Zur 1. Frage: Ohne Zweifel wurde bei dieser „Primiz" ein gültiges Meßopfer dargebracht. Zum Wesen des heiligen Meßopfers gehört nach der allgemeinen Lehre der Dogmatik nur die Konsekration und zur Integrität des Opfers die Kommunion. Beides vollzog der Pfarrer. Aber bei der Feier des heiligen Meßopfers sich auf die wesensnotwendigen Vollzüge zu beschränken und die von den Rubriken vorgeschriebenen Zeremonien zu unterlassen, ist strengstens verboten. Daran wird der Pfarrer nicht gedacht haben oder er hat sich wegen der Situation für entschuldigt gehalten.

Zur 2. Frage: Der Primiziant, der nicht konsekrierte, hat kein Meßopfer dargebracht und darum auch keine Primiz gefeiert. Er hat nur in feierlicher Weise die Meßzeremonien vollzogen. Was er tat, könnte man als eine Art „Missa sicca" bezeichnen, wie sie das Mittelalter und auch noch das 16. und 17. Jahrhundert als Andachtsübung oder als Ersatz für das eucharistische Opfer kannte. Man betete dabei das Meßformular, nahm aber keine Opfermaterie und unterließ Opferung, Wandlung und Kommunion[9]). Das Volk war sich damals bewußt, daß eine solche Feier keine Eucharistiefeier war. Bei unserer Primiz jedoch wurde alles so gehalten, daß das Volk die

---

[6]) Theol. Mor. lib. I tr. II no. 179.
[7]) A. a. O.
[8]) B. Häring, Tugend der Epikie. Klerusblatt (München) 1959, S. 406.
[9]) Joh. Pinsk, Die Missa sicca. Jahrbuch für Liturgiewissenschaft IV (1924) 90—118.

Überzeugung haben mußte, der Primiziant feiere ein wirkliches heiliges Opfer. Ja, der Zweck des ganzen Tuns war gerade, das Nichtfeiern zu verschleiern. Man könnte deshalb meinen, im Tun des Primizianten dürfe man eine dissimulatio sacramenti sehen, d. h. eine Handlung, bei der ein nichtsakramentales Zeichen gesetzt wird unter Umständen, die andere glauben lassen, daß ein Sakrament gespendet wird. Solches trifft zum Beispiel zu, wenn der Beichtvater einem nichtdisponierten Poenitenten statt der Absolution nur den priesterlichen Segen gibt. Aber in unserem Falle war es anders. Der Primiziant hat den ganzen Ritus der Messe nach außen hin vollzogen wie sonst der Priester zelebriert; er hat die Opfermaterie in die Hand genommen, genau so, wie wenn er konsekrieren und kommunizieren wollte. Es fehlte von seiner Seite nur die Intentio (vielleicht hat er sogar die Wandlungsworte irgendwie gesprochen). Von seiten des Primizianten war es also eine Nachahmung des ganzen Meßritus, so daß die Anwesenden in die Irre geführt werden mußten. Es war von seiner Seite ein Scheinopfer, eine „simulatio sacramenti[10])". Eine simulatio sacramenti ist aber sub gravi verboten. Innozenz XI. hat den Satz verurteilt, in dem gerade das Scheinopfer gemeint war: „Urgens metus gravis est causa sacramentorum administrationem simulandi[11])."

Zur 3. Frage: So muß man vom moraltheologischen Standpunkt aus das Ganze als einen mißglückten Versuch, eine Verlegenheit zu überwinden, ablehnen. Die beiden, der Primiziant und der Pfarrer, sind vom Regen in die Traufe gekommen. Sie wollten das kirchliche Gebot der eucharistischen Nüchternheit nicht übertreten, haben aber dabei viel wichtigere Gebote und Verbote übertreten und objektiv schwere Sünden begangen. Aber das wird ihnen in der Aufregung des Casus perplexus nicht zum Bewußtsein gekommen sein und so werden sie bona fide gehandelt haben.

Zur 4. Frage: Den letzten Grund für ihr Tun wird man in einem festgefahrenen Legalismus sehen dürfen. Der Gedanke an das Nüchternheitsgebot, das man damals in der Katechese und in der Pastoral allgemein mit übergroßer Strenge betonte, hatte ihr Bewußtsein vollständig mit Beschlag belegt, so daß dieses Gebot wie eine überwertige Idee in ihrem Bewußtsein stand als ein Gebot, das man auf keinen Fall übertreten dürfe. Die discretio, das Unterscheidenkönnen zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, zwischen wichtigen und weniger wichtigen Gesetzesvorschriften und eine gewisse Übung in der Kasuistik, das heißt in der Anwendung der Prinzipien auf konkrete Fälle, hätte vor dem Casus perplexus bewahrt und den rechten Ausweg aus der Verlegenheit finden lassen.

Innsbruck Josef Miller S. J.

Mitteilungen

War Maria Magdalena eine Sünderin? Von drei Frauen berichten uns die Evangelien, daß sie den Heiland gesalbt hätten. Die erste ist die große namenlose Sünderin. Die zweite Jüngerin Jesu, die den Herrn salbte, ist Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, kurzweg Maria von Bethanien genannt. Und die dritte salbende

---

[10]) Noldin, Summa theol. mor. III n. 38. — L. Bender, Simulatio et dissimulatio in sacramentorum ministratione. Periodica de re morali canonica liturgica 45 (1956) 46—65.

[11]) Denz. 1179.

Frau heißt Maria Magdalena. Bei der Vielzahl von Salbungen ist es nicht verwunderlich, daß die Tradition diese drei Frauengestalten nicht auseinanderhalten konnte, sie einander gleichsetzte und zu einer Person verschmolz. Dabei hat das Schicksal Maria Magdalena, der zweitgrößten Frauengestalt des Evangeliums, besonders übel mitgespielt. Sie ist das Opfer einer unglücklichen Verwechslung geworden. Man hat sie zur „stadtbekannten Sünderin", zur Büßerin „Magdalena" gemacht. Die Vergehen der großen namenlosen Sünderin, von der uns der Evangelist Lukas im siebten Kapitel erzählt, hat man irrtümlicherweise auf ihr Schuldkonto geschrieben. Ja, es wird noch lange dauern, bis man aufhört, diese berühmteste Frau von Magdala jener großen öffentlichen Sünderin im Evangelium gleichzusetzen. Doch geschieht das zu unrecht. Denn in den Evangelien steht keine Silbe davon, Maria Magdalena sei eine Sünderin gewesen. Die große namenlose Sünderin, Maria von Bethanien und Maria Magdalena sind drei wesentlich verschiedene Frauengestalten. Jede ist eine Jüngerin Jesu von persönlicher Prägung, jede eine Nachfolgerin Christi auf eigenem Wege.

I. Maria Magdalena ist einmal zu unterscheiden von der großen namenlosen Sünderin des Lukasevangeliums. Von ihr berichtet Lukas in einem Kleinod der Erzählerkunst folgendes: „Ein Pharisäer lud Jesus einmal zu Tisch. Dieser kam auch wirklich in das Haus des Pharisäers und ließ sich dort nieder. Und siehe, eine Frau, die in der Stadt als Sünderin lebte und erfahren hatte, daß er im Hause des Pharisäers zu Tische sei, brachte ein Alabastergefäß mit Salböl. Weinend trat sie von rückwärts an seine Füße heran und fing an, seine Füße mit ihren Tränen zu benetzen und sie mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen. Dann küßte sie seine Füße und salbte sie mit dem Salböl. Als der Pharisäer, der ihn geladen hatte, das sah, dachte er bei sich selbst: ‚Wenn dieser ein Prophet wäre, wüßte er, was für eine die da ist, die ihn berührt, und was für eine Sünderin sie ist.' Da nahm Jesus das Wort und sprach zu ihm: ‚Simon, ich habe dir etwas zu sagen.' Dieser erwiderte: ‚Meister, sprich!' Jesus darauf: ‚Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner, der eine schuldete ihm 500 Denare, der andere 50. Da sie aber nicht bezahlen konnten, schenkte er beiden die Schuld. Welcher von beiden wird ihn nun am meisten lieben?' Simon antwortete: ‚Ich denke, der, dem er am meisten geschenkt hat.' Jesus erwiderte ihm: ‚Du hast richtig geantwortet.' Dann wandte er sich der Frau zu und sagte zu Simon: ‚Siehst du diese Frau? Ich kam in dein Haus, und du gabst mir kein Wasser für meine Füße. Sie aber hat mit ihren Tränen meine Füße benetzt und sie mit ihren Haaren getrocknet. Mit einem Kuß hast du mich nicht begrüßt. Sie aber hat seit ihrem Eintritt nicht aufgehört, meine Füße zu küssen. Du hast mir das Haupt nicht mit Öl gesalbt. Sie aber hat mit Myrrhenöl meine Füße gesalbt. Darum sage ich dir: Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt. Wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.' Zu der Frau aber sagte Jesus: ‚Deine Sünden sind dir vergeben . . . Dein Glaube hat dich gerettet; geh hin in Frieden!'" (Lk 7, 36—50.)

Nirgends in der ganzen Erzählung sagt Lukas, diese begnadete Sünderin hätte Maria Magdalena geheißen. Ohne Namen, wie er sie hat eintreten lassen, so läßt sie der Evangelist wieder gehen. Namenlos lebt sie durch die Jahrhunderte fort als eines der ergreifendsten Zeugnisse für die Sünderliebe Christi und sein Erbarmen mit einer verirrten Frauenseele. Ja, als Lukas (8, 2), unmittelbar nach der Entlassung der bekehrten Sünderin, Maria Magdalena zum erstenmal in sein Evangelium einführt, da fühlt er sich verpflichtet, sie als eine bisher noch nicht bekannte Persönlichkeit gleichsam dem Leser eigens vorzustellen als eine Frau, „aus der sieben böse Geister

ausgefahren waren", als Wegbegleiterin Christi, die den Herrn auf seinen Wanderreisen durch Palästina begleitete und mit ihrem Vermögen unterstützte. Das aber wäre nicht nötig gewesen, wenn sie mit der im siebten Lukaskapitel genannten Sünderin identisch wäre. Außerdem ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß Jesus eine stadtbekannte Sünderin auf seinen Reisen überallhin mit sich geführt und sich zudem noch mit ihrem Vermögen hätte unterstützen lassen. Die Pharisäer, die mit Laternen das Leben des verhaßten Rabbi durchsuchten, hätten sich diese Gelegenheit, einen Schatten auf seine Ehre zu werfen, nie entgehen lassen.

II. Maria Magdalena ist ferner auch nicht zu verwechseln mit Maria von Bethanien, der Schwester der Martha und des Lazarus. Maria von Bethanien wird zuerst vom Evangelisten Lukas erwähnt. Er erzählt von einem Besuch Jesu im Hause von Bethanien, wo Maria zu Füßen des Heilandes heilsbegierig seinen Worten lauschte, der sie dann Martha gegenüber in Schutz nahm. „Als sie weiterwanderten, kam er in ein Dorf. Eine Frau namens Martha nahm ihn in ihr Haus auf. Sie hatte eine Schwester mit Namen Maria. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn nieder und hörte seinen Worten zu. Martha dagegen machte sich viel zu schaffen, um ihn zu bedienen. Sie trat zu ihm hin und sagte: ‚Herr, kümmert es dich nicht, daß meine Schwester mir allein die Bedienung überläßt? Sage ihr doch, sie solle mir helfen.' Der Herr aber antwortete ihr: ‚Martha, Martha, du sorgst und kümmerst dich um viel zu viel. Es braucht doch nur ganz weniges, ja im Grunde nur eines. Maria hat den guten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden soll.'" (Lk 10, 38—42.)

Neuerdings ist dann von Maria von Bethanien die Rede beim Tode und bei der Auferweckung des Lazarus (Jo 11, 1—46). Im tiefsten Schmerz über ihren toten Bruder ging sie dem Heiland entgegen und, als sie seiner ansichtig wurde, fiel sie ihm zu Füßen mit den Worten: „Herr, wenn du hier gewesen wärest, wäre mein Bruder nicht gestorben" (Jo 11, 32). Und das dritte Mal wird Maria von Bethanien erwähnt beim Abschiedsmahl zu Ehren Jesu, wo sie in dankbarer Huldigung für die Erweckung ihres Bruders Lazarus den Herrn zum voraus auf das Begräbnis hin salbte (Jo 12, 3—8; Mt 26, 6—13; Mk 14, 3—9). „Maria nahm ein Pfund echter, kostbarer Nardensalbe, salbte damit die Füße Jesu und trocknete sie mit ihren Haaren. Im ganzen Haus verbreitete sich der Duft dieser Salbe. Da sagte Judas Iskarioth, einer von den Jüngern, der ihn verraten sollte: ‚Warum hat man diese Salbe nicht um 300 Denare verkauft und den Erlös den Armen gegeben?' Das sagte er aber nicht, weil ihm an den Armen etwas lag, sondern weil er ein Dieb war und als Kassenführer das Geld, das einkam, unterschlug. Da sprach Jesus: ‚Laßt sie doch, sie hat dies zum Tag meines Begräbnisses aufbewahrt ... Arme habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer'" (Jo 12, 3—8).

Daß Maria von Bethanien und Maria Magdalena nicht ein und dieselbe Person sein können, geht aus ihren verschiedenen Wohnstätten hervor. Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, wohnte in Bethanien, nur drei Kilometer von Jerusalem entfernt. Maria Magdalena aber war nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Evangelisten Matthäus (27, 55) „Jesu von Galiläa her gefolgt". Sie war also nicht in Judäa, sondern in Galiläa wohnhaft. Daß die beiden Frauen voneinander verschieden sein müssen, bestätigen auch ihre verschiedenen Beinamen: die eine ist Maria Magdalena, die andere Maria von Bethanien. Im Evangelium des Johannes, der im 11. und 12. Kapitel viel von Maria, der Schwester der Martha, gesprochen hat, wird unter den Frauen beim Kreuze Maria Magdalena genannt. Aber nicht im geringsten deutet der Evangelist an, daß diese Maria Magdalena mit jener früher genannten Maria, der Schwester

des Lazarus, identisch sei. Sicher hätte er das getan, denn sonst ist es eine Gewohnheit des Johannes, auf früher genannte Personen Bezug zu nehmen. Auch der Charakter der beiden Frauen ist grundverschieden. Maria von Bethanien war eine ruhige, beschauliche Natur, Maria Magdalena dagegen ist gekennzeichnet durch ihre ungestüme Aktivität.

III. Maria Magdalena ist also nach dem Bericht der Evangelien nicht die große Sünderin des Lukasevangeliums mit dem Salböl und den aufgelösten Haaren, die bei Lukas ohne jeden Namen aufgeführt wird. Sie hat auch nichts zu tun mit der beschaulichen Maria von Bethanien zu Füßen des Meisters, die heilsbegierig seinem Worte lauschte. Nun aber, wenn Maria Magdalena von den beiden Frauen verschieden ist, wer ist sie dann?

Maria Magdalena war ehedem eine von sieben bösen Geistern besessene Frau. Sowohl Markus (16, 9) wie auch Lukas (8, 2) schildern ihren Zustand vor ihrem Anschluß an Christus. Sie muß in der Gewalt der sieben Dämonen Furchtbares gelitten haben. Nirgends aber deuten die Evangelisten darauf hin, die Besessenheit hätte Maria Magdalena infolge ihres sündhaften Lebenswandels getroffen. Dämonische Besessenheit und Sünde sind nach den Evangelien zwei ganz verschiedene Dinge. Durch Jesus aber wurde Magdalena von ihrer Besessenheit geheilt. Maria Magdalena war sodann eine treue Wegbegleiterin Christi auf seinen Wanderreisen durch Palästina (Mt 27, 55; Mk 15, 41; Lk 8, 3). Es war nämlich jüdische Sitte, daß Frauen den Wanderlehrern folgten und sie mit der Arbeit ihrer Hände und mit ihrem Vermögen unterstützten. Im Kreise der galiläischen Frauen, die Jesus nachfolgten und dienten, war Maria Magdalena die Führerin. Alle Evangelisten nennen sie stets an erster Stelle, vor den Müttern der Apostel, wenn sie von diesen getreuen Nachfolgerinnen sprechen. Ihre zur Zeit Jesu so bedeutsame Heimatstadt Magdala, zwischen Tiberias und Kapharnaum am Westufer des Sees Genesareth gelegen, hatte ihr den Beinamen gegeben, um sie von den anderen Marien im Gefolge Jesu zu unterscheiden.

Ein dritter Zug im Charakterbild der Maria Magdalena! Sie war die treue Jüngerin von Golgotha, die bis zum letzten Augenblick unter dem Kreuze ausharrte (Jo 13, 25; Mt 27, 55; Mk 15, 41). Abseits von der ruchlosen, höhnenden Menge hielt sie mit der Mutter Jesu und anderen frommen Frauen stille Kreuzeswache. Aber Maria Magdalena ist nicht nur als treue Jüngerin von Golgotha am Karfreitag als letzte vom Grabe fortgegangen, als Führerin der frommen Frauen kehrte sie, um den Herrn zu salben, am Ostermorgen auch wieder zuerst dorthin zurück (Mt 28, 1; Mk 16, 1; Lk 24, 1). Als sie zur Grabeshöhle kam und diese leer fand, rannte sie nach Jerusalem zurück, um den Aposteln das Entsetzliche zu melden. Sie traf dort Petrus und Johannes. Heilige Entrüstung, atemlose Hast und Erregung klangen aus ihrer Stimme, als sie ihnen meldete: „Sie haben den Herrn aus dem Grabe fortgetragen, und wir wissen nicht, wohin sie ihn gelegt haben“ (Jo 20, 2).

Wieder zum Grabe zurückgekehrt, wurde Maria Magdalena Augenzeugin des Auferstandenen. Die letzte am Tage der Trauer wurde die erste (Mk 16, 9) am Tage der Freude. Von ihr selbst muß es der Evangelist Johannes gehört haben, wenn er erzählt: „Maria aber stand draußen am Grabe und weinte. Wie sie so weinte, beugte sie sich vor und schaute in das Grab hinein. Da sah sie zwei Engel in weißen Gewändern dasitzen, den einen zu Häupten, den anderen zu Füßen der Stelle, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte. Sie sprachen: ‚Frau, warum weinst du?‘ Sie erwiderte: ‚Man hat meinen Herrn fortgeschafft, und ich weiß nicht, wohin man ihn gelegt hat.‘ Mit diesen

Worten wandte sie sich um und sah Jesus dastehen. Sie wußte aber nicht, daß es Jesus war. Jesus sprach zu ihr: ‚Frau, warum weinst du? Wen suchst du?' In der Meinung, es sei der Gartenhüter, sagte sie zu ihm: ‚Herr, wenn du ihn fortgetragen hast, so sag es mir, wohin du ihn gelegt hast. Dann werde ich ihn holen.' Jesus sprach zu ihr: ‚Maria!' Da wandte sie sich um und sagte zu ihm: ‚Rabbuni', das heißt Meister." (Jo 20, 11—16.) Bei diesen Worten umfaßte die überglückliche Jüngerin die Füße des totgeglaubten Meisters, ja so stürmisch und ungestüm hielt sie ihn fest, daß der Herr es ihr wehren mußte: „Halte mich nicht (länger) fest!" (Jo 20, 17). Jesus sagt nicht: „Noli me tangere — Rühr mich nicht an!" Diese Übersetzung ist unrichtig und irreführend. Sie erweckt den Eindruck, als hätte Jesus Maria Magdalena nicht erlaubt, ihn zu berühren. Aber das Gegenteil war der Fall. Der griechische Text setzt geradezu voraus, daß Jesus es zunächst duldete, als Maria ihn festhalten wollte. Dann aber wies er darauf hin, daß er dringende Pflichten zu erfüllen habe. „Mé mou háptu—Halte mich nicht länger fest!" Du brauchst nicht zu fürchten, daß du mich jetzt gleich wieder verlieren wirst. Noch wirst du Gelegenheit haben, mich wiederzusehen. Denn noch bin ich ja nicht zum Vater aufgefahren. Laß es also genug sein! Geh vielmehr hin zu meinen Brüdern und sag ihnen: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott." Mit diesen Worten erhielt Maria Magdalena den Auftrag, den Aposteln die frohe Kunde von der Auferstehung des Herrn zu bringen. Christus selbst bestellte sie zur Sendbotin der Osterbotschaft, weshalb Maria Magdalena schon früh den Ehrentitel „Apostola apostolorum" erhielt.

Zürich Dr. Paul Bruin

QUI FILIUS DICERIS ET PATER INVENIRIS. Ein Grabdenkmal in der Domitilla-Katakombe. — Im „Dictionnaire d' Archéologie chrétienne et de Liturgie" steht im Band XII, 2, ein langer Artikel über die christlichen Mosaiken (Mosaique 57—332). Unter Nr. 12 behandelt der Herausgeber, Dom Henri Leclercq, die Mosaiken in den römischen Katakomben. Es ist verständlich, daß aus der ältesten Epoche kaum etwas zu finden ist, denn in den Jahrhunderten der Verfolgung hatte man weder die Zeit noch die Mittel, um so kostbaren Schmuck auszuführen. Erst als die Kirche frei geworden war, begann man, die Katakomben reicher auszugestalten, wenngleich die engen Gänge und Arkosolien sich weniger für Mosaiken eignen. Immerhin kann Dom Leclercq nicht weniger als 26 Mosaiken aufweisen, von denen die einen nur eine Inschrift oder ein Christusmonogramm bieten, andere Blumen oder Vögel darstellen. Dann werden ein Fußbodenmuster, ein Matronenbild in der Priscilla-Katakombe, die beiden berühmten Porträts (Büstenbilder eines christlichen Ehepaares) erwähnt, die man 1656 in der Cyriacus-Katakombe fand, sowie die Mosaikausstattung eines Arkosoliums in der St.-Hermes-Katakombe.

Alle diese Denkmäler sind aber, abgesehen von den beiden Porträts, in schlechtem Zustand und meist kaum sicher zu deuten. Neben diesen spricht Dom Leclercq unter Nr. 6 von einem Bogengrab, das zwischen der Kallixtus-Katakombe und dem Tor Marancia liege und ganz mit Mosaiken (freilich teilweise abgefallen) ausgeschmückt sei. Marangoni, der dieses Grab 1742 entdeckte, berichtet darüber in seinem Buch „Delle Cose gentilesche", S. 461: Eine Treppe führe hinab zum ersten Stockwerk der Kallixtus-Katakombe; an der einen Seite sei ein großes Bogengrab, ganz mit Mosaiken ausgestattet usw. Dieses Grabmal mit einer eigenartigen Inschrift erwähnen auch De Rossi und Marucchi (nach Marangoni), ohne es freilich je gesehen zu haben; denn man wußte weder, wo es sich genau befand noch ob es überhaupt erhalten sei. Zufällig

wurde anfangs 1960 dieses Monument wieder aufgefunden. Bei den Arbeiten eines Gärtners in dem Gebiet über der Domitilla-Katakombe gab der Boden plötzlich nach, und bei weiterem Nachforschen stieß man auf die Treppe, von der Marangoni gesprochen hatte, und fand auch bald das Arkosolium.

I. Das Mosaik. Dieses Bogengrab zeigt uns das schönste Mosaik der römischen Katakomben, leider nicht unbeschädigt. Das Mittelstück stellt den jugendlichen, bartlosen Heiland in weißer Gewandung dar, auf einem Throne mit hoher Rückenlehne, die zu beiden Seiten der Schultern hervorragt. Die rechte Hand ist ausgestreckt, während die linke vor der Brust eine Buchrolle (?) hält. Seine Füße, in hochverschnürten Sandalen, ruhen auf einem Globus. (So wenigstens deutet es Marangoni. Doch sollte es sich nicht vielmehr um einen Korb mit Buchrollen handeln, der vor ihm steht, so wie wir es auf einem Fresko in derselben Katakombe finden, wo der Herr in ähnlicher Haltung inmitten der Apostel thront?) Zu seiner Rechten sitzt auf hohem Stuhl der hl. Petrus mit dunklem Bart. Ihm gegenüber, links, auf ebensolchem Thron der hl. Paulus. So wenigstens deutet man die beiden Gestalten in faltenreicher, dunkler Gewandung und Schnürsandalen. Bedauerlicherweise ist die obere Partie der linken Figur nicht erhalten.

Darüber wölbt sich der Bogen, der am Rande eine Inschrift in grünen Mosaiksteinen trägt. In der Wölbung selbst ist ein wundervolles Mosaikbildnis der drei Jünglinge im Feuerofen in einer Farbenpracht, die man wohl selten findet. Die drei Gestalten halten die Arme ausgebreitet in Orantenstellung. Ihr Gewand, hochgegürtet, fällt bis zu den Knien herab und erstrahlt in gelben (links vom Beschauer), grünen (Mitte) und gelb-bräunlichen Farben und ist mit einem breiten Längsstreifen verziert, der bei dem grünen Kleid rot ist und auch den Hals einfaßt, bei den beiden anderen dunkelgrün und braun; jedoch ist die Halseinfassung links leuchtend weiß. Die mittlere Gestalt trägt gelbe Hosen mit einem senkrechten roten Streifen, die anderen grüne Hosen mit einem gelben Zierstreifen. Den Kopf bedeckt eine Art phrygischer Mütze mit Verzierungen.

Zwischen und hinter der grünen und der gelben Figur steht, etwas erhöht und größer, eine andere Gestalt in langherabwallendem Gewand. Das Gesicht ist von schwarzen Haaren eingerahmt und der Kopf umgeben von einem grünen Nimbus, einem runden Heiligenschein. Zu Füßen der Gestalten sieht man am Boden vier Feuer auflodern. Doch während die Flammen links von der grünen Figur hoch hinaufzüngeln, scheint es, als ob die vierte Gestalt etwas in das Feuer zur Rechten hinabgösse, so daß es zwar aufleuchtet, aber nicht hochlodert. Ohne Zweifel handelt es sich hier um eine Darstellung der drei Jünglinge im Feuerofen, von denen Daniel im 3. Kapitel erzählt, und des Engels, der mit ihnen auf Gottes Geheiß in den Ofen hinabstieg und die Feuerflammen zum Ofen hinausschlug (Daniel 3, 49). Marangoni glaubte hier eine Frauengestalt vor sich zu haben. Übrigens findet sich diese biblische Darstellung häufiger in den Katakomben. Eine Art Rost in grünen Steinen schließt das Bild nach unten ab. Die rechte Seitenwand des Arkosoliums ist noch gut erhalten. Sie zeigt uns den Heiland mit schwarzem Haar und einem breiten, dunkelgrünen Nimbus bei der Auferweckung des Lazarus, der (perspektivisch klein) in Grabtücher eingewickelt aus dem Grabe hervortritt. Das Mosaik der gegenüberliegenden Seite ist leider ganz abgefallen. Man will aus einigen Strichen schließen, daß dort Moses dargestellt war, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt. Die Bilder selbst bedürfen keiner weiteren Erklärung.

Nach De Rossi stammen die Mosaiken aus dem vierten Jahrhundert. Die archäologische Auswertung des Fundes ist Aufgabe der Katakombenforschung. Vgl. Ludwig

Völkl, Archäologische Funde und Forschungen (Röm. Quartalschrift 55 [1960] 114 bis 117).

II. Die Inschrift. Über dem Christusbild steht, schon in der Gewölberundung, eine Inschrift, die in ihren dunkelgrünen Buchstaben kaum hervortritt. Sie erscheint in ihrer Kürze rätselhaft: „QUI FILIUS DICERIS ET PATER INVENIRIS." Das Wort „et" vor „Filius", das Marangoni und nach ihm die gedruckten Texte haben, findet sich nicht auf dem Mosaik. (Vgl. De Rossi, Bulletino di Arch. crist. IV [1866] 86; Marucchi, Roma sotteranea cristiana, Nuova serie, I [1909] 60; E. Diehl, Inscriptiones latinae christianae veteres, Berlin 1925, I, 1639 und III, S. 197 B. e.; hier mit dem Zusatz „Patripassianorum".) Das letzte Wort heißt nicht „inveneris", sondern „inveniris". Was besagen diese Worte? Wie lassen sie sich übersetzen? „Der du (der) Sohn genannt wirst und (als der) Vater gefunden wirst." Die knappe lateinische Fassung kann verschieden gedeutet werden:

A) Der erste Gedanke führt uns zum Evangelium des hl. Johannes. Lesen wir dort nicht ähnliches? Zum Beispiel Joh 12, 44: „Jesus aber rief laut: Wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat." Im Kapitel 14, 7 ff. sagt der Heiland zu Thomas: „Hättet ihr mich erkannt, so würdet ihr auch meinen Vater kennen. Von nun an werdet ihr ihn kennen und ihr habt ihn gesehen . . . (Vers) 9: Philippus, wer mich gesehen hat, hat auch den Vater gesehen. Wie kannst du also sagen: Zeige uns den Vater? Glaubst du nicht, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist?" Joh 10, 30 am Tempelweihfest in Jerusalem: „Ich und der Vater sind eins." 10, 38: „. . . Glaubet doch meinen Werken, damit ihr erkennt und glaubet, daß der Vater in mir ist und ich im Vater bin." Diesen Schriftworten könnte man wohl die Strophe aus dem Laudeshymnus des hl. Ambrosius an die Seite stellen (Brev. Rom., Fer. II: „Splendor Paternae gloriae"): „Aurora lucem provehit, cum luce nobis prodeat, In Patre totus Filius et totus in Verbo Pater."

Alle diese Texte darf man aber, wenn man zum rechten Verständnis kommen will, nicht aus dem Zusammenhang reißen, in dem sie bei Johannes stehen. Ja, um sie ganz zu erfassen, müssen sie im Lichte der geheimnisvollen Trinitätslehre gesehen werden, die von der innigsten Vereinigung der drei göttlichen Personen in einer göttlichen Wesenheit zeugt. Diese geoffenbarte Wahrheit läßt sich aber nur aus der Zusammenschau der Lehre des ganzen Evangeliums erschließen, nicht aus dieser oder jener Stelle allein. Obgleich also aufs innigste miteinander verbunden in der einen göttlichen Natur (14, 10: „. . . daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist"; 10, 30: „Ich und der Vater sind eins", d. h. eine göttliche Wesenheit, ein Gott), so bleiben sie doch allzeit zwei göttliche Personen, der Vater und der Sohn. 14, 6: „Niemand kommt zum Vater außer durch mich. Wenn ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen. Schon jetzt erkennt ihr ihn und habt ihn gesehen . . ." V. 9: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen . . ." Das heißt: In Christus ist die vollkommene Gottesoffenbarung erschienen, in seiner Person und in seinem Wirken ist der verborgene Gott den Menschen offenbar geworden (12, 44 f.). Gott aber hat niemand gesehen (1, 18), weshalb es sich auch nicht um ein Sehen des Vaters mit leiblichen Augen handelt, sondern um ein Sehen, ein Erkennen im Glauben. In Jesus als dem gottgesandten Offenbarer ist ja der Vater gegenwärtig, nicht in der Identität der beiden Personen, sondern in der Einheit der Wesenheit und des Wirkens.

Niemals hätte der Heiland sagen können: „Ich werde zwar der Sohn genannt, bin aber in Wirklichkeit der Vater." Da zeigt sich gerade der Unterschied zwischen der

Lehre des hl. Johannes und unserer Inschrift: „QUI FILIUS DICERIS ET PATER INVENIRIS." Hier haben wir nämlich ein Subjekt, von dem zwei Prädikate ausgesagt werden: Du, der du Sohn genannt wirst, wirst (als der) Vater gefunden. Das läßt sich nie und nimmer mit der katholischen Lehre von der Heiligsten Dreifaltigkeit in Einklang bringen, mit der geoffenbarten Wahrheit von dem einen Gott in drei Personen. (Vgl. Wikenhauser, Das Evangelium nach Johannes², Regensburg 1957.)

B) Wenn also der Sinn der Inschrift kein anderer sein kann als: „Du, der du der Sohn genannt wirst, wirst zugleich auch als der Vater gefunden", d. h. der Vater offenbart sich im Sohn, aber eben als der Sohn, in ein und derselben Person, dann haben wir klar und deutlich das monarchianische Glaubensbekenntnis, das Credo des Praxeas, des Noëtus, des Sabellius. Die Kenntnis dieser Irrlehren verdanken wir besonders den Verteidigern des wahren Glaubens, vor allem Hippolyt und Tertullian. Sowohl Praxeas als Sabellius lebten damals eine Zeitlang in Rom, hatten aber auch in Afrika viele Anhänger. Dorthin begab sich dann Praxeas, gegen den Tertullian hartnäckig kämpfte. In seinem Werk „Adversus Praxeam" wird die Irrlehre folgendermaßen dargestellt: „Folglich ist derselbe sichtbar und unsichtbar, und weil beides ein und dasselbe ist, deshalb ist der Vater selbst unsichtbar, aber als Sohn sichtbar" (14, 6). „So machst du also Christus zum Vater (stultissime, du Dummkopf!) . . . Oder wirst du mit Recht Jesus den Sohn Gottes nennen (Jesum Filium Dei diceres) und zugleich an ihn als an den überkleideten (vestitum, d. h, mit der Menschheit bekleideten) Vater glauben?" (28, 1). Tertullian nennt seine Gegner Antichristen, die den Vater und den Sohn leugnen. „Sie leugnen nämlich den Vater, da sie denselben ‚Sohn' nennen, und sie leugnen den Sohn, da sie glauben, daß er der Vater ist; zuteilend, was ihnen nicht zukommt, und raubend, was ihnen zusteht" (31, 3).

Ebenso bekämpft Hippolyt in seinem Werk „Philosophumena" oder „Refutatio omnium haeresium" die Irrlehren der Patripassianer, des Sabellius und des Modalismus: Ihr Grundirrtum sei, daß der eine Gott, d. h. die eine göttliche Person, „Vater" genannt werde, insofern sie ewig und ungeboren sei, aber zugleich auch „Sohn" genannt werde, insofern sie Mensch geworden sei (9, 12). Joh. Bapt. De Rossi hat im „Bulletino di Archeologia cristiana" IV, 86 ff. (1866) einen längeren Artikel geschrieben unter dem Titel: „Esame archeologico e critico della storia di S. Callisto narrata nel libro nono dei Filosofumeni" des Hippolyt. Darin behandelt er auch unser Arkosolium und die Inschrift und findet gerade in ihr die Häresie ausgesprochen, die Hippolyt dem Kallixtus vorwarf mit den Worten: „So erfand er (Kallixtus) denn folgende Häresie: ‚Er behauptete, der Logos selbst sei Sohn, derselbe sei auch Vater dem Namen nach, in Wirklichkeit sei der ungeteilte Geist einer; nicht etwas anderes sei Vater, etwas anderes Sohn, sondern ein und dasselbe . . .' Phil. IX, 12, 4" (BKV. Hippolytus 248). „Ecco adunque", bemerkt dazu De Rossi in Hinblick auf unsere Inschrift, „la formula eretica attribuita dall'Accusatore a Callisto!" Es erübrigt sich, die Kallixtusfrage von neuem aufzurollen, aber gerade Papst Kallixtus hat ja die Irrlehre des Sabellius, die hier ausgesprochen ist, verurteilt, wie Hippolyt selbst berichtet. Über die Lehre des Noëtus, eines Vorgängers des Praxeas und Sabellius (wir berücksichtigen nur den Grundirrtum, ohne auf Einzelheiten der verschiedenen Häresien einzugehen), schreibt Hippolyt: „Diesen Vater halten sie zugleich für den Sohn, der zeitweise, je nach den Umständen, bald den einen bald den anderen Namen führe . . . Diese Person sei eine, durch die Benennung zwar geschieden, nicht durch die Wesenheit" (Phil. X, 27; BKV. Hipp. 282). Noch manche andere Texte ließen sich anführen auch aus anderen

Schriftstellern, wie zum Beispiel Athanasius (Oratio IV. c. Arianos 9; Ep. IV. ad Serap. 5). Doch das Gesagte möge genügen.

Obwohl sich nun der Text der Inschrift in keinem dieser Zitate wortwörtlich findet, so ist der Sinn doch ganz klar: Du, an den man als an den Sohn glaubt, dich findet man zugleich als den Vater. Oder: Du bist zugleich der Vater! Das stimmt genau überein mit dem, was Dionysius in seinem Brief „De Trinitate et Incarnatione" schreibt, daß nämlich dieser Sabellius Gott lästere, indem er behaupte, der Sohn selbst sei der Vater und umgekehrt. (Hic blasphemat, ipsum Filium dicens esse Patrem, et vicissim. Denz. 48.)

Somit scheint mir kein Zweifel möglich, daß wir in dieser Inschrift (wenigstens objektiv) einen sabellianisch-modalistischen, häretischen Text vor uns haben, der besagt: „Wenn man dich den Sohn nennt, so bist du zugleich der Vater, der sich nicht mittels oder in der Person des Sohnes offenbart, sondern als Sohn." Es sind also zwei Offenbarungsweisen, zwei Modalitäten derselben Person[1]).

Hinzugefügt sei noch, daß es sich bei diesem Arkosolium nicht um irgendein gewöhnliches Grab handelt, sondern um eine vornehme Grabstätte, geschmückt und ausgestattet mit wunderbar feinen Mosaiken, wie wir sie in keiner anderen Katakombe finden; daß folglich dieses Grab sicher einer Person von Rang und Stand gehörte. Deshalb mochte es für die Eingeweihten voll und ganz genügen, das „Credo" ihres großen Führers und Irrlehrers hierherzusetzen, dessen Name — wenn auch uns — ihnen sicher nicht unbekannt war. Nur nebenbei erwähnt sei ein mehr philosophischer Text des hl. Hilarius: „Confitendo Patrem (fides catholica) confessa Filium est; credens in Filium credidit et in Patrem, quia et nomen Patris habet in se Filii nomen." Es ist klar, daß der Begriff „Sohn" die Beziehung zu einem anderen, nämlich zum „Vater", in sich schließt.

C) Zum Schluß noch ein anderer Gedanke: Muß denn die Stelle wirklich so wissenschaftlich aufgefaßt werden? Könnte der Text nicht auch einfach aus einem gläubigen, liebenden Herzen entsprungen sein, in dem Gedanken: „Du, unser Heiland Jesus Christus, der du in der Heiligen Schrift so oft ‚Sohn' genannt wirst — bald Sohn Gottes, bald Menschensohn — und der du hier im Mosaik dargestellt bist, sei du auch unser ‚Vater', d. h. zeige deine väterliche Güte gegen die armen Menschenkinder und sei besonders den hier ruhenden Verstorbenen ein liebreicher Vater!" Ist das nicht eine schöne Erklärung ohne theologische Spitzfindigkeiten? Nennt der Heiland doch selbst bei verschiedenen Gelegenheiten die Apostel „seine Kinder" (Mk 10, 24; Joh 13, 33 u. 21, 5).

Aber zunächst einmal kann Jesus Christus „der Sohn" niemals einfachhin als „Vater" oder gar als „der Vater" bezeichnet werden; sodann beweisen auch die Schriftstellen das nicht, was sie besagen sollen, denn das Wort „Kinder" oder „Kindlein" erfordert bei seiner Allgemeinheit keineswegs als Korrelativ den Vaternamen. Außerdem scheint mir die obige Erklärung ziemlich zu schwanken zwischen der gottmensch-

[1]) Ludwig Völkl, a. a. O. 117, läßt die Frage offen, ob es sich um einen häretischen Text handle, denn der Spruch könne wohl auch orthodox erklärt werden. — Das scheint mir nur in der freien Umdeutung möglich: „Wer an den Sohn glaubt, findet auch den Vater!", nämlich in der einen göttlichen Wesenheit. Aber die Inschrift besagt das sicher nicht. — Unter den alten Katakombentexten finden sich auch einige häretische; aber gerade die antitrinitarischen hält Testini für „zweifelhaft häretisch". Er zählt deren vier auf, darunter auch unseren Text (P. Testini, Archeologia cristiana, Desclée 1958, S. 526).

lichen Person und der göttlichen Natur. Nein! Mit dieser Deutung ist hier nichts anzufangen.

Darum bleibt es bei unserer Erklärung der Inschrift: „QUI FILIUS DICERIS ET PATER INVENIRIS" in dem Sinne: „An dich glauben wir als an den Sohn, der du zugleich der Vater bist!" Es ist also das Grabmal eines Häretikers, wenn nicht gar eines Häresiarchen, eines Irrlehrers, dessen Lehre weit entfernt ist von der klaren katholischen Lehre, die später in der herrlichen Dreifaltigkeitspräfation einen klassischen, prägnanten Ausdruck gefunden hat: „Heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott! Mit deinem eingeborenen Sohn und dem Heiligen Geist bist du ein Gott, ein Herr; nicht als wärest du nur eine Person, sondern du bist dreipersönlich in der Einheit des Wesens . . . Und so beten wir beim Lobpreis des wahren und ewigen Gottes in den Personen die Verschiedenheit, in der Natur die Einheit, in der Majestät die Gleichheit an."

Rom P. Joseph Knackstedt OMI.

Das Kirchenerlebnis der Jugend von heute. Wieder Ferienkurse im Cassianeum in Donauwörth. — Die vielen Teilnehmer der bisherigen religionspädagogischen Tagungen im Cassianeum in Donauwörth wie überhaupt die Geistlichen und Religionslehrer aller Schulgattungen wird es interessieren, daß auch dieses Jahr dort wieder ein solcher Weiterbildungskurs stattfindet. Die vom 23. bis 27. Juli 1962 angesetzte Tagung steht unter dem Motto: „Die Kirche in unserer Zeit und vor unserer Jugend". Folgende Einzelthemen sind vorgesehen: Das Wesen der Kirche nach katholischem Verständnis — Aspekte der Kirche der Gegenwart (Univ.-Prof. Dr. H. Fries, München). Die Kirche im Lichte der Bibel (Oberstudienrat Dr. A. Läpple, München). Wie sieht die Jugend von heute die Kirche? — Hinführung des Kindes und der Jugend zum Verständnis der Kirche (Hochschulprofessor Dr. A. Heller, Eichstätt). Die Kirche als Thema des Profanunterrichtes (Seminarleiter G. Scheller, Oberpframmern). Der Laie in der Kirche (Regierungsdirektor Dr. K. Böck, München). Kunstgeschichtliche Fahrt. Leiter der Tagung: Stud.-Prof. Ferdinand Kopp.

Der ebenfalls in den Sommerferien im Cassianeum in Donauwörth veranstaltete pädagogische Weiterbildungskurs für Lehrerinnen und Lehrer an Volksschulen mit aktuellen Themen über allgemeine Didaktik und Fragen des Deutschunterrichtes wie der Unterrichtspraxis ist für die Zeit vom 30. Juli bis 3. August 1962 angesetzt.

Interessenten an diesen beiden Kursen erhalten ein ausführliches Programm mit den Einzelheiten über Anmeldung, Teilnahmegebühr, Fahrpreisermäßigung usw. auf Anforderung von Direktor Max Auer, Cassianeum, Donauwörth.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Um den Rubrikenkodex. Schon wiederholt wurden neue Ergänzungen und Auslegungen veröffentlicht. Um verschiedenen Bitten Rechnung zu tragen und aufgetauchte Zweifel hinsichtlich der „externa sollemnitas" von Festen zu beseitigen, wurde von der Ritenkongregation nach Anhörung eines Gutachtens der liturgischen Kommission diese Materie eingehend geregelt (Nr. 358 und 359 des genannten Kodex). (AAS, 1962, Nr. 1, S. 51.)

Neues Pontifikale. Vor kurzem erschien die vatikanische Ausgabe des 2. Teiles des Pontificale Romanum, die mit Dekret der Ritenkongregation vom 13. April 1961 als „typica" erklärt

wurde. Um Zweifel auszuschließen, wurde dazu folgendes erklärt: Da es sich um eine „typische" und zugleich „verbesserte" Auflage handelt, das heißt um eine Ausgabe, in welcher der Ritus und die Rubriken, ebenso der gregorianische Gesang entweder teilweise oder vollständig in eine einfachere und zugleich bessere Form gebracht wurden, haben der Ritus, die Rubriken und der gregorianische Gesang, wie diese in den früheren Ausgaben aufscheinen, ihre Verpflichtungskraft verloren (Erklärung der Ritenkongregation vom 2. Jänner 1962; AAS, 1962, Nr. 1, S. 52).

Suburbikarische Bistümer. Mit dem Motuproprio „Suburbicariis Sedibus" wurde von Papst Johannes XXIII. ein neuer Akt in der Reform der Verwaltung der suburbikarischen Bistümer gesetzt. Die suburbikarischen Diözesen sind bekanntlich die in der Umgebung Roms gelegenen Bistümer Ostia und Santa Rufina, Velletri, Albano, Palestrina, Frascati, Sabina und Poggio Mirteto. In ihnen hatten nach uralter Tradition die sechs Kardinalbischöfe des heiligen Kollegiums ordentliche bischöfliche Gewalt. Die tatsächliche Verwaltung oblag jedoch in der Praxis weitgehend einem Titularbischof und Generalvikar. Bereits am 10. März 1961 hatte Papst Johannes XXIII. in einem Motuproprio das bis dahin bestehende Optionsrecht abgeschafft, das heißt das Recht der Kardinalbischöfe, auf eine in der Rangordnung höher stehende, freigewordene suburbikarische Diözese vorzurücken. Damit wurde auch Can. 236 § 3 CIC. getilgt. Seither ist es allein dem Papst vorbehalten, die suburbikarischen Bistümer zu verleihen (vgl. Heft 3/1961 dieser Zeitschrift).

Das Ziel der neuen Verfügung ist es, den Kurienkardinälen die Möglichkeit zu geben, sich ganz frei ihren Aufgaben in der Zentralverwaltung der Kirche zu widmen. Das päpstliche Dokument bestimmt, daß ein Kardinal, dem der Papst eine der suburbikarischen Diözesen verliehen hat, künftig lediglich den Titel eines Bischofs dieser Diözese erhält, aber keinerlei Jurisdiktionsgewalt. Der Titel lautet fortan: „Kardinaltitularbischof der suburbikarischen Kirche Albano, Velletri" usw. Die ordentliche oberhirtliche Gewalt in diesen Diözesen wird einem am Ort residierenden Bischof anvertraut, der den Titel „Bischof von Albano . . ." usw. führt und die Vollmachten eines residierenden Bischofs erhält. Die Kardinäle nehmen aber noch feierlich von ihrer suburbikarischen Kirche Besitz, so wie ein Kardinalpriester von seiner Titelkirche und ein Kardinaldiakon von seiner Diakonie Besitz nimmt. Die Oberhirten der suburbikarischen Diözesen bilden fortan nach dem Willen des Papstes zusammen mit dem Bistum Rom eine eigene regionale Bischofskonferenz, deren Vorsitz dem Kardinalvikar zukommt.

Um die Rechte der gegenwärtigen Kardinalbischöfe in keiner Weise zu beschneiden, wird abschließend noch bestimmt, daß die neuen Richtlinien in den einzelnen suburbikarischen Diözesen erst dann in Kraft treten, wenn diese frei werden. Damit wird die Diözese Frascati das erste suburbikarische Bistum sein, auf das die neue Regelung angewandt wird. Der bischöfliche Stuhl von Frascati ist seit dem Ableben des Kurienkardinals Gaetano Cicognani (5. Februar 1962) verwaist. Bei dieser Gelegenheit erinnert man sich daran, daß bereits unter Papst Pius XII. einmal die Rede gewesen war von einer Reform der suburbikarischen Bischofssitze (Motuproprio „Suburbicariis Sedibus" vom 11. April 1962; „L'Osservatore Romano" Nr. 87 vom 15. April 1962).

Im Kardinalskollegium besteht jetzt auch insofern eine neue Situation, als nun alle Kardinäle auch Bischöfe sind. Den 12 Mitgliedern dieses hohen Kollegiums, die bisher noch nicht Bischöfe waren, hat am Gründonnerstag der Heilige Vater selber in der Lateranbasilika in Rom die Bischofsweihe erteilt. Als Hauptgrund für diese Reform des Heiligen Kollegiums gab der Papst an, daß die Stellung der Kardinäle als unmittelbare Mitarbeiter des Papstes in der Leitung der Weltkirche des bischöflichen Ranges bedürfe. Vorher erklärte Papst Johannes XXIII. auch ausdrücklich, daß mit diesen Konsekrationen die traditionelle Dreiteilung des Kardinalskollegiums in Kardinalbischöfe, Kardinalpriester und Kardinaldiakone nach historischen, liturgischen und administrativen Gesichtspunkten keine Änderung erfahren werde.

Nach kirchlichen Pressemeldungen hat die Konzilskommission für die orientalischen Kirchen vorgeschlagen, das ostkirchliche Recht dahingehend abzuändern, daß die Patriarchen in der Rangordnung den Kardinälen vorgehen sollen, was in orthodoxen Kreisen freudige Zustimmung ausgelöst habe. Die Orthodoxen hatten ja wiederholt schon auf die alte Regelung hingewiesen, um zu beweisen, daß die katholische Kirche den Ehrenprimat der Patriarchen geringschätze und das östliche Christentum latinisieren wolle.

Neue Ablässe. Das Gebet um einen glücklichen Ausgang des 2. Vatikanischen Konzils, das von Papst Johannes XXIII. selbst verfaßt wurde, wurde von ihm auch für Kleriker, die es vor der Darbringung des heiligen Opfers andächtig beten, mit folgenden Ablässen versehen: 1. mit einem Ablaß von 500 Tagen für die einmalige Verrichtung mit reumütigem Herzen; 2. mit einem vollkommenen Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen, einmal im Monat zu gewinnen,

wenn sie das Gebet täglich einen ganzen Monat hindurch verrichten. Dieses Indult mit Datum vom 16. Februar 1962 hat Gültigkeit bis zum Abschluß des genannten Konzils (AAS, 1962, Nr. 2, S. 118).

Ablässe, die nicht zu Recht bestehen. Der Apostolischen Pönitentiarie wurde berichtet, daß unter den Gläubigen gewisse Rosenkränze oder Koronen ausgeteilt und verbreitet werden, von denen man behauptet, daß sie mit ganz und gar ungewohnten Ablässen versehen seien, so daß mit der Verrichtung eines jeden „Ave Maria" gleich mehrere vollkommene Ablässe verbunden seien. Da es aber nicht in der Gewohnheit und Praxis der römischen Kirche liegt, in der Erteilung von Ablässen gewisse Grenzen zu überschreiten, erklärt dieses Tribunal, dessen Aufgabe es ist, über die Verleihung und den Gebrauch der Ablässe zu urteilen, um falsche Auslegungen zu unterbinden und eine ungesunde Frömmigkeit der Gläubigen zu verhindern, daß diese Ablässe, die den vorgenannten Rosenkränzen oder Koronen zugeschrieben werden, in keiner Weise zu Recht bestehen. Der Heilige Vater Papst Johannes XXIII. hat in der Audienz des Kardinal-Großpönitentiars am 3. Februar dieses Jahres diese Erklärung approbiert und die Veröffentlichung angeordnet (Dekret der S. Paenitentiaria Apostolica vom 6. Februar 1962; AAS, 1962, Nr. 2, S. 117).

Aus der Weltkirche

Von Norbert Miko
Vorstand des Institutes für kirchliche Zeitgeschichte in Salzburg

I. Konzil

Wie schon bekannt ist, hat der Heilige Vater das 2. Vatikanische Konzil für den 11. Oktober 1962 einberufen. Über die Dauer des Konzils ist damit noch nichts gesagt. Es ist möglich, daß es in mehreren Etappen tagen wird, daß also nach der ersten Phase, die bis Weihnachten dauern wird, eine Pause eingelegt wird. Es wird mit einer Teilnehmerzahl von rund 3000 gerechnet. Leider befürchtet der Heilige Vater (19. März 1962: Konsistorium zur Ernennung von zehn Kardinälen), daß die Bischöfe hinter dem Eisernen Vorhang nicht kommen können. Bemerkenswert ist auch in diesem Zusammenhang die Weihe der Kardinaldiakone zu Bischöfen. Die offizielle Begründung war die hervorragende Stellung der Kardinäle — sicher ist aber, daß mit der Bischofsweihe auch mögliche Differenzen wegen ihres Ranges bzw. ihres Verhältnisses zu den Bischöfen auf dem Konzil beseitigt werden sollten. Der Grund mag zum Teil auch sonst in Präzedenzfragen gelegen sein. So haben es zum Beispiel die Patriarchen der Ostkirche schon immer schmerzlich empfunden, daß die Kardinäle, selbst wenn sie nicht Bischöfe waren, die Präzedenz vor ihnen hatten.

Die Tätigkeit der verschiedenen Kommissionen schreitet vorwärts. Als Beispiel sei auf die Arbeit der theologischen Kommission hingewiesen, die nach Angaben des Erzbischofs Dubois von Besançon bis jetzt in ihren fünf Unterausschüssen insgesamt 102 Sitzungen abgehalten und 1384 Seiten Material verarbeitet hat. Allein zur zweiten Partie dieses Materials (606 Seiten) wurden 186 Seiten Bemerkungen gemacht. Ein Zeichen für die Gründlichkeit der Arbeit, die in den Kommissionen geleistet wird.

Mit größter Anteilnahme wird wohl die Tätigkeit des Sekretariates für die Vereinigung der Christen und seiner 14 Unterkommissionen verfolgt. Der Heilige Vater hat ihm am 1. März einen Besuch abgestattet und einen Tag später beim Stationsgottesdienst in Sta. Sabina in einer Ansprache Bezug auf die getrennten Christen genommen. Er gab seiner Freude Ausdruck über das wohlwollende Echo, das die Ankündigung des Konzils bei den Nichtkatholiken gefunden habe. Das Sekretariat hat sowohl mit der orthodoxen wie mit der evangelischen und der anglikanischen Kirche die Kontaktnahme fortgesetzt. Der Sekretär des Sekretariates, Mons. Willebrands, besuchte den ökumenischen Patriarchen Athenagoras von Konstantinopel, der wegen seiner Sympathien für Papst Johannes XXIII. bekannt ist. Athenagoras hat zuverlässigen Berichten nach dem Apostolischen Nuntius gegenüber erklärt: „Wir sind nur an der Oberfläche, nicht aber in der Tiefe getrennt. Wir haben denselben Glauben, dieselben Sakramente, dieselben Martyrer, dieselben Heiligen." Außer Athenagoras besuchte Msgr. Willebrands auch den neuen Erzbischof von Athen, Chrysostomos. Von russisch-orthodoxer Seite wurde bekannt, daß man dort bereit wäre, Beobachter zum Konzil zu entsenden, falls von Rom aus eine Einladung dazu

erginge. Die Entscheidung über eine Teilnahme der Orthodoxen liegt jedoch in allen Fällen beim Heiligen Synod. Übrigens wird Patriarch Athenagoras von manchen orthodoxen Kreisen wegen seiner Erklärungen über das Konzil scharf kritisiert.

Die Anglikaner haben inzwischen Kanonikus Pawley offiziell als Beobachter delegiert. Einen gleichartigen Schritt hat die evangelische Kirche Deutschlands mit der Delegierung von Prof. DDr. Edmund Schlink (Heidelberg) gemacht. Dieser Betrauung ging ein Besuch von Kardinal Bea in Heidelberg voraus. Der Kardinal sicherte Prof. Schlink jede nur mögliche Förderung seiner Tätigkeit als offizieller Beobachter der EKD zu. Prof. Schlink (geb. 1903) ist seit 1946 Dogmatikprofessor an der Evangelisch-theologischen Fakultät in Heidelberg und Gründer des Ökumenischen Institutes. Seit 16 Jahren nimmt er regelmäßig an Gesprächen mit Katholiken teil. Seine Bestrebungen gelten unter anderem der Einführung eines lutherischen Bischofsamtes mit gültiger Weihe.

Trotz dieser günstigen Nachrichten wäre es doch zu optimistisch, vom Konzil eine Beseitigung der Kirchenspaltung zu erhoffen. Darauf kommt Kardinal Bea immer wieder in seinen zahlreichen Vorträgen und Aussprachen (in der letzten Zeit in Paris, Heidelberg, Tübingen, Berlin) zu sprechen: man dürfe vorderhand keine Union erwarten, es sei schon ein großer Fortschritt, wenn Mißverständnisse beseitigt, die Sehnsucht nach der Einheit in den Herzen geweckt und eine versöhnliche Atmosphäre geschaffen werde. Diese freundliche Atmosphäre ist tatsächlich heute da. Es ist symptomatisch, daß überall, besonders auch an nichtkatholischen Universitäten, größtes Interesse für die Worte des Kardinals zu bemerken war, daß er mit größter Ehrerbietung empfangen wurde. Man muß allerdings bemerken, daß der Heilige Vater mit der Berufung des Kardinals Bea zu diesem verantwortungsvollen Amt einen außerordentlich guten Griff getan hat. Kardinal Bea hat ja gerade in protestantischen Kreisen als ehemaliger Professor und Rektor des Päpstlichen Bibelinstitutes in Rom das allergrößte Ansehen. Dazu kommt die persönliche Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit des Kirchenfürsten.

Die Arbeiten der vorbereitenden Zentralkommission gingen in der Berichtszeit gut voran. Am 20. Februar wurde die 4. Sitzung eröffnet. Sie dauerte bis zum 27. Februar und hatte vor allem Vorlagen der Kommissionen für die Bischöfe und Diözesen und für die Disziplin des Klerus durchzubesprechen. Unter anderem standen folgende Punkte zur Debatte: Teilung zu großer und Zusammenlegung zu kleiner Diözesen. Es sind dies Fragen, die sowohl rechtliche wie auch pastorale und historische Aspekte haben. Die Frage der Bischofskonferenzen ist ebenso eine brennende Gegenwartsfrage. Nach heutigem Kirchenrecht sind sie für die einzelnen Diözesanbischöfe rechtlich nicht bindend, obwohl sie eine tatsächliche Funktion haben. Hingegen hat die Metropolitan- und Primatialverfassung weithin ihre Bedeutung verloren. Die kirchenrechtliche Fixierung der Bischofskonferenzen könnte eine große Lücke der kirchlichen Verfassung, besonders in der Horizontalen, schließen. Von besonderer Aktualität waren die Fragen um das Verhältnis Heiliger Stuhl — Bischöfe. Hier geht es um die stärkere Internationalisierung und Dezentralisierung der römischen Kurie. Das entsprechende Pendant auf Diözesanebene ist das Verhältnis Bischof—Pfarrer, wo im Gegensatz zu oben einer Stärkung der bischöflichen Zentralgewalt das Wort geredet und von einer Beseitigung der Inamovibilität der Pfarrer gesprochen wird. Sicher ist, daß die uralte, oft mehr als tausendjährige Pfarrverfassung, der bis vor kurzem eine ebenso alte Flurverfassung entsprochen hat, im Zuge der Änderung der Wirtschaftsformen zu schwerfällig geworden ist. Man denke zum Beispiel an das Problem der Pendler (sei es innerhalb eines Landes oder im kontinentalen Ausmaß bei den Auslandsarbeitern), das von einer Pfarre nicht mehr bewältigt werden kann. Daneben waren die Anpassung der Kirchengebote an die heutige Zeit, die Kirchengebote der Ostkirche, Priesterberuf und Priesterausbildung, die katholischen Universitäten, Ordensprobleme (zum Beispiel Laienorden und Säkularinstitute) wichtige Tagungspunkte. Besonderes Gewicht erhielt diese 4. Sitzung durch die Teilnahme des Primas von Polen, Kardinal Wyszynski, der bei dieser Gelegenheit vom Heiligen Vater in einer eigenen Begrüßungsansprache geehrt wurde.

Die 5. Sitzung der vorbereitenden Zentralkommission wurde am 26. März eröffnet. Sie war besonders der Stellung der orientalischen Patriarchen gewidmet. Die katholische Kirche denke nicht daran, die lokalen Traditionen zu beseitigen. Eine praktische Vorbereitung für das eigentliche Konzil besteht in der Berufung von 42 Konzilsstenographen, jungen Priestern und Theologiestudenten verschiedener Kollegien Roms. Sie werden in eigenen Kursen für ihr Amt geschult. Ihr Lehrer ist Prof. Aloys Kennerknecht aus Mainz.

Während dieser Ereignisse am Konzilsort nimmt die Teilnahme sowohl katholischer wie nichtkatholischer Kreise am Schicksal der Kirchenversammlung zu. Eine Reihe von Kirchenfürsten hat Stellung genommen. Über die Ausführungen des Kardinals Bea wurde schon oben berichtet. Kardinal Montini (Mailand) hat in seinem Fastenhirtenbrief: „Pensiamo al Conci-

lio" — „Denken wir ans Konzil" daran erinnert, daß schon die Einberufung des Konzils etwas Außergewöhnliches sei: niemand dachte daran, und auch die äußeren Umstände hätten nicht auf die Einberufung eines Konzils schließen lassen. Als Ziele nannte der Kardinal: die Stärkung des Glaubens, die Erneuerung der Moral und die Angleichung der kirchlichen Disziplin an die Zeiterfordernisse. Themen, die wahrscheinlich behandelt werden: Natur und Funktion des Episkopates in Harmonie mit dem römischen Papsttum; Priester- und Ordensstand (wobei an traditionellen Einrichtungen wie dem Zölibat nicht gerüttelt werden wird); Ehe, Laikat. Montini schreibt wörtlich: „Vielleicht legt die Kirche den Königsmantel ab und wird in einem einfacheren Kleid auftreten." Erzbischof Rohracher (Salzburg) hob hervor, daß das Konzil in erster Linie seelsorglich orientiert sein werde — neue Dogmen seien nicht zu erwarten. Kardinal Döpfner (München) ließ sich ähnlich vernehmen: die Glaubensaussagen würden nicht sensationell sein, während man hoffen dürfe, daß das Konzil das Bild der Kirche Christi noch deutlicher herausstellen werde. Erzbischof Jaeger von Paderborn sagte in einer Stellungnahme zum Konzil, in der Kirche und im Glauben hätte ein „Perfektionismus" keinen Platz. Deswegen dürfte man auch vom Konzil nichts „Perfektes" erwarten. Kardinal Alfrink (Utrecht) sprach über die Arbeit der Zentralkommission, die er eine Kirche im kleinen nannte. Die Bischöfe hörten auf Rom und Rom auf die Bischöfe. Alfrink trat bei dieser Gelegenheit für eine Beibehaltung der Zentralkommission ein, um gegenüber der römischen Kurie ein Gegengewicht der Weltkirche zu haben. In einem Vortrag im Rahmen eines ökumenischen Studienseminars in Straßburg über das Thema „Einheit und Vielfalt in der Kirche" sagte der gleiche Kardinal, bei aller Betonung der Einheit müsse doch die Starrheit der Weltkirche aufgegeben werden. Doch wandte er sich gegen eine Interkommunion, solange eine tatsächliche Einheit nicht existiert.

Als wichtige Stellungnahme zum Konzil muß der Vortrag gewertet werden, den Prof. Sebastian Tromp S.J. anläßlich des 80. Geburtstages des Heiligen Vaters und als Eröffnungsrede des akademischen Jahres der „Gregoriana" gehalten hat. P. Tromp ist Sekretär der vorbereitenden theologischen Kommission. Seine Erklärungen zu verschiedenen Fragen waren also mehr als eine Privatmeinung und hatten sicher die Aufgabe, Mißverständnisse innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche zu beseitigen. Der Begriff „Ökumenizität" des Konzils wurde von P. Tromp definiert: Einladung aller Bischöfe der bewohnten Erde (der „Ökumene"), damit sie als Richter und Zeugen zusammen mit dem Papst dem geistlichen Wohl des mystischen Leibes Christi dienten. So gefaßt wird das Konzil eine „innerkatholische" Angelegenheit sein, wie schon der verstorbene Kardinalstaatssekretär Tardini erklärt hat. Damit wird der Auffassung entgegengetreten, als ob das Konzil durch das Nichterscheinen der Nichtkatholiken ein Partikularkonzil wäre. Allerdings bemüht sich die Kirche um die Abseitsstehenden. Zur Frage „Glaubens- oder Seelsorgekonzil" sagte P. Tromp, es könne keine rechte Pastoral ohne rechtes Glaubensverständnis geben. Die Unterschiede zwischen lehrender und hörender Kirche dürften nicht verwischt werden. Die lehrende Kirche müsse aber Augen und Ohren offen halten für die Wünsche der hörenden Kirche. In bezug auf die „öffentliche Meinung" sagte er, es gehe um die gesunde öffentliche Meinung; diese sei weitgehend gegeben durch die Rundfrage bei allen Kardinälen, Bischöfen, der römischen Kurie, den Ordensoberen, den Rektoren der Universitäten und theologischen Fakultäten. Die 15 Bände, die ihre Vorschläge füllten, wären das Material, aus dem man die öffentliche Meinung kennenlernen könnte. Wichtiger wäre, daß das Konzil den Anregungen des Heiligen Geistes gegenüber offen wäre. Zur Forderung nach einer inneren Reformation sagte P. Tromp: Jedes Konzil werde von einem Geist der Reform bewegt; man müsse aber unterscheiden zwischen Person und Amt, zwischen den einzelnen Gliedern des mystischen Leibes und dessen Organismus, den der Herr selbst mit dem Leben des Heiligen Geistes erfüllt.

Im deutschen Raum ist eine Kontroverse bemerkenswert, die durch die Antrittsvorlesung des Tübinger Dogmatikprofessors Hans Küng (Das theologische Verständnis des Konzils; Tübinger Theologische Quartalschrift 141/1, 1961) ausgelöst wurde. Küng stellte darin den Satz auf, daß die Kirche das Ökumenische Konzil auf Grund göttlicher Berufung sei, das Ökumenische Konzil von der Art des 2. Vatikanischen aber die Repräsentation jenes ersten. Daher müßten die Konzilien auf Grund menschlicher Berufung nicht unbedingt so sein wie sie sind. Einheit dürfe nicht mit totalitärer Einheit verwechselt, Katholizität nicht durch Aufgabe der Freiheit erkauft werden. Es ist zu unterscheiden zwischen der Notwendigkeit eines kirchlichen Zentrums und Zentralismus, zwischen dem Petrusamt und dem Papalismus.

Der Auffassung von der „Repräsentanz" der Kirche durch das Konzil trat Prof. Ratzinger (Bonn) mit dem Bemerken entgegen, daß Christus die Verkündigung und Bezeugung seines Evangeliums dem Kollegium der Apostel anvertraut habe. Das Konzil ist der praktische Vollzug der Kollegialität, die zum Wesen der Kirche gehört. Das Konzil ist kein Parlament, die Bischöfe sind nicht die Abgeordneten des gläubigen Volkes. Allerdings müsse die Rolle der nichtbischöf-

lichen Konzilsmitglieder und der Laien auf den geschichtlichen Konzilien untersucht werden.

Prof. Karl Rahner S.J. (Innsbruck) nimmt in einem Aufsatz in den „Stimmen der Zeit", Februar 1962, „Zur Theologie des Konzils" zu ähnlichen Problemen Stellung. Er macht vor allem auf den Unterschied zwischen Amt und Charisma aufmerksam. Neben dem kollegialen Amt des Gesamtepiskopates, das unter und mit dem Papst ordentlich (in der alltäglichen Amtsführung) und außerordentlich (im Konzil) wirke, gebe es das Charisma, das unabhängig vom Amt wirksam sei. „Gott hat in seiner Kirche nicht zugunsten der Hierarchie abgedankt." Man dürfe nicht vom Amt, auch nicht vom Konzil, Dinge erwarten, die es nicht erfüllen könne. Die Bischöfe sind auf dem Konzil auch Repräsentanten der Gesamtkirche, aber nicht als Beauftragte der Gläubigen, sondern als deren mit Christi Auftrag und Vollmacht versehene Hirten der Gläubigen. Rahner drückt die Hoffnung aus, daß das Konzil keine Lehrentscheidungen fällen werde (solche hätten entweder nebensächliche Objekte oder sie wären, wo es sich um wichtige Fragen handelt, theologisch noch nicht genug bearbeitet). Das Konzil möge sich aber kirchenrechtlichen, disziplinären und liturgischen Fragen zuwenden.

Der Dominikanerpater Ives Congar schreibt in der Zeitschrift „Esprit" (Dezember 1961), jedes Konzil weise drei Phasen auf: die des Teufels, der Menschen und Gottes. Die beiden ersten seien unbekannte Größen. Man könne heute noch keine vollkommene Antwort darauf geben, was in Frage stehe. Als Forderungen stellt er auf: die Sorge für die Zukunft der Kirche; die Annäherung der getrennten Christen und den Fortschritt des Glaubens in der Welt. Man dürfe aber „Katholizität" nicht nur als ein Einwirken von oben nach unten auffassen.

Das größte Interesse wird dem Konzil, auch in den breiten Schichten, in Frankreich, Belgien und Holland entgegengebracht. Das beweisen zahlreiche Studientagungen, von denen die in Nimwegen (11. bis 13. April 1962) erwähnt sei. Die Hauptthemen waren: „Primat des Papstes und der Episkopat" sowie „Die Beziehungen zwischen Klerus und Laien". Eine Umfrage in Bayern: „Was erwarten wir Laien vom Konzil" ergab, daß eine grundsätzliche theologische Neubesinnung in bezug auf die Ehe gewünscht wird. Die skandinavischen Katholiken hingegen (Katholik Ugleblad) fordern in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat die Freiheit der Kirche; eine rechtliche Anerkennung der Verantwortung des Laien in der Kirche; Landessprache in der Liturgie; größere Betonung des Predigeramtes; Kommunion unter beiden Gestalten. Soweit katholische Stimmen.

Von nichtkatholischen sei auf die Publikation von K. E. Skydsgaard (Kopenhagen) hingewiesen: „Konzil und Evangelium." In diesem Sammelwerk wird auch die Frage der Ökumenizität des Konzils angeschnitten. Sie wird verstanden als „freies theologisches Ringen verschiedener Kirchen unter gemeinsam anerkannter christlicher Wirklichkeit". In dem Buch, an dem auch der Heidelberger Dogmatiker Schlink mitgearbeitet hat, wird darauf hingewiesen, daß Luther die Legitimität der Konzilien anerkannt habe. Daher sei das Luthertum sowohl mit Trient als auch mit den späteren Konzilien geheimnisvoll verbunden. Es werden allerdings eine Reihe von Vorbehalten gemacht: Die Sukzession und die Sedes apostolica des Papstes wird abgelehnt. Es wird gewarnt vor dem „fleischlichen Einheitsbegriff", wie er in der Enzyklika „Ad Petri cathedram" vertreten werde. Man wendet sich gegen den Ausschließlichkeitsanspruch der römisch-katholischen Kirche, die allein wahre Kirche Christi zu sein. Man legt Verwahrung ein gegen die Dogmen vom Meßopfer, vom Papsttum und von der Jungfrau Maria, die nach evangelischer Auffassung Häresien seien.

Zum Schluß sei hier erwähnt, daß die Berichterstattung über das 2. Vatikanische Konzil für Deutschland dem Bayerischen Rundfunk übertragen wurde. Die Verantwortlichen für die Übertragungen werden sein: der Hauptabteilungsleiter für Kultur und Erziehung am Bayerischen Rundfunk, Gunthar Lehner, und der Leiter des Kirchenfunks im Bayerischen Rundfunk, Doktor Wilhelm Sandfuchs.

II. Heiliger Stuhl und römische Behörden

Veterum Sapientia. Mancher wunderte sich, daß Johannes XXIII. in den Monaten vor dem Zusammentritt des Konzils einer scheinbar so nebensächlichen Frage, wie es eine Sprache für die Religion ist, eine so große Bedeutung beimesse. Als die Apostolische Konstitution dann tatsächlich erschien, war deren Bedeutung allerdings sogleich offenbar. Sie ist ein Riegel, der von vornherein gewissen Bestrebungen innerhalb und außerhalb der Konzilsvorbereitungen vorgeschoben werden soll. Mit Recht darf man annehmen, daß die Konstitution von der „konservativen" Richtung um die Kardinäle Ottaviani und Ruffini beeinflußt und vorgeschlagen wurde. Der wesentliche Inhalt ist folgender: Die lateinische Sprache ist eine erhabene Sprache, eine kostbare Erbschaft der Kirche; es bestehen gemeinsame Wesenszüge zwischen ihr und der Kirche: wie diese ist auch die lateinische Sprache universal — „man kann sie mit Recht als

katholisch bezeichnen". Sie ist geheiligt durch den immerwährenden Gebrauch durch den Heiligen Stuhl. Es wird auf den außerordentlichen Bildungswert der lateinischen Sprache hingewiesen. Aus allen diesen Gründen bleibt die Kirche beim Latein.

Zur Wiederbelebung des Studiums und des Gebrauches der lateinischen Sprache wird angeordnet: Die Bischöfe und Ordensoberen mögen darauf achten, daß in den Seminarien und Schulen, in denen junge Menschen auf das Priestertum vorbereitet werden, alle dem Apostolischen Stuhle folgen; niemand soll aus Neuerungssucht gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache im höheren theologischen Unterricht oder in der Liturgie schreiben oder aus einer vorgefaßten Meinung heraus die Bestimmungen des Apostolischen Stuhles abschwächen oder verfälschen. Die Priesteramtskandidaten sind auf das genaueste in der lateinischen Sprache zu unterrichten; wo die staatliche Schule versagt, hat die Kirche Lateinkurse einzurichten. Die Hauptdisziplinen im Theologiestudium sind in lateinischer Sprache zu lehren. Professoren, die dazu nicht in der Lage sind, sind auszuwechseln. Zur Pflege des Lateins wird ein neues akademisches Institut errichtet. Die griechische Sprache ist hinlänglich zu lehren; es wird eine Studienordnung für den Unterricht in der lateinischen Sprache ausgearbeitet.

Sofort nach Erscheinen der Konstitution setzte, besonders von den Niederlanden aus, eine heftige Kritik ein. Man faßte „Veterum Sapientia" als ein Mittel auf, schon vor dem Konzil etwaige Bestrebungen zur Abänderung der Liturgie in Richtung auf die Volkssprachen hin unmöglich zu machen. Man äußerte Bedenken, ob der Ausbildung der Priesteramtskandidaten ein Dienst erwiesen sei, wenn gerade die wichtigsten theologischen Disziplinen nicht in der Muttersprache gelehrt würden. Die Kritik schoß manchmal weit über das Ziel. Der Limburger Weihbischof Dr. Walter Kampe hat ein klärendes Wort geschrieben: „Nirgends wird die Frage angeschnitten, wie weit die heiligen Texte der Liturgie aus pastoralen Gründen den Gläubigen in der Volkssprache vermittelt werden sollen. Der Heilige Vater hat persönlich bereits früher bei den römischen Fastenprozessionen sich für eine solche Übertragung in der Muttersprache ausgesprochen, die ja allein den Gläubigen verständlich ist. Wir sollten uns vor radikalen Vereinfachungen hüten, als ob das Eintreten für die Muttersprache bereits ein Auftreten gegen das Latein sei und umgekehrt." Bezüglich des Unterrichts in der lateinischen Sprache wird sehr viel von der Arbeit des angekündigten Instituts für die lateinische Sprache abhängen. Es wird notwendig sein, aus der toten lateinischen Sprache wieder eine „lebende" zu machen. Dann allerdings gibt es kein idealeres internationales Verständigungsmittel als Latein, das ja sowieso auf der ganzen Welt von den gebildeten Kreisen wenigstens verstanden, wenn schon nicht gesprochen wird. Daß so etwas möglich ist, zeigt Israel mit der Wiedererweckung des Hebräischen. Der Heilige Stuhl wird dann sicher auch seinerseits darangehen, Latein als wirkliche kirchliche Amtssprache einzuführen. Gegenwärtig vollzieht sich ja der innere Amtsbetrieb in italienischer Sprache.

In seiner Ansprache an die Fastenprediger von Rom, die der Heilige Vater am gleichen 22. Februar 1962 hielt, gab er sozusagen von sich aus einen Kommentar zur Apostolischen Konstitution: Die lateinische Sprache ist in der gegenwärtigen Situation als Symbol der Einheit und des Friedens zu betrachten. In der gleichen Ansprache unterstrich der Papst die Rolle des päpstlichen Primates. Er forderte ein eifriges Streben nach Frömmigkeit, eine umfassende und gründliche Katechese; ein hochherziges, beispielhaftes und apostolisches christliches Leben.

Kardinalsernennungen. Am 19. März fand das Geheime Konsistorium statt, bei dem der Heilige Vater die Ernennung von zehn neuen Kardinälen bekanntgab. Die neuen Purpurträger sind: José da Costa Nunes (geb. 1880 in Portugal, 1920 Bischof von Macao, 1940 Erzbischof von Goa und Patriarch von Ostindien. 1953 wurde er nach Rom berufen. Er ist Vize-Kamerlengo der römischen Kirche); Efrem Forni (geb. 1889 in Mailand, seit 1913 im diplomatischen Dienst, 1937 Nuntius in Ekuador, 1953 Nuntius in Brüssel und Luxemburg); Landázuri Ricketts (geb. 1913 in Peru, 1939 als Franziskaner zum Priester geweiht, 1952 Titularerzbischof von Roina und 1955 Erzbischof von Lima); Gabriel Acacio Coussa (geb. 1897 in Syrien, 1920 als Basilianermönch zum Priester geweiht; Tätigkeit in der Kongregation für die Ostkirche. Nach der Betrauung des Kardinals Amleto Cicognani mit der Leitung des Staatssekretariates wurde er Präfekt der genannten Kongregation); Radolfo Silva Henriquez (geb. 1907 in Chile, 1938 als Salesianer in Turin zum Priester geweiht. Seit 1939 war er Theologieprofessor und Leiter von Salesianerkollegien in Chile. 1939 wurde er Erzbischof von Valparaiso und 1961 Erzbischof von Santiago de Chile); Leo Joseph Suenens (geb. 1904 in Belgien, 1940 wurde er Vizerektor der Universität Löwen, 1945 Weihbischof von Mecheln, 1962 Erzbischof von Mecheln-Brüssel); Michael Browne (geb. 1887 in Irland. 1903 trat er in den Dominikanerorden ein, war später durch viele Jahre Professor am Angelikum in Rom, von 1951 bis 1955

Magister Sacri Palatii, das heißt, „Hoftheologe" Pius' XII. 1955 wurde er als Generalmagister an die Spitze des Dominikanerordens berufen); Anselmo Maria Albareda (geb. 1892 in Barcelona; als Benediktiner empfing er 1915 die Priesterweihe; durch lange Jahrzehnte Tätigkeit an der Vatikanischen Bibliothek, deren Präfekt er 1936 wurde. Albareda war Titularabt der ehemaligen Benediktinerabtei von Ripoll in Spanien. Er ist der Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Werke und Mitglied der päpstlichen Akademie der Wissenschaften); Joannes Panico (geb. 1895 in Italien, seit 1923 im päpstlichen diplomatischen Dienst, 1931 Geschäftsträger in Prag, 1935 Apostolischer Delegat in Australien, 1948 Nuntius in Peru, 1953 Apostolischer Delegat in Kanada, 1959 Nuntius in Lissabon); Ildebrando Antoniutti (geb. 1898 in Italien, 1936 Titularerzbischof und Apostolischer Delegat in Albanien, dann als solcher in Kanada, hierauf Internuntius in Persien und 1953 Apostolischer Nuntius in Madrid).

Nach diesen Ernennungen zählt das Kardinalskollegium gegenwärtig 87 Mitglieder: 30 Italiener, 8 Franzosen, 6 Spanier, 5 US-Amerikaner, 3 Brasilianer, 3 Deutsche, 2 Argentinier, 2 Iren, 2 Kanadier, 2 Portugiesen, 2 Syrer, je einen Armenier, Australier, Belgier, Chilenen, Chinesen, Ekuadorianer, Engländer, Inder, Japaner, Kolumbier, Kubaner, Mexikaner, Niederländer, Österreicher, Peruaner, Philippiner, Polen, Schotten, Tanganjikaner, Ungarn, Uruguayer, Venezueler. Die Zahl der Kurienkardinäle beträgt nun 34 (23 Italiener, 2 Franzosen, 2 Spanier, 1 Argentinier, 1 Armenier, 1 Deutscher, 1 Engländer, 1 Irländer, 1 Portugiese, 1 Syrer).

Tätigkeit der Rota Romana. Im Arbeitsjahr 1960/61 wurden insgesamt 242 Eheprozesse verhandelt. Davon wurden 139 Fälle entschieden (3 nicht endgültig). In 76 Fällen wurde das Eheband für gültig, in 60 für ungültig erklärt. Die 103 Fälle, in denen von der Rota kein Urteil gefällt wurde, wurden entweder zurückgewiesen oder nochmals an Gerichte 2. Instanz zur Behandlung übergeben. 45 Prozent der Prozesse waren unentgeltlich. 121 Priester und Laien aus 30 Nationen haben während des Arbeitsjahres die Schule der Rota besucht. 8 Advokaten wurden neu zugelassen. Die Ritenkongregation hat seit 1588, seit ihrer Errichtung, 1162 Selig- und 211 Heiligsprechungen durchgeführt.

III. Kirche und Bildung

Die Konstitution „Veterum Sapientia" lenkt unseren Blick unwillkürlich auf die gewaltige zivilisatorische Tätigkeit der Kirche, die auch heute geleistet wird. Diese Riesenarbeit dient zwar meist nicht religiösen Zwecken, aber sie ist eine Voraussetzung für die fruchtbringende eigentliche Seelsorgstätigkeit.

Es sei darauf verwiesen, daß die Universitäten ursprünglich durch die Kirche gegründet wurden bzw. ihre rechtliche Position erhalten haben, so die älteste europäische Universität in Salerno (um 1050), die von Bologna, von Paris (Sorbonne 1231), Oxford, Cambridge, Padua, Prag (1348), Toulouse, Salamanca, Wien (1365), Leipzig, Krakau usw. Erst durch den Humanismus und die Glaubensspaltung verloren die Universitäten ihren geistlichen Charakter, ja wurden in zunehmendem Maße Träger antikirchlicher und antichristlicher Ideen. Das bedingte besonders im Zusammenhang mit der Entwicklung der Kirche seit dem 19. Jahrhundert die Gründung einer großen Zahl katholischer Universitäten. Im ganzen gibt es heute 37 vom Heiligen Stuhl anerkannte katholische Universitäten. Zu ihnen treten in Europa (in 11 Ländern) noch 27 theologische Fakultäten an staatlichen Universitäten. Diese Bildungsstätten sind von insgesamt rund 150.000 Studenten besucht. Des Interesses halber seien diese katholischen Universitäten hier angeführt. Die älteste, ununterbrochen bestehende ist die St.-Thomas-Universität in Manila, die 1645 errichtet und 1904 auch von den staatlichen Behörden anerkannt wurde. Sie gilt als die größte katholische Universität der Welt, umfaßt alle Fakultäten und wird von spanischen Dominikanern geleitet. Die zweitälteste Universität ist die von Löwen (wiedererrichtet 1833, erstes Gründungsjahr 1425). Dann folgen Angers (Frankreich, 1877), Beirut (Libanon, 1881), Paris (Institut Catholique, 1875), Lille (Frankreich, 1876), Quebec (Kanada, 1876), Lyon (Frankreich, 1886), Toulouse (Frankreich, 1889), Ottawa (Kanada, 1889), Washington (USA, 1889), Maynooth (Irland, 1896), Comillas (Spanien, 1904), Tokio (Japan, 1913), Mailand (Italien, 1920), Lublin (Polen, 1920), Nimwegen (Niederlande, 1923), Montreal (Kanada, 1927), Santiago (Chile, 1930), Bogotà (Kolumbien, 1937), Salamanca (Spanien, 1940), Lima (Peru, kanonisch errichtet 1942, erste Gründung 1571), Medellin (Kolumbien, 1945), Sao Paulo (Brasilien, 1947), Rio de Janeiro (Brasilien, 1947), Porto Alegre (Brasilien, 1950), Quito (Ekuador, 1954), Niagara Falls (USA, 1956), Campinas (Brasilien, 1956), Sherbrooke (Kanada, 1957), Chicago (USA, 1957), Havanna (Kuba, 1957), Léopoldville (Kongo, 1957), Pamplona (Spanien, 1960), Buenos Aires (Argentinien, 1960), Mittelamerika (1 Station in Guatemala, 1 in Nicaragua, 1961), Valparaiso (Chile, 1961). Die päpstlichen bzw. Ordensuniversitäten in Rom sind hier nicht berücksichtigt,

ebenso nicht die 1889 gegründete Universität in Freiburg in der Schweiz, die zwar auf Grund einer Konvention zwischen den schweizerischen Bischöfen und dem Freiburger kantonalen Staatsrat katholischen Charakter hat, jedoch eine kantonale Staatsuniversität ist.

Von einzelnen Universitäten ist aus der letzten Zeit zu berichten: An der Herz-Jesu-Universität in Mailand studierten im abgelaufenen Jahr 13.176 Studenten, verteilt auf die 7 Fakultäten (Jus, Lehramt, politische Wissenschaften, Philologie, Philosophie, Agrarwissenschaften, Medizin) und die statistische Schule. Die Georgetown-Universität in Washington und die Loyola-Universität in Chicago erhielten von der Ford-Stiftung 350.000 bzw. 300.000 Dollar an Subvention. Washington soll damit das linguistische Institut ausbauen, Chicago hingegen die juristischen Systeme verschiedener Länder studieren. Die katholische Laval-Universität in Quebec hat eine Reihe von Dozenten an die Universität „Lovanium" in Léopoldville entsandt. An der katholischen Universität in Lublin, der einzigen hinter dem „Eisernen Vorhang", studierten im abgelaufenen Jahre 1742 Hörer. 65 Prozent der Inskribierten erhielten Stipendien von seiten der „Vereinigung der Freunde der Lubliner Universität". An der katholischen Universität in Bogotà wurde kürzlich eine Fakultät für Arbeit und Soziale Hilfe errichtet. Hier werden regelmäßig Kurse für Laien-Assistenten gehalten. In der Zeit vom 29. Dezember 1961 bis 2. Jänner 1962 tagte in Indien (Kerala) der katholische Universitätsverband. Diese Vereinigung besteht seit 1924. An der Tagung nahmen Kardinal Gracias, drei Bischöfe, der Innenminister von Kerala sowie 4000 weitere Gäste teil.

Der Heilige Stuhl hat eine grundsätzliche Entscheidung über die Promotion von Nichtkatholiken an kirchlichen (theologischen) Fakultäten getroffen. Das Reskript des Hl. Offiziums v. 17. 7. 1961 an den Präfekten der Kongregation für Seminarien und Universitäten stellt folgende Normen auf: Zur Zulassung zum Studium ist die Empfehlung einer kirchlichen Autorität notwendig. Sie muß Auskunft über die sittliche Qualität des Bewerbers geben, über sein Wohlwollen gegenüber der katholischen Kirche und die moralische Gewißheit bezeugen, daß der Student sein Wissen nicht gegen die katholische Kirche verwenden werde. Orthodoxe Bewerber sind evangelischen, diese jüdischen vorzuziehen. Für die Zulassung zum Studium sind die oben erwähnten Bestimmungen am Päpstlichen Orientalischen Institut, am Institut für christliche Archäologie sowie an den Fakultäten für Kirchenrecht und scholastische Philosophie großzügiger anzuwenden. Verdient ein Student das in ihn gesetzte Vertrauen nicht mehr, so ist er zu entlassen. Nach Absolvierung der Studien können die Studenten zur Erwerbung der akademischen Grade zugelassen werden. Diese verleihen die Befähigung zum Lehramt, berechtigen aber nicht zu dessen Ausübung. Von der Ablegung des Glaubensbekenntnisses ist zu dispensieren. Der Name des Papstes ist im Diplom wegzulassen.

Ein brennendes Problem, auch für die Kirche, ist das der Sorge um die Auslandsstudenten, besonders die Studenten aus den Missionsgebieten bzw. den „unterentwickelten" Ländern. Von einer Gesamtzahl von ungefähr 10 Millionen Hochschulstudenten entfallen auf Gebiete, die der Kongregation „De Propaganda Fide" unterstehen, 2,386.576. Im Studienjahr 1959/60 studierten in England 28.713 Ausländer (davon 12.240 Afrikaner), in Frankreich 19.925, in Westdeutschland 5517, in Spanien 3150, in Holland 2903, in Italien und Belgien je 1500 (in Italien ohne die Theologiestudierenden in Rom), in Portugal 1300, in Österreich 1225, in Irland 1050, in der Schweiz 803. Südamerika hatte 12.885 Auslandsstudenten (davon allein Argentinien 11.795), Kanada 18.640, Osteuropa 18.000 (davon 14.571 Rußland). Diese Ziffern sind inzwischen längst überholt. Das Interesse der Kirche für diese Frage ist schon lange wach. So machte schon 1950 der 1. Kongreß für das Laienapostolat in Rom darauf aufmerksam. Der 2. Kongreß (1957) forderte bereits die Bereitstellung von Stipendien für Studenten aus dem afro-asiatischen Raume und die Berufung von Priestern für diese spezielle Seelsorge. Es wurden internationale Apostolatsgruppen angeregt, ferner, daß sich die Pfarren, kirchlichen Organisationen und auch die Familien der ausländischen Studenten annehmen. 1958 trafen sich in Freiburg die Verantwortlichen für diese Frage. Eine Tagung der „Pax Romana" in Bonn rief 1959 das Permanente Komitee des Laienapostolates in Rom ins Leben: OSCO (Overseas Students Coordination). Sowohl Pius XII. („Fidei donum" 1957) wie Johannes XXIII. („Princeps Pastorum" 1959) wandten sich dem Problem zu.

Als Folge dieser Bemühungen von oben und unten konnten die Stipendien für katholische Auslandsstudenten vermehrt und erhöht werden, und auch die Zahl der Studentenseelsorger wurde erhöht. In Österreich wurden im Zuge dieser Bestrebungen afro-asiatische Institute in Wien und Graz ins Leben gerufen. In Köln haben die Weißen Väter ein analoges Institut „Africanum" gegründet. Die Auswahl der Studenten erfolgt durch die afrikanischen Bischöfe. Die spanische Bischofskonferenz wendet ihr Augenmerk naturgemäß besonders dem südamerikani-

schen Raum zu. Es wurde vor kurzem die „Opera di Assistenza" für 6000 südamerikanische Studenten geschaffen.

Eine große Sorge bereitet heute das katholische Schulwesen in den ehemaligen Kolonialgebieten. Die katholischen Missionen haben sich als erste um die Bildung der vielfach auf der Stufe von Naturvölkern lebenden Farbigen bemüht, erst später traten die verschiedenen Kolonialmächte mit einem Bildungsprogramm auf. Dieses entsprach weithin der europäischen Auffassung von der Staatsschule. Doch wurden die katholischen Schulen aus finanziellen Gründen geduldet und gefördert. Mit der Gewinnung der Unabhängigkeit übernahmen nun die neuen Staaten die Auffassung ihrer ehemaligen Herren. Die Schulen wurden vielfach zum ausschließlichen Aufgabengebiet des Staates erklärt. Die Abneigung gegen den weißen Mann verlangte auch in Missionsschulen die Abberufung der weißen Lehrer. In einigen Staaten (wie Ceylon) wurde es den katholischen Privatschulen untersagt, andere als katholische Schüler aufzunehmen. Die Unterstützung der Schulen wurde vielfach eingestellt.

Damit man sieht, um welche gewaltige schulische Leistungen der Katholiken es sich handelt, seien einige Zahlen genannt. 1957 gab es in den Kolonialgebieten 46.323 katholische Volksschulen mit 4,666.000, 5705 höhere Schulen mit 1,132.000, 1142 Berufsschulen mit 56.800 Schülern, 476 Lehrerbildungsanstalten mit einem jährlichen Ausstoß von 30.000 Junglehrern. Das Kongogebiet zum Beispiel hatte 1,773.340 Volksschüler und Schüler höherer Schulen, davon besuchten bloß 29.729 staatliche Schulen, 332.289 evangelische, aber über 1,400.000 die katholischen Schulen. Ein großes Versäumnis war jedoch, besonders im afrikanischen Raum, das Fehlen einer katholischen Universität oder Hochschule. Die in Léopoldville wurde zum Beispiel erst 1957 errichtet. Dadurch fehlt heute eine tragende katholische Führerschicht. Es ist zu hoffen, daß die Bemühungen um die farbigen Studenten, die an europäischen und amerikanischen Hochschulen studieren, wenigstens in etwa diesem Mangel abhelfen.

IV. Kirche und soziale Frage

Entsprechend der religiösen und sozialen Lage ist gegenwärtig in Südamerika eine verstärkte Einflußnahme der katholischen Kirche auf dem sozialen Sektor zu bemerken. Das ist einerseits ein Zeichen für die unhaltbaren sozialen Zustände, anderseits aber auch für die Kräftigung, die die katholische Kirche in Südamerika erlebt. So hat der chilenische Bischof Pinera Carvallo von Temuco zu sozialen Reformen aufgerufen. Man soll den Kommunismus nicht dort suchen, wo er nicht ist! Der Bischof fordert soziales Denken und Handeln, ein verantwortungsbewußtes Laientum und eine Reform des Schulwesens. Die Caritas allein genügt nicht, die Arbeiter haben Anspruch auf soziale Gerechtigkeit. Man solle nicht immer den sozialen „Status quo" verteidigen. Die Kirche soll allen Luxus vermeiden — es soll eine „missionarische Kirche" aufgebaut werden. Einen warnenden Aufruf vor der Gefahr des Kommunismus haben die 38 Bischöfe der sechs mittelamerikanischen Staaten erlassen. Auch sie fordern soziale Reformen.

Der mexikanische Bischof von St. Luis Potosi, Luis Cabrera Cruz, forderte im Fastenhirtenbrief soziale Gerechtigkeit: gerechten Lohn, Arbeiterrecht, Schaffung neuer Arbeitsmöglichkeiten. Der Episkopat der Dominikanischen Republik hat angeordnet, daß der Klerus sich bei der Sonntagspredigt der sozialen Frage widmen muß.

In Argentinien ist die Lage insofern auch für die Kirche schwierig, als die Nachfolger Perons auf dem sozialen Gebiet infolge ihrer liberalen Wirtschaftsführung versagt haben. Nachdem seinerzeit zwischen Peron und der katholischen Kirche arge Zerwürfnisse aufgetreten waren, die sich zum Schluß zu offener Feindschaft, Kirchenzerstörung usw. entwickelt hatten, scheint die neoperonistische rechtsrevolutionäre Bewegung Verbindung mit katholischen Kreisen hergestellt zu haben. Der Erzbischof von La Plata hat schon vor einem Jahr ein Memorandum an den (inzwischen zurückgetretenen) Präsidenten Frondizi gerichtet, in dem auf die schreiende Ungerechtigkeit hingewiesen wurde, auf Kosten der Armen eine Sanierung der argentinischen Wirtschaft herbeizuführen. In der letzten Zeit hat sich auch Kardinal Caggiano von Buenos Aires eingeschaltet, um einen Ausgleich der Gegensätze zu erreichen.

In Übereinstimmung mit „Mater et Magistra" wird immer mehr der Frage der Landwirtschaft Beachtung geschenkt. So haben die Bischöfe des Staates Goias (Brasilien) eine katholische „Agrarfront" gegründet: die Mitglieder sind kleine Grundbesitzer, Taglöhner, Pächter. Im Programm der Bewegung steht: Agrarreform, gerechter Lohn für die Taglöhner, gerechter Gewinn für die Pächter, Errichtung von Wohnhäusern, sanitäre Hilfe, Erziehung und Bildung. In Argentinien wurden 18 sogenannte „Equipes" mit 500 Mitgliedern gebildet (das sind Priester und Laien, die unterwegs sind, um kulturell und wirtschaftlich auf dem Lande aufklärend zu wirken). In Abidschan (Afrika) fand im Jänner 1962 eine Tagung von 80 Vertretern der afrikani-

schen katholischen Landjugend statt. Es wurde die Bildung eines eigenen Sekretariates beschlossen, die Intensivierung der Bildungsarbeit, die Einwirkung auf eine geeignete Gesetzgebung. In Hongkong wurde durch die deutsche Aktion „Misereor" ein neues soziales Zentrum geschaffen. Mit einem Betrag von 1,5 Millionen Dollar wurden eine Klinik, ein Ambulatorium, Werkstätten für Körperbehinderte, eine Landwirtschaftsschule sowie eine tägliche Mensa für 1800 kostenlose Mahlzeiten geschaffen.

V. Kirche in einzelnen Ländern

Österreich. In Linz wurde die Hundertjahrfeier der Grundsteinlegung des Mariä-Empfängnis-Domes (1. Mai 1862) begangen. Zur Feier waren Kardinal Döpfner von München, die Bischöfe Landersdorfer und Hofmann von Passau sowie als Vertreter des Kardinals König Generalvikar Prälat Weinbacher aus Wien gekommen. In Salzburg fand in der Zeit vom 1. bis 3. Juni 1962 der österreichische Katholikentag unter dem Motto: „Löscht den Geist nicht aus" statt. Der Katholikentag wurde durch eine Arbeitstagung in St. Pölten vorbereitet und wurde in der Form einer Delegiertentagung durchgeführt. Die Sternsingeraktion der Katholischen Jungschar Österreichs hat 1962 den namhaften Betrag von 6,132.000 Schilling eingebracht, um eine Million mehr als im Vorjahr. Der Erlös dieser nun schon gut eingelebten Aktion gehört den Missionen, und zwar wird jedes Jahr ein anderes Einzelprojekt unterstützt.

Deutschland. In der letzten Märzwoche wurden die freigewordenen Bischofstühle Mainz und Regensburg wieder besetzt. Bischof des „Heiligen Stuhles" zu Mainz wurde der Professor für Dogmatik in Münster, DDr. Hermann Volk. Der neue Bischof steht aktiv in der Una-Sancta-Bewegung und sucht die Verständigungsschwierigkeiten mit den Evangelischen in der Mariologie und theologischen Anthropologie zu beheben und eine klare, sachliche Gesprächsbasis zu schaffen. Der neue Bischof von Regensburg, Dr. Rudolf Graber, war Professor für Kirchengeschichte und Fundamentaltheologie in Eichstätt. Auch er sieht eines seiner Hauptanliegen in der Abtragung der Mauer zwischen den Konfessionen.

Als Vorbereitung zum diesjährigen deutschen Katholikentag in Hannover fand im April eine Arbeitstagung in Freiburg i. Br. statt. Die Hauptreferate hielten P. Hirschmann S. J. über den „Stand der Vorbereitungen zum Konzil" und der Direktor des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Prälat Hanssler, über die „Situation der katholischen Kirche". Die „Adveniatsammlung" der deutschen Katholiken im Advent 1961 hat die Summe von 23,190.000 DM ergeben. Damit werden 23 südamerikanische Seminarien unterstützt. Außerdem werden 500 Stipendien für südamerikanische Studenten gestiftet. Die Mitgliederzahl der „Katholischen Liga für den Film" ist auf 2 Millionen gestiegen.

Schweiz. Die schweizerische Religionsstatistik meldet, daß die Katholiken 2,473.000 (45,5 Prozent), die Protestanten 2,857.000 (52,6 Prozent) der Bevölkerung ausmachen. Gegenüber der Zeit vor zehn Jahren ist die Zahl der Katholiken um 3,9 Prozent gestiegen, die der Protestanten um 3,7 Prozent gefallen. Diese Entwicklung ist vor allem auf die starke Zahl der ausländischen Arbeiter, vor allem aus Italien und Spanien, zurückzuführen.

Jugoslawien. Anläßlich des Jubiläums des Bistums Laibach (gegründet 1461 von Kaiser Friedrich III., bestätigt 1462 durch Papst Pius II.) hat es der Heilige Vater zum Erzbistum erhoben. Schon einmal, unter Joseph II., war Laibach Erzbistum. Es wurde als solches 1787 errichtet und 1788 von Papst Pius VII. bestätigt (Suffraganbistümer: Zengg, Gradisca, Triest). Im Zuge der Neuordnung im illyrischen Raum durch Napoleon I. wurde die Kirchenprovinz 1807 aufgelöst und das Bistum direkt dem Heiligen Stuhl unterstellt. Später stand Laibach unter der Metropole Görz. Die Errichtung des Erzbistums ist ein Zeichen, daß kirchlicherseits die Neuordnung im istrischen Raum, wie sie nach dem 2. Weltkrieg eingerichtet wurde, als stabil betrachtet wird.

Niederlande. Nach den neuesten Angaben sind die Katholiken mit 4,8 Millionen Bekennern gegenüber 4,5 Millionen Protestanten die stärkste Konfession geworden. Das wirkt sich einstweilen im staatlich-politischen Raum noch nicht aus, weil die Katholiken durch die stärkere Geburtenrate zur Majorität gekommen sind. Die wahlfähigen Niederländer sind noch zum größeren Teil protestantisch. Sicherlich wird sich in einigen Jahren die Frage erheben, ob die Verfassung, die dem Königshaus die kalvinische Religion vorschreibt, nicht geändert werden muß. Von der Blüte der Kirche in den Niederlanden legt auch die Zahl der nach dem 2. Weltkrieg erbauten katholischen Kirchen Zeugnis ab: es wurden 430 neue Pfarrkirchen erbaut. Für die nächste Zeit sind weitere 170 geplant.

Italien. Der Priesternachwuchs in Italien gibt zur Besorgnis Anlaß. 1960 hatte das Land bei einer Katholikenzahl von über 50 Millionen 40.000 Priester. Von diesen waren 10.000

über 60 Jahre alt. Die Zahl der Neupriester war gegenüber 1959 um 51 höher; jedoch war auch die Zahl der Todesfälle im Klerus um 86 gestiegen.

Frankreich. Die französischen Bischöfe hatten Veranlassung, sich gegen aufkommende nationalistische und rechtsradikale Bewegungen zu wenden. So erklärte Kardinal Gerlier von Lyon, ein Volk sei nur dann groß, wenn es sein wirtschaftliches und kulturelles Leben zu organisieren verstünde und wenn es auch für andere Völker Verantwortung zu übernehmen bereit wäre. Erzbischof Guerry von Cambrai nahm zum Terror der OAS Stellung: „Für einen ideologischen Kampf Waffen des Gegners zu gebrauchen, obwohl sie in sich schlecht sind, in der Hoffnung, dadurch den Gegner wirksamer zu besiegen, bedeutet, auf der geistigen und moralischen Ebene besiegt zu werden durch das, was man angeblich bekämpft ... Man kann nicht eine Gesellschaft aufbauen mit Menschen, die man zuvor schlechter gemacht hat ... Niemand darf sich als Verteidiger der christlichen Zivilisation ausgeben, wenn er die wesentlichen Werte, die uns durch die Botschaft Jesu Christi geschenkt worden sind, verletzt oder praktisch leugnet: die heilige Würde der menschlichen Person, den Wert des Lebens, die Gerechtigkeit, die brüderliche Liebe ...“ Wegen Mangels an Priesterberufen muß das Priesterseminar von Amiens geschlossen werden (1900 gab es 900 Studenten, 1962 38).

Spanien. Am 11. Februar 1962 wurde in ganz Spanien der „Tag der Berufungen für Hispano-Amerika“ abgehalten. Gegenwärtig wirken in Südamerika 500 spanische Priester. Die Lage in Südamerika ist ja in dieser Beziehung katastrophal: bei einer Katholikenzahl von über 200 Millionen gibt es nur 34.000 Priester.

In Spanien werden jetzt Ehevorbereitungskurse in großer Zahl durchgeführt. Sie werden in zwei Teilen abgehalten. Für beide Brautleute sind folgende Vorträge: die Ehe, der ideale Bräutigam, die ideale Braut; Liebe und Glück; männliche und weibliche Psychologie; wirtschaftliche Vorbereitung; bürgerliches Gesetz und Ritus der Trauung. Getrennt für beide Geschlechter sind die Vorträge über Anatomie, Physiologie, eheliche Beziehungen, Ehemoral usw. Diese Themen werden von Ärzten und Advokaten behandelt. Bis jetzt haben 2500 Teilnehmer und 1529 Fernkursteilnehmer solche Kurse besucht.

Portugal. Das Land leidet unter einer argen Kirchennot. Allein in Lissabon (2,000.000 Gläubige) wären 75 Kirchen notwendig; 15 sollen errichtet werden.

England. Vor kurzem wurde ein neuer Konvent der „Franziskaner der Versöhnung“ gegründet. Der Orden ist von einem anglikanischen Pastor ins Leben gerufen worden, 1909 trat das ganze Mutterhaus in Graymoor bei New York zur katholischen Kirche über.

Skandinavien. Im St.-Andreas-Kolleg in Kopenhagen, wo früher Jesuiten waren, wurde der erste Dominikanerkonvent Dänemarks seit der Reform errichtet. Dieser Konvent ist auch Sitz der Dominikanerprovinz für Skandinavien.

In Island leben unter 160.000 Einwohnern 800 Katholiken. 1923 wurde das Apostolische Vikariat errichtet. In Stykkisholmur gibt es eine Druckerei der Franziskaner-Missionarinnen. Hier wurde jetzt ein lateinisch-isländisches Meßbuch herausgebracht.

Polen. Die Lage in diesem Lande ist nach den Auseinandersetzungen des vergangenen Jahres wegen des Religionsunterrichtes wieder etwas entspannt. Als Zeichen der Entspannung wird auch die Möglichkeit für Kardinal Wyszynski gewertet, an den Arbeiten der vorbereitenden Zentralkommission teilzunehmen. In Krakau wurde eine interessante Rundfrage unter den Mittelschülern bezüglich des Kirchenbesuches gemacht. 80 Prozent der Mittelschüler und 89 Prozent der Mittelschülerinnen besuchen die Kirche, davon 56 Prozent und 61 Prozent regelmäßig.

Vereinigte Staaten von Amerika. Erzbischof Rummel von New Orleans (ein geborener Badenser) mußte eine Reihe von namhaften Katholiken exkommunizieren, weil sie nach wie vor am Prinzip der Rassentrennung festhalten. Die Katholiken bilden nur eine kleine Minderheit unter den amerikanischen Negern (3,5 Prozent: von 19 Millionen amerikanischen Negern sind 664.230 katholisch, aufgeteilt auf 63 Diözesen). Sie werden von 770 Priestern, davon 124 Negerpriestern, betreut.

Eine andere Sorge der nordamerikanischen Bischöfe ist das Anwachsen rechtsradikaler Tendenzen. Sie gehen auf die antikommunistische Haltung der amerikanischen Katholiken zurück. Nur wird vielfach über das Ziel geschossen und jedes Eintreten für soziale Gerechtigkeit schon als kommunistisch bezeichnet. Aus dieser Geisteshaltung heraus ist auch die Kritik mancher amerikanischer katholischer Kreise an „Mater et Magistra“ zu erklären. Daß heute die amerikanischen Bischöfe zu solchen Problemen Stellung nehmen, ist ein Zeichen dafür, wie sehr der Katholizismus in den „Staaten“ an Gewicht gewonnen hat. Am 14. August 1961 wurde in den USA eine neue Eparchie der Ukrainer errichtet (St. Nikolaus in Chikago). Zum Eparchen wurde Jaroslaw Gabro bestellt. Er wurde am 26. Oktober 1961 zum Bischof geweiht. Die Eparchie umfaßt 45.000 Unierte.

Mittel- und Südamerika: Der Erzbischof von Ottawa (Kanada) hat die Errichtung eine kleinen Seminars in Tupi Paulista (Argentinien) durch Kanada angekündigt. Die kirchliche Organisation in Mexiko besteht gegenwärtig in 10 Erzbistümern, 34 Bistümern, 2 Apostolischen Vikariaten und einer Apostolischen Präfektur. Die Katholikenzahl Mexikos beträgt über 30 Millionen.

Südafrika. Die katholische Bevölkerung Südafrikas beträgt bei einer Gesamtbevölkerung von 15,842.000 derzeit 934.942, davon 660.066 Schwarze. Diese Gläubigen werden von 968 Priestern, 496 Brüdern, 4629 Schwestern und 1881 Katechisten betreut. Es gibt im Unionsgebiet 1206 Kirchen. Der katholische Episkopat sah sich in der letzten Zeit gezwungen, in einem Hirtenbrief zur Frage der Rassentrennung Stellung zu nehmen. Die religiösen Schwierigkeiten werden auf die Rassentrennung zurückgeführt. Die kalvinistische Regierung Südafrikas hat auch eine Verordnung erlassen, daß katholische Schulen nur mehr katholische Schüler aufnehmen dürfen. Dadurch mußten zahlreiche katholische Schulen geschlossen werden.

Goa. Die neue indische Verwaltung hat die bisherigen kirchlichen Feste unangetastet gelassen.

Korea. Die religiöse Statistik gab für 1957 285.958 Katholiken an. 1961 lautet die Zahl 487.958. Die Vergleichszahlen (1961): Presbyterianer 780.000, Methodisten 246.000, Puritaner 101.000, Baptisten 100.000. Heiden: Schamanen 23 Millionen, Buddhisten 500.000, Shintoisten 80.000.

VI. Ordenswesen

Aus dem Jesuitenorden wurde bekannt, daß gegenwärtig bei einem Mitgliederstand von 35.086 66 Prozent im Unterricht tätig sind. In den USA hat die Gesellschaft Jesu 18.876 Priester, 10.368 Seminaristen und 5842 Laienbrüder. In Glumslöv (Schweden) wurde der erste Karmel seit der Reformation gegründet. In Indien nimmt die „Genossenschaft von der Barmherzigkeit" (eine Gründung der Teresa von Kalkutta, einer Albanerin) großen Aufschwung. Die Genossenschaft macht sich die Hilfe für die Sterbenden zur Aufgabe. Papst Johannes XXIII. hat Kardinal König von Wien zum Protektor des Säkularinstitutes „Unserer Lieben Frau vom Wege", das seinen Sitz in Wien hat, ernannt. Das Säkularinstitut wurde 1936 gegründet, erhielt 1939 seine erste Approbation. Seit 1953 ist es ein Institut päpstlichen Rechtes.

In der evangelischen Kirche ist in letzter Zeit die Gründung und das Aufblühen von ordensähnlichen Gemeinschaften zu verzeichnen. Hingegen ist die Mönchsgemeinde auf dem Berge Athos in erschreckendem Rückgang begriffen. Die Ursache dafür liegt in der religiösen Situation der meisten orthodoxen Länder. 1903 gab es 3946 russische, 3276 griechische, 307 bulgarische, 286 rumänische, 51 georgische und 16 serbische Mönche. 1959 lauteten die Zahlen: 119 russische, 1351 griechische, 20 bulgarische, 123 rumänische, 19 Mönche verschiedener Herkunft. Das bedeutet einen Rückgang von 7882 auf 1632 Mönche.

VII. Aus der Ökumene

Viel beachtet wurde am Anfang dieses Jahres die Affäre um die Wahl des neuen Metropoliten von Athen. Am 7. Jänner 1962 starb der Athener Erzbischof Theoklitos. Daraufhin wurde mit 33 von 57 Stimmen schon im ersten Wahlgang Jakobos zum neuen Metropoliten gewählt. Der vom Heiligen Synod Gewählte erhielt auch alsbald die königliche Bestätigung. Sofort nach der Wahl setzte ein Kesseltreiben gegen den neuen Erzbischof ein. Es wurden ihm Verfehlungen auf sittlichem Gebiet vorgeworfen. Die Angriffe gingen vom Archimandriten Damaskinos Georgalopoulos, einem Athener Pfarrer, aus. Bemerkenswert ist, daß dieser Archimandrit seinerzeit auf kommunistischer Seite gestanden war. Jakobos galt als Vertreter der Linie des ökumenischen Patriarchen Athenagoras, das heißt einer modernen Seelsorge. In Griechenland liegen in dieser Beziehung die Dinge im argen. Die Vertreter der bisherigen Richtung, die vor allem die Abneigung gegen die Lateiner pflegen (worunter sie Katholiken, Evangelische und Anglikaner verstehen), scheinen in Jakobos ein Hindernis ihrer Bestrebungen gesehen zu haben. Jakobos trat nach 13 Tagen Regierungszeit zurück und ist inzwischen schwer erkrankt. An seiner Statt wurde der 84jährige Bischof Chrysostomos von Philippi gewählt, der sich im vergangenen Herbst große Verdienste um das Zustandekommen und den Verlauf des Panorthodoxen Kongresses von Rhodos erworben hat.

In Rußland sind in der letzten Zeit, verbunden mit heftigen Angriffen auf das Leben der Geistlichen, Änderungen an der Kirchenverfassung vorgenommen worden. Die Verwaltung des Kirchenvermögens durch den Gemeindegeistlichen wurde durch den Druck der Regierung abgeschafft. Die Geistlichen, die übrigens von der Gemeinde gewählt werden müssen, werden in ihrer Tätigkeit auf die rein geistlichen Funktionen beschränkt. Außerdem wurde die Epar-

chial-(Diözesan-)verfassung zerstört. Die einzelne Gemeinde ist vollständig selbständig. Im allgemeinen bedeutet das eine Rückkehr zur Religionsgesetzgebung von 1929.

Die vor allem durch Vermittlung des Niemöller-Kreises zustande gekommene Aufnahme der russischen orthodoxen Kirche in den Weltkirchenrat begegnet in weiten evangelischen Kreisen wachsendem Mißtrauen. Zwar haben die Russen in Neu-Delhi nicht störend eingegriffen, allein aus lauter Diplomatie und um die Russen nicht zu beleidigen bzw. ihnen gegenüber ihrer Regierung keine Schwierigkeiten zu machen, ist man einer offenen Besprechung vieler brennender Probleme aus dem Wege gegangen.

Innerhalb der Evangelischen Kirche Deutschlands ist in jüngster Zeit ein „Taufstreit" ausgebrochen. Auf Karl Barth fußend, greift immer mehr eine Bewegung um sich, die die Kindertaufe abschaffen will. Allgemein setzt sich die Haltung durch, daß Eltern, die ihre Kinder nicht taufen lassen, keinen Kirchenstrafen mehr unterworfen werden. Diese Tendenz ist gerade im Hinblick auf das kommende Konzil sehr zu bedauern. War doch die Taufpraxis einer der wenigen gemeinsamen Punkte der verschiedenen christlichen Konfessionen.

VIII. Personalia

Am 6. Februar feierte der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Frings, seinen 75. Geburtstag. Josef Kardinal Frings wurde am 21. Juni 1942 zum Bischof geweiht und leitet seit 20 Jahren die Erzdiözese Köln, die nach Mailand größte Diözese der Welt (2,400.000 Katholiken). Kardinal Frings ist einer der profiliertesten Kirchenfürsten, der auch bei der Vorbereitung des Konzils eine überragende Rolle spielt. Sein großer Einfluß in Rom ist nicht zum geringsten Teil den großzügigen Hilfsaktionen für verschiedene kirchliche Anliegen zuzuschreiben, die von Köln aus organisiert wurden und werden: die Hilfe für Tokio, die Spende einer Sendestation für den Vatikan, die nach Afrika ausstrahlt, die gewaltigen Hilfswerke „Misereor" und „Adveniat" usw.

Am 29. März feierte Josef Kardinal Mindszenty seinen 70. Geburtstag. Der ungarische Primas lebt bekanntlich seit dem Fehlschlagen der ungarischen Revolution im Jahre 1956 in der amerikanischen Botschaft in Budapest. Zum Vorsitzenden der ungarischen Bischofskonferenz wurde Dr. Endre Hamvas von Csanád gewählt.

In Polen wurden folgende drei Weihbischöfe ernannt bzw. geweiht: Msgr. Paul Latusek, Rektor des Priesterseminars von Breslau, zum Titularbischof von Anineta und Weihbischof für die Erzdiözese Gnesen; Msgr. Jan Obak, Professor für Kirchengeschichte in Allenstein (Ostpreußen), zum Titularbischof von Abbir und Weihbischof von Gnesen; Bonislaw Dobrowski vom Werk der Göttlichen Vorsehung zum Titularbischof von Adrianotere und Weihbischof von Warschau.

Der unierte Metropolit Josef Slipyi (Lemberg) feierte seinen 70. Geburtstag. Slipyi wurde 1944 Metropolit von Lemberg. Schon 1945 wurde er verhaftet und lebt seitdem in der Nähe von Moskau in Unfreiheit.

Den 70. Geburtstag feierten in Rom: P. Gustav Gundlach S.J. und Prälat Peter Schindler. P. Grundlach gilt als einer der führenden Sozialwissenschaftler der katholischen Kirche. Er war dazu ausersehen, das Werk von P. Pesch (Der christliche Solidarismus) fortzusetzen. Infolge der Machtübernahme durch Hitler mußte P. Grundlach von Berlin weggehen und wurde 1934 an die Gregoriana nach Rom berufen. Er stand hinter zahlreichen sozialen Kundgebungen Pius' XII. Nunmehr soll der Jubilar ein katholisches „Soziales Forschungsinstitut" in Deutschland aufbauen. Peter Schindler ist ein vielgelesener Autor dänischer Herkunft, der seit Jahren im Priesterkolleg am „Campo Santo Teutonico" wohnt. Bekannt sind seine autobiographischen Bücher: „Das Netz des Petrus" und „Die Pflugschar Gottes", die seinen Weg aus dem Protestantismus zur katholischen Kirche und zum Priestertum schildern. In Wien feierte der bekannte Völkerkundler P. Paul Schebesta SVD. seinen 75. Geburtstag. P. Schebesta stammt aus Oberschlesien. 1911 wurde er zum Priester geweiht. Er ist eine der führenden Gestalten der Pygmäenforschung. Der bekannte Pfarrer und theologische Schriftsteller Matthias Laros feierte seinen 80. Geburtstag.

IX. Verschiedenes

Zwischen dem Heiligen Stuhl und Pakistan wurden die diplomatischen Beziehungen aufgenommen. In Maastricht (Niederlande) wurde 1958 über Vorschlag von Erzbischof Dr. Jachym (Wien) ein europäisches Seminar gegründet. Die Aufgabe dieses Seminars ist es, Priesteramtskandidaten aus priesterreichen Ländern (Holland, Belgien, Irland, Spanien) zum Dienst in priesterarmen Ländern (Deutschland, Österreich, Frankreich, Skandinavien) heranzubilden. Bis jetzt wurden 34 Priester ausgesandt, 24 Kandidaten stehen in Ausbildung. Im Februar

1962 fand in Monte Carlo das Festival des katholischen Fernsehens statt. Im April 1962 wurde die VII. Internationale katholische Filmwoche in Valladolid, Spanien, abgehalten. Thema war: „Der Film und der Mensch". In Schaan, Liechtenstein, ist die Errichtung eines katholischen Senders geplant. Der Name des Senders soll sein: Radio Pax, Schaan.

Literatur
Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalt dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Acta Pontificiae Marianae Internationalis vel ad Academiam quoquo modo pertinentia. 1. (111.) Romae 1961, Pontificia Academia Mariana Internationalis. Via Merulana 124.

Bacht Heinrich S.J., Weltnähe oder Weltdistanz? (265.) Frankfurt am Main 1962, Verlag Josef Knecht. Leinen DM 12.80.

Bea Augustinus, Kardinal, Akademische Forschungs- und Lehrtätigkeit im Dienste der Einheit der Christen. Festrede ... am Dies Academicus der Universität Freiburg am 15. November 1961. (Freiburger Universitätsreden, Neue Folge, Nr. 24.) (31.) Freiburg in der Schweiz 1962, Universitätsverlag. Brosch. sfr 3.—.

Becker Antoinette, Kinder fragen nach Gott. (200.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 11.80.

Becquet Thomas OSB./**Pereira** Alfonso S.J., Meßbuch für junge Christen. (224.) Paderborn 1962, Verlag Bonifacius-Druckerei. Plastik DM 7.80.

Bernhart Joseph, „Da rief Er ein Kind ..." Was Jung und Alt angeht. (206.) Freiburg-Basel-Wien 1962, Herder. Leinen geb. DM 13.80.

Bessiéres, P. Albert, S.J., Anna-Maria Taigi, Seherin und Prophetin, Beraterin von Päpsten und Fürsten. 1769—1837. Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Rudolf von der Wehd. (216.) Mit 4 Bildern. Wiesbaden 1961, Credo-Verlag. Kart. DM 8.40, Ganzleinen DM 9.80.

Bettray Johannes SVD. (Herausgeber), Mission und Heimatseelsorge. Missionsstudienwoche Wien, 22. bis 26. Mai 1961. (239.) Münster/Westfalen 1962. Auslieferung durch die Geschäftsstelle des Internationalen Institutes für missionswissenschaftliche Forschungen, Aachen, Stephansstraße 35. Brosch. DM 8.—.

Biot François, Evangelische Ordensgemeinschaften. Die Übersetzung wurde in Zusammenarbeit mit dem Verfasser von Hermann Schüssler besorgt. (194.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 12.50.

Blatter Thomas, Macht und Herrschaft Gottes. Eine bibeltheologische Studie. (Studia Friburgensia. Herausgeber: Die Dominikaner-Professoren an der Universität Freiburg/Schweiz, Neue Folge 29.) (X u. 148.) Freiburg/Schweiz 1962, Universitätsverlag. Brosch. sfr/DM 15.—.

Bodzenta Erich, Die Katholiken in Österreich. Ein religionssoziologischer Überblick. (94.) Wien 1962, Verlag Herder. Kart. S 48.—, DM/sfr 7.80.

Bodzenta Erich, Industriedorf im Wohlstand. (Schriften zur Pastoralsoziologie. Herausgegeben von Erich Bodzenta, Norbert Greinacher, Walter Menges. Band II.) (208.) Mit 8 Figuren und 20 Tabellen. Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 24.80.

Bommer, Dr. Josef, Von der Beichte und vom Beichten. Die Beichte in der Glaubenslehre und Praxis. (126.) Luzern/München 1962, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 6.80.

Brummet Jakob, Die Mutter wartet auf uns. Anregungen zum marianischen Wortdienst im Jahr des Herrn. (99.) Regensburg 1962, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 5.80.

Calvet J., Luise von Marillac. Die unermüdliche Helferin des heiligen Vinzenz von Paul. Ein Porträt. Die Übersetzung aus dem Französischen besorgte Angela Rozumek. (251.) Mit 4 Bildtafeln. Luzern 1962, Räber-Verlag. Leinen sfr/DM 13.80.

Claude Robert S.J., Erkenne dich selbst! Eine Selbstbesinnung für junge Christen. Aus dem Französischen übersetzt und überarbeitet von Dr. P. Georg Dufner OSB. (208.) Luzern-München 1962, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 9.80.

Daniélou Jean, Wege zu Christus. Aus dem Französischen übersetzt von Hans Broemser. (199.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 13.80.

Das Land der frohen Botschaft. Schematische Darstellung Palästinas zur Zeit Jesu. Format 86×122 cm. Achtfarbendruck. Klosterneuburg, NÖ., Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. S 42.—.

De Vries Joseph S.J., La Pensée et l'Être. Une épistémologie. (Denken und Sein, Freiburg i. Br. 1937.) In das Französische übersetzt von Charles de Meester de Ravestein. (478.) Louvain 1962, Édition Nauwelaerts. 2, Place Cardinal Mercier. Brosch. FB 290.—, Doll. 6.—.

Diamond Wilfried J., Sonntagsgeschichten. Kinderpredigten für ein Kirchenjahr. Deutsche Bearbeitung: Andreas Baur. (154.) Donauwörth 1962, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum. Pappband DM 5.80.

Eder Peter, Sühne. Eine theologische Untersuchung. (XIX u. 261.) Wien-Freiburg-Basel 1962, Herder. Kart. S 108.—, DM/sfr 17.—.

Flatten, Dr. Dr. Henricus, Quomodo matrimonium contrahentes iure canonico contra dolum tutandi sint. (18.) Coloniae 1961. Editio auctoris. Brosch. — **Flatten** Heinrich, Zur Problematik der bedingten Eheschließung im kanonischen Recht. Sonderabdruck aus: Österr. Archiv für Kirchenrecht, 12. Jg., 1961, Heft 4, S. 280—305.

Freiheit und Verantwortung in der modernen Gesellschaft. Festschrift zum 70. Geburtstag des Professors der Sozialphilosophie an der Päpstlichen Gregorianischen Universität zu Rom P. Dr. Gustav Gundlach S.J. 3. April 1962. (Jahrbuch des Instituts für Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Herausgegeben von Joseph Höffner. 3. Band.) (364.) Münster 1962, Verlag Regensberg. Leinen DM 26.80.

Galli Mario von, Zeichen unter den Völkern. (155.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 10.80.

Gebhardt Gusti, Von Fünf bis Fünfundzwanzig. Geschlechtserziehung in Gesprächen. (174.) Frankfurt am Main 1962, Verlag Josef Knecht. Pappband DM 6.80.

Gilen Leonhard S.J., Religiöse Werte in den Phänomenen des Gewissens, besonders der Jugendlichen. (Sonderdruck aus: Archiv für Religionspsychologie. In Verbindung mit Heinrich Dumoulin / Tokio, André Godin/Brüssel, Villiam Grönbaek / Ribe (Dänemark), Paul E. Johnson/Boston und Klaus Thomas/Berlin, herausgegeben von Wilhelm Keilbach. Siebenter Band.) (S. 185—202.) Göttingen, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.

Goldmann Otto, Geheimnis um Jeanette. Roman. (246.) Innsbruck-Wien-München 1926, Tyrolia-Verlag. Leinen.

Görres Ida Friederike, Laiengedanken zum Zölibat. (89.) Frankfurt am Main 1962, Verlag Josef Knecht. Kart. DM 6.80.

Graber Rudolf, Die Herz-Jesu-Verehrung in der Krise der Gegenwart. (192.) Eichstätt und Nürnberg 1962, Johann-Michael-Sailer-Verlag. Leinen DM 10.80, S 77.80, sfr 12.80; brosch. DM 7.80, S 56.20, sfr 9.40.

Gräf, P. Richard C.S.S.P., Heilige Straße wird sie heißen. (110.) Regensburg 1962, Verlag Friedrich Pustet. Leinen DM 13.80.

Gunkel Theo, Brot für die ganze Woche. Worte des Glaubens durch das Kirchenjahr. Mit einem Vorwort von Pfarrer Eugen Walter. (368.) Freiburg-Basel-Wien 1962, Herder. Leinen DM 25.80.

Hermes Gerhard, Die himmlische Rechenkunst. Briefe über die Hoffnung. (239.) Limburg 1962, Lahn-Verlag. Kart. DM 7.80, Leinen DM 10.80.

Hophan Otto, Siehe da deine Mutter. 31 Lesungen über das Leben der Seligsten Jungfrau Maria. (130.) Luzern 1962, Räber-Verlag. Kart. sfr/DM 6.80.

Inglisian, P. Dr. Vahan CMV., Hundertfünfzig Jahre Mechitharisten in Wien (1811—1961). (202.) Mit 32 Bildseiten. Wien 1961, Druck und Verlag der Mechitharisten-Kongregation. Leinen S 95.—.

Jomier R. P., Bibel und Koran. Aus dem Französischen übersetzt von Prälat Dr. Karl Rudolf. Herausgegeben vom Klosterneuburger Bibelapostolat. (118.) 1962. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. Kart. S 49.—.

Kahlefeld Heinrich, Der Jünger. Eine Auslegung der Rede Lk 6, 20—49. (156.) Frankfurt am Main 1962, Verlag Josef Knecht. Pappband DM 7.20.

Kampmann Theoderich, Passion und Herrlichkeit. Österliche Ansprachen. (106.) München 1962, Kösel-Verlag. Kart. DM 6.80, Leinen DM 8.80.

Kittl, OLGR. Dr. Egon, Zur Idee der Gerichtsbarkeit. (Sonderabdruck aus: Österreichische Juristen-Zeitung, Jahrgang 17, 1962, Heft 4, S. 90—96.) Wien, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Lüthold-Minder Ida, Sie löschen die Liebe nicht aus. Die Lebensgeschichte von Mutter Bernarda Heimgartner, Mitbegründerin und erste Generaloberin der Lehrschwestern vom Heiligen Kreuz in Menzingen. Dem Volke erzählt. (168.) Mit Bildern. Luzern-München 1961, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 8.80, Leinen sfr/DM 10.80.

Marshall Peter, Passion und Auferstehung. Ediert von Catherine Marshall. Zeichnungen von William Hofmann. Übersetzt von Otto Karrer. (148.) München 1962, Verlag Ars sacra. Kunstleder DM 10.40.

Miko Norbert, Das Ende des Kirchenstaates. 2. Band (Quellen). (Veröffentlichungen des Österreichischen Kulturinstitutes in Rom, Abteilung für historische Studien, in Verbindung mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Leo Santifaller. 2. Band.) (LXII u. 576.) Wien-München 1962, Verlag Herold. Leinen S 580.—.

Mitterbacher Andreas, Der Einfluß der Aufklärung an der theologischen Fakultät der Universität Innsbruck (1790—1823). Aus dem Institut für Kirchengeschichte der theologischen Fakultät der Universität Innsbruck. (Forschungen zur Innsbrucker Universitätsgeschichte, Band II.) (249.) Innsbruck 1962, Universitätsverlag Wagner. Halbleinen.

Nötscher Friedrich, Vom Alten zum Neuen Testament. Gesammelte Aufsätze. (Bonner Biblische Beiträge. Herausgegeben von Dr. Friedrich Nötscher und Dr. Karl Th. Schäfer / 17.) (VII u. 250.) Bonn 1962, Peter-Hanstein-Verlag. Brosch. DM 32.—.

Ohlmeyer Albert, Elias, Fürst der Propheten. (223.) Freiburg-Basel-Wien 1962, Herder. Leinen DM 16.80.

Pascher Joseph, Sinngerechtes Brevierbeten. (76.) München 1962, Max-Hueber-Verlag. Engl. brosch. DM 4.80.

Pieper Josef, Über den Glauben. Ein philosophischer Traktat. (126.) München 1962, Kösel-Verlag. Leinen DM 8.80, kart. DM 6.20.

Prager Mirjam OSB., Kreuzweg mit Israel. Mit einem Vorwort von Friedrich Heer. Illustriert von Karl Seelos. (50.) Wien-München 1962, Verlag Herold. Glanzf. kart. S 32.—.

Rahner Hugo S.J., Maria und die Kirche. Zehn Kapitel über das geistliche Leben. 2., verbesserte Auflage. (Tyrolia-Taschenbücher, Bd. 15.) (155.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. Kart. S 36.—, DM/sfr 5.80.

Raimund, Abt von Einsiedeln, Christus ist wahrhaft auferstanden. Worte der Väter zum Osterfest. Ausgewählt. (Sammlung Sigma.) (32.) München 1962, Verlag Ars sacra. Bibliophile Ausgabe in Geschenkausstattung DM 2.50.

Reuss Josef Maria, Glauben heute. Überlegungen für den Dienst am Glauben. (167.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 9.80.

Rossi Giovanni, In der Geistesschule Christi. Brevier des christlichen Lebens und Apostolates. Bearbeitet und aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt von Dr. August Berz. (134.) Luzern-München 1962, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 5.80.

Rotter Otto, Dr. phil. Dr. theol., Kritisches Denken und dogmatische Bindung im religiösen Glauben. (32.) Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Brosch.

Rusch Paul, Wachstum im Geiste. Ein Buch priesterlicher Betrachtung. 2., erweiterte Auflage. (286.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. Leinen S 88.—, DM/sfr 14.80.

Sacerdotis Imago. Päpstliche Dokumente über das Priestertum von Pius X. bis Johannes XXIII. In deutscher Fassung herausgegeben von Anton Rohrbasser. (276.) Freiburg/Schweiz 1962, Paulusdruckerei. Leinen sfr/DM 11.—.

Schließleder Johann, 150 Jahre Taubstummen-Institut Linz a. d. Donau. (76.) Mit Photos. Linz 1962, Selbstverlag des Autors. Kart.

Schneider Gerhard, Neuschöpfung oder Wiederkehr? Eine Untersuchung zum Geschichtsbild der Bibel. (95.) Düsseldorf 1961, Patmos-Verlag. Brosch. DM 6.50.

Schürmann Heinz, Der erste Brief an die Thessalonicher. Erläutert. (Geistliche Schriftlesung. Erläuterungen zum Neuen Testament für die Geistliche Lesung. In Zusammenarbeit mit Hermann Schelkle und Heinz Schürmann, herausgegeben von Wolfgang Trilling / 13.) (108.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Leinen DM 7.50, Subskriptionspreis DM 6.80.

Seger, P. Michael, Vom Heiland. Mit Bildern von Jünger. (64.) München 1961, Verlag Ars sacra. Geb. DM 2.80.

Semmelroth Otto S.J., Wirkendes Wort. Zur Theologie der Verkündigung. (256.) Frankfurt am Main 1962, Verlag Josef Knecht. Leinen DM 12.80.

Senger Basilius OSB., Laienliturgik. (259.) Kevelaer 1962, Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 12.80.

Sheen Fulton J., Der Christ, die Liebe und das Glück. Übersetzung aus dem Amerikanischen von Dr. P. H. Pfiffner. (207.) Luzern-München 1962, Rex-Verlag. Kart. sfr/DM 11.80, Leinen sfr/DM 13.50.

Van Ommeren William M., J.C.L., Mental Illness Affecting Matrimonial Consent. (A Dissertation.) (XI u. 243.) Washington, D. C., 1961, The Catholic University of America Press. Paper bound Doll. 3.95.

Weber Eugen SAC., Vinzenz Pallotti. Ein Apostel und Mystiker. Zweite, erweiterte Auflage. (344.) Mit Bildbeilagen. Limburg 1961, Lahnverlag. Leinen DM 16.80.

Zehrer Franz, Synoptischer Kommentar zu den drei ersten Evangelien. Erster Band: Kindheitsgeschichte und Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu (Mt 1, 1—4, 25; Mk 1, 1—39; Lk 1, 1—5, 11.) (198.) 1962. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. Kart. S 145.—.

Zeller Hermann S.J., Schicksalsfragen. (80.) München 1962, Verlag Ars sacra. Kart. DM 5.20.

Zerwick Max S.J., Der Brief an die Epheser. Erläutert. (Geistliche Schriftlesung / 10.) (198.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Leinen DM 8.60, Subskriptionspreis DM 7.80.

Mater et Magistra

Die soziale Botschaft der Kirche von Leo XIII. bis Johannes XXIII. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Johannes Schasching S.J. (Tyrolia-Taschenbücher, Bd. 13/14.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. (Deutsche Übersetzung auf Anregung des deutschen Episkopates hergestellt.)

Die Sozialenzyklika Papst Johannes XXIII. Mater et Magistra. Mit einer Einführung in die Soziallehre der Päpste von Leo XIII. bis zu Johannes XXIII. von Prof. Eberhard Welty OP. (Herder-Bücherei, Bd. 110.) Freiburg 1961, Herder. (Deutsche Übersetzung auf Anregung des deutschen Episkopates hergestellt.)

Hünermann Josef, Die soziale Gerechtigkeit. Erläuterungen zum Sozialrundschreiben Johannes' XXIII. „Mater et Magistra". Essen 1962, Ludgerus-Verlag, Hubert Wingen KG. (Deutsche Übersetzung auf Anregung des deutschen Episkopates hergestellt.)

Johannes XXIII., Mater et Magistra. Sozialenzyklika vom 15. Mai 1961. Als Manuskript gedruckt. Recklinghausen 1961, Paulus-Verlag. (Nichtamtliche Übersetzung des Vatikans.)

Mater et Magistra. Winterthur 1961, Verlagsanstalt Konkordia.

Papst Johannes XXIII., Enzyklika Mater et Magistra über die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart im Sinne der christlichen Gebote. (Nichtamtliche Übersetzung des Vatikans mit Zwischentiteln, Marginalien und einem Sachregister versehen.) Luzern 1961, Rex-Verlag.

Papst Johannes XXIII., Mater et Magistra. Rundschreiben über die gesellschaftliche Ordnung mit Verweisungen auf frühere päpstliche Verlautbarungen zur sozialen Frage und Erläuterungen unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse von Erwin Stindl. Würzburg 1961, Verlag J. W. Naumann. (Nichtamtliche Übersetzung des Vatikans.)

Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Johannes XXIII. über die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart im Sinne der christlichen Gebote. Rom 1961. Nichtamtliche Übersetzung der Tipografia Poliglotta Vaticana.

Kleinschriften

Verlag Ars sacra, München

Der Rosenkranz in Bildern von Fra Angelico. (32.) Geheftet DM —.70.

Fröhlich Günter, Apostel der Aussätzigen (Damien de Veuster). (36.) Mit 4 Tiefdruckbildern. Geheftet DM —.70.

Kawa Elisabeth, Ährenlese. (36.) Mit 4 Tiefdruckbildern. Geheftet DM —.70.

Zantl Maria Franziska, Vroni wird Apostel. (32.) Geheftet DM —.70.

Zeitschriften

Communauté chrétienne. Revue bimestrielle de pastorale, publiée par l'Institut dominicain de Pastorale. Paraît 6 fois l'an. Volume 1 -numéro 1. Janvier-février 1962.—2715, chemin de la Côte Sainte-Catherine, Montréal-26, Canada.

Buchbesprechungen

Philosophie

Niedergangserscheinungen in der Philosophie der Gegenwart. Wege zu ihrer Überwindung. Von Paul Ferdinand Linke. (154.) München-Basel 1961, Ernst-Reinhardt-Verlag. Kart. DM 9.50, Leinen DM 11.50.

Aus dem Nachlaß des 1955 verstorbenen Jenaer Philosophen Linke hat sein Schüler Andreas Konrad, Philosoph an der Münchener Universität, dieses (unvollendete) Buch herausgebracht und damit der Sache der Philosophie wirklich einen Dienst getan. Denn es muß, wie Linke zeigt, in der Tat nachdenklich stimmen, daß gerade führenden deutschen Philosophen wie Dilthey, Scheler, Husserl, Nicolai Hartmann und Heidegger die Probleme fast durchgehend wichtiger zu sein scheinen als gesicherte Lösungen. Der Grund dafür liegt im Mangel an einer klaren Begriffsbildung, wie sie älteren Denkern noch selbstverständlich gewesen war. Dieser Mangel hat dann das zur Folge, was Linke bekümmert „Niedergangserscheinungen" nennt. Nicht als ob es in den Philosophien unserer Zeit an unvergleichlichen Anregungen fehlte! Aber Linke sagt mit Recht (S. 68): „Wir ersticken in Anregungen. Was die Philosophie unserer Zeit wirklich braucht, ist vielmehr die Verarbeitung der Anregungen zu gefestigten Lehren, das heißt zu Lehren, bei denen — soweit menschliches Können es vermag — dafür gesorgt ist, daß jeglicher Zweifel an ihnen abprallt." Dazu aber bedarf es klarer Begriffe und des Sinnes für methodisch-systematisches, also echt „wissenschaftliches" Arbeiten, das nichts anderes erstrebt als die Wahrheit. Einfälle und Gefühle, „Irrationalismen" also, die vielen heutigen Philosophen über alles gehen, haben ihren Wert. Aber sie müssen kritisch und logisch streng verarbeitet werden, sonst können sie weit in die Irre führen. Läßt sich etwas Irrationaleres denken, als es der berühmte Traum war, durch den der große Bonner Chemiker Kekule auf die Struktur des Benzols geführt wurde? Aber treffend zitiert Linke dazu Kekules eigene Worte: „Lernen wir träumen, meine Herren, dann finden wir vielleicht die Wahrheit. Aber hüten wir uns, unsere Träume zu veröffentlichen, ehe sie durch den Verstand geprüft worden sind."

Im zweiten, aufbauenden Teil des Buches spürt der Verfasser, gestützt vor allem auf den Aristoteliker Franz Brentano, in vorbildlich klarer Sprache den Bedingungen einer sauberen Begriffsbildung nach. Immer im Hinblick auf das Erfassen der Wirklichkeit selbst. Dabei sucht er unter anderem die Verwirrung zu klären, die Husserl mit seinem Stichwort bloß „phänomenaler" Erkenntnis angerichtet hat, weil er „Intention" und „Intentioniertes" nicht genug auseinander hielt. Nur die Ausdehnung des Ausdruckes „Vorstellung" auch auf das, was sonst als „Wahrnehmung" bezeichnet wird (so Richtiges Linke selbst damit meinte), erscheint bedenklich. Denn hier droht Anlaß zu neuer Verwirrung. Wem immer daran gelegen ist, daß der Schild der Philosophie wieder blanker leuchte, dem sei vorliegendes Buch warm empfohlen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Gründe des dialektischen Materialismus im europäischen Denken. Von Hans Köhler. (206.) München 1961, Verlag Anton Pustet. Leinen DM 14.20.

Der Atheismus im dialektischen Materialismus. Von Peter Ehlen. (228.) München 1961, Verlag Anton Pustet. Leinen DM 13.80.

Die marxistische Doktrin. Von Riccardo Lombardi S.J. (196.) Regensburg 1960, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 7.50.

Wir sind gewohnt, in Hegel und Feuerbach die „Großväter" des Marxismus zu sehen. Köhler zeigt nun auch die früheren Generationen der geistigen Vorfahren, sozusagen den ganzen Stammbaum, auf. Dem dialektischen Materialismus haben ja sehr verschiedene geistige Strömungen im Abendland den Weg bereitet. Der Verfasser will nicht immer eine direkte Abhängigkeit des Marxismus von den angeführten philosophischen Ideen der früheren Jahrhunderte behaupten. Er will nur zeigen, „wie Schritt für Schritt eine Gedankenwelt heranwächst, die die Lösung von der christlichen Glaubenswelt zur Folge hat, wie sich gedankliche Dispositionen entwickeln, die die Menschen viel später erst dafür bereit machen, nach dem Zusammenbruch all dieser Denksysteme sich dem dialektischen und historischen Materialismus zuzuwenden" (39 f.). Es werden uns hier weit ausholende Längsschnitte durch die Geschichte des abendländischen Denkens von den Griechen bis zu den deutschen Idealisten vorgelegt nach den Gesichtspunkten, die die Hauptgedanken des dialektischen Materialismus liefern: die ausschließliche Innerweltlichkeit, der bedingungslose Glaube an die Wissenschaft, die Betonung der Allgesetzlichkeit, seine Dialektik, die Vollkommenheitserwartung in der Geschichte, die Umwertung der Moral und die besondere Auffassung von Staat, Partei und „Gesellschaft".

Daß es dem Verfasser gelingt, diesen immensen Stoff in einem Buch von verhältnismäßig sehr bescheidenem Umfang unterzubringen, ohne daß diese Darstellung den Eindruck einer schematischen Skizze macht, ist allein schon eine sehr anerkennenswerte Leistung. Er versteht es auch, die gewiß nicht immer leichtverständlichen philosophischen Gedankengänge mit erstaunlicher Klarheit und Faßlichkeit wiederzugeben. Einiges philosophische (und theologische) Interesse und Verständnis ist für die Lektüre des Werkes freilich Voraussetzung.

Bei einem Buch dieser Art ist es nicht verwunderlich, daß einzelne Ansichten einen Widerspruch herausfordern. Köhler erkennt zwar den Individualismus des späten Mittelalters, aber er unterschätzt offenbar den mächtigen Diesseits-Pessimismus, der im 15. Jahrhundert besonders deutlich sichtbar wird. Ferner scheint er der Problematik der Gottesbeweise nicht gerecht zu werden. Der Gottesbeweis geht nicht von Gott aus, wie Köhler anzunehmen scheint (vgl. S. 81), sondern von der Welt, die der Gottesbeweis als nicht in sich geschlossen, nicht aus sich erklärbar erweist; und dadurch führt er zu Gott hin. Unhaltbar ist jedenfalls die Behauptung: „In dem Augenblick, in dem Gott beweisbar wird, hört er auf ... Gott zu sein". (S. 35 f.) Auch was der Verfasser über den Unterschied zwischen dem Gesetz der (Erb-)Sünde und der Gesetzlichkeit der Materie sagt, trifft nicht das Wesentliche (S. 83). Ungenau ist die Definition des Substanzbegriffes. (S. 95 f.) Wenig Zustimmung dürfte Köhler auch dafür finden, daß er seinen Aussagen über die Mystik einen unchristlichen Mystikbegriff zugrundelegt und damit auch die echte christliche Mystik zu Unrecht verdächtigt (S. 18 f.; S. 131, Anm. 35). Seite 107 sollte es statt „dieser psychologische Parallelismus" wohl „dieser psychophysische Parallelismus" heißen. Seite 168 wäre „Schemata" dem Ausdruck „Schematismen" vorzuziehen. Seite 92 ist Zeile 5 von oben ausgefallen und dafür die Zeile 4 ein zweites Mal gesetzt.

Begegnet das eben besprochene Buch vor allem dem wissenschaftlichen Interesse, so können die anderen zwei auch die Aufmerksamkeit des Praktikers in Anspruch nehmen. In der „Sammlung Wissenschaft und Gegenwart" erscheint die m. E. sehr bedeutsame Arbeit von Ehlen. Es geht dem Verfasser um die Rolle des Atheismus innerhalb des dialektischen Materialismus. Er untersucht die Frage, ob der Atheismus für den dialektischen Materialismus, das heißt „die Gesamtheit jener philosophischen Lehren, die von Marx und Engels ausgearbeitet, von Lenin erklärt, gedeutet und in einigen Punkten konkretisiert worden sind und heute oft unter dem Namen ‚Marxismus' oder ‚Marxismus-Leninismus' zusammengefaßt werden" (S. 9), wesentlich ist. Im ersten Teil des Buches legt Ehlen die geschichtliche Entwicklung des marxistischen Atheismus dar, wobei er ausführlicher auf die persönliche weltanschauliche Entwicklung und die persönlichen Schicksale von Marx und Engels eingeht. Der äußere Lebensweg hat ja gerade bei Marx seine theoretische und seine praktisch-revolutionäre Tätigkeit wesentlich mitbestimmt. Auch der Anteil von Friedrich Engels am Entstehen und an der Entwicklung des Marxismus wird entsprechend gewürdigt. Natürlich werden darüber die philosophischen Ursprünge in den Anschauungen der Jung-Hegelianer, den Schriften Bruno Bauers und Ludwig Feuerbachs nicht übersehen. Der zweite Teil behandelt „die Stellung des Atheismus im dialektischen Materialismus". Hier kommt Ehlen zu durchaus anderen Ergebnissen als etwa Marcel Reding. Mit aller Klarheit und Entschiedenheit stellt er fest, daß der Marxismus (in seinem Ursprung bei Marx und Engels und in seiner heutigen Form im Kommunismus) eindeutig materialistisch und atheistisch ist und daß dialektischer Materialismus auch ontologischer Materialismus ist. Man muß wohl sagen, daß diese „harte" Charakterisierung des Marxismus durch Ehlen überzeugender wirkt (auch auf Grund der Marx- und Engels-Zitate, um von Lenin zu schweigen) als etwa der Optimismus Marcel Redings, der eine Revision und „Weiterführung" des Marxismus zu einer religionsfreundlicheren Auffassung für möglich hält.

Für den Praktiker sei aus dem Inhalt als besonders wertvoll die ruhige und sachliche Feststellung Ehlens hervorgehoben, daß sich die marxistischen Ideologen mit dem Problem der Religion nur in äußerst oberflächlicher und leichtfertiger, um nicht zu sagen primitiver Weise auseinandersetzen; daß Karl Marx nie ein ruhiger, spekulativer Denker, sondern von Anfang an — lange bevor er Kommunist wurde — ein Revolutionär war, dem es nicht darauf ankam, die Welt zu erklären, sondern sie zu verändern; daß Marx für seine philosophischen Grundsätze nie ernsthaft einen Beweis versucht hat; daß er speziell von den Gottesbeweisen keine auch nur annähernd richtige Vorstellung hatte; daß er und Engels „kritiklos den Atheismus ihrer Umgebung übernommen" haben; und daß sich schließlich die späteren marxistischen Schriftsteller mit Einschluß der großen Sowjet-Enzyklopädie mit einer Wiederholung der Behauptungen von Marx und Engels begnügen, wobei sie die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung der letzten 100 Jahre derart ignorieren, daß man nur von einer bewußten Irreführung sprechen kann. Ehlen setzt sich mit wohltuender Natürlichkeit über den Aberglauben mancher Wissenschaftler von heute hinweg, ein Buch sei erst dann wissenschaftlich ernst zu nehmen, wenn es möglichst

schwer verständlich ist. Sein Werk ist angenehm lesbar. Es setzt auch keine eigentlichen Spezialkenntnisse voraus, so daß es allen Lesern dieser Zeitschrift als wertvolle, nicht zu umfangreiche Information über das im Titel angegebene Thema empfohlen werden kann.

Nachdem es im italienischen Original schon mehrere Auflagen erlebt hat, ist das Buch Lombardis über die marxistische Lehre nun auch in deutscher Übersetzung erschienen. Während die oben besprochenen zwei Bücher bei aller Aktualität, die sie besitzen, doch historische Darstellungen sind, die sich mit Geschichte, mit Vergangenheit beschäftigen, ist alles in Lombardis Buch drängende Gegenwart. Der Verfasser hat ganz und gar den Marxismus von heute vor Augen, — auch wenn er gelegentlich Marx und Engels zitiert. Er will eine gestraffte Gesamtdarstellung der ganzen marxistischen Lehre, des dialektischen und des historischen Materialismus sowie des politischen Programms des Kommunismus vorlegen, darüber hinaus im zweiten Teil eine ebenso gedrängte „Diskussion", das heißt Widerlegung dieser Lehren. Lombardi will dabei den Marxismus als die Philosophie des Kommunismus sehen und darstellen. Es liegt ihm „vor allem daran, die Folgerichtigkeit des Systems — von der Theorie bis zur winzigsten praktischen Einzelheit — ins Licht zu rücken und zugleich in den letzten Folgerungen die vielleicht nicht sofort zu entdeckende Zündkraft der theoretischen Grundgedanken deutlich sichtbar zu machen" (Seite 82).

Die Darlegung der marxistischen Doktrin im ersten Teil erfolgt mit gewissenhafter Treue, klar und verständlich, allerdings nicht mit „akademischer" Teilnahmslosigkeit, sondern schon deutlich vom katholischen Standpunkt des Verfassers aus, mit Temperament — die hervorragende Sprachgewandtheit des Autors bleibt auch in der Übersetzung erhalten —, wobei wiederholt schon ein Urteil über einzelne Behauptungen des Marxismus eingeflochten wird, vor allem über die inhaltliche Dürftigkeit seiner Lehre und die Unhaltbarkeit seiner Argumente. Diese Kritik wird im zweiten Teil noch ausführlicher. Lombardi zeigt die metaphysische Leere des Marxismus auf, seine erkenntnistheoretische Naivität, die inhaltliche Widersprüchlichkeit, die Einseitigkeit, den Mangel an Aufgeschlossenheit und Objektivität, die Verständnislosigkeit des historischen Materialismus für geschichtliche Wirklichkeiten und im besonderen seine Blindheit für ideelle Werte. Gemeinsam mit Ehlen ist Lombardi der Pessimismus bezüglich der Verständigungsmöglichkeiten zwischen Marxismus und Christentum (S. 186). Nicht überflüssig ist der Hinweis Lombardis auf die Tatsache, daß sich (marxistischer) Sozialismus und Kommunismus zwar im politischen Programm, nicht aber in den theoretischen (philosophischen) Grundlagen unterscheiden. Der Name des Verfassers, der Gegenstand und die Darstellung werden dem Buch einen weiten Leserkreis sichern, für den es auch gedacht ist.

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Bibelwissenschaft

Gott und der Anfang. Eine Auslegung von Genesis 1—11. Von Alois Stöger. (180.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80, Leinen DM 6.80.

Der Verfasser, der sich am Bibelinstitut in Rom viel mit den Materien des Alten Testamentes befaßt hat, aber sich dann auf höheren Ruf hin der neutestamentlichen Exegese widmen mußte, zeigt in diesem achten Bändchen der Reihe „Lebendiges Wort", daß er auf dem Gebiet der alttestamentlichen Bibelwissenschaft fleißig mitgelesen und mit Recht ein Wort auch mitzureden hat.

Das Ziel, das dem Autor vorschwebt, ist, den aufmerksamen Leser der biblischen Urgeschichte durch das Gestrüpp von Widersprüchen zwischen biblischer Darstellung und naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Ergebnissen mit sicherer Hand hindurchzugeleiten, indem er „das göttliche Heilshandeln in der Urgeschichte der Menschen zeigen, die Lehre der biblischen Urgeschichte herausheben und aus ihr für das christliche Leben und Betrachten Anregungen bieten" will (S. 5). Freilich sind die ersten 11 Kapitel der Genesis nicht die wichtigsten der Bibel. Sie bilden nur den „Vorbau" der Heilsgeschichte (S. 6), sie sind nach Herbert Haag (Hochland 53, 1961, 272) nur die „raison d'être" der ganzen übrigen Bibel. Das rechte Verständnis dafür setzt aber doch allerhand voraus, zum Beispiel einen Einblick in die Komposition des Pentateuchs überhaupt und eine wirklichkeitsnähere Auffassung von der Autorschaft des Moses betreffs jener Bücher, die (mit Recht!) Mosesbücher genannt werden. Stöger scheidet auch reinlich zwischen Mythos und Geschichte (freilich Geschichte nicht in moderner Gestalt) und hält den Blick stets ausgerichtet auf den praktischen Zweck: „Die Weitergabe der Heilsereignisse am Anfang der Geschichte an die späteren Geschlechter" (S. 13); „daß die Menschen auf Gott ihre Hoffnung setzen und nicht die Werke Gottes vergessen". (ebd.)

Im 1. Teil („Die Welt") handelt Stöger über den „Bericht von der Schöpfung" und über die „Grundwahrheiten der Offenbarung". Im 2. Teil („Die Menschen") finden wir die Grundtatsachen über den Menschen, über Mann und Frau, über den Sündenfall und dessen Folgen, ferner über die Urväter und die Chronologie der Urzeit und zuletzt das Sündflutereignis. Der 3. Teil bringt „Die Völker", die laut der Völkertafel in eine Zeitspanne von 365 Jahren (= 1 Weltsonnenjahr) eingerahmt werden, beginnend mit Arphaxad, dem ersten Sohn des Sem, und ausmündend in die Berufung Abrahams. Auch hier ist der Gedanke des kommenden Heils bzw. der Rettung aus dem Zustand der Heil-losigkeit führend bis zum Turmbau-Ereignis, das die Urgeschichte abschließt.

Die Darstellung des an sich schwierigen Stoffes auf so schmalem Raum muß als vollauf gelungen bezeichnet werden. Stöger hat der Popularisierung einer heiklen Materie unschätzbare Dienste geleistet. Ob man einen zeitgenössischen Bibliker einen „großen Gottesgelehrten" nennen soll, darüber ließe sich reden; auch wohl darüber, ob das Bild auf der Umschlagseite mit der Riesenschlange und dem Apfel nicht den Horizont einfacher Leser auf etwas Unwesentliches verengen mag. Auf jeden Fall darf dem Autor wie dem Verlag für dieses unscheinbare, aber um so wertvollere Büchlein Dank und Anerkennung nicht vorenthalten werden.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Hausordnung Gottes. Eine Auslegung von Matthäus 18. Von Wolfgang Trilling. (Die Welt der Bibel. Kleinkommentare zur Heiligen Schrift, herausgegeben von E. Beck, W. Hillmann, E. Walter.) (99.) Düsseldorf 1960, Patmos-Verlag. Kart. DM 4.80.

Für die Lehre von der Kirche ist das Matthäusevangelium wegen der Verheißung des Primates immer bedeutungsvoll gewesen, aber daß Mt in einem ganzen Kapitel ein Richtbild der Kirche entwirft, wurde erst in neuerer Zeit entdeckt. Der Aussagegehalt dieses Kirchenbildes darf wegen seiner untheologischen Sprache nicht geringer veranschlagt werden als die theologisch wohlgerüsteten Partien der Korinther- oder Gefangenschaftsbriefe.

Der Verfasser gibt eine Auslegung des Textes. Er bezieht alle Logien, die Mt in seiner Komposition vereinigt hat, auf die Glieder der Kirche („Jünger"). Es scheint aber nicht unberechtigt zu sein (vgl. S. 40), daß 1—4, 10—14, 21—35 auf die Vorsteher der Gemeinde, 5—9 und 15—18 auf die Glieder der Gemeinde bezogen wird (vgl. „Der Seelsorger" 29 [1958/59] 1—13). In einer systematischen Zusammenfassung wird der theologische Ertrag der Auslegung gegeben. Die Kirche ist Bruderschaft, Jüngerschaft, Sohnschaft. Die drei Begriffe werden aus der Theologie des Mt beleuchtet, deren Kenntnis der Verfasser durch seine Arbeit „Das wahre Israel" (Leipzig 1959) erwiesen hat. Dem Seelsorger ist das Büchlein sehr zu empfehlen, weil es neue Wege eröffnet, wie über die Kirche schlicht und einfach, anschaulich und tief gepredigt werden kann.

Rom A. Stöger

Zelt Gottes unter den Menschen. Von Hubert Lignée C.M. Deutsche Bearbeitung von Alice Baum. (Die Welt der Bibel. Kleinkommentare zur Heiligen Schrift/12.) (124.) Düsseldorf 1961, Patmos-Verlag. Kart. DM 4.80.

Was Congar in seinem Werk „Das Mysterium des Tempels" in profunder Theologie behandelt, stellt dieses Büchlein in schlichter Weise dar. Es bringt die Texte der Heiligen Schrift, die vom Wohnen Gottes unter den Menschen sprechen: im ersten Teil die Texte über das Heiligtum Gottes von Menschenhand gemacht (Patriarchenzeit bis zum Exil), im zweiten Teil den Weg zum geistigen Heiligtum (vom zweiten Tempel bis zur Himmelfahrt Jesu). Die Texte werden zitiert und durch verbindende Worte in den heilsgeschichtlichen Rahmen gestellt und gedeutet. Eine Zeittafel schafft einen guten Überblick über die Entstehung der Texte. Für den Priester, der Bibelstunden hält, gibt das Buch sachlich und methodisch eine gute Anleitung dafür, wie ein Thema biblisch behandelt und der geistige Reichtum der Heiligen Schrift gehoben werden kann.

Rom A. Stöger

Rede, Herr! Leitfaden für Bibelleser. Von Augustin George S.M. Aus dem Französischen übersetzt von Mirjam Prager OSB. Herausgegeben vom Klosterneuburger Bibelapostolat. (148.) Mit vier Kunstdrucktafeln. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. 1961. Kart. S 45.—.

Wie schon der Titel ahnen läßt, will das Büchlein hinführen zur vertrauensvollen, bereitwilligen Aufnahme des Wortes Gottes. Hervorgegangen aus praktischer Bibelarbeit in monatlichen Bibelrunden mit Lehrern, ist es für den angegebenen Zweck bestens geeignet. Der Verfasser, Professor an der theologischen Fakultät in Lyon, geht an alle Schwierigkeiten heran,

wie sie sich dem kritischen Leser aufdrängen, und weist Wege, wie man „aus diesem Gewirr von unverständlichen Stellen, ungewohnter literarischer Gattungen, wissenschaftlicher Ungenauigkeiten, aus dieser scheinbar so primitiven Theologie und barbarischen Moral" (S. 6) doch das Wort herauszuhören vermag, das Gott an uns richten will. George will dem Leser über das Ärgernis der Form und über das Ärgernis des Inhalts hinweghelfen, indem er zuerst auf das „Mysterium der Bibel" hinweist, worin sich zwei Tatsachen verbergen: Der Glaube, daß die Bibel von A bis Z Gottes Wort ist, und die Erfahrung, die durch die wissenschaftliche Erforschung immer klarer wird, daß dieselbe Bibel von A bis Z eine Sammlung von Erzeugnissen menschlicher Schriftstellerei darstellt. „Wir stehen hier vor zwei einander widersprechenden Aspekten, von denen wir jedoch keinen dem andern opfern dürfen" (S. 12). Wenn George dann die ganze „Menschlichkeit" der Bibel unverhüllt schauen läßt, bis hinein in die Unvollkommenheit sittlich-religiöser Auffassungen, kann man „das Paradoxe gleichsam mit Händen greifen" (S. 18). Auf die Frage, wie man dieses richtig verstehen soll, weist der Autor darauf hin, daß Gott seine Absichten und Pläne meist nicht sosehr in menschlichen Worten als vielmehr in Tatsachen, in Werken, in geschichtlicher Schicksalslenkung offenbart (S. 19). In diese Richtung hat man tatsächlich bisher viel zu wenig gedacht. Gerade aus dem Befreiungserlebnis unter Moses, aus der Katastrophe des Unterganges von Stadt und Tempel unter Nabuchodonosor, im Exil und in der Rückführung aus Babel stieg dem Volke eine „Ahnung" auf von dem, der unsichtbar die Fäden dieses Spieles in den Händen hielt, man lernte die geschichtsmächtige „dextera Domini" kennen. „Auch Jesus von Nazareth lehrte weniger durch seine Predigt als durch seine Armut in der Krippe . . ., in Nazareth, . . . durch sein Kreuz und seinen geheimnisvollen Ostersieg" (S. 19). So ist die Geschichte Israels in ihrem Ablauf, in ihrer Zielstrebigkeit klarste und reichste Offenbarung des Heilsplanes Gottes: „vielmehr als durch die Einzelheiten des Textes offenbart sie uns Gott durch ihre Dynamik und in ihrer Gesamtheit: Sie ist sein WORT" (S. 20). Nicht eigentlich Erbauungsbuch, nicht Sammlung nachahmenswerter Beispiele ist die Bibel, sondern „das heilsgeschichtliche Archiv der Offenbarung Gottes in unserer Mitte" (S. 23). Betreffs der Arbeitsmethode im Schriftstudium wird betont, daß diese niemals bloß intellektuelle Spielerei sein darf; „es kann nur im Gebet seinen Ausklang finden" (S. 31).

Sehr dankbar sind wir für die Angaben von Hilfsmitteln zur Bibelarbeit, für die beigefügte Chronologie des Volkes Israel und für die Übersicht über die großen Epochen der Geschichte Israels mit einem Abriß der Geschichte der Bücher des Alten Bundes (S. 36—52). Auch die Auswahl in die Bibel einführender Literatur ist gut. Den sehr befriedigenden Abschluß bilden treffend skizzierte Themen, wie zum Beispiel das Gottesvolk, Gott, die Sünde, das Gebet, die Hoffnung. Ihre Behandlung erfolgt stets im Längsschnitt ihrer ideellen Entwicklung von der Frühzeit bis auf Christus. Kleinere Mängel trüben den guten Gesamteindruck des Büchleins keineswegs, so wenn zum Beispiel zweimal Joas anstatt richtig Josias (S. 40) steht, oder wenn man Schabert anstatt richtig Scharbert (S. 53) liest.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Kirchengeschichte

Savonarola, Ketzer oder Heiliger? Eingeleitet, ausgewählt und übersetzt von Gundolf Gieraths O.P. (302.) Mit 6 Bildtafeln. Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 15.80.

Philipp Neri, Katharina von Ricci verehrten Savonarola als Heiligen. Als Pier Giorgio Frassati 1922 in den Dritten Orden des hl. Dominikus eintrat, erwählte er sich den Namen Girolamo Savonarola. 1952 bat La Pira, Bürgermeister von Florenz, Savonarola an seiner Hinrichtungsstätte um Verzeihung, 1955 ersuchte er den Orden, die Seligsprechung zu betreiben. Diesem Zweck scheint das vorliegende Buch zu dienen.

Savonarola glaubte fest an einen göttlichen Auftrag, Buße zu predigen, die Medici zu verjagen, die Kirche zu reformieren. Er fühlte sich, oft gegen seinen Willen, vom Heiligen Geist getrieben („ich muß reden, ich kann nicht anders"), wie Jeremias. Seine Verurteilung als Ketzer, Schismatiker und Verächter des Heiligen Stuhles erfolgte nach jetziger allgemeiner Ansicht zu Unrecht. Er sah im Felsen Petri die Einheit der Kirche. Allerdings in seiner letzten Predigt am 18. März 1498 bezeichnete er, ohne Alexander VI. ausdrücklich zu nennen, dessen Gewalt als Teufelsgewalt, der man Widerstand leisten müsse (249), und erklärte: „Wenn selbst der Papst keine Abhilfe schaffen würde und somit die höchste Instanz versagte, dann bleibt nur noch der himmlische Papst Christus, der uns helfen kann" (248). Die volle Tragweite dieser Behauptung hat Savonarola sicher nicht erkannt; wir kennen sie bei Hus und Luther.

Savonarola hat seine Prophetengabe überschätzt; die in nahe Zukunft gestellte Bekehrung der Türken und Heiden ist heute noch nicht erfolgt. Auch die Wirkung seiner Worte auf das Volk

hat er überschätzt. Im Gefängnis, nach Folterung und erzwungenem Geständnis, beginnt er die Erklärung des 50. Psalmes: „Himmel und Erde habe ich beleidigt und stehe nun von allen verlassen da, ich erkenne meine Frevel (275) ... ich habe die Geschöpfe mehr geliebt als Dich" (276). Meint er seine Schwäche bei der Folterung? Einen vorbildlichen Heiligen kann man ihn wohl nicht nennen.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Die Seelsorgestationen der Apostolischen Administratur Burgenland. Bearbeitet von Josef Karl Homma. (72.) Brosch. S 30.—. **Die Seelsorgestationen der Erzdiözese Salzburg.** Bearbeitet von P. Karl Friedrich Hermann OSB. (89.) Brosch. (Austria sacra, 1. Reihe, II. Band, 5 u. 6. Lieferung.) Wien 1960/61, Verlag Herder.

Mit diesen Veröffentlichungen soll eine bis jetzt fehlende „Quellen- und Literaturkunde zur österreichischen Kirchengeschichte" geschaffen werden, eine auf historisch-genetischer Grundlage aufgebaute Übersicht über die österreichischen Kirchen bzw. Pfarren mit Angabe der wichtigsten Quellen und Literatur. Aufgefallen ist mir die geringe Zahl von Pfarrchroniken und geordneten Pfarrarchiven.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Das I. Vatikanische Konzil. Von Cuthbert Butler. Übersetzt, eingeleitet und mit einem Nachwort versehen von Hugo Lang. Zweite Auflage. (540.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 22.50.

Pius XI. hat noch im Jahre seiner Wahl die Absicht ausgesprochen, das unterbrochene Vatikanische Konzil fortzusetzen. Was während seines sonst so fruchtbaren Pontifikates nicht möglich war, hat nun Johannes XXIII. in seiner emotional-sympathischen Art erneut aufgegriffen, indem er am 25. Jänner 1959 ein Ökumenisches Konzil im Vatikan ankündigte, das im Herbst beginnt. Dadurch wurde das Interesse für die bisherigen Kirchenversammlungen im allgemeinen und für das erste Vaticanum im besonderen lebhaft aufgerüttelt. Dem auf diese Weise entstandenen Bedürfnis kommt auch die 2. Auflage der von Abt Hugo Lang, St. Bonifaz in München, besorgten Übersetzung des von seinem Mitbruder Cuthbert Butler, Downside bzw. Ealing-London, verfaßten zweibändigen Werkes: „The Vatican Council. The story told from Inside in Bishop Ullathorne's Letters" entgegen, das 1930 in London erschien und mit Recht Aufsehen, aber auch Befriedigung hervorgerufen hat.

Zunächst geht der Verfasser auf die Vorgeschichte des I. Vatikanischen Konzils ein und sieht sich mit Recht veranlaßt, weit in das Mittelalter zurückzugreifen. Persönlichkeiten wie Gregor VII., Innozenz III. und Bonifaz VIII. treten auf den Plan. Ihnen folgen Vertreter der Konziliaridee, wie Pierre d'Ailly und Jean Gerson, sowie „Ultramontanisten" und „Gallikaner", die von den „Neu-Ultramontanen" und „Liberalen" abgelöst wurden. Besonders einnehmend erscheinen Henri Lacordaire O.P., der als bußfertiger Katholik, aber als unbußfertiger Liberaler sterben wollte, und der bedauernswerte Félicité de Lamennais, der an der Kirche verzagte, auf der einen Seite; auf der anderen stehen imponierend Prosper Guéranger, der Abt von Solesmes, und abstoßend Louis Veuillot als Chefredakteur des Univers, der seine persönlichen Ansichten mit seltener Keckheit als Lehren der Kirche ausgab (S. 111).

Alles Vorgefechte für die große Schlacht am Vatikanum I, das Pius IX. bei der Zusammenkunft vieler Bischöfe in Rom anläßlich der 1800-Jahr-Feier des Martyriums von Petrus und Paulus 1867 ankündigte. Schon vor dem Konzil passierten Dinge, die wohl besser unterblieben wären. Das Breve „an alle Bischöfe von Kirchen des morgenländischen Ritus, die nicht in Vereinigung mit dem Apostolischen Stuhle stehen" war in die Presse gekommen, bevor es dem orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel persönlich überreicht worden war; dazu kam der Artikel in der Jesuiten-Zeitschrift „Civiltà Cattolica" vom 6. Februar 1869, in dem ein „Pariser Korrespondent" der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Definition der Unfehlbarkeit des Papstes per acclamationen auf dem Konzil vor sich gehen werde. So setzte die literarische Fehde schon vor dem Konzil ein. Auch die Fronten unter den Konzilsvätern zeichneten sich bald ab. Der Anführer der Infallibilisten war Victor-Auguste Dechamps CSsR, Erzbischof von Mecheln. Als Haupttreiber dieser Richtung trat Henry Edward Manning, Erzbischof von Westminster hervor, für den es kennzeichnend war, einmal gefaßte Ansichten mit einer solchen Überzeugung von ihrer Richtigkeit festzuhalten, daß er glaubte, Anders-denken sei gleichbedeutend mit Unrecht-haben. Unter den deutschsprechenden Inopportunisten standen Kardinal Friedrich Fürst von Schwarzenberg, Fürsterzbischof von Prag, und Kardinal Othmar Ritter von Rauscher, Fürsterzbischof von Wien, an der Spitze. Deren Gesinnungsgenossen waren vor allem Karl Josef

von Hefele, Bischof von Rottenburg, zuvor Professor der Kirchengeschichte in Tübingen, der damals wohl beste Kenner der Konziliengeschichte, und Josef Stroßmayer, Bischof von Diakovo, der sich ebenso wie seine Kollegen aus Deutschland und Österreich-Ungarn den Italienern gegenüber durch ein klassisches Latein auszeichnete. Eine der treibendsten Kräfte auf dieser Seite war zweifellos Félix-Antoine-Philibert Dupanloup, Bischof von Orléans, der immerhin die Versöhnung des sterbenden Charles-Maurice Talleyrand mit der Kirche zustande gebracht und zu den entschlossensten Verteidigern des Kirchenstaates gehört hatte.

Am 8. Dezember 1869 wurde mit der 1. Öffentlichen Session das Konzil eröffnet. Fünf Kardinäle hatte der Papst mit seiner Stellvertretung beauftragt, darunter Karl August Graf von Reisach, der aber schon 14 Tage später starb, und Ludovico Bilio, der während der Generalkongregationen mit großem Geschick wiederholt Bischöfe zum Thema zurückzuführen versuchte. Er war auch der Vorsitzende der Spezialdeputation de fide, deren Zusammensetzung Manning so beeinflußt hatte, daß kein einziges Mitglied der Minorität darin vertreten war. Als Sekretär des Konzils fungierte Bischof Josef Feßler von St. Pölten, ein Mann mit einem Riesenkopf (S. 141), der ebenso wie seine anderen aus Brixen stammenden Amtsbrüder überzeugter Ultramontaner war und dem seine profunden Kenntnisse als ehemaliger Kirchengeschichts- und Patrologieprofessor an der Universität Wien sehr zustatten kamen.

Von den zahlreichen Gegenständen, die man im Konzil behandeln wollte, wurden einige in vorbereiteten Schemata den versammelten Bischöfen vorgelegt und von diesen diskutiert, zum Beispiel über Fragen der Kirchenzucht und des Kirchenrechts sowie eines für alle Länder beabsichtigten Katechismus. Lediglich zwei Vorlagen gingen nach heftigstem Pro- und Contra-Reden wirklich durchs Ziel: de fide catholica bei der 3. Öffentlichen Session am 24. April 1870 und De primatu et infallibilitate summi pontificis bei der 4. Öffentlichen Session am 18. Juli 1870. Während der Beratung des 1. Schemas kam es zur einzigen wirklichen Szene des Konzils zwischen Bischof Stroßmayer und Kardinal Capalti, als der Redner mit Nachdruck darauf hinwies, daß man dem Protestantismus nicht einfach sämtliche Irrtümer des Tages, wie Rationalismus, Pantheismus, Materialismus und Atheismus, zuschreiben könne. Die Geschäftsordnung sah vor, daß die Vorlagen zunächst in den Generalkongregationen durchdiskutiert wurden, die ebenso wie die Öffentlichen Sessionen im rechten Querschiff des Petersdomes stattfanden. Jeder einzelne Teilnehmer hatte das Recht, sich zu Wort zu melden. Das taten sehr viele: Solche, die zum Thema wirklich etwas zu sagen hatten und sich durch Kürze und Präzision auszeichneten, und andere, die mit stundenlangen Reden die Teilnehmer langweilten. Ullathorne meinte, daß die ehemaligen Theologieprofessoren und die Gelehrten unter den Bischöfen am meisten das Interesse der Zuhörer fesseln konnten (S. 227). Im Laufe des Konzils wurde allerdings die Geschäftsordnung dahin geändert, daß ein von zehn Mann eingebrachter Antrag auf Schluß der Debatte auch zur allgemeinen Abstimmung gebracht wurde und bei vorliegender Majorität das Ende herbeiführen konnte.

Von den Generalkongregationen gingen die Vorschläge in die Spezialdeputationen, deren es vier gab: für Glaubensangelegenheiten, Kirchenzucht, Ordenswesen sowie Ostkirche und Missionen. Diese aus 24 Mitgliedern bestehenden Kommissionen beschlossen nun, welche Anregungen Berücksichtigung finden sollten, und arbeiteten ein neues Schema aus, über das dann in der Generalkongregation wieder abgestimmt wurde. Wer ein Votum „placet juxta modum" abgab, mußte sofort auch schriftlich seinen Abänderungsvorschlag vorlegen. Bei der 3. Session kam es zu einer einstimmigen Annahme des Schemas de fide catholica.

Viel schwieriger war die Unfehlbarkeitsfrage. Die Fronten schienen festgefahren. Pius IX. hatte sich zunächst neutral verhalten, war später aber immer entschiedener für die Durchberatung dieses Gegenstandes eingetreten und ließ unverhohlen erkennen, daß er entschlossen sei, in diesem Punkt zu einem Ergebnis zu kommen. (Man denke an die Zitierung des Kardinals Philipp Guidi von Bologna und an den dramatischen Verlauf der Vorsprache von Vertretern der Minorität am 15. Juli.) Übrigens schrumpfte die Minorität immer mehr zusammen (siehe die gute Aufstellung S. 428). Dafür waren auch sachliche Gründe maßgebend. Bei der kritischen Generalkongregation vom 13. Juli ergaben sich 451 Stimmen mit „placet", 88 mit „non placet" und 62 mit „placet juxta modum" (von denen jeweils eine Hälfte mit der Definition nicht einverstanden war, weil sie den einen als zuwenig, den anderen als übertrieben scharf erschien). Dabei hielten sich ungefähr 76 in Rom anwesende Konzilsteilnehmer der Abstimmung fern, und außerdem waren bereits etliche aus anderen Gründen abgereist. 55 Bischöfe teilten nun in einem ehrfürchtigen Schreiben dem Papst ihren Entschluß mit, von der nächsten Öffentlichen Session fernzubleiben. Diese fand während eines schrecklichen Gewitters am 18. Juli vormittags in St. Peter statt und hatte zum Ergebnis 553 „placet" und 2 „non placet" (die beiden Bischöfe unterwarfen sich aber sofort). Dann reisten die Bischöfe ab. Eine Fortsetzung war für Herbst

geplant, kam aber nicht mehr zustande, weil am 20. September 1870 auch Rom von italienischen Truppen besetzt worden war und der Kirchenstaat zu bestehen aufgehört hatte.

Das neue Dogma wurde in der ganzen katholischen Welt verkündet. In Wirklichkeit war die präzise Definition der Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er ex cathedra über Glaubens- und Sittenangelegenheiten urteilt, doch ein Segen für die kommende Zeit. Heute erkennen wir klar, daß es besser war voranzuschreiten, denn die Fassung, welche die Definition erhielt, war auch eine äußerst wünschenswerte, ja notwendige Beschränkung der Forderungen unbeherrschter Infallibilisten, die jedes Wort des Papstes als unfehlbar sehen wollten. Der Fall Johannes Ignaz Döllinger entbehrt nicht der Tragik. Es ist bemerkenswert, daß er sich bis in den Tod an die Exkommunikation gebunden fühlte.

Wie schon die Inhaltsangabe zeigt, ist das vorliegende Buch spannend von der ersten bis zur letzten Seite. Butler übertrifft zweifellos die im Grunde doch einseitigen und literarisch reizlosen Ausführungen des Jesuiten Theodor Granderath in seiner dreibändigen Geschichte des Vatikanischen Konzils. Der Gewährsmann unseres Verfassers war Bischof William Ullathorne von Birmingham, der von Anfang an Anhänger der Konzilsmajorität war, aber durch seine zurückhaltende Art sich den Verdacht zugezogen hatte, auf der Gegenseite zu stehen. Deswegen hatte er es sogar für richtig gefunden, sich beim Papst zu einer aufklärenden Audienz zu melden. Neben den Briefen Ullathornes sind geschickt auch andere Nachrichten eingearbeitet, darunter auch manchmal Zitate aus zweiter Hand. Vielleicht wäre noch eine größere Konsequenz und Straffung in der Darstellung möglich gewesen.

Lang hat das Werk mit einer Reihe von ergänzenden Anmerkungen versehen, die besonders den deutschen Sprachraum betreffen; nur einmal blieb ein französisches Zitat unübersetzt (S. 307, Anm. 13). Auch Wünsche nach einem Personenindex und einer noch detaillierteren Zeittafel bleiben offen. Dies alles ändert aber nichts an dem großen Wert dieser hervorragenden Publikation. Man kann daher nur allen, die am kommenden Konzil als stimmberechtigte Mitglieder teilnehmen oder von der Ferne aus mit wachem Interesse die Vorgänge auf diesem beobachten, zur Einführung und zum Verständnis eine aufmerksame Lektüre des vorliegenden Bandes wünschen.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Fundamentaltheologie

Episkopat und Primat. Von Karl Rahner und Josef Ratzinger. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier / 11.) (125.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Engl. brosch. DM 7.80.

Dieser 11. Band der bekannten Schriftenreihe ist im Hinblick auf das bevorstehende Konzil von größter Bedeutung. Er enthält drei Beiträge, von denen nur der letzte und zugleich wichtigste hier zum erstenmal erscheint, während die anderen zwei bereits anderswo veröffentlicht wurden. Die zwei ersten Beiträge behandeln die Frage nach dem Verhältnis des Bischofsamtes zum Primat der Päpste, dessen Regelung man sich von dem kommenden Konzil erwartet, da das Vaticanum I diese Aufgabe nicht mehr zu Ende führen konnte. Weil dieses Konzil erklärt hatte, daß dem Papst eine ordentliche und unmittelbare Jurisdiktion über die ganze Kirche zukomme, so wollten manche daraus die Folgerung ziehen, daß die Bischöfe in ihrer Diözese jetzt nur mehr Vollzugsorgane des Papstes seien. In Deutschland zum Beispiel führte diese Ansicht zu jener bekannten Stellungnahme der Reichsregierung in der „Circulardepesche" Bismarcks hinsichtlich der künftigen Papstwahl und der Entgegnung der deutschen Bischöfe in ihrer „Collektiv-Erklärung", die von Ratzinger erwähnt wird. Die Feststellung des Konzils, daß die Bischöfe im Besitz einer ordentlichen und unmittelbaren Jurisdiktion in ihren Diözesen seien, schien mit der ersten Erklärung in einem unlösbaren Widerspruch zu stehen.

Karl Rahner (Innsbruck) sucht in seinem Beitrag „Episkopat und Primat" diese Frage zunächst dahingehend zu lösen, daß er darauf hinweist, daß die einzelne Diözese gewissermaßen die ganze Kirche im kleinen darstellt, wie man ja auch im Altertum von einer Kirche von Ephesus, Korinth usw. sprach. Dies kommt zum Ausdruck in der Eucharistiefeier und Sakramentenspendung sowie in der Tatsache, daß es neben der hierarchischen Struktur der Kirche auch noch die charismatische Kraft des Heiligen Geistes gibt. Die Stellung der Bischöfe ist also nicht vollkommen umschrieben durch ihre hierarchische Unterordnung unter den Papst; sie sind auch „Einfallstore für die Impulse des Hl. Geistes", der durch einen einzelnen Bischof manchmal auf die Gesamtkirche einwirkt, wie sich an Beispielen aus der Kirchengeschichte zeigen läßt. An diesem einmaligen Verhältnis zwischen der einzelnen Diözese als Ortskirche und der Gesamt-

kirche enthüllt sich demnach der übernatürliche Geheimnischarakter der Kirche, so daß diese Schwierigkeit rational nicht vollkommen lösbar ist.

In dem zweiten Beitrag behandelt Josef Ratzinger (Bonn) das Verhältnis von Papst und Konzil in bezug auf die Unfehlbarkeit. Gibt es in der Kirche zwei verschiedene Inhaber des unfehlbaren Lehramtes? Der Verfasser geht von dem Doppelwort „Römisch-katholisch" aus, das insofern eine Problematik enthält, als das Beiwort „römisch" eine Einengung des Begriffes „katholisch" in sich zu schließen scheint, die den Ansatzpunkt zu den beklagenswerten Spaltungen in der Kirche enthält, ja sie gewissermaßen verewigt. Er greift eine Streitfrage in der alten Kirche auf, die sich in ihrem Kampf gegen die häretische Gnosis auf die apostolische Sukzession berief. Diese lebte in den Bischofsitzen weiter, die einmal die Apostel gegründet und innegehabt hatten. Ihre Bedeutung für die damalige Zeit ist viel zuwenig bekannt. Unter ihnen ragte natürlich der Bischofsitz von Rom als Sedes apostolica besonders hervor. Indem der Verfasser den Apostolischen Stuhl von Rom mit anderen apostolischen und sonstigen Bischofsitzen in Beziehung bringt, stellt er die dialektische Spannung zwischen Primat und Episkopat ins rechte Licht, da eines ohne das andere nicht bestehen kann. Eine Kirche, die nur katholisch sein möchte ohne Teilhabe an Rom, verliert eben dadurch ihre Katholizität, die somit durch das Beiwort „römisch" verbürgt und nicht etwa eingeschränkt wird.

Der wichtigste Teil des Buches ist aber ohne Zweifel der dritte Beitrag, der über das „Jus divinum des Episkopats" handelt. Er ist von Karl Rahner im Hinblick auf das kommende Konzil geschrieben, von dem man sich ja eine faktische (nicht theoretische) Aufwertung des Bischofsamtes erwartet. Man ist es gewohnt, daß der Verfasser zuweilen eine sehr offene und mutige Sprache zu führen weiß und immer wieder Fragen aufgreift, die selten öffentlich diskutiert werden. Aber die Vorschläge bzw. Forderungen, die er in dieser Arbeit vorbringt, sind so kühn und weitreichend, daß sie, wenn sie Erfüllung fänden, geeignet wären, der Kirche ein ganz neues Antlitz, ja eine neue Struktur zu geben und sie für die Aufgaben, die ihrer in der Zukunft harren, zu wappnen. Er tritt für einen Pluralismus in der Kirche ein — den Ausdruck Dezentralisation will er vermieden wissen — und stellt ihn der Uniformität gegenüber, die der Kirche gar nicht wesensgemäß sei. Der einzelne Bischof könnte dann, wenn entsprechende Rahmengesetze vorhanden wären, in seinem Bereich Verfügungen treffen (wie zum Beispiel die Einsetzung von Diakonen, die verheiratet sein könnten), wenn er sie für seinen Sprengel für nützlich oder notwendig erkennt, die durchaus nicht für die Gesamtkirche gelten müßten. Er weist auf parakanonische Einrichtungen in der Kirche hin, die als Modellfälle dienen könnten, wie zum Beispiel die Bischofskonferenzen in manchen Ländern, die sich via facti ohne gesetzliche Grundlage gebildet haben. Ja, er macht ernstzunehmende Vorschläge in betreff der getrennten Kirchen, die in den Jahrhunderten seit der Reformation in ihrer Theologie und ihrem Gebetsleben Formen entwickelt haben, die nicht von vornherein abgelehnt werden müßten, so daß die Frage der Wiedervereinigung in neuer Sicht erscheint. Solche Ansichten mögen vielleicht heute noch als unrealistisch bezeichnet werden und nicht überall Billigung finden. Aber in einer Zeit, in der alles in Bewegung geraten ist und die Entwicklungen schnell heranreifen, müssen außerordentliche Maßnahmen erwogen werden. Warum sollten sich nicht in anderen Erdteilen andere Formen des christlichen Lebens ausbilden können, so daß es dann verschiedene „Christentümer" gäbe? Auf jeden Fall spricht aus den Darlegungen des Autors eine aufrichtige, ja leidenschaftliche Liebe zur Kirche, verbunden mit Sorge und Verantwortungsbewußtsein für ihre weitere Entfaltung; sie sind geschrieben mit einem offenen Blick für die Erfordernisse der Zukunft.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Wenn die Päpste sprechen. Von Fidelis M. Gallati O.P. (XVI u. 208.) Wien 1960, Verlag Herder. Leinen S 96.—, DM/sfr 16.—.

Der Untertitel dieses Buches gibt über das darin behandelte Thema nähere Auskunft: „Das ordentliche Lehramt des Apostolischen Stuhles und die Zustimmung zu dessen Entscheidungen." Bekanntlich hat das Vatikanische Konzil erklärt, daß alles gläubig angenommen werden muß, was in den Glaubensquellen enthalten ist und von der Kirche, sei es durch feierliche Glaubensentscheidung, sei es durch das ordentliche und allgemeine Lehramt, als göttliche Offenbarung zu glauben vorgestellt wird. Nun hat sich aber das genannte Konzil zwar über die Form der außerordentlichen (feierlichen) Glaubensentscheidungen genauer ausgesprochen, nicht aber über das ordentliche und allgemeine Lehramt. Dieses ist aber für das Glaubensleben wichtiger als die Entscheidungen „ex cathedra", die nur selten erfolgen. Darum erhob sich in der letzten Zeit öfter die Frage, welche Lehrautorität die übrigen Kundgebungen der Päpste über Glaubens- und Sittenlehren (Rundschreiben, Ansprachen usw.) in Anspruch nehmen und ob sie ebenfalls als unfehlbare Entscheidungen angesehen werden müssen.

Es ist ein großes Verdienst unseres Verfassers, daß er in diesem Buche diese Frage in ihrem ganzen Umfang aufgerollt hat. Er faßt seine Ansicht dahin zusammen, daß einzelne Lehrverkündigungen der genannten Art zwar keine unfehlbaren Aussprüche sind, obwohl sie natürlich eine hohe Bürgschaft der Wahrheit besitzen. Wenn aber mehrere Päpste wiederholt und durch längere Zeit hindurch eine und dieselbe Lehre immer wieder einschärfen, so gehört sie zum ordentlichen Lehramt und besitzt den Charakter der Unfehlbarkeit. Es ist das besondere Anliegen des Autors, durch die Behandlung dieser Frage den von der Kirche getrennten Brüdern, Orthodoxen und Protestanten, zu Hilfe zu kommen, die ja gerade an dieser Lehre Anstoß nehmen. Auch soll dadurch das ordentliche Lehramt des Papstes zur Autorität des Konzils in das rechte Licht gerückt werden.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Glaube und Wissen bei Herman Schell. Christliches und modernes Denken in Begegnung. Von Dr. Paulus Wacker OESA. (Heft 4—6 der Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Soziologie der Religion, herausgegeben von Prof. DDr. Josef Hasenfuß.) (XXVIII u. 362.) München-Paderborn-Wien 1961, Verlag Ferdinand Schöningh. Kart. DM 28.—.

„Das Thema vorliegender Inaugural-Dissertation wurde von der Hohen Theologischen Fakultät der Universität Würzburg 1956 als Preisarbeit ausgeschrieben" (VII). Der Anlaß war der 50. Todestag des Würzburger Theologen Herman Schell (gest. 31. 5. 1906), der mit seinem begeisterten christlichen Theismus unüberhörbar gegen den materialistischen und idealistischen Monismus seiner Zeit antrat: ein Apologet im besten Sinne!

Grundsätzlich war die Aufgabe auf mehreren Wegen zu bewältigen. Der Verfasser stellt Schell in den großen Fluß jenes theologischen Geistes, der in der Jetztzeit so recht faßbar wird: Schell hat Lösungen angebahnt, die sich in der spekulativen Theologie der nächsten Jahrzehnte einen anerkannten Platz sichern konnten (323; vgl. auch den Untertitel). Zu einer wegen der Indizierung längst fälligen Rehabilitierung ist dieser Weg sehr geschickt gewählt. Naturgemäß kommt dabei das Eigenprofil Schells weniger scharf heraus. Dies wäre eher auf dem Wege der Konfrontierung mit den zeitgenössischen Theologen erreichbar; Wacker tat es vorteilhaft bei Schells Glaubenstheorie (204—234). Ein dritter Weg: die schlichte, auf das Wesentliche gestraffte Darstellung der Schellschen Aussagen zum Thema, ohne lustvolles Ausbreiten der erworbenen Erudition (bis zur Problematik der Areopagrede, 301), ohne Exkurse, ohne Wiederholungen wäre für eine Dissertation zu dürftig. Freilich bleibt die Frage, für welchen Leserkreis eine solche Arbeit letztlich bestimmt ist.

Wacker behandelt im 1. Teil das „Wissen": H. Schell ist kritischer Realist, der den Akzent auf die Einheit von Vernunft und Willen setzt, auf die Spontaneität gegenüber der Rezeptivität und auf die Erkenntnis des Konkreten gegenüber dem Abstrakten; die Erkenntnis vollendet sich im Urteil. Der Satz vom zureichenden Grund (von Schell Kausalsatz genannt) ist für die menschliche Erkenntnis und besonders für die natürliche Gotteserkenntnis (auf thomistisch-scholastischer Grundlage) von entscheidender Bedeutung. Im 2. Teil („Glaube") befragt der Verfasser die Schriften Schells nach den Quellen des Glaubens, ihrer Übernatürlichkeit und nach dem Glaubensakt, speziell nach der wissenstheoretischen Seite (Geheimnis, Glaube als Voraussetzung von Theologie und Wissenschaft, Ort des Glaubensaktes im Menschen, Glaube als Denkbewegung). „Glaube und Wissen" werden nun im 3. Teil gegenübergestellt: ihre relative Selbständigkeit, ihr Dienst an der einen Wahrheit; wegen der Zuordnung vom Ganzen her ist ein Widerspruch letztlich nicht möglich. Der Verstand bedeutet keine Gefahr für den Glauben, sondern dient ihm von Anfang bis zum Ende. Wacker illustriert das Verhältnis an Hand der Schellschen Trinitäts- und Schöpfungsspekulation.

Der Reichtum der Arbeit ist damit nur von ferne angedeutet. Der Verfasser geht behutsam aufbauend vor; die umfassende Beherrschung der Quellen tritt ständig zutage. Die ausgiebigen Zitate lassen den Geist und die Begeisterung Schells ahnen; vgl. etwa die prophetische Stelle über das unaufhaltsam näher kommende Eintreten der großen Kulturvölker des Ostens in das christliche Kulturgebiet (10) oder die sarkastische Frage, ob logische oder theoretische Charakterlosigkeit der höchste und reinste Ausdruck wissenschaftlicher Freiheit sei (90 f.). Jedenfalls hat der Apologet Schell in Wacker einen wackeren Apologeten gefunden: die zu erwartende Habilitationsschrift wird den „Klassiker deutscher Theologie" (Gutwenger) noch weiter für unsere Zeit ausschöpfen. In einer Neuauflage wäre unter anderem zu verbessern: XXV: Beumer (statt Bäumer); XXVII und 193, Anm. 9: Tresmontant, hellenische Überlieferung (statt hellenistische).

Linz a. d. D. J. Singer

Warum glauben? Eine Begründung und Verteidigung des Glaubens in neununddreißig Thesen. Herausgegeben von Walter Kern, Franz Joseph Schierse und Günter Stachel. (388.) Würzburg 1961, Echter-Verlag. Leinen DM 16.80.

Führende Theologen haben in diesem Sammelwerk die wichtigsten Fragen der natürlichen Theologie und der Glaubensverteidigung in der Form der alten scholastischen These, aber doch modern gehalten und nach dem Stand der heutigen Wissenschaft, dargestellt. Die Frage nach dem Menschen wird gestellt, nach seinen Kräften und seiner Würde, die traditionellen Gottesbeweise werden neu durchleuchtet, auch die quälende Menschheitsfrage nach dem Sinn des Bösen und des Übels. Der zweite Teil ist als Apologetik gedacht. Zuerst wird die Heilige Schrift nach ihrer Geschichtlichkeit und Glaubwürdigkeit unter Einbeziehung auch der Qumrantexte überprüft; dann wird der moderne Mensch mit der Person Christi konfrontiert und seine göttliche Würde, seine Sendung und deren Bezeugung in den Wundern und vor allem durch die Auferstehung aufgezeigt. Der letzte Teil befaßt sich mit der Kirche als dem Leibe Christi, dem Volk und Haus Gottes, und am Schluß wird die katholische Kirche als die einzige wahre Kirche Christi bewiesen.

Im Vorwort geben die Herausgeber als Ziel des Werkes an, daß es allen jenen einen Dienst erweisen soll, „die vor sich selbst und vor anderen gehalten sind, Rechenschaft abzulegen, warum ein moderner und gebildeter Mensch, ‚immer noch' an Jesus Christus und seine Kirche glaubt." Es wird daher für die Religionslehrer der mittleren Lehranstalten und der Berufsschulen ein willkommenes Nachschlagwerk sein und den Gebildeten mit großem Nutzen in die Hand gegeben werden können.

Abtei Wilhering (OÖ.) DDr. P. Sylvester Birngruber

Dogmatik

Die Welt in der Schöpfung. Von François de la Noë. Aus dem Französischen übertragen von Ursula Behler. (247.) München-Paderborn-Wien 1960, Verlag Ferdinand Schöningh; Zürich, Thomasverlag. DM 15.—.

Dieses Buch erweckt einen zwiespältigen Eindruck. In einer stellenweise fast hymnischen Sprache preist der Verfasser den Schöpfergott und die Wohltaten, die er im Verlaufe der Weltentwicklung, die ja in gewissem Sinn eine beständige Schöpfertat ist, allen Wesen und besonders den Menschen erwies und noch immer erweist. Eindringlich spricht er vom Sündenfall Adams, durch den die Harmonie in der Schöpfung gestört wurde, und schildert in begeisterten Worten, wie Gott bemüht ist, im Laufe der Weltentwicklung dieses Unheil durch die Erlösung wieder gutzumachen. Er gewinnt diesen Gedankengängen immer neue Seiten ab, wiederholt sie in unablässigen Variationen und in einer in allen Farben schillernden Sprache. Der Verfasser ist Laie und bekennt sich in feurigen Worten zum katholischen Glauben, bereitwillig unterwirft er im Vorwort sein Buch dem Urteil der Kirche. (Das bischöfliche Imprimatur fehlt allerdings sowohl im französischen Original wie auch in der deutschen Übersetzung.) Dabei ist der Autor aber sehr stark abhängig von Henri Bergson und seinem oft aufgelegten, aber indizierten Buch „L'Évolution créatrice". Wiederholt gebraucht er den Ausdruck „Lebensschwung" (élan vital), mit dem der genannte Philosoph nach der Art Heraklits und Hegels die innerste Kraft ausdrückt, die die Welt erfüllt und in ewigem Wechsel neu gestaltet.

Sehr gescheite Sätze stehen in dem Buch, zum Beispiel über die Geschlechtsbeziehung zwischen Mann und Frau nach dem Sündenfall. Andere wieder muten etwas zwielichtig an, wie zum Beispiel: „Der Mensch hat eine Sendung zur Miterlösung (corédemption)." Wieder andere sind schwer verständlich oder klingen überschwenglich. Es ist das Vorrecht des Franzosen, die Dinge manchmal auf die Spitze zu treiben und sich an dem dialektischen Spiel entgegengesetzter Haltungen zu ergötzen. Sein Denken ist spannungsgeladen. Uns liegt das weniger. Wir lieben die Klarheit und die Konsequenz. Merkwürdig ist die Ansicht des Autors, daß Adam „im Verlauf der Zeiten" — offenbar nach der ersten Sünde — „in den tiefen Schlaf des Unbewußten" gefallen sei und alle kommenden Menschen mit ihm. „Die Menschheit wartete Hunderte von Millionen Jahre (des centaines de millions d'années), um zum Bewußtsein zu erwachen. Vor einigen Jahrtausenden erst, in der Epoche des Aurignaciens und noch sicherer in der des Magdaléniens tauchen Phänomene eines elementaren Bewußtseins auf. Und zweitausend Jahre ist es her, daß die Menschen wirklich zum Bewußtsein ihrer Schöpfungsbestimmung gekommen sind", also bei der Ankunft des Erlösers. Was sagen die Vertreter der Urgeschichte zu solchen Phantasien?

Der Verfasser bezeichnet sein Buch als einen Versuch. Er reiht seine Gedanken nach Art eines Feuilletons in loser Form aneinander. Die Übersetzung hält sich gleichweit entfernt von

allzu freier und allzu wörtlicher Wiedergabe. Die Übersetzerin hat sich ehrliche Mühe gegeben, den französischen Text verständlich und lesbar ins Deutsche zu übertragen. Dies war sicherlich keine leichte Arbeit, denn schon der Titel bereitet hiebei Schwierigkeiten. Das französische „Le monde en création" wird nämlich durch den deutschen Ausdruck „Die Welt in der Schöpfung" nur unvollkommen wiedergegeben. Der Sinn des Titels wäre vielmehr: „Die Welt im Werdegang der Schöpfung" oder „Die Welt im Zustand des Geschaffenwerdens." Aber dies würde sehr nüchtern und pedantisch klingen. Vielleicht hätte man das Buch überhaupt nicht übersetzen sollen. Jeder, der dazu Lust hätte, könnte es — und würde es nicht ohne Genuß — im Original lesen. Den feinen Duft der französischen Diktion wird man in einer deutschen Übersetzung niemals vollkommen einfangen können.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Traktat über den Teufel. Von Alois Winklhofer. 2. Aufl. (300.) Frankfurt am Main 1962, Verlag Josef Knecht-Carolusdruckerei. Leinen DM 14.80.

Die Funktion Satans in der Heilsgeschichte wird in diesem ausgezeichneten Werk des Passauer Dogmatikers genau umschrieben. Es ist ein aktuelles Thema, das in der geistigen und existentiellen Situation der Zeit oft erörtert wird. Man neigt dazu, die Macht des Bösen zu verharmlosen, zu negieren oder aber es als absolut zu setzen. Der Verfasser versteht es gut, Sünde und Welt in ihrer Beziehung zum Teufel zu zeigen und dessen Funktion in rechter Weise zu begrenzen.

Der Satan ist eine Realität. Doch er ist von Christus gerichtet und hinausgeworfen. Seine unheimliche Macht übt er nur aus, um das Gericht Gottes über sich selbst und seine Anhänger zu vollziehen. So versucht Satan als Widergeist, durch Ungeist das Wirken des Heiligen Geistes, den Christus in die Welt gesandt hat, zu vereiteln. Christus überwand durch seinen Tod und seine Auferstehung den Teufel. Daher ist unser Glaube an seine Realität nicht ein unheimliches, sondern ein österliches Geheimnis voll sieghafter Zuversicht. Selbst das geschichtliche Geschehen ist, auch wenn es sich in katastrophaler Form vollzieht, ein Gericht über Satan und seinen Anhang.

Sehr gut und aufklärend ist es, daß der Verfasser auch die Entwicklung der Teufelsvorstellung in der abendländischen Literatur und Dichtung berücksichtigt, besonders auch der modernen. Die Frage, ob unsere Zeit wegen der großen Macht des Bösen eine Epoche Satans wäre, beantwortet der Verfasser dahin, daß auch unsere Zeit wie jede andere eine Zeit Christi ist. Es wäre zu wünschen, daß recht viele Priester und Laien dieses Buch voll sieghaften Osterglaubens lesen und betrachten möchten.

Linz-Ebelsberg Walter Hinz

Kirchenrecht

Forschungen zum Schisma des Jahres 1130. Von Franz-Josef Schmale. (Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht. Herausgegeben von H. E. Feine, J. Heckel und H. Nottarp. 43. Bd.) (VIII u. 312.) Köln-Graz 1961, Böhlau-Verlag. Brosch. DM 28.—.

Die Arbeit wurde 1958 der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg als Habilitationsschrift vorgelegt. Die doppelte Papstwahl des Jahres 1130 (Innozenz II. und Anaklet II.) rief ein Schisma hervor und gilt bis heute als ein schwieriges und nicht vollkommen geklärtes Problem. Der Verfasser unternimmt den Versuch einer Klärung auf der breiteren Grundlage der Kirchenreform. Es galt nämlich eine Antwort zu finden auf die Frage: Wie kam es, daß Innozenz II., welcher von einer Minderheit der Kardinäle gewählt wurde, in einer so kurzen Zeit als rechtmäßiger Papst von der ganzen Kirche anerkannt wurde? Mit der Eindringlichkeit des Forschers analysiert der Verfasser nicht nur die damaligen, meist tendenziösen, oft auch gefälschten Berichte, sondern untersucht vor allem den Stand der damaligen Kirchenreform, die verschiedenen Parteien der Kardinäle, die Tätigkeit der Orden und ihre Verbindungen mit dem Heiligen Stuhl sowie die Bestrebungen der römischen Kurie und des römischen Patriziats. Den damaligen rechtlichen Erfordernissen bei der Papstwahl mißt er nur eine geringe Bedeutung bei. Nach Schmale entschieden bei der Wahl Innozenz' II. andere Momente, nämlich vor allen Dingen die durch Gregor VII. begonnene und nachher weitergeführte Kirchenreform, die Rivalitäten der Kardinäle untereinander, der Kanzler Haimerich und seine bisherige Kirchenpolitik, die er seit über 20 Jahren geführt hatte, und schließlich die Persönlichkeit Innozenz' II.

Schmale hat ohne Zweifel, besonders durch die Berücksichtigung eines breiten geschichtlichen Hintergrundes, viel zum Verständnis obigen Problems beigetragen. Die Arbeit stützt sich auf ein reiches Quellenmaterial und berücksichtigt alle bisherigen Bearbeitungen. Am Rande dürfte man hinzufügen die Besprechung der Arbeit E. Mühlbachers durch R. Zöpffel in dem „Göttingische gelehrte Anzeiger", 1876, S. 257—304, sowie das Werk E. Vacandards über die Wahl

und Anerkennung Innozenz' II., veröffentlicht zuerst in „Revue des questions historiques" 43 (1888) 61—126; 45 (1889) 5—69 und erneut in seiner zweibändigen Arbeit: La vie de Saint Bernard, abbé de Clairvaux, Paris 1895; ²1920. Die Arbeit von R. Zöpffel wurde im Jahre 1871 nicht in Berlin, sondern in Göttingen herausgegeben. Man liest das Buch mit großem Interesse und nicht geringem Nutzen.

Lublin (Polen) Alexius Petrani

Neueste Kirchenrechts-Sammlung. Die Gesetze der Päpste, die authentischen Auslegungen der kirchlichen Gesetze und die anderen Erlasse des Heiligen Stuhles seit Erscheinen des Codex iur. can. (1917) gesammelt, nach den Kanones des Cod. iur. can. geordnet und ins Deutsche übersetzt von Suso Mayer O.S.B., Erzabtei St. Martin, Beuron. Vierter Band: 1950—1959. (XII u. 596.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 50.—.

Diese schon in weitesten Kreisen bekannte und geschätzte Gesetzessammlung ist nun beim vierten und vermutlich vorläufig letzten Band angelangt, der die Jahre 1950 bis 1959 umfaßt. Das Werk will, wie der verdiente Verfasser, Professor für Kirchenrecht an der Ordenshochschule Beuron, im Vorwort bemerkt, nur eine Quellensammlung, kein Kommentar sein, wenn auch schon die Übersetzung als solche eine gewisse Bearbeitung darstellt. Als Vorbild und Muster für dieses praktische, heute schon unentbehrliche Nachschlagewerk dienten die Fontes zum Cod. iur. can. Der vorliegende vierte Band bringt insofern eine Neuerung, als er wenigstens bei den authentischen Auslegungen der Codex-Kommission außer der deutschen Übersetzung auch den Originaltext bietet.

Auch dieser Band enthält wieder eine Reihe bedeutsamer Äußerungen des kirchlichen Rechtslebens (im weitesten Sinne genommen). Es sei beispielshalber verwiesen auf die Neuordnung der Karwochenliturgie und der Abendmessen, die Neuregelung des eucharistischen Nüchternheitsgebotes, die Rubrikenvereinfachung. Dazu kommen andere wichtige Dokumente wie die Apostolische Konstitution „Munificentissimus Deus" mit der Definition der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel, die Adhortatio Apostolica „Menti nostrae", die Instruktion der Ritenkongregation über die Kirchenmusik und die heilige Liturgie. Neben wichtigen Ansprachen Pius' XII. finden wir auch schon den Wortlaut der Ankündigung eines Ökumenischen Konzils durch Papst Johannes XXIII. usw.

Den Abschluß des Bandes bilden wieder ein chronologisches Verzeichnis aller erwähnten Erlässe und Dokumente und ein genauer Sachindex. Gerade diesem Band, der schon an die Gegenwart heranführt, kommt im Hinblick auf die geplante Reform des kirchlichen Gesetzbuches besondere Bedeutung zu.

Linz a. a. D. Dr. J. Obernhumer

Mein katholischer Ehepartner. Probleme der gemischten Ehe. Von Adolf Stadelmann. (191.) Luzern 1961, Räber-Verlag. Kart. sfr/DM 8.80, Leinen sfr/DM 11.80.

Das Buch richtet sich an den nichtkatholischen Partner einer katholisch geschlossenen Mischehe, geht aber über die theoretischen und praktischen Probleme der Mischehe (die ausgezeichnet und ganz konkret behandelt werden) weit hinaus und bietet eine prägnante Zusammenstellung katholischer Grundsätze und katholischer Religiosität. Stadelmann schreibt in irenischem Geist und mit echter Toleranz und geht mit viel entgegenkommender Liebe auf die Mißverständnisse und Schlagworte ein, die sich unter den evangelischen Christen oft über das Katholische und über die Katholiken finden. Leider sind manche Formulierungen falsch, mißverständlich oder zu gewagt (es wäre angezeigt, sie bei einer Neuauflage zu verbessern).

Das Werk ist sonst gut geeignet, das Verständnis der Konfessionen zu fördern, das gegenseitige Mißtrauen abzubauen und die katholische Taufe und Erziehung der Kinder zu gewährleisten. Jeder Seelsorger, der auf Mischehen vorzubereiten hat, soll sich das Buch gut durchsehen. Er wird es dann den (gutgesinnten und halbwegs religiösen) nichtkatholischen Partnern in die Hand geben und kann überzeugt sein: dieses Buch ist eine wertvolle Hilfe für die tatsächliche Durchführung der „Kautelen" gerade von seiten des nichtkatholischen Partners.

Linz a. d. D. Dr. Karl Böcklinger

Pastoraltheologie

Seelsorge zwischen gestern und morgen. Mit Beiträgen von Hugo Aufderbeck, Gérard Bannwarth, Bruno Dreher, Gustav Ermecke, Alfons und Eugen Fischer, Bernhard Häring, Paul Hitz, Johannes Ries, Margarete Ruckmich, Paul Schmitt-Eglin, Werner Schöllgen, Josef Schulze,

Viktor Schurr, Hermann Stenger, Robert Svoboda, Alfred Weitmann, Wilhelm Wiesen. Herausgegeben von Alfons Fischer. (307.) Freiburg 1961, Seelsorge-Verlag. Ganzleinen DM 16.80.

Mit dem im Jahre 1909 erschienenen Werk „Großstadtseelsorge" hat der Wiener Universitätsprofessor Heinrich Swoboda weitschauend auf die schweren Probleme einer der kommenden Zeit angepaßten Seelsorge hingewiesen. Zwei Jahre später, 1911, wurde von Lorenz Werthmann die „Freie Vereinigung für Caritashilfe in der Seelsorge" gegründet, die später in „Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe" umbenannt wurde. Zum 50jährigen Jubiläum dieser Vereinigung erschien dieser Sammelband mit 25 Beiträgen von 18 Autoren, größtenteils Mitarbeitern der Pastoralzeitschrift „Lebendige Seelsorge". Einige der hier veröffentlichten Beiträge sind früher schon in jener Zeitschrift erschienen.

Die Beiträge sind in die folgenden Abschnitte zusammengefaßt: Vom Gestern zum Heute, Überprüfung unserer Methoden, Bestandsaufnahme des pastoralen Feldes, Missionarische Zielsetzung, Fühlung mit dem Raum, Schwerpunkte heutiger Seelsorge, Verkündigung in dieser Zeit, Vom Heute zum Morgen. Seit mehr als 50 Jahren sind die Fragen um eine zeitgemäße Seelsorge nicht mehr zur Ruhe gekommen. Mit neuer Schärfe stellten sie sich seit dem zweiten Weltkrieg, in einer Zeit, wo sich auf fast allen Gebieten ein Umbruch von ungeahnten Ausmaßen vollzieht. Die Autoren dieses Buches zeichnen die Entwicklung der Seelsorge, konfrontieren die bisher üblichen Methoden mit der harten Wirklichkeit und wollen neue Wege weisen. Die Seelsorge darf sich heute — das ist das Grundanliegen dieses Buches — nicht mehr auf die Bewahrung des Überlieferten beschränken, sondern muß immer mehr missionarischen Charakter annehmen und die (Wieder)verchristlichung der Welt erstreben. Was in diesem Band geboten wird, kann jedem Priester in Stadt und Land, der für die Probleme unserer Zeit aufgeschlossen ist, wertvollste Hilfe bieten.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Konstruktive Seelsorge. Gemeinschaft und Sendung. Von Viktor Schurr. (Schriftenreihe des Instituts für missionarische Seelsorge. Im Auftrag der „Missionskonferenz" herausgegeben von P. Dr. Viktor Schurr CSsR. Erster Band.) (110.) Freiburg i. Br. 1962, Seelsorge-Verlag. Engl. brosch. DM 5.80.

Der Redemptorist P. Viktor Schurr zählt zu den Pionieren einer modernen Pastoral. Grundlegend ist sein Werk: „Seelsorge in einer neuen Welt", Pastoral der Umwelt und des Laientums, 3. Aufl. 1961 (vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1958, I, S.78). Das vorliegende Buch will die Gedanken des Hauptwerkes weiterführen und vertiefen. Es bringt die Referate, die der Verfasser beim ersten Kurs des Missionsinstitutes in Schloß Fürstenried-München im Juni 1961 über konstruktive Seelsorge gehalten hat. Sein Hauptanliegen ist auch hier wieder die „missionarische Seelsorge", „jede Heilsarbeit an den der Kirche entfremdeten Menschen und Bereichen in unserem Land sowie jedes außerordentliche Bekehrungsunternehmen für das christliche Volk wie auch jede sonstige Bemühung um religiös abgestandene Christen" (S. 7). Ganz besonders empfiehlt P. Schurr die seelsorgliche Zusammenarbeit zwischen Priestern und Laien und den Priestern untereinander. Ein Buch, das in der großen Schicksalsstunde der Kirche und des Christentums aufrüttelt und begeistert.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Der Christ und die Weltwirklichkeit. Moralprobleme der Zeit. Weihnachts-Seelsorgertagung 28. bis 30. Dezember 1959. (200.) Herausgegeben von Prälat Dr. Karl Rudolf. Wien 1960, Verlag Herder. Kart. S 45.—, DM/sfr 7.50.

Die Kirche und die Mächte der Welt. Seelsorge für morgen. Weihnachts-Seelsorgertagung 27. bis 30. Dezember 1960. Herausgegeben von Prälat Dr. Karl Rudolf. (169.) Wien 1961, Seelsorger-Verlag Herder. Kart. S 45.—, DM/sfr 7.50.

Mit Recht erfreuen sich die Wiener Seelsorgertagungen einer steigenden Beliebtheit, sowohl wegen der Auswahl praktischer Themen als auch wegen der gediegenen Fachleute als Referenten. Gegenstände werden behandelt, an denen kein Priester, der heute sein Amt richtig verwalten will, vorübergehen darf. Darum sollte auch jeder Geistliche die darüber erscheinenden Berichte, die von dauerndem Wert sind, sein eigen nennen; wenn er das Glück hatte, vom lebendigen Worte gepackt zu werden, damit er die Ausführungen, die man beim einmaligen Hören unmöglich alle aufnehmen kann, noch einmal in aller Ruhe durchkosten kann; wenn er zu Hause bleiben mußte, daß er wenigstens geistigerweise daran Anteil nehmen kann. Jeder Priester, der nicht verkümmern will, braucht von Zeit zu Zeit eine solche Auffrischung und eine Weiterbildung in den Zeitproblemen.

Man tut sich schwer, von den je elf gediegenen Referaten der Jahre 1959 und 1960 einzelne besonders hervorzuheben; alle sind wichtig, zeitgemäß und gründlich durchgearbeitet, viele regen zum Nachdenken oder auch zu ernster Auseinandersetzung an, wie etwa aus dem Jahre 1959 die richtungweisenden Vorträge des Bischofs Rusch über politische Ethik und den Abc-Krieg oder die aszetischen Vorträge wie etwa: Nachfolge Christi (Schnackenburg), die vergessene Brüderlichkeit (Häring), die Gewissenserforschung (Dorr) oder Rahners eindringliche Forderung: Der Anspruch Gottes und der einzelne. Wer über die heute wieder so aktuelle Laienspiritualität sich genauer unterrichten will, studiere den mit nicht weniger als 228 Anmerkungen belegten Vortrag der dabei vertretenen einzigen Frau, Dr. Margarete Schmid.

Die Tagung des Jahres 1960 war bestimmt durch die zweite industrielle Revolution, durch die vielfältige Nutzung der Atomkraft, durch Automation und Weltraumerschließung, durch eine gewaltige Friedensoffensive, die ihr Ziel — die Eroberung der Welt auch durch gewalttätige Mittel — getarnt anstrebt. Kardinal König behandelte die Funktion der Kirche inmitten der Mächte dieser Welt, Philipp Dessauer das Thema Fortschritt und Technik, Professor Burghardt die Güterverteilung als soziales und pastorales Problem, Prof. Marlet das Geheimnis der Materie, Dr. Volk die Weltgeschichte als Heilsgeschichte usw. Der verdiente Veranstalter dieser Tagungen läßt ihre interessante Geschichte an unserem Geistesauge vorüberziehen, angefangen von dem Vorspiel im Jahre 1923 über die theologisch-religiösen Besinnungstage in der nationalsozialistischen Zeit bis zur dritten Etappe von 1947 bis 1959. Die Themen der Tagungen waren immer gedacht als eine Art Konfrontierung von Christus und seiner Botschaft mit den lebendigen Zeitbedürfnissen.

Auch diese beiden Berichte bilden einen wertvollen Beitrag für eine moderne Pastoral; mögen auch sie fleißig studiert werden und ihre wichtige Sendung erfüllen: der mühevollen Seelsorgsarbeit der Gegenwart einen mächtigen Antrieb und Auftrieb zu geben.

Linz a. d. D. Adolf Buder S.J.

Das christliche Apostolat. Von Ferdinand Klostermann. (1195.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. Leinen S 320.—, sfr/DM 53.—.

Der Bestand und die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden hängen für die Zukunft weithin von der Mitarbeit der Laien ab. Daher zählen heute die Fragen um die Stellung und die Aufgaben des Laien in der Kirche zu den brennendsten Problemen. Auch das kommende Konzil wird sich mit diesen Fragen befassen. Das schon rein umfangmäßig gewaltige Werk des Linzer Domkapitulars, Assistenten der Katholischen Aktion Österreichs und Nachfolgers von Professor Pfliegler auf dem Wiener Lehrstuhl für Pastoraltheologie, der auch Mitglied der Vorbereitenden Konzilskommission für das Laienapostolat ist, wurde schon bei seinem Erscheinen als das „Standardwerk des Laienapostolates" begrüßt. Wir hatten bisher tatsächlich kein Buch, das in solcher Geschlossenheit, mit solcher Vollständigkeit und Gründlichkeit die so vielfältigen Fragen um Laienapostolat und Katholische Aktion behandelte. Die Materie ist überdies kompliziert und zum Teil problematisch.

Das sehr ausführliche Inhaltsverzeichnis erleichtert die Übersicht. Im ersten Teil werden die Begriffe Apostel, apostolisch, Apostolat in ihrem Wortbestand und Wortgebrauch bis herauf in die Gegenwart analysiert. Der zweite Teil behandelt dann die Grundformen des christlichen Apostolates: das „Urapostolat" Jesu, das „Assistenz"-Apostolat Marias, das Apostolat der Kirche und ihrer Amtsträger, das „Grund"-Apostolat der Christen, das „Assistenz"-Apostolat der Weltlaien und der Ordensleute. Ein letzter Abschnitt geht hier den Zusammenhängen nach und zieht Folgerungen. Der dritte Teil befaßt sich dann ausführlich mit Ziel, Aufgaben und Wesen des christlichen Apostolates. Es werden die konkreten apostolischen Werke aufgezeigt, dann die Träger, die Mittel und die Räume besprochen. Nachdrücklich wird vor Gefahren und Mißverständnissen gewarnt. Das Ganze wird jeweils durch das „Zeugnis der Dokumente" untermauert. Der letzte Abschnitt handelt von Analogie und Wesen des Apostolates. Den Abschluß des stattlichen Bandes bilden genaue Personen- und Sachverzeichnisse.

Diese kurze Inhaltsangabe läßt die Fülle der behandelten Fragen nur ahnen. Schon die Sammlung und Sichtung des vorhandenen Materials (siehe „Quellen und Literatur"!) stellt eine große Leistung dar. Der Verfasser hat sich aber nicht vorwiegend als „Sammler" betätigt; auf weiten Gebieten mußte Neuland betreten werden. Klostermann vertritt auch entschieden eigene Meinungen und Standpunkte. Die Durcharbeitung des Werkes stellt sicher keine geringen Anforderungen, aber man muß es auch nicht in einem Zuge lesen. Es ist vor allem auch als Nachschlagewerk gedacht. Und als solches wird es für lange Zeit nicht nur für den deutschen Raum,

sondern darüber hinaus unentbehrlich sein. Möge es nicht nur der Theorie, sondern auch der Praxis neue Impulse geben!

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Lebendiges Evangelium. Von René Guerre-Maurice Zinty. Junge Menschen leben mit Christus. Ins Deutsche übertragen von Marianne Arthen in Zusammenarbeit mit P. Raimund Ritter CSsR. (215.) Augsburg 1959, Winfried-Werk. Engl. brosch. DM 6.20.

Der Untertitel verrät Herkunft und Absicht des Buches: Junge Menschen aus verschiedenen Berufen berichten frisch und frei, wie sie im Alltag Christus entdecken, wie sie in der Schriftlesung Christus fein beobachten, mit ihm diskutieren und sprechen. Die ständig wiederkehrende Spalte „Es geschah heutzutage" schildert jeweils konkrete Anwendungen als echte Christusbegegnungen junger Arbeiter in ihrem Milieu. Christliches Leben ist ja nicht Theorie, sondern eben — Leben, konkrete Wirklichkeit. Die einzelnen Kapitel schließen stets mit einer Überlegung und einem Gebet.

Empfehlen und schenken Sie dieses KAJ-Hand- und -Betrachtungsbuch Ihren Aktivist-(inn)en. Sie werden damit Christus besser kennenlernen, ihn tiefer lieben und ihr Leben nach dem Evangelium gestalten.

Kirchberg (Tirol) Josef Sterr

Aszetik

Tage der Besinnung. Von Ronald Knox. Ins Deutsche übersetzt von Wiborada Maria Duft. (272.) Luzern 1961, Räber-Verlag. Leinen sfr/DM 16.80.

Ronald Knox konvertierte als anglikanischer Geistlicher zur Zeit des ersten Weltkrieges. Er betätigte sich als Seelsorger und Schriftsteller und ist besonders durch seine Übersetzung der Heiligen Schrift bekannt geworden. Die Vorträge, die hier geboten werden, sind zu verschiedenen Zeiten vor verschiedenen Hörern gehalten worden. Ihre Zusammenstellung folgt ungefähr dem Gang der Exerzitien. Der Verfasser nimmt seinen Stoff aus Bibel und Liturgie, die er meisterlich zu verwenden weiß. Dann weist er den Leser wieder auf die verborgensten kleinen Bosheiten und Torheiten des eigenen Herzens hin. Die Laien, für die das Buch in erster Linie geschrieben ist, werden auf jeder Seite des Buches sich angesprochen finden. Es kann aber auch dem Priester sehr gute Dienste leisten, nicht nur zur eigenen Erbauung, sondern ebenso als Anregung zur Gestaltung für ähnliche Tage der Besinnung.

Linz a. d. D. Igo Mayr S.J.

Semper agens, semper quietus. Ein brüderliches Gespräch unter Priestern. Von Ronald Knox. Übersetzt von Dr. Inge Lehne. (228.) Wien 1961, Seelsorger-Verlag Herder. Leinen S 72.—, DM/sfr 12.—.

Der Verfasser bietet seinen priesterlichen Mitbrüdern Gedanken für die Tage der Exerzitien oder zu gelegentlicher Besinnung. Wir würden die Vorträge „Konferenzen" nennen. Sie sind wirkliches Gespräch, das in einem munteren, niemals ermüdenden Plauderton gehalten ist. Ronald Knox kennt nicht nur die Bibel, deren Worte und Bilder er meisterhaft auszulegen versteht. Er kennt auch seine Mitbrüder und das Priesterleben durch und durch. Keiner von uns wird ihm die brüderlichen Winke, die er mit soviel Humor zu geben weiß, übelnehmen können. Wir könnten und sollten ihm sogar die Kunst abschauen, religiöse Wahrheiten in so ansprechender und treffender Form darzulegen.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Die ewigen Wahrheiten im Anschluß an die Exerzitien des heiligen Ignatius. Von Paul Rondholz S.J. (120.) Kevelaer 1961, Verlag Butzon & Bercker. Plastik DM 4.80.

Die Stärke der ignatianischen Exerzitien liegt in der harten Sachlichkeit, mit der der denkende Mensch den Wirklichkeiten der anderen Welt gegenübergestellt wird, um danach sein „Leben zu ordnen", das heißt, ihm Sinn und Richtung zu geben. Ihre Hauptgedanken sind in diesem handlichen Bändchen, gut gegliedert, zusammengestellt. Es will dem, der sie schon gemacht hat, helfen, sich im Geiste der Exerzitien zu erneuern. Es könnte auch manchem als Grundlage dienen, der die Exerzitien allein machen will. Junge Priester, die in die Lage kommen, selbst die geistlichen Übungen zu geben, könnten sich viel Brauchbares abschauen.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Licht über der Woche. Von Hermann Zeller S.J. (80.) München 1961, Verlag Ars sacra. Glanzfolienumschlag DM 5.20.

„Wir können uns nicht jeden Tag begrüßen wie ein frischverliebtes Paar, aber wir können am Ende einer Woche die Gleichgültigkeit des Werktages bewußt abstreifen und uns gegenseitig den Sonntag schenken." Das ist einer der kostbaren Sätze, die Hermann Zeller in diesem schmucken Bändchen als Einstimmung für den Sonntag zu uns spricht. Jede Freude schmeckt doppelt, wenn wir sie uns redlich verdient haben, so auch die Sonntagsfreude. Der Tag des Herrn wird uns dann zum Licht über der Woche, zum Sonntag für Leib und Seele, wenn wir ihn als Aufgabe sehen, die es zu lösen gilt. Das feine Büchlein möchte uns dabei behilflich sein. Man sollte sich am Samstag Zeit nehmen, diese kurzen Kapitel ruhig und besinnlich vor sich hinzulesen. Wir würden unseren Sonntag stiller, stärker und christlicher feiern als bisher.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Franz von Sales, Philothea. Anleitung zum religiösen Leben. Übersetzt und herausgegeben von Otto Karrer. (208.) München 1961, Verlag Ars sacra. Kunstleder DM 7.50.

Immer wieder werden Stimmen laut, die nach einer modernen Laienaszetik rufen. Schon der heilige Franz von Sales hat dieses berechtigte Bedürfnis gespürt und schrieb darum seine weltbekannte Philothea, die gar viele auch für die heutige Zeit noch gültige Anweisungen enthält. Die Vorzüge des Werkes sind bekannt; gediegene Grundsätze werden in leichtverständlicher Form dargeboten. Das Original ist wirklich sehr geschickt bearbeitet, durch eine geistreiche Einleitung bereichert; es ist, was bei Neuauflagen selten geschieht, durch Auslassen überholter oder nicht mehr zeitgemäßer Ausführungen verkleinert und in ein gefälliges sprachliches Gewand gekleidet. Der Verlag hat das Buch gefällig ausgestattet (Antiquaschrift, Elfenbein-Kunstledereinband) und uns damit ein für alle Christen passendes Geschenk gegeben.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Christusleid im Christenleben. Ein Beitrag zur Theologie des christlichen Lebens nach dem heiligen Bonaventura. Von Dr. Bonifatius Strack OFMCap. (Franziskanische Forschungen, herausgegeben von P. Dr. Philotheus Böhner OFM. und P. Dr. Julian Kaup OFM., 13. Heft.) (XVII u. 158.) Werl/Westfalen 1960, Dietrich-Coelde-Verlag. Kart. DM 15.—.

In neuester Zeit sind verschiedene Arbeiten über den christozentrischen Charakter der Theologie des heiligen Bonaventura erschienen, in denen aber mehr allgemeine Gesichtspunkte herausgestellt und mehr oder weniger nur die großen Linien der Theologie Bonaventuras aufgezeigt wurden. Bei näherem Studium dessen, was der seraphische Lehrer über das Leiden Christi denkt und spricht, fiel mir — so sagt der Autor im Vorwort dieser Studie — besonders auf, welch großen Raum die korrelativen Begriffe Vorbild und Nachahmung hinsichtlich des Leidens Christi bei ihm einnehmen. „Ob der reichen Stoffülle mußte ich mich", so der Verfasser (S. VII), „auf einen ganz speziellen Gesichtspunkt beschränken, der allerdings im Denken des heiligen Bonaventura die größte Rolle spielt, auf das Vorbild Christi im Leiden und die Nachahmung des Leidens Christi von seiten der Christen". Das nun ist der Inhalt dieser mit großem Fleiß und echter Wissenschaftlichkeit gestalteten Schrift. Der Autor gliedert seinen Stoff in zwei Hauptkapitel, deren erstes, überschrieben mit „Christi Erlösungsleiden", untergeteilt ist in die Abschnitte: „Das objektive Erlösungsgeschehen im allgemeinen" (Einfluß Christi auf den Menschen) und „Das Erlösungsgeschehen als Vorbild und Anleitung zur Kreuzesnachfolge", deren zweites aber dann behandelt: „Die Verwirklichung der Erlösung im Christenleben durch Leidensnachfolge" und „Miterlösung durch Kreuzesnachfolge" unter der gemeinsamen Überschrift: „Der Menschen Teilnahme am Erlösungsleiden." Es braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden, welch reiche Fundgrube für Gedanken zur Selbstheiligung, zu Exerzitien und Predigten hier geboten ist. Ein Namen- und Sachverzeichnis erleichtert die Benützung dieser inhaltsreichen Studie.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner (†)

Die Gelübde im Ordensleben. Band III: Die Keuschheit. Auf Grund der Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft „Vie spirituelle" bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. J. Zürcher SMB. (240.) Einsiedeln-Zürich-Köln 1961, Benziger-Verlag. Leinen sfr 13.80.

Von dem großen Gemeinschaftswerk über die Gelübde im Ordensleben liegt nun auch der dritte Band vor, der die Keuschheit behandelt. Das Buch ist in erster Linie für Klosterfrauen berechnet, und jene, die mit ihrer Ausbildung und Führung zu tun haben. Das Thema ist schwierig, aber gerade in der heutigen Zeit besonders wichtig. Die „Politik des Schweigens", die man hier

jahrhundertelang geübt hat, erwies sich als schädlich und läßt sich heute nicht mehr aufrechthalten. Papst Pius XII. selbst hat sie in einer Ansprache an die Karmeliten am 23. September 1951 zurückgewiesen.

Das Buch holt weit aus. Im ersten Teil werden Keuschheit und Jungfräulichkeit in der Heiligen Schrift, in der Antike und in der christlichen Tradition behandelt. Daran schließt sich eine Darstellung der theologischen und kirchenrechtlichen Schau. Die letzten zwei Teile sind vorwiegend praktisch ausgerichtet und behandeln die psychologische und medizinische Seite und die Bildung und Übung im Alltag. Diese kurze Inhaltsangabe vermittelt nur eine schwache Vorstellung von dem reichen Inhalt des Buches, auch wenn es auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt. Es will vor allem den tiefsten Sinn der jungfräulichen Lebensweihe aufzeigen, darüber hinaus aber auch viele praktische Anweisungen für die Erziehung und das persönliche Verhalten geben. Da das Thema von einer Arbeitsgemeinschaft bearbeitet wurde, ließen sich Wiederholungen nicht immer ganz vermeiden. Wie die ersten zwei Bände können wir auch diesen Abschlußband allen, die mit dem Ordensleben zu tun haben, bestens empfehlen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Missionswissenschaft

Kritische Bibliographie der Missionswissenschaft. Von Livinus Vriens OFMCap. Unter Mitarbeit von Dr. Athanasius Disch OFMCap. (Missionsrecht) und Prof. Dr. J. Wils (Linguistik). Deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von Franz Flohr. (132.) Nijmegen 1961, Verlag Bestel Centrale V.S.K.B. Kart. Doll. 3.25.

Es ist nicht nur für den wissenschaftlichen Laien gut und notwendig, einen verläßlichen Führer durch die Missionsliteratur zu haben. Man wird auch den Missionswissenschaftler, der aus irgendwelchen Gründen nicht ganz in dieser Wissenschaft stehen kann, diese Sammlung sehr empfehlen können. Gewiß gibt es eine jährlich erscheinende „Bibliografia Missionaria". Bei aller Werthaftigkeit dieser Sammlung ist sie aber mehr eine Katalogisierung der im Laufe des Jahres erschienenen Missionsliteratur. In vorliegender Sammlung wird nun eine Arbeit vorgelegt, die besonders von der Notwendigkeit inspiriert wurde, den Priesterseminarien des Welt- und Ordensklerus einen Leitfaden an die Hand zu geben, der ihnen zum Ausbau einer Missionsbibliothek helfen kann. Die Autoren haben 306 sorgfältig ausgewählte Nummern von Einzelwerken, Sammelwerken und Zeitschriften in die Sammlung aufgenommen, die aufgeteilt sind in 8 Kapitel: Werke allgemeinen Inhalts, Missionstheorie, Missionsrecht, Missionsmethodologie, Missionsgeschichte, Missionskunde, heimatliches Missionswesen, Hilfswissenschaften. Es finden sich praktisch Bücher aller bedeutenden Sprachen. Die Qualität eines Buches, wie die Verfasser sie sehen, wird durch einen Stern eigens hervorgehoben. Beigedruckt sind Inhaltsangaben der aufgeführten Werke, die aber keine kritische Wertung sein wollen. Um diese aber doch mühelos zugänglich zu machen, werden die wissenschaftlichen Besprechungen im Fundort am Schluß der Inhaltsangabe oft mit dem Namen des Rezensenten angegeben.

Die Verfasser schreiben in aller Bescheidenheit: „Wir sind uns jedoch völlig bewußt, wie schwierig die Auswahl manchmal gewesen ist. Wir laden deshalb herzlich zur Kritik ein." Gut, aber man kann mit vollem Recht sagen, daß es gelungen ist, in gründlicher Sachkenntnis und mit größtem Fleiß ein Werk bereitzustellen, das seinen ihm zugedachten Zweck voll erfüllt. Eine Schwierigkeit wird sich dem entgegenstellen; sie liegt aber nicht bei den Autoren, sondern ist durch die Situation bedingt, im näheren durch die mangelnde Sprachkenntnis jener, für welche die Sammlung gedacht ist, denn der objektive Vorteil der Arbeit, ihre sprachliche Universalität, entspricht nicht immer der Sprachkenntnis jener, welche die Werke, die zitiert sind, gebrauchen sollen. Damit weist die Arbeit zugleich auf einen für den deutschen Sprachraum empfindlichen Mangel hin, daß es nämlich an einer systematisch ausgebauten deutschen Missionsliteratur fehlt. Das ist aber nicht die Schuld der verdienstvollen niederländischen Autoren des Werkes.

St. Gabriel/Mödling b. Wien P. Joh. Bettray SVD.

Warum Mission? Weltmission heute — Weltkirche morgen. Von Josef Albert Otto S. J. (Entscheidung. Eine Schriftenreihe, herausgegeben von Alfonso Pereira S. J.) Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. DM —.50.

Dieses Heftchen zeigt, wie wir in der Mission mitarbeiten an einer neuen menschlichen Gesellschaft, die von christlichem Gedankengut geprägt sein soll. Deshalb gehört es auch unbedingt in die Schriftenreihe „Entscheidung". Der Autor stellt, um die Frage „Warum Mission?" richtig beantworten zu können, zuerst einmal den Begriff der Mission richtig, daß sie nämlich

Gründung der Kirche in kirchelosem Neuland ist. Dann zeigt er kurz die theologische Begründung der Mission aus dem Wesen der Kirche. Aber es wird auch sehr gut die zeitgeschichtliche Vordringlichkeit der Mission gezeigt. Danach wird das Problem der Anpassung als eine sehr wichtige Forderung berührt. Ferner werden die Aufgaben gezeigt, die wir in der Heimat zu erfüllen haben (Weltmission der Nähe). Am Schluß wird als Hoffnungszeichen in der heutigen Lage die Kirche als Zeichen unter den Völkern gezeigt, die die Wetterwolken auch unserer Zeit überstehen wird. Dies alles wußte der Autor darzustellen in einer kurzen, prägnanten und gemeinverständlichen Weise, die dem heutigen Menschen entspricht. Zu einer kurzen, gründlichen Orientierung sehr zu empfehlen!

St. Gabriel/Mödling b. Wien P. Joh. Bettray SVD.

Katechetik

Jesus und ich bei der heiligen Messe. Von Elisabeth von Schmidt-Pauli. Mit vielen farbigen Bildern. (40.) München 1959, Verlag Ars sacra. Geb. DM 2.80.

In den Meßbüchlein für die Kleinen sieht man in der Regel den Priester am Altar, der begleitende Text sagt, was geschieht. Die Verfasserin geht einen anderen Weg. Nur in drei Bildern sieht man den Priester am Altar, die anderen 15 Farbbilder führen die Kinder in den Geist der Messe ein. Das Büchlein ist bestimmt für Kinder von vier Jahren bis zum ersten Lesealter. Nicht einverstanden bin ich damit, daß zwischen Wandlung und Pater noster die Auferstehung in Wort und Bild behandelt wird. Auch kindliche Gebete sollen dem Kinde nichts zumuten, was zuviel sagt. So wenn es heißt: „Ich schenke dir, o Jesus, meine Hände, sie sollen nur für dich arbeiten, ich schenke dir meine Füße, sie sollen nur für dich laufen" (30). Doch sind die Sprüche nicht das Wesentliche, sondern die Bilder; das Kind ist beschäftigt, mit Jesus vereint in kindlichem Schauen. Daß die Bilder dem kindlichen Gemüte gefallen, daran zweifle ich nicht. Sie sind ja „ars sacra"

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Kirchenteppiche in allen Größen · Fachmännische Beratung

Sowie Vorhänge, Decken etc. kaufen Sie günstig und preiswert bei

Linz, Rudigierstraße 9, neben dem Spital der Barmherzigen Brüder, Tel. 28 9 27

Beste Referenzen. Für kirchliche Dienststellen Sonderpreise

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

FRIGIDAIRE

ENGELBERT PADER

LINZ/DONAU, HOPFENGASSE 7a-9
Telefon (Linz 07 2 2 2) 24 1 6 8 Serie

Kühl- und Gefrieranlagen · Kühlschränke · Tiefgefriertruhen und Raumklimatisierung

Kühlanlagenbau seit 1868

REISEANDENKEN
SCHACHSPIELE

Inh. E. Schille
Linz, Hauptplatz 22

Elektrische u. Gasfeuerzeuge
Glas- und Porzellanmalerei
Glas- u. Porzellanphotographie
Alle Arten Schilder in Email, Resopal und Aluminium

Für die Kirchensitze: die schönen, dauerhaften Resopalschilder

Zentral-Molkerei

Linz
Hopfengasse 23
Telephon 24223

Trink Milch,
du bleibst gesund!

Die Fachgeschäfte in Linz!

JOS. SCHACHERMAYER **Landstraße 2–6 u. 13**
Das moderne Eisenwarengeschäft
Werkzeuge – Beschläge – Eisenwaren – Sportartikel – Haus- und Küchengeräte

J. RECHBERGER **Zentrale: Ferihumerstraße 6**
Filiale: Landstraße 46
Glas – Porzellan – Keramik – Haus- und Küchengeräte – Gaststättenbedarf

INDUSTRIEUNTERNEHMUNGEN
A. KAPSREITER
SCHÄRDING

BAUUNTERNEHMUNGEN
KAPSREITER
GES. M. B. H.
WIEN, GRAZ, SALZBURG, SCHÄRDING, EISENSTADT, PURKERSDORF, INNSBRUCK
HOCHBAU, TIEFBAU, STRASSENBAU, KANALBAU, TUNNELBAU, STAHLBETONBAU, EISENBAHNOBERBAU

GRANITWERKE SCHÄRDING
ZIEGELEI SCHÄRDING
BRAUEREI SCHÄRDING

BAUSTOFFE · FLIESEN
BEINKOFER
Baustoffe Fliesen Bodenbeläge
Beinkofer & Co.
Linz, Hessenplatz 19
Telefon 22163

K u K
Großhandel
Import, Export
KAMLEITNER u. KRAUPA
EIER-GEFLÜGEL-SEEFISCH-WILD
LINZ, HOPFENGASSE 10, Telefon 25087

Linz, Kellergasse 6
MESSWEINE
Weiß- und Rotweine, Dessertweine und Wermut · Eigene Weingärten in Südtirol

HARRY SLAPNICKA

BISCHOF RUDIGIER

Eine Bildbiographie

136 Seiten mit 92 Abbildungen,
Kunstdruckpapier, Halbleinen,
Format 17 × 22 cm, S 68.—.
Bildgestaltung: Dr. E. Widder.

„... Autor und Verlag haben mit dem vorliegenden Werk diesem bedeutenden Kirchenmann, dessen Seligsprechungsprozeß läuft, ein würdiges Denkmal gesetzt."
Die Furche

Neuerscheinung

Burgen und Schlösser aus Oberösterreich

Zeitschrift „OBERÖSTERREICH", Jg. 12, Heft 1/2
86 Seiten, reich illustriert, vornehm ausgestattet
Einzelheft: S 24.—; Jahresabonnement: S 36.—

Aus dem Inhalt: Alfred Marks, Historische Burgenansichten in Oberösterreich / Wilhelm Götting, Die technische Aufnahme der Burgruinen in Oberösterreich / Benno Ulm, Mittelalterliche Burgkapellen im unteren Mühlviertel / Georg Grüll, Burgen und Sitze im Bannkreis der Herrschaft Schwertberg / Kurt Holter, Pollheimer und Jörger — ihre Schlösser im Bauernland / Otto Puchta, Schloß Lichtenau bei Haslach / Gilbert Trathnigg, Von den Welser Burgen, Schlössern und Freihäusern / Othmar Hageneder, Passauische Burgen im nordwestlichen Oberösterreich / Gerhard Sedlak, Wasserschlösser in Oberösterreich

Schriftleitung: Dr. Otto Wutzel

OBERÖSTERR. LANDESVERLAG LINZ

SCHREIBMASCHINEN

MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparatur-werkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35

Besten Schutz bietet Österreichs ältestes Feuerversicherungsinstitut

OÖ. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt

Linz, Herrenstraße 12 · Tel. 26 1 11

Vertretungen in allen Gemeinden Oberösterreichs

Fidelis-Druckerei

DRUCKSORTEN ALLER ART

Linz, Kapuzinerstraße 38 · Tel. 23 6 39

SCHUHHAUS Peneder LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

Bezugsbedingungen

Der **Inlandsbezugspreis** für den ganzen Jahrgang 110/1962 beträgt S 58.—, für den halben Jahrgang S 29.—.

Das Abonnement kann ganz- oder halbjährlich bezahlt werden.

Die Quartalschrift ist auch über den Buchhandel zu beziehen, doch bitten wir, allfällige Reklamationen dann nicht an uns, sondern an die betreffende Buchhandlung zu richten.

Ein Abonnement gilt als fortgesetzt, wenn nicht bis 1. Dezember die Abbestellung erfolgt ist. Bei Bestellungen während des Kalenderjahres liefern wir die bereits erschienenen Hefte nach.

Im **Ausland** kann die Quartalschrift durch folgende Buchhandlungen bezogen werden:

Australien: John Hinton & Co., North Sydney, N. S. W., 50, Miller Street.

Belgien: Ancienne Librairie Desbarax, Louvain, 24, rue de Namur.

Dänemark: Sankt Ansgars Boghandel, Kobenhavn, Bredgade 67.

Deutschland: Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, Donauwörth, Bayern.

England: Parker & Son, Ltd., Booksellers, Oxford, 27, Broad Street.

Frankreich: Librairie Saint Paul, Paris 6e, 6, rue Cassette.
Librairie Alsatia, Strasbourg, 50, Rue des Hallebardes.

Holland: Berkhout (W. Smolders), Boekhandel, Nijmegen, P. Brugmanstr. 18.
H. Coebergh, Boekhandel, Haarlem.
Dekker & van de Vegt, N. V., Nijmegen, Oranjesingel.
Meulenhoff & Co., Amsterdam, Beulingstraat 2.
Wed J. R. van Rossum, Utrecht, Achter Het Stadhuis.
Swets & Zeitlinger, Amsterdam, Keizergracht 471.
F. J. Vugts, Boekhandel, Haaren N. B.

Italien: Buchhandlung Athesia, Bozen, Laubengasse 41.
A. Weger's Buchhandlung, Brixen/Prov. Bozen.

Luxemburg: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).
Librairie Clees-Meunier, Luxembourg-Gare, 15, rue du Fort Elisabeth.
(Postscheck-Nr. 5390, Brüssel 35.02.12.)

Schweiz: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41 (Österreich).

Südamerika: Libreria del Verbo Divino, Córdoba, Avenida Vélez, Sarsfield 74, Argentina.

USA: The Moore-Cottrell Subscription Agencies, North Cohocton, New York.
Stechert-Hafner Inc., Books and Periodicals, New York 3, N. Y., 31 East 10th Street.

Druck: Oberösterreichischer Landesverlag, Linz, Landstraße 41.

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

110. JAHRGANG 1962 4. HEFT

Pfarrer Johann Kapistran Natter

Zum 30. Todestag (gestorben 30. Oktober 1932)

Von Stadtpfarrer Georg Hunklinger, Grafing bei München

Als ich vor gut 30 Jahren als Neomyst meine erste Stelle in Mittenwald antrat, sagte mir mein Pfarrer: „Herr Kaplan, zur Beichte gehen wir nach Scharnitz zum Pfarrer Natter. Das ist ein Heiliger!“ Ich weiß nicht, ob er damit sagen wollte: Nimm dich zusammen und führ dich gut auf! Jedenfalls hatte ich als junger Priester noch 18 Monate lang die unschätzbare Gnade, einen Heiligen als Seelenführer haben zu dürfen. Zeitlebens muß man Gott dafür dankbar sein. Seitdem hat mich das Bild dieses edlen Tiroler Priesters nicht mehr losgelassen. Wie sehr wünschte ich, daß alle Priester diesseits und jenseits der Grenze diese edle Priestergestalt kennenlernten!

Mein Pfarrer sagte mir damals auch, daß er der „Vianney von Tirol“ genannt werde. Es ist nicht bekannt, von wem dieser Beiname stammt. Mein Pfarrer schrieb in einem Nachruf zu Natters Tod: „Johann Natter war ein Pfarrer wie der Pfarrer von Ars, unermüdet in der Kirche, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in der Schule.“ Manche äußere Umstände könnten uns wohl veranlassen, Vergleiche zwischen beiden zu ziehen, zum Beispiel daß jeder 41 Jahre seiner Pfarrei vorstand, daß beide eine Anstalt für arme Mädchen unterhielten, die sie zum Mittelpunkt des religiösen Lebens in ihren Pfarreien machten. In beiden Fällen sollten diese Anstalten beispielgebend für die ganze Pfarrei sein. In beiden Fällen waren auch die treuen Dienerinnen dieser Anstalten des Pfarrers eifrigste Seelsorgshelferinnen. Beiden Priestern gemeinsam ist auch die Treue, mit der sie an ihren Pfarreien hingen bis zum letzten Seufzer. Beiden gemeinsam ist die einfache Linie in der Seelsorge und die leichtverständliche Sprache in Katechese und Predigt. Auch sonst war Natter ein getreuer Schüler seines großen Vorbildes: Vor allem in der Unermüdlichkeit, mit der er ein ganzes Leben lang den einzelnen Seelsorgsaufgaben oblag. Natter hat auch etwas vom Heiligen von Ars an sich in der Armut und Bescheidenheit der Lebensführung, in der Milde und Güte gegen jedermann, in der Leutseligkeit und Höflichkeit gegen alle, in der Liebe zu den unsterblichen Seelen, in der Sorge für die Erziehung der Kinder, in der Brüderlichkeit zu den Berufskollegen. Was sie beide aber am tiefsten eint, ist ihre große Liebe zur heiligsten Eucharistie. Vianney brachte fast sein ganzes Leben in Ars vor dem Tabernakel zu. Natter erscheint täglich mehrere Male vor dem Tabernakel zur Anbetung. Beide eilten ihrer Zeit weit voraus, wenn sie ihre Seelsorgskinder zur öfteren und täglichen heiligen Kommunion hinführten.

„Da könntest du herunterfallen, bleib daheim!"

So sagte die Mutter zum Studentlein Hans, als ihn einmal in den Ferien die Lust ankam, auf die Berge seiner Heimat Tirol zu steigen. Und er blieb unten, weil es die Mutter gesagt hat. Wo war sein „Daheim"? Johann Kapistran Natter ist geboren am 14. Oktober 1854 in Matrei am Brenner. Sein Heimatdorf war eigentlich Steinach. Sein Vater Franz Natter war Gerichtsschreiber in Steinach; aber das Gerichtsgebäude war eben abgebrannt, und die Familie Natter wurde nach Matrei evakuiert. Und da wurde Johann Kapistran geboren und getauft. Er hatte noch drei Brüder, von denen Franz und Ludwig ebenfalls wie Hans in Brixen studierten. Die beiden jüngeren Brüder wollten miteinander Primiz feiern, und der ältere Bruder Hans hatte schon die Primizpredigt angefertigt, als beide noch vor der Primiz starben.

Am 20. Juli 1879 empfing Johann Kapistran die heilige Priesterweihe im Dom zu Brixen und sieben Tage darauf primizierte er in Steinach. Seine Kooperatorenjahre führten ihn in verschiedene Pfarreien Nordtirols, so nach Silz, Solbad Hall, Hippach im Zillertal, nach Flaurling und Kematen. Auf ausdrücklichen Wunsch des Bischofs mußte Natter am 22. Juli 1891 die erledigte Pfarrei Scharnitz an der Isar als Provisor übernehmen. Im Oktober des gleichen Jahres unterzog er sich der Pfarrkonkursprüfung, da man ihm bedeutet hatte, daß sein Wunsch, für immer Kooperator bleiben zu dürfen, nicht erfüllt werden könne. Schließlich richtete er an das fürstbischöfliche Ordinariat die Bitte um definitive Verleihung der Pfarrei Scharnitz, wünschte aber, daß die Obrigkeit ihm ausdrücklich versichere, daß es so Gottes Wille sei. Später sagte er wiederholt, daß ihm die Übernahme einer selbständigen Stelle das schwerste Kreuz im Leben gewesen sei.

Schon nach zwei Jahren trifft ihn ein schwerer Schlag, als am Allerseelentag 1893 mit fünf Häusern des Dorfes auch die Kirche total abbrennt. Aber nach knapp drei Jahren steht eine größere Kirche wieder da. 1897 wird die „Anstalt zum göttlichen Kinderfreund" eröffnet. Inmitten seiner Pfarrkinder darf Natter Festtage begehen, wie sein silbernes und goldenes Priesterjubiläum und den 40. Gedenktag seines Beginnens in Scharnitz. Glücklich und dankbar vertraut er Leid und Freud, still geweinte Tränen und schmerzvolle Seufzer seiner Pfarrchronik auf 412 Seiten an.

„Betet für mich, daß ich ein heiliger Priester werde!"

Am Tage, bevor Natter heimging in die Ewigkeit, gratulierten ihm die Anstaltskinder zum Namenstag. Zum letzten Male segnete er sie und bat sie, an der Schwelle des Todes stehend: „Betet für mich, daß ich ein heiliger Priester werde!"

Ja, was er ein langes Priesterleben hindurch seinen Seelsorgskindern gepredigt, seinen ungezählten Beichtkindern oft und oft gesagt hatte: „Heilig werden!", das war die unerbittliche Forderung, die er an sich selbst stellte vom Tage der Priesterweihe an bis buchstäblich zum letzten Hauch. Nicht große, welterschütternde Taten haben Natter bekanntgemacht, sondern die Beharrlichkeit im Kleinen, die Zielsicherheit und

Entschiedenheit, mit der er den Weg der priesterlichen Selbstheiligung gegangen ist. Man könnte ihn geradezu den „Heiligen vom guten Vorsatz" heißen. Nach seinem Tod fand man in einem häufig benützten Betrachtungsbuch einen Zettel, auf dem die Vorsätze seiner Priesterweiheexerzitien aufgeschrieben waren. Der Zettel war ganz vergilbt und abgegriffen. Wie oft mag er ihn bei der Betrachtung zur Hand genommen haben?

Aus diesen Vorsätzen geht hervor, daß Natter die Betrachtung des Himmels und der Hölle für das wirksamste Mittel der Selbstheiligung in jenen jungen Jahren gehalten hat. Aus solchen Betrachtungen entstand eine Abhandlung „Über den Himmel", die im Manuskript erhalten ist und die er in Form eines Briefes an seine Schwester richtet. Aus diesen Zeilen spricht Natters Strategie in der Eroberung des ewigen Lebens: Übung der drei göttlichen Tugenden und tägliche gewissenhafte Erfüllung der Berufsarbeiten. Also nichts Außergewöhnliches ist zu tun, um in den Himmel zu kommen, aber das Gewöhnliche außergewöhnlich treu und ununterbrochen. Diese seine Grundsätze der Selbstheiligung verfolgte er ein ganzes Leben lang, treu, ohne zu wanken, in allen Lebenslagen, und das war heroisch. Schon in jungen Jahren erfüllte ihn ein großes Heimweh nach dem Himmel, das mit zunehmendem Alter immer heftiger wurde. So schreibt er gegen Ende des Krieges 1918 an eine ehemalige Schülerin in Budapest: „Du bist also in einer Flugmaschinenfabrik? Bist Du noch nie geflogen? O laß Dir eines bauen, mit dem Du bis zum Himmel hinauffliegen kannst. Das wäre schön. In ein solches würde ich gleich einsteigen und zum lieben Heiland in den Himmel fliegen."

Das ernste Streben nach Heiligkeit konnte schon in seinen jungen Priesterjahren nicht verborgen bleiben. Er duldete es aber nicht, daß man davon sprach. So erzählt Anna S., daß einmal ein einfältiges Büblein von acht Jahren zu ihm sagte: „Du bist ja ein Heiliger!" — „Sei still, sei still!" antwortete Natter. Die gleiche Schreiberin weiß auch zu berichten, daß man Kooperator Natter einmal zu einem einundachtzigjährigen Mann holte. Als Natter ihm die heiligen Sterbesakramente gespendet hatte, sagte der Kranke zu anderen: „Gott sei Lob und Dank, daß ich einen heiligen Priester hatte!" Natter benützte auch alle Mittel der Selbstheiligung, soweit sie ihm zur Verfügung standen. So machte er alle Jahre Exerzitien, die letzten kurz vor seinem Tode 1932. Er befolgte die evangelischen Räte der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit. Am ergreifendsten zeigte sich zum Beispiel sein demütiger Gehorsam, als er 1928, ein Jahr vor seinem goldenen Priesterjubiläum, während der Exerzitien seinem Beichtvater die klare Frage vorlegte: Soll ich weiterhin Pfarrer von Scharnitz bleiben oder nicht? — und hinzufügte, er wolle sich unbedingt an die Entscheidung, die fallen werde, halten. Natter war mit dem Ja des Beichtvaters zufrieden und verlor kein Wort mehr darüber und beugte sich unter die Last des Pfarramtes bis zu seinem Ende.

„Ich segne mich für die Sterbestunde"

Ähnlich wie der heilige Pfarrer Vianney, auf den die Gläubigen auf den Straßen warteten, um seinen Segen zu empfangen, ist auch Pfarrer Natter segnend durch diese Welt gegangen. Man nannte ihn deswegen

auch den „Segenspfarrer". Wenn er durch die Räume seiner Anstalt ging, knieten sich Schwestern und Kinder nieder — er segnete sie. Gingen seine Pfarrkinder an seinem Hause vorüber und wurden seiner ansichtig, dann knieten sie nieder — er segnete sie. Besuchte er jemand oder besuchte man ihn — beim Abschied segnete er.

Pfarrer Natter hatte die Gewohnheit, bei jedem Glockenschlag über sich das Kreuzzeichen zu machen. Auf die Frage, warum er das tue, antwortete er: „Ich segne mich für die Sterbestunde." Er hielt sich selbst des Segens so sehr bedürftig, daß er sich sogar von kleinen, unschuldigen Kindern segnen ließ. Kleine Kinder seiner Anstalt nahm er gerne auf den Arm und sagte: Segne mich! Die Kinder wußten, daß sie dann dem ehrwürdigen Pfarrer ein Kreuzlein auf Stirne, Mund und Brust zeichnen durften. Den Segen eines in der Taufgnade stehenden Menschen — und wäre er auch ein Kind — schien er also sehr hoch einzuschätzen.

„Weil mich die Scharnitzer so beten machen"

Als die Haushälterin Pfarrer Natter einmal Vorwürfe machte, daß seine Hosen an den Knien immer durchgewetzt seien, gab er zur Antwort: „Ja, weil mich die Scharnitzer so beten machen." Natter war ein Mann des Gebetes. Aus seinen Priesterweihevorsätzen kann man ersehen, was er schon am Anfang vom Beten dachte, wenn er sich zum Beispiel vornimmt: „Zur festgesetzten Stunde aufstehen und dann unbedingt eine halbe Stunde Betrachtung." Oder wenn er sich selbst anspricht: „Hans, willst du ein recht guter Priester bleiben, laß nie die Betrachtung, nie abends den Rosenkranz, nie die Visitatio SSmi untertags aus. Fleißig Acceß und Receß beten! Fehlt es da einmal, so sprich zu deiner Seele: Du, jetzt geht es schlecht, sehr schlecht, es steht ein großes Unglück bevor!" Als man nach seinem Tod seine „Priesterweihevorsätze" fand, durften jene, die ihn in seinen letzten Lebenstagen gekannt haben, freudig feststellen, daß sie alles in diesem Leben verwirklicht fanden, was sie auf jenem vergilbten Zettel lesen konnten. Dieser Zettel blieb nicht bloß Papier, sondern ist Leben geworden, heiliges, erkämpftes und bis zum letzten Hauch durchgestandenes Leben. Betend ist Natter ja auch gestorben. Das Brevier, in dem er sterbend immer wieder zu beten versuchte, lag vor ihm auf dem Tisch, ebenso der Rosenkranz.

Täglich um 4 Uhr stand er auf. Eine halbe Stunde Betrachtung — die fruchtbarste Zeit für seine Predigt; dann Breviergebet, eine halbe Stunde Vorbereitung auf die heilige Messe und eine Viertelstunde Danksagung. Täglich betete er sodann 3 bis 4 Rosenkränze, davon einen in der Kirche oder in der Anstalt mit Kindern und Schwestern. Er betete eigentlich immer. Das Apostelwort: „Betet ohne Unterlaß" (1 Thess 5, 17) war ihm nichts Unmögliches. In sehr viele Briefe, die er schreibt, fließt unversehens ein Gebet ein. Er verstand, die Arbeit zum Gebete zu machen, und was er in Briefen empfiehlt, das hat er zweifelsohne auch selbst getan. Viel hielt Natter von den Stoßgebeten — Schußgebetlein, wie er sie nannte. Sie halfen ihm, allzeit zu beten. Er empfahl sie nicht nur anderen, sondern betete selbst täglich nach seinem eigenen Eingeständnis bis zu 1000 Stoßgebete.

Keinen Abend ging er zu Bette, ohne in der Kirche noch einmal adoratio gehalten zu haben. „Dem Heiland gut' Nacht sagen", nannte er es. Unzählige Gebetsbitten wurden an ihn herangetragen, brieflich und mündlich. Die erste Gebetsschule war für das Kind Johannes bereits das Elternhaus, die erste Lehrerin im Beten die fromme Mutter gewesen. Natter wies selber darauf hin, als man ihn fragte, warum er denn immer in der Kirche die Hände so fromm falte. Er antwortete: „Als Bub habe ich nicht gerne gebetet; da hat mir die Mutter die Hände so fest zusammengeschlagen, daß ich sie nicht mehr auseinanderbringe." Der betende Pfarrer! Wie lehrt er uns doch: Von dem Vielen, was wir tun müssen, müssen wir eines: beten! Aber woher soll man die Zeit nehmen? Natter lehrt uns auch, Meister zu sein in der Beherrschung und Nutzung der Zeit. Er verlor sich nicht an die Zeit, weil er im Ewigen lebte, und der Atem der Ewigkeit ist das Beten.

„Nimm und lies darin 50 Jahre!"

Pfarrer Natter erzählte gerne von einem Traum, den er als junger Priester gehabt habe. Er erblickte seinen Bischof, der ihm ein Buch reichte mit den Worten: Nimm und lies darin 50 Jahre! Als er es aufschlug, war es die Heilige Schrift. Wer denkt da nicht an den heiligen Augustinus? Für Natter war der Traum ein Wink des Himmels. Er las wirklich mehr als 50 Jahre lang täglich in der Heiligen Schrift.

Neben der Heiligen Schrift und der Nachfolge Christi hatte er nicht viele Bücher: einige Betrachtungsbücher und mehrere Heiligenbiographien. Er las viel, aber nicht vieles. Aus der ständigen Lesung und Betrachtung der Heiligen Schrift sprudelte wie eine Quelle seine Predigt. Die Heilige Schrift war sein tägliches Brot, und der Niederschlag seines innigen Verkehrs mit Gottes Wort war seine Predigt. Auf Monate voraus pflegte er seine Predigten zu skizzieren. Nach seinem Tod fand man ein Paket solcher Skizzen, die letzte datiert vom 18. Oktober 1932, also fünf Tage vor seinem Tod. Nach solchen Skizzen hat er dann die Predigten ausgearbeitet, die mit Zitierung vieler Schriftstellen versehen wurden. 2000 solcher ausgearbeiteter Predigten sind vorhanden, dazu 700 ausgearbeitete Frühlehren. Die Frühlehre, die er am Sonntag, den 23. Oktober 1932, seinem Sterbetag, halten wollte, handelte vom Tod. Er predigte mit heiligem Ernst und großem Eifer. Seine Predigten waren eindringlich und originell. Viele bezeugen, wie außerordentlich ernst er das Predigtamt genommen hat. Mit dem Memorieren der Predigt war er so frühzeitig fertig, daß er sie am Samstag nachmittag hätte halten können.

Welche Selbstdisziplin gehört dazu, ein langes Priesterleben sich so auf die Predigt vorzubereiten! Welche Gewissenhaftigkeit, welches Verantwortungsgefühl seiner Gemeinde gegenüber, sie nie mit einer Stegreifpredigt abzufertigen! Ein solcher Prediger lebt nicht von der Hand in den Mund, sondern kann systematisch das ganze Glaubensgut im Laufe der Jahre vor seinen Hörern ausbreiten. Solche Predigten bleiben nicht an der Oberfläche, sondern sie gehen in die Tiefe, weil sie aus der Tiefe des Betrachtens und Betens kommen. Daß er seine Predigten auch innerlich verarbeiten wollte, das hat er sich in seinen Priesterweiheexerzitien vor-

genommen: „Beim Spazierengehen eine Predigt ausdenken oder nur recht die Erzählungen des Evangeliums betrachten, dann wirst du schon den Musterprediger Jesus wenigstens in etwa nachahmen können."

Es wäre sicherlich eine reizvolle Aufgabe, seine 2700 erhaltenen Predigten durchzugehen und auszuwerten, was freilich wegen der Verwendung einer alten Stenographie technisch nicht leicht wäre. Er hat auch einen Registerband angelegt, der sämtliche Predigten mit Thema, Disposition und laufender Nummer enthält. Ein Blick in das Register und er wußte, was er an dem und jenem Feiertag oder zu diesem oder jenem Thema schon gepredigt hatte. Die angegebene Nummer erleichterte ihm das sofortige Auffinden des betreffenden Predigtskriptums. Er verwaltete sein Predigtamt, wie wir sehen, mit erstaunlicher Ordnungsliebe und dem ganzen Ernst der Verantwortung. Daß er bei der Abfassung seiner Predigt immer das rechte Motiv, nämlich Gott und seine Ehre, vor Augen hatte, können wir daraus schließen, daß er jede Predigt mit dem Wahlspruch des heiligen Ignatius von Loyola überschrieb: O. A. M. G. D. Man ginge fehl, wenn man annähme, daß er nun am Sonntag vormittag die konzipierte und auswendig gelernte Predigt einfach mechanisch vorgetragen hätte. Nein, im Gegenteil! Von der Osterpredigt 1922 schreibt er in einem Brief: „Es ging mir von Herzen, weil ich so froh war, daß mein Jesus wieder lebtund glücklich ist." Seine Hörer hatten das Gefühl, daß jede Predigt geistig neu gezeugt wurde; sonst hätte sie auf die Zuhörer nicht die Wirkung gehabt, daß diese zum Teil noch nach einem halben Jahrhundert bestätigen konnten: „Seine Predigten waren großartig und gingen zu Herzen . . . Die schönsten waren die Karfreitagspredigten, die hat niemand vergessen, denn viele Tränen wurden vergossen." „Er konnte bei der Predigt auch böse werden. Einmal schloß er: Wenn ihr mir nicht folgt, kann ich nichts dafür, wenn euch der Teufel holt. Amen."

„Heilig werden — aber bald!"

Wenn wir wieder Natters Vorsätze zur Priesterweihe heranziehen, finden wir Hinweise, wie er sich sein pastorelles Wirken vorstellte. So schreibt er sich auf: „Hast Du das Herz der Leute gewonnen, hast Du ihre Liebe errungen, dann sind sie Dein . . . Alles, was man den Kranken tut und was man den Kindern tut, das hat man Jesus getan . . . Teilnehmen an Freud und Leid! Nichts tut dem Volk mehr wohl als ein teilnahmsvolles Priesterherz."

Während seines langen Wirkens war es ihm innerste Verpflichtung, die von den kirchlichen Behörden seinerzeit empfohlenen Seelsorgsmittel zu fördern, so die Herz-Jesu-Verehrung mit dem Ziel eines eifrigen eucharistischen Lebens der Gemeinde. Er eilte den Erlassen des heiligen Pius X. weit voraus, indem er schon zwei Jahrzehnte vorher einzelnen die tägliche Kommunion empfahl und die Kinder etwa mit Schulbeginn schon zur heiligen Kommunion führte und ihnen dann erlaubte, bei öfterer Beichte täglich zu kommunizieren. Die Feier der aloisianischen Sonntage war ihm unentbehrlich in der Jugendseelsorge. Er ließ in seiner Pfarrei in den Jahren 1923/24 Exerzitien für Männer, Frauen, Kinder, Jungfrauen und Burschen halten. Alle zehn Jahre eine Volksmission war die Regel.

Seine ganze Sorge aber galt der Feier der heiligen Eucharistie und der lebendigen Teilnahme daran von seiten seiner Gemeinde. Darum pflegte er Volksgesang und deutsche Singmessen und bildete sich selbst einen ausgezeichneten Kirchenchor heran.

Jeden Tag gab er Beichtgelegenheit. Er setzte alles auf eine öftere und gute Beichte, sowohl für sich selbst wie für seine Beichtkinder. Darum brachte er alle erdenklichen Opfer, um dieses Sakrament zu spenden und zu empfangen. 23 Jahre lang ging er jeden Montag den weiten Weg nach Mittenwald, um dort selbst zu beichten und den Mitbrüdern jenseits der Grenze als Beichtvater zur Verfügung zu stehen. Als er die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens Scharnitz nicht mehr verlassen konnte, erkor er sich seinen jeweiligen Kooperator zum Beichtvater, und seine Mitbrüder kamen von überall her zu ihm. Seinen eigenen Pfarrkindern gegenüber hielt er sich schwerstens verpflichtet, viel Gelegenheit zur Beichte zu geben. So ging er jeden Werktag, auch im kältesten Winter, vor der heiligen Messe in den Beichtstuhl. Als man ihn fragte, warum er denn dies tue, wo doch zuweilen niemand komme, gab er zur Antwort: „Es könnte sein, daß einmal jemand meinetwegen nicht beichten könnte, und ich wäre dann vielleicht schuld an seiner Verdammnis!“

Sein Zuspruch im Beichtstuhl bestand hauptsächlich aus Reue und Vorsatz und kindlich-einfachen Stoßgebeten. Hie und da verabreichte er ein kräftiges Wort — aber immer nur ein einziges, wie zum Beispiel: „Heilig werden — aber bald!“ und zeigte dabei mit dem Finger zum Himmel.

Natter war der Meinung, daß das Heiligwerden keinen Aufschub erleide. In diesem Punkte drängte er seine Beicht- und Seelsorgskinder immer zur Eile: „Wir müssen die Tage des Lebens gut ausnützen! Mit der Todsünde hört das Verdienen auf. Was wir hier auf Erden an Himmelsschätzen zusammenbringen, das haben wir — mehr nicht . . . Hier und nur hier auf Erden ist die Zeit der verdienstlichen Arbeit.“ Darum seine Mahnung: „Heilig werden — aber bald!“ Oder ein andermal sagte Natter: „Wir müssen vorwärts machen, denn wir haben nur mehr eine kleine Weile, und zudem wissen wir nicht einmal, wie klein diese kleine Weile ist.“

In seiner Seelsorgstätigkeit zeigt Natter Mut und Ausdauer. „Den Mut nicht fallenlassen“, ermahnt er sich selbst. „Ich tue es, sowie ich es in meiner Dummheit verstehe. Das andere lege ich in Gottes Hand. Richten wir etwas aus, werden wir Gott danken, geht nichts, dann in Gottes Namen, wenn wir nur unsere Pflicht getan.“ Er weiß also auch Mißerfolge hinzunehmen, ja solche für sich selbst in seiner Demut fruchtbar zu machen.

„Lieben und leiden“

In diesem Wort ist das Tiefste von Natters priesterlichem Leben von ihm selbst auf einen kurzen Nenner gebracht worden. Eine Flamme der Liebe schlug aus seinem jugendlichen Herzen in den Tagen der Priesterweihe, und sie sank nie mehr in sich zusammen, sondern wurde immer heller, brennender, verzehrender. „Er (Gott) hat uns die Liebe zur Lebens-

aufgabe gemacht", schreibt er in seinen letzten Lebensjahren. „Also ist es unser Geschäft, Gott lieben und sich von Ihm lieben zu lassen. O Jesus, laß mich den Tod der Liebe sterben, soviel lieben, daß ich sterbe."

Und leiden? Leiden war ihm tägliches Brot. „Wenn man kein Kreuz hätte, müßte man um eines beten, weil ja nur der Kreuzweg zum Himmel führt." Oder: „Mit leiblichen Augen gesehen, ist Kreuz und Leid häßlich und widerlich, mit den Augen des Glaubens gesehen, wunderschön und begehrenswert." Leiden war ihm die Himmelsleiter seines Gebetes und der Bundesgenosse seiner Seelsorgsarbeit. Dies verriet er einmal mit dem Wort: „Wenn ich von Gott etwas erreichen will, dann bitte ich die Gottesmutter zuerst um Leiden." Schon in seinen Priesterweihevorsätzen hat er es sich gesagt: „Wenn Du nicht leiden, nicht arbeiten, nicht opfern willst, wird es aus Dir wenig Gutes abgeben."

Äußerlich gesehen, begann sein Kreuzweg schon 1895, als sich ein Herzleiden anmeldete, das dann infolge eines schweren Verdrusses 1911 zum Ausbruch kam. Von da an war er an seine Pfarrei gefesselt — er verließ sie kaum ein einziges Mal mehr. Während der letzten Jahre brachte ihn die Fastenzeit mit den Vorbereitungen auf Ostern und den vielgestaltigen Arbeiten für Kirchenchor und Erstkommunion an den Rand des Grabes. Er wehrte sich mit allen Kräften gegen aufgezwungenes Untätigsein. „Leben und nicht arbeiten können? Ich bete um eine außerordentliche Hilfe, denn mir paßt die Faulenzerei schon gar nicht. Ich würde lieber arbeiten oder sterben." So schreibt er als Sechsundsiebzigjähriger und bereitet dann 38 Erstkommunikanten, indem er viele Wochen lang Montag, Mittwoch und Freitag vormittags und nachmittags Unterricht erteilt, auf ihren Tag vor. Selbst noch eine Woche vor seinem Tode gibt er mit letzter Kraft Unterricht an die Kinder der Anstalt.

In seinen zahlreichen Briefen, die er an ehemalige Seelsorgskinder, Ordensschwestern, Laien und Priester schreibt, kommt er häufig auf Leiden zu sprechen. Es sind manchmal Sätze, die es wert sind, in die aszetische Literatur einzugehen, wie zum Beispiel: „Willst Du zu Jesus kommen, mußt Du ans Kreuz hinauf. Er steigt nicht davon herunter." — „Lieben und leiden — das ist der kürzeste Weg zur Heiligkeit. Drüben kommt lieben und freuen." — „Zudem sind Leiden ein gutes Holz, das Feuer der Liebe im Herzen zu erhalten." — „Ein Herz voll Liebe — und genug!" — „Wenn wir ein liebebrennendes Herz haben, dann, liebe Seele, haben wir alles, was wir brauchen; denn die Liebe macht heilig." — „Opfer für Opfer, Liebe für Liebe, Herz für Herz: das ist der Weg zur Vollkommenheit." — „Ob wir ohne Fegefeuer durchkommen, zweifle ich. Aber das ist sicher: Je mehr unsere Seele hier brennt in heiliger Liebe, desto weniger muß sie drüben brennen im Feuer."

„... bis er uns zuruft: Jetzt komme!"

Im Jahre 1931 hatte sich Natter, als er sein vierzigjähriges Pfarrerjubiläum feierte, verhältnismäßig gut erholt und hielt auch durch bis in den Herbst des Jahres 1932 hinein. Doch dann kam das Ende rasch heran. Es ist nicht verwunderlich, daß er, der einen so innigen Verkehr mit Gott pflegte und ein so feines Gehör für die Stimme Gottes hatte, von Todes-

ahnungen erfüllt war, freilich ohne Furcht, vielmehr in der Haltung des Knechtes, der wachend der Ankunft seines Herrn entgegensieht. Er ahnte sogar den Tag seines Todes voraus, wenn er am 1. November 1928 schreibt: „Das wäre freilich herrlich, wenn mich St. Kapistran direkt, ohne Verzögerung vor das Angesicht Gottes tragen würde." Wir werden sehen: Er starb wirklich am St.-Kapistran-Tag, dem 23. Oktober. Sein Sterbejahr beginnt er mit folgenden Worten: „Im Namen Jesu wollen wir das neue Jahr anfangen, ob wir es auch vollenden werden, weiß Gott. Seid bereit!" Er stellt sich den Tod nicht vor als ein Ende, etwa gar ein Ende mit Schrecken. Ihm ist Sterben ein Verglühen in der Liebe zu Jesus. So betet er: „Herr, daß ich brenne! Daß mein Herz heiß werde in Liebe zu Dir, so heiß, daß ich einmal den Tod der Liebe sterbe." So kam denn dieser Tag, schneller, als seine Umgebung ahnen konnte.

Lassen wir der Chronik der Anstaltsschwestern das Wort: Mittwoch und Donnerstag (19./20. Oktober 1932) fühlte sich Herr Pfarrer recht müde. Am Freitag ließ er die Schulstunden entfallen. Am Samstag früh war er bei der heiligen Messe ganz erschöpft. Er konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Nachmittag kam wieder der Arzt, um ihm Injektionen zu geben. Nachdem er drüben im Pfarrhof die Gratulation der Schulkinder (Vorabend seines Namenstages!) entgegengenommen hatte, ging er noch zu uns in die Anstalt, um einige Beichten zu hören. Ganz elend kam er in den Konvent, wo wir ihm kurz gratulierten. Die Kinder sangen ein Lied. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen, ging zu den Kindern und ermahnte sie mit fast brechender Stimme: „Kinder! Beten — folgen — schamhaft sein! Betet, daß ich ein heiliger Priester werde!" Dies waren seine letzten Worte an die Kinder. Still und ruhig saß er dann im Konvent bis zum 5-Uhr-Rosenkranz, den er in der Sakristei mitbetete. Dann führte man ihn heim. Am Abend brachte die Musik ein Ständchen dar, zu dem er sich vor die Haustüre begab.

Am Sonntag (23. Oktober) konnte er nicht mehr zelebrieren. Er saß an seinem Schreibtisch und betete Brevier, versuchte aber dann doch, in die Kirche zu gehen, sah aber die Unmöglichkeit ein und ließ sich wieder zurückführen. Die Gemeindevertretung kam gratulieren, und das Mutterhaus Melchthal ließ ihm als Namentagsgeschenk eine violette Stola überreichen. Immer wieder versuchte er zu beten. Endlich sagte er zu seinem Kooperator: Herr Josef, bringen Sie mir die Sterbesakramente! Während der Priester die heilige Wegzehrung holte, weihte Natter selbst seine neue Stola, zog Chorhemd und Stola an und empfing dann an seinem Arbeitstische sitzend die heilige Kommunion und die Krankensalbung. Kindlich fromm reichte er die Hände zur heiligen Salbung hin. Gerne hätte er sich niedergekniet, aber es ging nicht mehr. Nach dem Gottesdienst fand ihn sein Hilfspriester noch immer am Tische sitzend, in das Gebet vertieft. Die Mahnung, zu Bett zu gehen, lehnte er ab. „Mit dem Beten geht es wohl nimmer gut", sagte er, „ich bete wieder Schußgebetlein und lasse mir die Melodie durch den Kopf gehen: Hoch über allen Herzen." Voll Inbrunst küßte er immer wieder sein Scheyerer Kreuzlein sowie Reliquien des heiligen Aloisius und der heiligen Agnes. Mit seinem anwesenden Bruder und dem Kooperator nahm er eine kleine Mahlzeit ein

und dann richtete er sich zum Sterben. Aufrecht sitzend, ohne Todeskampf und ohne Todesschweiß, verschied er ruhig und friedlich um 11.30 Uhr mittags.

Eine ehrwürdige und heilige Priesterseele war in die Ewigkeit hinübergegangen. Wachend hat der Herr seinen Knecht gefunden, die Lenden umgürtet und die brennende Lampe in der Hand (nach Lk 12, 35). Er durfte den Tod der Liebe sterben, wie er gebeten hatte. Sein Leben erlosch nicht qualvoll, sondern er starb den Liebestod der Nachfolge Christi. Vieltausendmal im Leben hatte er sich für diese Stunde gesegnet, wenn er beim Stundenschlag das Kreuzzeichen über sich machte. Diesen Augenblick hat er herbeigesehnt: „O wie schön wäre es, wenn mich Jesus in den Abgrund seiner Liebe versenken würde!" Der Tod war zu ihm gekommen wie ein längst bekannter und sehnlichst erwarteter Freund. Kein Wunder, hat er sich doch täglich mit diesem seinem Freund unterhalten. Oben wurde schon erzählt, daß die Frühpredigt, die er an seinem Todestag halten wollte und die vorbereitet auf seinem Schreibtisch lag, vom Tode handelte. Natter sagte auch einmal: „Seit meiner Priesterweihe habe ich jeden Tag zu dem Heiligen ein Vaterunser gebetet, an dessen Tag ich einmal sterben werde." Er starb an seinem Namenstag, am Todestag des heiligen Johannes Capistrano, am 23. Oktober 1932, im 78. Jahre seines Lebens, im 53. Jahre seines Priestertums, nachdem er 41 Jahre segensreich in der Pfarrei Scharnitz gewirkt hatte.

Pretiosa in conspectu Domini mors Sanctorum eius (Ps 115, 15).

Gleichwie der heilige Johannes Vianney gibt auch Johannes Natter den Priestern unserer Tage zwei Lehren: Erstens ein Mann der Tat zu sein! Alles tun, was die Kirche zu bestimmten Zeiten an zeitgemäßen Seelsorgsmitteln empfiehlt, aber dies alles mit persönlicher Initiative zum Zünden bringen! Zweitens: Betriebsamkeit allein genügt nicht. Sie muß getragen und erfüllt sein von der Verinnerlichung und Heiligung unseres priesterlichen Lebens. Erst dann wird apostolisches Arbeiten echt und wahr; sonst bleibt alles Tun nur ein Werkeln und ist, auf die Dauer gesehen, fruchtlos. Pius XII. hat im März 1956 in einer Ansprache an spanische Neupriester gesagt: Eines der hauptsächlichsten Heilmittel in unserem Jahrhundert wären viele heilige Priester. Wir haben solche heilige Priester. Auch unser gottseliger Pfarrer Johannes Natter war einer von ihnen. Möge er uns im Himmel helfen, in Zukunft viele heilige Priester zu erbeten!

Ende 1962 erscheint aus der Feder des Verfassers eine etwa 120 Seiten umfassende Biographie von Johannes Natter unter dem Titel „Der Vianney von Tirol" bei Felizian Rauch in Innsbruck. Siehe dort die auch für diesen Artikel geltenden Literatur- und Quellennachweise!

Gebetserhörungen wolle man melden an die Ehrw. Fr. Oberin der Anstalt „Zum göttlichen Kinderfreund" in Scharnitz/Tirol. Dort sind auch Andenkenbildchen zu haben.

Das I. Vatikanische Konzil und die getrennte Ostkirche

Von Dr. Michael Lehmann, Wien

Das I. Vatikanische Konzil beschäftigte sich in seinen Vorbereitungsarbeiten auch mit dem Anliegen der Ostkirche. Die Vorzeichen waren widersprechend. Die getrennte Hierarchie hat das päpstliche Rundschreiben „In suprema" vom 6. Jänner 1848 mit der Einladung zur Rückkehr in die katholische Kirche nicht freundlich aufgenommen. Die Beziehungen zu Rußland, der Schutzmacht der Orthodoxie, seitens des Heiligen Stuhles waren gespannt. Doch förderte die Haltung der Armenier, Bulgaren und Melkiten einigen Optimismus. Ein Rückblick auf dieses Stadium der Vorbereitungsarbeiten ist für die ostkirchliche Arbeit aufschlußreich und zur sachkundigen Beurteilung der modernen Orthodoxie zweckdienlich. Er lohnt sich am Vorabend des II. Vatikanischen Konzils mitten in der weltweiten Zusammenarbeit der Menschheitsfamilie in verschiedenen Bereichen.

Gutachten der Kardinäle und Bischöfe

Die Frage der Ostkirche stand von Anfang an im Vordergrund der Vorbereitungen. Die in drei Zeitabständen abverlangten Gutachten griffen das Anliegen auf. Sprecher gaben wertvolle, konkrete Anregungen. Die Vorbereitungen bekamen ein bestimmtes Gesicht. Die abweichenden Diagnosen förderten eine sachlich überlegte Arbeit.

Die Kurienkardinäle wurden als erste zu Gutachten am 6. Dezember 1864 über das beabsichtigte Konzil aufgerufen. Einige hoben den Gesichtspunkt der Einigung hervor. Kardinal Karl August Reisach erachtete die Tätigkeit des Konzils selbst als ein Mittel, die Vorurteile gegen die katholische Kirche bei den Getrennten und Irrgläubigen abzubauen und die Annäherung anzubahnen[1]). Kardinal Prosper Caterini regte die später oft wiederholte Einladung der getrennten Bischöfe an, um die Einigung herbeizuführen[2]). Kardinal Antonio Luca rückte die Arbeit des geplanten Konzils in einen größeren Zusammenhang: „Das geplante Konzil müßte einerseits das Werk des Konzils von Trient fortsetzen und anderseits das große Unternehmen jenes von Florenz unter Eugen IV. aufgreifen, um die Getrennten und Irrgläubigen zur katholischen Einheit zurückzuführen." Günstige Anzeichen ließen sich bei den Bulgaren und Armeniern, bei den Monophysiten und Griechen selbst feststellen. Eine herzliche Einladung zum Konzil würde zahlreiche ansprechen und einem dauernden Frieden gewogener machen. Diese günstige Lösung würde die mit Rom vereinten Kirchen des östlichen Ritus, die dem Druck der Getrennten ausgesetzt sind, festigen[3]). Der durch den Generalprokurator des Dominikanerordens, Marian Spada, erstellte Sammelbericht über diese 15 Gutachten vom Februar 1865 faßt das Anliegen der Ostkirche mit den Worten zusammen: „Die Wiedervereinigung mit den Ostkirchen fördern[4])."

Diözesanbischöfe aus allen Nationen erstatteten auf Wunsch der Kardinalskongregation, der späteren Zentralkommission, vom 9. März 1865 weitere Gutachten über den Gegenstand des Konzils. Die Konzilskongregation leitete insgesamt 34 Bischöfen aller Nationen — darunter

11 italienischen, 9 französischen, 7 spanischen, 5 österreichisch-ungarischen und 2 bayerischen — Anfragen zu. Die Propagandakongregation richtete Briefe gleichen Inhaltes an Bischöfe der Ostriten im Nahen Osten und in Österreich-Ungarn[5]). Der systematische Bericht über den Inhalt der Gutachten von Erzbischof Ludwig Jacobini behandelt im Abschnitt IV die Anliegen der Ostkirche[6]). Die Gutachten dieser sachkundigen Bischöfe beleuchten Umfang und Gewicht der Ostkirchen-Frage bei einem Ökumenischen Konzil der katholischen Weltkirche in der neuesten Zeit. Sie verdienen, in großen Zügen beachtet zu werden, und zeugen von katholischer Weitsicht der Verfasser.

Die Gutachten einiger Diözesanbischöfe empfinden die Beratungen des Konzils über Wege und Mittel zur Überwindung der Trennung der Ostkirche als ein Hauptanliegen. Naheliegend ist das bei Kardinal Alois Vanicelli von Ferrara, wo das letzte Unionskonzil seinen Anfang nahm. Er erachtete „die Förderung der Einigung der Griechen und Protestanten mit der römischen Kirche" als ein Hauptanliegen des Konzils. Er hielt die Annahme einer Einladung zur Teilnahme am Konzil durch die getrennten Bischöfe der Ostkirche für ein verheißungsvolles Zeichen, selbst wenn das ersehnte Ziel nicht erreicht würde[7]). Kardinal Joachim Pecci von Perugia, der spätere Papst Leo XIII., wollte die Einigungsarbeit des Heiligen Stuhles durch Empfehlungen vor allem versöhnlicheren Hirten der getrennten Ostkirche gegenüber unterstützen. „Die mit Orts- und Ritenkenntnissen aus allen Gegenden versammelten Bischöfe werden Mittel angeben, um auch diese Hindernisse zu beheben für andere, der katholischen Einheit nicht so fernstehende Bekenntnisse und werden bei diesem großen Werk dem Apostolischen Stuhl eine große Hilfe sein[8])." Andere Bischöfe, wie Kardinal Michael Cuesta von Compostela, Nikolaus Weiß von Speyer oder Ferdinand Blanco von Avila, traten für eine Mahnung und einen Aufruf des Konzils an die von der wahren Kirche Getrennten ein, endlich zur Einheit der Kirche zurückzukehren[9]).

Die Bischöfe der katholischen Ostkirche unterziehen die Einigungsfrage einer eingehenden Untersuchung. Ihre Beobachtungen sind treffend und ihre Urteile nüchtern. Sie spiegeln in ihren Gutachten die Ansichten ihres Wirkbereiches wider. Sie erstellen ein Arbeitsprogramm für die Annäherungs- und Einigungsarbeit und entwickeln eine Methodik. Ihre grundsätzlichen Ausführungen sind nicht zeitgebunden. Die kritisch eingestellten Beobachter treffen die psychologischen Schwierigkeiten besser, sie machen sich nicht allzugroße Hoffnungen über den praktischen Erfolg. Für die Prälaten der katholischen Ostkirche ist die Einigungsfrage ein Hauptgegenstand des Konzils, das zweckdienliche und konkrete Schritte zu behandeln hat. Je nach der Herkunft werden Maßnahmen empfohlen, die aber wegen ihres grundsätzlichen Charakters doch weitgehend Anwendung finden. Der Aufruf zu diesen Gutachten erging von der Propagandakongregation am 22. Februar und am 10. März 1866[10]).

Der griechisch-katholische Bischof Josef Pap-Szilágyi von Großwardein beschäftigt sich als Vertreter der großen Familie des byzantinischen Ritus in seinem Gutachten mit einer Reihe von grundsätzlichen Fragen: „Einer

der Hauptgegenstände, mit dem sich die geplante Ökumenische Synode beschäftigen müßte, ist die Rückführung der Ostkirche zur Gemeinschaft und Einheit mit der katholischen Kirche. Dieser Versuch darf niemals unterbleiben, sondern soll vielmehr wiederholt werden, bis sich mit Hilfe Gottes der gewünschte Erfolg einstellt." Der Verfasser ist besorgt wegen der schlechten Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Zarenreich, und doch wäre die Rückkehr des russischen Volkes zur katholischen Kirche der größte und kostbarste Gewinn. Das Konzil müsse die Lehre von der unteilbaren und unzerstörbaren Kirche auf Grund des gemeinsamen Symbols unter dem sichtbaren Oberhaupt, dem römischen Papst, verkünden. Diese allein wahre Kirche lade die durch eine unglückliche Trennung gespaltene Kirche sowie alle anderen Irrgläubigen zur Rückkehr ein. „Deshalb müßte man bei dem geplanten Konzil über die Art und die Mittel beraten, mit deren Hilfe die Orientalen zur kirchlichen Einheit zurückkehren und die Irrgläubigen sich zur Kirche bekehren[11])."

Der Apostolische Vikar von Konstantinopel, Paul Brunoni, erwartet auf Grund der bestehenden Gegensätze keine Einigung, sondern will eine Art Grundsatzprogramm und Verhaltensmaßregeln für die Einigungsarbeit der Zukunft. „Ein Ökumenisches Konzil könnte die Richtlinien und Grundsätze bestimmen, nach denen man bei gegebener Gelegenheit über die gewünschte Einigung mit den Griechen, den schismatischen Armeniern und anderen getrennten Völkern beraten könnte; sie zu einer solchen Einigung einladen, für sie Anleitungen ausarbeiten wie jene, die nach dem Konzil von Florenz durch Eugen IV. für die Armenier jener Zeit und die Jakobiten erstellt wurden; auf diese Weise viele Vorurteile beheben und zerstreuen, die ihr Klerus verbreitet oder im Volk aufrechterhält, um die katholische Einheit fernzuhalten. Ich wage auf Grund meiner Kenntnis des Ostens und der Gleichgültigkeit in bezug auf die Religion dieser schismatischen Bischöfe und Patriarchen zu sagen, daß sie es ablehnen werden, zu einem Konzil zu kommen, wenn man sie dazu einlädt. Macht Frankreich seinen Einfluß geltend, so wird man die Bischöfe des Königreiches Griechenland sehen, obwohl sie fanatische und verbitterte Gegner der Einigung so wie ihre Brüder in der Türkei sind[12])."

Der armenische Erzbischof-Primas Anton Hassun von Konstantinopel fällt ein günstiges Urteil über die Einstellung der getrennten Orientalen gegenüber der katholischen Kirche und empfiehlt zur Überwindung der Trennung die Einladung des gesamten getrennten Episkopates durch ein eigenes Apostolisches Breve. Das Gesagte gilt vor allem für die getrennten Armenier. Ein gebildeterer Klerus würde die Einigung noch erleichtern. Angesichts der Rückkehrbewegung wird das Konzil das große Anliegen der Wiedervereinigung der getrennten Ostkirche mit der römischen Kirche sicherlich aufgreifen, und der Erzbischof ist der Meinung, „daß zu diesem Zweck eines der wirksamsten Mittel die Einladung des ganzen östlichen, auch des getrennten Episkopates wäre, um bei der großen Versammlung des Konzils teilzunehmen. Nur die Patriarchen und die Oberhäupter der Provinzen einzuladen, wäre nicht so fruchtbar wie

eine allgemeine Einladung des ganzen Episkopates. Denn ein schismatischer Patriarch könnte aus persönlichen oder anderen Beweggründen eine derartige Versammlung umgehen; ist aber der Aufruf an den ganzen Episkopat ergangen, so wäre ein Erfolg leichter zu erhoffen; und vielleicht wird es der Heilige Vater in seiner väterlichen Sorge für besser finden, die östlichen Bischöfe durch ein Apostolisches Breve in den betreffenden Sprachen einzuladen." Stellt man ihnen Reisemittel bereit, so dürfte sich eine große Anzahl zum Konzil begeben, und das Werk der Einigung würde erleichtert. Durch einen Aufruf sollte man den Orientalen versichern, daß ihr Ritus und nationaler Klerus, ihre gesetzlichen Gebräuche und ihre Jurisdiktion erhalten blieben. Die Einhändigung der Einladung durch einen Prälaten der römischen Kirche persönlich an die Oberhäupter der getrennten Ostkirchen würde bei den Bischöfen und angesehenen Laien den Eindruck nicht verfehlen. Die Unterstützung des Anliegens der Wiedervereinigung und des Konzils durch die katholischen Mächte wäre der Sache förderlich. Zweckdienlich wäre auch ein geeigneter Schritt bei der ottomanischen Regierung[13]).

Der maronitische Patriarch Peter Paul Mashad vom Berge Libanon hält die Unwissenheit für das Haupthindernis der Wiedervereinigung, die den Ansatz einer Bewegung darstellt. „Es ist wirklich trostvoll, die Bewegung unter den Getrennten des Ostens zum Zentrum der Einheit wahrzunehmen, und es gibt tatsächlich keinen östlichen katholischen Ritus, der zeitweise nicht zahlreiche Anhänger gewänne, und selbst wir Maroniten — wir haben Gott sei Dank weder Getrennte noch Irrgläubige unseres Ritus, sondern sind alle katholisch — haben das Glück festzustellen, wie durch unsere Vermittlung mehrere Irrgläubige der verschiedenen Riten in den Schoß unserer heiligen Mutter, der Kirche, zurückkehren, so daß heuer fünfhundert Seelen von den getrennten Griechen nach der gehörigen Abschwörung den katholischen Glauben durch den Übertritt zum maronitischen Ritus angenommen haben, und es würden tausend ihrem Beispiel folgen, verhinderte nicht das Ränkespiel fremder und dem Katholizismus gegnerischer Politik alles . . . Könnte man die Unwissenheit durch eine echte und gesunde Bildung unter den Irrgläubigen und Getrennten des Ostens überwinden, würde man eine große Wohltat ausüben, denn die Unwissenheit scheint das Haupthindernis für die Wiedervereinigung des größten Teiles derselben mit der Mutter Kirche zu sein[14])."

Der syrische Patriarch Ignaz Philipp Harcus von Antiochien betrachtet die katholischen Ostchristen als Brücke zu den Getrennten und empfiehlt eine starke Missionsarbeit derselben. „Die Jakobiten sind jetzt von keinem Haß gegen die Katholiken getragen, und man erhofft mit Gottes Hilfe ihre Bekehrung. Um dieses Ziel zu erreichen, sind deshalb folgende Mittel geeignet, wenn nicht gar notwendig: 1. Eine ausreichende Anzahl von Missionaren des Ritus und des Landes, die einen Lebensunterhalt haben und sich in die Städte, Ortschaften und Dörfer begeben müßten, wo die Jakobiten wohnen, um sie zu unterrichten und der katholischen Wahrheit zuzuführen. — 2. Die besagten einheimischen Missionäre müßten Schulen eröffnen, in denen außer dem Katechismus und der Religion auch

die syrische, die arabische und die türkische Sprache durch geeignete Lehrer unterrichtet werden. — 3. Eine ausreichende Anzahl von Bibeln, geistlichen und polemischen Büchern in syrischer und arabischer Sprache muß gedruckt werden, in denen die katholischen Grundsätze gegen die Zeitirrtümer bewiesen sind, und diese Bücher sollen kostenlos verteilt werden. — 4. Jede Art Belästigung der Neubekehrten ist (über die Regierung) sorgfältig zu verhindern, indem man die Erlaubnis erwirkt, ungestört Kirchen und Kapellen zu erbauen[15])."

Die Gutachten der katholischen Prälaten über die getrennte Ostkirche stellen dem geplanten Konzil greifbare Unterlagen zur Verfügung:

1. Die Verfasser der Gutachten halten die Überwindung der Kirchentrennung für ein Hauptanliegen und einen Hauptgegenstand des Konzils. Die Versammlung des Weltepiskopates kann grundlegende Richtlinien für künftige Einigungsarbeiten erstellen.

2. Sie weichen in der Beurteilung der Einigungsbestrebungen bei den Getrennten voneinander ab. Vor allem die Angehörigen der östlichen Riten verkennen die eingefleischten Ressentiments und Vorurteile der Getrennten und deren psychologische Auswirkungen.

3. Sie befürworten trotz mancher Bedenken die Einladung des ganzen Episkopates der getrennten Ostkirche in der Hoffnung, die Einigung dadurch zumindest zu fördern, wenn nicht gar zu verwirklichen.

4. Sie empfehlen eine intensive Missionsarbeit der katholischen östlichen Riten zur Überwindung der Vorurteile und Gegensätze unter deren getrennten Landsleuten.

Einladung der getrennten Bischöfe zum Konzil

Nach der Ankündigung des Konzils am 29. Juni 1867 bekamen die Vorbereitungsarbeiten immer größere Bedeutung. Die vierte von den sechs Kommissionen war mit der Bearbeitung der Fragen in bezug auf die Ostkirche und die Missionen betraut. An der Spitze der 17 Konsultoren stand Kardinal Alexander Barnabo. Die Konsultoren kannten aus ihrem langjährigen Aufenthalt im Osten die Anliegen der Ostkirche. Die erste Sitzung fand am 21. September 1867, die 37. am 9. Mai 1870 statt. Die vorgelegten Fragen bezogen sich auf den Glauben und die Sakramente; mit größter Vorsicht und Zurückhaltung ging man an die schwierigen Fragen heran, um die Orientalen nicht zu verletzen. Schließlich wurden eine Übersicht der behandelten Fragen und ein Schema erstellt[16]).

Die katholischen Prälaten regten eine gesonderte Einladung der getrennten Bischöfe der östlichen Riten zum Konzil an. Erzbischof Vinzenz Tizzani wurde mit der Ausarbeitung eines Gutachtens betreffs dieser Einladung anläßlich der 7. Sitzung der Zentralkommission am 9. Februar 1868 beauftragt. Er sollte als erster Konsultor zur Frage Stellung nehmen: Soll man die getrennten Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe zum Konzil einladen und auf welche Weise soll das geschehen bzw. welche Haltung soll man einnehmen, falls eine Ablehnung erfolgte und der eine oder andere getrennte östliche Bischof den Antrag zur Teilnahme am Konzil selbst stellte? Im geschichtlichen Teil seines Gutachtens griff er auf die Einigungsversuche in Lyon und Florenz zurück.

Es bestand kein Zweifel über die Aufgabe, alle Mittel zur Einigung beider Kirchen einzusetzen. „Der Geist der Kirche ist der Geist der Einheit, der Geist der Eintracht und der Liebe." Die getrennten Bischöfe könne man nicht ohne vorhergehende Verhandlung mit ihnen zum Konzil einladen, da sie nicht befugt wären, über Glaubensfragen zu entscheiden, und bei bedingungsloser Zulassung die Einheit des gesamten Episkopates durch Ansprüche bedrohen könnten. Auch die Päpste Gregor X. und Eugen IV. schickten der Einladung Verhandlungen voraus. Papst Gregor X. verlangte von den nach Lyon eingeladenen getrennten Bischöfen die Unterzeichnung einer Glaubensformel und die Anerkennung des päpstlichen Primates. Dasselbe müsse auch diesmal gefordert werden. Eine kluge und zuverlässige Persönlichkeit möge die getrennten Patriarchen und Bischöfe besuchen und mit ihnen Rücksprache über die Herstellung der Einheit nehmen. Nach erfolgreicher Fühlungnahme könnte eine päpstliche Gesandtschaft in den Osten abgeordnet werden[17]).

Der Patriarch von Jerusalem, Josef Valerga, wurde vom Kardinalpräfekten der Propaganda aufgefordert, sich auf einer Reise von Konstantinopel nach Jerusalem über die Gesinnungen des getrennten Episkopates hinsichtlich des Konzils zu unterrichten. Die Antwort des mit den Verhältnissen im Nahen Osten vertrauten Prälaten vom 29. April 1868 lautete nicht günstig. Er drückte zwar seine Bereitwilligkeit hiezu aus, bemerkte aber, nach seiner Kenntnis des Ostens hege er wenig Hoffnung, daß der getrennte Osten der päpstlichen Einladung folgen werde. Er wies auf die ungünstige Aufnahme des päpstlichen Rundschreibens „In suprema" an die Orientalen sowie auf die Verhältnisse der getrennten Kirche in Rußland und auf die geringe Verfassung des Volkes, vor allem in der europäischen Türkei, hin. Trotz der geringen Aussicht auf Erfolg würden aber die Getrennten Vorwürfe gegen den Heiligen Stuhl erheben, wenn er sie bei der Einladung zum Konzil überginge[18]).

Die Kardinäle einigten sich bei der 8. Sitzung der Zentralkommission am 22. März 1868 dahin, daß ein von der Berufungsbulle verschiedenes Rundschreiben an die Orientalen einschließlich der Russen und Äthiopier gleichzeitig erlassen werden sollte, die anläßlich des Allgemeinen Konzils zur katholischen Kirche zurückkehren und dann selbst am Konzil teilnehmen könnten. Eine Teilnahme sei bei den gültig geweihten Patriarchen und Bischöfen keine Frage. Das Rundschreiben sollte herzlich abgefaßt und jeden die Orientalen verstimmenden Ausdruck meiden wie das erste Rundschreiben Pius' IX. an die Orientalen. Sollten die Orientalen kein Glaubensbekenntnis ablegen, so könnte, wie in Florenz, ein Ausschuß von Bischöfen und Theologen mit ihnen Besprechungen abhalten. Eine vorhergehende Gesandtschaft in den Osten abzuordnen, sei nach dem Untergang des Griechischen Reiches nicht angebracht. Ratsam aber sei es, bei der Überreichung des Rundschreibens durch die im Nahen Osten wirkenden katholischen Prälaten mit den getrennten Bischöfen Verhandlungen zu führen. Die Zentralkommission ersuchte die Kardinäle Karl August Reisach, Alexander Barnabo und Ludwig Bilio, einen Entwurf für das Schreiben an die getrennten Bischöfe vorzubereiten[18a]).

Kardinal Bilio legte den Entwurf am 19. Juli 1868 bei der 15. Sitzung der Zentralkommission vor. Die Anschrift des Entwurfes an die Orientalen wurde an alle Bischöfe des östlichen Ritus erweitert, statt des Titels „Ehrwürdige Brüder" wurde eine allgemeine Anrede gewählt. So wurde nach der Einberufungsbulle „Aeterni Patris unigenitus Filius" vom 29. Juni 1868 das päpstliche Rundschreiben „Arcano divinae providentiae consilio" — „Anekmystereuto Theou pronoias boule" vom 8. September 1868 „An alle Bischöfe der Kirchen des östlichen Ritus, die keine Gemeinschaft mit dem Heiligen Stuhl haben", erlassen. Der Ton ist väterlich und klar. Der Papst bezeichnet sich als Nachfolger des heiligen Petrus, dessen bevorzugte Stellung er durch ein Wort des heiligen Gregor von Nyssa betont. In der ihm anvertrauten Sorge für die Gesamtkirche habe er seinen Blick auf jene Kirchen gerichtet, die einst mit dem Heiligen Stuhl durch das Band der Einheit verbunden waren, hohe Heiligkeit und übernatürliche Gelehrsamkeit besaßen und zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen wirkten. Jetzt sind sie durch das Wirken dessen, der das erste Schisma in der Engelwelt bewirkte, von der Gemeinschaft der römischen Kirche getrennt. Der Papst erinnert an sein erstes an die Orientalen gerichtetes Schreiben, dessen Erfolg nicht günstig war, und beteuert, unaufhörlich für die Wiedervereinigung zu beten. Jetzt lade er die Bischöfe zu dem von ihm angesagten Konzil ein, zu dem sie erscheinen möchten wie ihre Vorfahren zu dem zweiten Konzil von Lyon und dem von Florenz, damit das traurige Schisma endlich beseitigt werde[19]).

Das päpstliche Einladungsschreiben erschien am 22. September 1868 im „Giornale di Roma". Der Versand durch die Propagandakongregation begann erst am 28. September 1868. Diese Tatsache erschwerte die Überreichung des Rundschreibens und löste eine Zeitungskontroverse aus. Der Umstand diente manchem Prälaten als Vorwand, dessen Annahme verweigern zu müssen[20]).

Antwort der getrennten Bischöfe auf die Einladung

Die Hoffnungen waren lebhaft, das Vatikanische Konzil werde die Vorarbeiten der beiden Unionskonzilien von Lyon und Florenz durch die Wiedervereinigung der getrennten Ostkirche mit der katholischen Kirche erfolgreich abschließen. Sie fanden in gewissen Strömungen unter den getrennten Ostchristen einigen Anlaß dazu. Weitblickende Prälaten, wie der Patriarch von Jerusalem Josef Valerga oder Bischof Josef Pap-Szilágyi von Großwardein, waren zurückhaltend. Die Zukunft bestätigte ihre Befürchtungen, wie aus den Berichten über die Aufnahme des päpstlichen Rundschreibens durch die getrennten Prälaten an den Präfekten der Propagandakongregation hervorgeht. Die orthodoxen Bischöfe richteten sich nach dem Verhalten des Patriarchen von Konstantinopel.

Der Generalvikar der Apostolischen Delegation, Karl Testa von Konstantinopel, sprach mit seiner Begleitung am 17. Oktober 1868 beim orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel vor. Nach der Begrüßung überreichte er das päpstliche Schreiben und erklärte kurz dessen Inhalt. Der Patriarch gab das Zeichen, das Schreiben auf den Diwan niederzulegen,

und sprach dabei folgendes: „Wenn wir nicht schon aus den öffentlichen Zeitungen über den Inhalt dieses Briefes unterrichtet wären, hätten wir ihn vielleicht angenommen, weil wir die Grundsätze, die in ihm aufgestellt sind, nicht kennen würden. Da wir aber aus den Zeitungen wissen, daß der Papst von den Grundsätzen nicht abgehen will, die er in seiner Enzyklika von 1848, auf welche wir geantwortet haben, aufstellt, können wir den Brief nicht annehmen. Es ist darum auch ganz zwecklos, sich zum Konzile zu begeben, wo die so oft ohne Nutzen gehaltenen Diskussionen, von neuem ins Leben gerufen, keinen anderen Erfolg hätten als den, die Gemüter einander noch mehr zu entfremden. Niemals wird es geschehen, daß die orientalische Kirche sich von der Lehre entfernt, die sie von den Aposteln empfangen hat und die ihr von den heiligen Vätern und den Ökumenischen Konzilien überliefert worden ist. Die auf dem Konzile von Florenz bewirkte Vereinigung beruhte auf einem Beschlusse, der durch kritische politische Umstände geboten war und gegen den die ganze Kirche des Orients Protest erhob. Wir sind vollkommen ruhig im Gewissen. Bitten wir den Herrn, daß er die Geister erleuchte und die Herzen rühre, auf daß die Liebe herrsche." Diese Antwort des Patriarchen war eine schroffe Ablehnung der Einladung zur Teilnahme am Konzil. Der Protosynkellos führte die Worte des Patriarchen auf französisch weiter fort. Die Einladungen zu den sogenannten Ökumenischen Konzilien seien nutzlos, wenn der Papst seinen übertriebenen Ansprüchen nicht entsage. Msgr. Testa erwiderte, ohne auf die umstrittenen Punkte einzugehen, daß der Papst die Prälaten der Ostkirche eben, um die Schwierigkeiten zu beheben und die Einheit herzustellen, einlade. Eine Wiedervereinigung könne ohne gegenseitige Verständigung und gegenseitigen Verkehr unmöglich erfolgen. Der Pressebericht über die Begegnung wurde zugunsten des Patriarchen gefärbt[21]).

Die ablehnende Antwort des Patriarchen von Konstantinopel war für alle Prälaten der getrennten Ostkirche wegweisend. Die Bischöfe seines Patriarchates und darüber hinaus folgten seinem Vorbild. Sie beriefen sich darauf, das Einladungsschreiben ohne seine Erlaubnis nicht annehmen zu können. Die Haltung der Bischöfe war einheitlich. Der 82jährige Bischof von Trapezunt war glücklich bei der Übernahme des Rundschreibens, drückte es an seine Brust, küßte es und berührte damit seine Stirne. Später aber stellte er es unter dem Vorwand zurück, es sei nicht persönlich an ihn gerichtet, sondern klinge allgemein wie jenes in den Zeitungen[22]). Der Bischof von Saloniki erklärte: „Ich kann diesen Brief nicht ohne Erlaubnis des Patriarchen von Konstantinopel empfangen. Er ist mein Vorgesetzter, dem ich treu und untertan zu sein habe. Ich kann ohne seine Zustimmung nichts tun. Wenn der Patriarch daraufkäme, daß ich ihn empfangen habe, würde er mir einen Vorwurf machen, und ich würde mich einer Strafe aussetzen." Dann fragte er, warum das Konzil nicht im Osten wie früher stattfände, und stieß sich an einer Einigung mit einem Papst-König, der ein Schwert führe[23]).

Der Apostolische Delegat Luigi Ciurcia von Ägypten erschien am 28. Februar 1869 mit zwei Begleitern beim Koadjutor Nilus mit Begleitung im Patriarchat von Alexandrien. Msgr. Ciurcia legte den Zweck

seines Besuches dar, worauf Archimandrit Nilus den Empfang des Rundschreibens verweigerte, falls es mit dem veröffentlichten identisch sei wegen dreier von der Ostkirche nicht gebilligter Grundsätze. Ein persönlicher Brief an den Patriarchen hätte betreffs der Kirche von Alexandrien über die Abhaltung eines Konzils zu einem günstigen Ergebnis geführt. Der Delegat wich einer Auseinandersetzung aus und erklärte, diese Art der Berufung sei die gewöhnliche. Das Anliegen sei von einer solchen Bedeutung, daß man über die Form hinwegsehen und die Sache selbst sehen müßte. Die vom Delegaten verlangte Richtigstellung des von der griechischen Zeitung „Echo" entstellten Presseberichtes vom 9. März erfolgte nicht[24]).

Der Apostolische Präfekt der Kapuzinermission P. Zacharias de Cutignano überreichte am 29. Dezember 1868 dem Patriarchen von Antiochien die Einladung, der sie nach der Begrüßung mit Zeichen großer Verehrung wortlos empfing und sie mit der Stirn berührte. Dem Empfang wohnten ein Bischof, drei Priester und ein Laie bei. Tags zuvor äußerten sich die angesehenen Bürger von Beirut für die Annahme der Einladung. Nachmittags erwiderte Bischof Musail den Besuch und stellte im Auftrag des Patriarchen die Einladung zurück. Dazu bewog ihn nach der Annahme der Einladung der russische Generalkonsul. Die Bischöfe Syriens folgten dem Beispiel ihres Patriarchen[25]).

Zwei Domherren überreichten am 9. Dezember 1868 dem von einigen Priestern umgebenen Patriarchen von Jerusalem das päpstliche Rundschreiben. Der Patriarch erklärte, der Papst hätte vorher ein vertrauliches Schreiben an die Patriarchen und Bischöfe des Ostens richten sollen. Er ließ den Hinweis der Domherren, das sei allgemein geschehen, für die Prälaten des Ostens nicht gelten. Nach einem Gespräch über die Möglichkeit einer Einigung gab er die Einladung zurück mit den Worten: „Alle anderen Prälaten haben sie abgelehnt, ich kann nicht anders als sie handeln" und fügte zum Abschied hinzu: „Ich bitte den Herrn, daß die Einigung zustande komme, und den Heiligen Geist, daß er dem Konzil beistehe. Leben Sie wohl[26])!"

Der Priester Michael Cirilli überbrachte dem Erzbischof von Zypern Anfang Februar 1869 das Apostolische Schreiben. Der Erzbischof war sehr höflich und wies bei der Überreichung auf die Schwierigkeit der Einigung hin. Er sagte: „Wir alle wünschen diese Einigung, aber was kann ich tun?" Er bat den Überbringer, dem Heiligen Stuhl seine Gefühle der Achtung und Verehrung zu übermitteln[27]). Über die Antworten der übrigen autokephalen Kirchen fehlen die Unterlagen. Die bulgarischen Bischöfe unter dem Patriarchen von Konstantinopel treten wenig hervor. Der Präsident der Synode des Königreiches Griechenland sowie die dortigen Bischöfe gaben keine Antwort. Die Verhandlungen des Heiligen Stuhles mit der Regierung Rußlands über den Wiener Nuntius Marian Falcinelli O.S.B. führten zu keiner Entspannung. Rußland verbot als einziger Staat sogar den katholischen Bischöfen die Teilnahme am Konzil[28]).

Die getrennten alten Nationalkirchen richteten sich nach dem Verhalten des monophysitischen Katholikos von Ečmiadzin in Russisch-

Armenien bzw. des orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel. Der Dominikaner Lemée überbrachte im Juni 1869 dem 28jährigen nestorianischen Patriarchen Mar Scimun in Kotchannes das päpstliche Rundschreiben. Der Empfang war feierlich. Der Patriarch erklärte: „Es fällt mir schwer, eine Antwort zu geben, denn seit einigen Jahren ist mein Volk unter Englands Schutz, und ich kann ohne den englischen Konsul nichts tun." Abends ließ er P. Lemée noch einmal privat zu sich bitten und erklärte ihm: „Die Engländer sind die einzigen, die uns beschützen. Ich habe zweimal an den französischen Konsul von Konstantinopel geschrieben und, da ich keine Antwort erhielt, sah ich mich genötigt, mich auf England zu stützen. Die Engländer lassen sich unsere Interessen angelegen sein, treiben aber unser Volk zum Protestantismus ... Mir würde es weit mehr zusagen, unter der Hand des Papstes zu sein als in der Abhängigkeit von den Protestanten. Ich habe die größte Hinneigung zu Rom, bin aber nicht frei[29])."

Der Generalvikar der Apostolischen Delegation Karl Testa überreichte am 17. Oktober 1868 dem armenischen Patriarchen von Konstantinopel die Einladung zum Konzil. Der Patriarch empfing die päpstliche Einladung mit geziemender Ehrerbietung, fragte aber, ob Testa den Auftrag habe, auch dem Katholikos von Ečmiadzin den Brief zuzustellen, und sagte, den Katholikos verständigen zu müssen. Er lehnte sowohl den Versand als auch die Bekanntgabe von Anschriften der armenischen Bischöfe ab. Der Patriarch war einer Wiedervereinigung nicht ungünstig gestimmt und konnte auf viele Gleichgesinnte rechnen. Um die Einigungsgelüste der Armenier im Mittelpunkt der armenischen Kirche zu unterdrücken, ordnete der Katholikos Keworki IV. Ende Juli 1868 eine Gesandtschaft nach Konstantinopel ab. Die Gesandtschaft gewann zwar nicht die Unterstützung durch die türkische Regierung, aber sie verstand es, der unionsfreundlichen Partei entgegenzuarbeiten. Der Patriarch mußte in der Presse den Empfang des päpstlichen Rundschreibens rechtfertigen und übersandte eine Übersetzung an den Katholikos nach Ečmiadzin[30]).

Msgr. Testa stellte auf doppeltem Weg dem Katholikos in Ečmiadzin eine Einladung zum Konzil zu, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Antwort vom 23. Februar 1869 ging an den Patriarchen von Konstantinopel auf dessen Rückfrage. Der Katholikos spricht sein Verlangen nach Einigung der Kirche aus, erwartet sie aber nicht vom Konzil. Rom müßte zuerst die Gründe der Trennung erforschen und beheben, dann sich mit den Hirten der östlichen Kirchen aussöhnen und mit ihnen über Ort und Zeit eines Konzils sich beraten. Die orthodoxe Kirche der Armenier und andere Nationen nehmen die Lehre von Rom als Mittelpunkt der Einheit nicht an. Das Konzil werde vielleicht nur ein Feld neuer Streitigkeiten und neuer, unheilbarer Spaltungen werden. Der Katholikos warnte den Patriarchen — der Empfänger des päpstlichen Rundschreibens hatte bereits abgedankt —, vor der Einladung auf der Hut zu sein. Die gutgesinnten armenischen Bischöfe ließen deshalb den Gedanken einer Beteiligung am Konzil fallen. Die Haltung des Katholikos war für die Haltung der armenischen Prälaten ausschlaggebend. Der

armenische Patriarch von Jerusalem erklärte beim Empfang der päpstlichen Einladung, über die Teilnahme am Konzil entscheide der Katholikos[31]).

Der Apostolische Delegat für Persien, Mesopotamien, Kurdistan und Armenien, Nikolaus Kastells, überreichte dem jakobitischen Patriarchen Ignaz Jakob in Diarbekir im Juni 1869 das päpstliche Rundschreiben. Um alle Hindernisse wegzuräumen, erklärte er dem Patriarchen, falls derselbe am Konzil teilnehmen wolle, so würden die Reisemittel bereitgestellt. Der Patriarch nahm das päpstliche Rundschreiben freundlich und ehrerbietig entgegen, gab aber keine bestimmte Antwort. Eine für später versprochene Antwort ist nicht angekommen. Seine zehn einer Wiedervereinigung wohlgesinnten Suffragane richteten sich nach ihrem Patriarchen, keiner nahm am Konzil teil. Es hieß, der Patriarch werde dem Beispiel des griechischen Patriarchen folgen[32]).

Der Apostolische Delegat für Ägypten und Arabien, Luigi Ciurcia, erschien am 8. Jänner 1869 beim koptischen Patriarchen von Kairo mit zwei Begleitern und überreichte ihm nach der Begrüßung das päpstliche Rundschreiben im lateinischen Urtext und in arabischer Übersetzung. Der Patriarch las das Schreiben durch und wandte ein, die früheren Konzilien hätten die Kaiser einberufen. Der Delegat erinnerte an das Wort Konstantins des Großen, daß er in Glaubenssachen nicht Richter sei, sondern hören und gehorchen müsse. Seine Sache war es, für die Ausführung der Entscheidung zu sorgen. Nach einem Gespräch über die Unterscheidungslehren brach der Delegat die Unterredung ab. In bezug auf die Einladung zum Konzil gab der Patriarch keine entscheidende Antwort. Die Nachricht vom Verhalten des griechischen Patriarchen übte einen üblen Einfluß aus. Zum Schluß des unfreundlichen Empfanges erklärte der Patriarch: „Wie können wir uns jemals verstehen, wenn wir uns nicht sehen?[33])“

Überblicken wir das Verhalten der getrennten Prälaten gegenüber der Einladung zum Konzil, so stellen wir fest:

1. Die katholischen Prälaten oder beauftragten Priester wurden bei der Überreichung der päpstlichen Einladung gewöhnlich höflich, ab und zu freundlich empfangen.

2. Die getrennten Patriarchen und Bischöfe — wir haben uns auf wenige Fälle beschränkt — nahmen die päpstliche Einladung zum Konzil gewöhnlich nicht an, wenige Empfänger ließen sie zurückstellen.

3. Die Antwort auf die Einladung zum Konzil unterblieb oder war eine Absage. Als Begründung wurden die Ablehnung des Jurisdiktionsprimates, der Mangel an Kontakt oder auch die Politik angeführt. Für eine Wiedervereinigung wurden das Studium und die Behebung der Trennungsgründe genannt. Einige stießen sich an der unpersönlichen Form oder an der weltlichen Macht des Papstes.

Das war der Ausklang der großangelegten Einladung östlicher Würdenträger zum Konzil. Dutzende Rundschreiben wurden in verschiedene Ostsprachen übersetzt und durch die zuständigen katholischen Bischöfe an die hochstehenden Prälaten der getrennten Ostkirchen über-

reicht. Nach dem Vorbild des Patriarchen in Konstantinopel und des Katholikos in Rußland nahm kein getrennter Bischof am Konzil teil.

Schluß

Zum Schluß noch eine Frage: Was tat das Konzil für die Wiedervereinigung der getrennten Ostkirche? Das Konzil selbst beschäftigte sich mittelbar bei den Beratungen mit der Ostkirche, wobei die katholischen Prälaten der Ostkirche frei ihre Bedenken äußerten. Die 12. Generalkongregation bestellte am 19. Jänner 1870 eine Deputation für die Ostkirche und die Missionen mit 24 Mitgliedern. Das Schema der Kommission für die Ostkirche und die Missionen über die Riten wurde nicht mehr erörtert, obwohl es im Verzeichnis vom 22. Februar 1870 von der Zentralkommission zugelassen war[34]).

Der Vorschlag einiger französischer Bischöfe — darunter Felix Dupanloup von Orléans — an das Konzil im Jahre 1869 hat die Einigung der getrennten Ostkirche im Auge:

„1. Man erlasse keine neuen dogmatischen Definitionen, die voraussichtlich neue, größere Hindernisse für die Einigung als die früheren veranlassen könnten.

2. Man gestatte den Orientalen ihre Riten und vermeide klugerweise, was ihnen eine falsche Überzeugung oder Zweifel einflößen könnte, daß sie zur Annahme des lateinischen Ritus gezwungen würden, falls sie sich vereinigten.

3. Ebenso möge man in ihrer Disziplin alles dulden, was ohne Verletzung der göttlichen Gebote zu ertragen ist, insbesondere in bezug auf die alten Patriarchen und Metropoliten sowie die Wahl, die Bestätigung und die Rechte der Bischöfe.

4. Sollte man bei ihnen etwas wahrnehmen, was verbessert werden müßte, aber aufgeschoben werden könnte, so möge man darüber klugerweise schweigen und augenblicklich nur die Hauptsache, die Einheit beachten und zuversichtlich auf den Herrn hoffen, daß sie nach der Einigung aus Liebe zur Einheit und durch das Licht der Wahrheit dorthin geführt werden, daß sie freiwillig verbessern, was verbesserungswürdig wäre.

5. Da die Unwissenheit eine der Hauptursachen ist, weshalb sie im Schisma verstrickt bleiben und verhärtet sind, möge nichts unterbleiben, damit das Licht des wahren katholischen Glaubens leuchten möge. Dazu würde viel beitragen, wenn man in ihren Gegenden einige Klöster oder Kollegien frommer und gebildeter Männer gründen könnte, die sowohl eine griechische Lebensweise führen und griechisch beten als sich auch sämtlichen kirchlichen Studien gänzlich widmen würden, vor allem den griechischen, um durch Vorlesungen, Predigten und Schriften die wahre Lehre zu verbreiten und Schüler auszubilden.

6. Man möge in Rom einige ausgewählte, mit den griechischen Anliegen vertraute und erfahrene Männer, nicht bloß Lateiner, sondern auch Griechen, haben, um dem Heiligen Stuhl in allen die Griechen betreffenden Anliegen mit Rat zu dienen[35])."

Der Vorschlag sowie das in der Kommission für die Ostkirche und die Missionen erarbeitete Schema kamen nicht mehr zur Behandlung. Das

Vatikanische Konzil brach mit der Vertagung am 20. Oktober 1870 seine Arbeit ab. Die vorgebrachten Anliegen der Ostkirche fanden eine andere Erledigung. Am 1. Mai 1917 trat die Heilige Kongregation für die Ostkirche ins Leben. Am 15. Oktober 1917 nahm das Päpstliche Institut für die Orientalischen Studien seine Arbeit auf. Es verfügt über einen aus zwei Dutzend Gelehrten bestehenden Lehrkörper und bildet eine Fakultät; seine 80.000 Bände zählende Fachbibliothek stellt eine auserlesene Sammlung ostkirchlicher Theologie dar. Zweige der Ordensgemeinschaften übernahmen den östlichen Ritus und die ostkirchliche Arbeit. So sind die Voraussetzungen für die Arbeit des II. Vatikanischen Konzils nicht ungünstig. Die überspannten Erwartungen, das I. Vatikanische Konzil würde die Einigung mit der getrennten Ostkirche durchführen, beruhten auf falschen Voraussetzungen. Heute wird auch in der getrennten Ostkirche die Erkenntnis lebendig, daß eine vereinte Christenheit gegen den massiven Anprall des kämpferischen Neuheidentums und bei der christlichen Weltgestaltung mehr ausrichten könnte, als eine getrennte Christenheit tatsächlich erreicht. Zu diesem Ziel machte das I. Vatikanische Konzil einen mutigen Schritt. Seine Erfahrungen sind wertvoll. Das II. Vatikanische Konzil bildet eine Stufe zu diesem Ziel, dessen Schlußakt nur der göttlichen Vorsehung bekannt ist.

Literaturhinweis

C — Cecconi Eugenio, Storia del Concilio ecumenico Vaticano, Rom, I—II, 1873—1879.
G — Granderath Theodor S. J., Geschichte des Vatikanischen Konzils, Freiburg, I—III, 1903—1906.
I — Irénikon, Amay-sur-Meuse, 6 (1929).
M — Mansi Joannes Dominicus, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio, Arnhem-Leipzig, 49—50, 1923—1924.
V — Collectio Lacensis, Acta et Decreta sacrorum conciliorum recentiorum, Freiburg, VII Concilium Vaticanum 1890.

[1]) M — 49, 44			
[2]) M — 49, 55			
[3]) M — 49, 79			
[4]) M — 49, 96			
[5]) M — 49, 98, 105—108, 179—182;	C — Doc. 3, 6, 7 V — Doc. 9, 14, 15	I 324 f., 329—332 1017, 1025 f.	
[6]) M — 49, 231—238			
[7]) M — 49, 134—136			
[8]) M — 49, 151			
[9]) M — 49, 123, 154, 179			
[10]) M — 49, 179—182	C — Doc. 6, 7 V — Doc. 14, 15	I 329—332 1025 f.	
[11]) M — 49, 196 f.			
[12]) M — 49, 188 f.			
[13]) M — 49, 183—185			
[14]) M — 49, 190 f.			
[15]) M — 49, 200—202			
[16]) M — 49—50, 985—1172	C — Doc. 84	II 32—34	I 299
[17]) M — 49, 487—490			
[18])	C — Doc. 73, 74	II 3—5	
[18a])M — 49, 487—490, 500			
[19]) M — 50 (1161—1168)	V —	7—8	

[20])	C —	Doc. 75	II 6
	V —	Doc. 125	1111
	G —		I 305
[21])	C —	Doc. 77	II 9—11
	V —	Doc. 127	1111—1113
[22])	C —	Doc. 84, 87	II 32, 39
	V —	Doc. 137	1117
[23])	C —	Doc. 83	II 29—30
[24])	C —	Doc. 84—86, 111	II 91—93, 113—114
	V —	Doc. 161	1123
	C —	Doc. 109	II 75—78
[25])	V —	Doc. 159	1121—1122
	G —		I 318
[26])	C —	Doc. 102	II 61—62
	V —	Doc. 152,	1118—1120
[27])	C —	Doc. 107	II 71—72
	V —	Doc. 157,	1121
[28])	C —	Doc. 83, 201—205	II 30, 601—613
	V —	Doc. 133	1117
	G —		I 326 Anmerkung
[29])	G —		I 323—325
	I —		6 (1929) 659
[30])	C —	Doc. 77, 85, 86, 89	II 9—10, 35, 38, 41—42
	V —	Doc. 139, 144	1117—1118
[31])	V —	Doc. 139, 144, 147, 151,	1117—1118
	C —	Doc. 85, 86, 89, 94, 97, 101	II 35—38, 41 f. 50 ff. 56, 61
[32])	C —	Doc. 110, 115	II 79—83, 94—97
[33])	V —	Doc. 160, 1123	
	C —	Doc. 110	II 79—83
[34])	V —	719 f.	
	C —	Doc. 64	I 489
[35])	V —	846 f.	

Pastoralfragen

Taufe und Eheschließung. In einer religiösen Bekenntnisschule war ein Mädchen von einer katholischen Großmutter nach der Flucht aus dem Kriegsgebiet untergebracht worden. Das Mädchen war nach Aussage der Großmutter katholisch getauft. Taufschein war keiner vorhanden. Entweder war überhaupt in den Kriegswirren keiner ausgestellt worden oder er war verlorengegangen und später aus der Gegend hinter dem „Eisernen Vorhang" nicht mehr zu beschaffen. So galt das Mädchen eben als katholisch und machte in der Schule alle religiösen Übungen mit, auch den Sakramentenempfang (das ist Beichte und Kommunion), und wurde gegen Ende der Gymnasialjahre auch gefirmt. Nach der Matura verließ es die Anstalt, trat in ein Büro und verlobte sich mit 19 Jahren mit einem evangelischen Arzt, den es aus der Verwandtschaft mütterlicherseits kennengelernt hatte. Der Vater des Mädchens war ohne religiöses Bekenntnis, die Mutter evangelisch. Als die Mutter später auch glücklich aus der Zone des Schweigens hinter dem „Eisernen Vorhang" nach dem Westen entkommen war, sich mit ihrer Tochter getroffen hatte und durch deren bevorstehende Verehelichung die Sache mit dem Taufschein wieder aktuell wurde, wurde durch die Aussage der Mutter so viel klar, daß ihre Tochter entweder gar nicht getauft war oder, wenn dies schon der Fall war, dann wegen der evangelischen Umgebung evangelisch. Die Mutter war nach dem Wochenbett noch lange Monate bettlägerig im Spital gewesen und von ihrem Kinde durch die Kriegsereignisse getrennt worden; die noch rüstige Großmutter war damals mit dem Kinde geflohen.

Soweit der Kasus. Wie hatte nun der zuständige Pfarrer der Braut vor der Hochzeit die Sache zu klären und in Ordnung zu bringen? Der für die Trauung zuständige Brautpfarrer hat die Pflicht, von beiden Brautleuten einen Taufschein zu verlangen (c. 1021 § 1). Unter bestimmten Umständen kann es aber bei bekenntnisverschiedenen Ehen angezeigt sein, vom akatholischen Brautteil einen solchen nicht zu verlangen (vgl. Jone, Erkl. zu c. 1021 § 1). Jedenfalls aber muß sich der Pfarrer über die Taufe des katholischen Teiles vor dessen Zulassung zur Eheschließung Sicherheit verschaffen (vgl. c. 1070 § 2). Da im vorliegenden Falle wegen der durch den Krieg verursachten Hindernisse die Beibringung eines Taufscheines für die Braut jedenfalls unmöglich ist, so ist der Pfarrer auf die Aussagen von Zeugen und auf etwaige Indizien angewiesen. Als Zeugen kommen die evangelische Mutter und die katholische Großmutter der Braut in Betracht. Die Mutter stellt die Taufe ihrer Tochter als fraglich hin; sie ist jedenfalls nicht Augenzeugin des Taufaktes gewesen. Sie war, wie es heißt, nach dem Wochenbett noch lange Monate bettlägerig im Spital gewesen und von ihrem Kinde getrennt worden. Hätte sie die Taufe ihrer Tochter selbst gesehen, dann würde sie sich auch daran erinnern und darüber eine bestimmte Aussage machen können. Daß die Taufe ihres Kindes, wenn sie überhaupt im evangelischen Spital erfolgte, wegen der evangelischen Umgebung evangelisch gespendet wurde, ist wohl anzunehmen. Da die Tochter aber von frühester Kindheit an katholisch erzogen wurde und am Sakramentenempfang teilnahm, so war sie nie der Häresie zugehörig gewesen und brauchte daher nicht formell in die Kirche aufgenommen zu werden. Anders steht es aber mit der zweiten Zeugin, der katholischen Großmutter, die mit dem Kinde aus dem Kriegsgebiet geflohen war. Diese hat gesagt, daß das Mädchen katholisch getauft sei, und hat es in einer katholischen Bekenntnisschule untergebracht. Wenn man ihr Zeugnis als glaubwürdig annimmt, dann muß das im Spital nicht

getaufte Kind noch vor der Flucht im Kriegsgebiet getauft worden sein. Es müßte also die Zeugin das Kind zum dortigen katholischen Pfarrer zur Taufe getragen haben. Der von ihm ausgestellte Taufschein wäre dann auf der Flucht verlorengegangen. Wenn die Großmutter noch am Leben ist, dann muß sie der Brautpfarrer vorladen und über die Taufe ihrer Enkelin eidlich einvernehmen (vgl. c. 1791 § 2). Die Aussage der katholischen Frau als einziger Zeugin über die erfolgte Taufe ihrer Enkelin würde einen hinreichenden Beweis erbringen, da durch diesen Nachweis niemand benachteiligt würde (vgl. c. 779). Solches wäre nämlich der Fall, wenn die Gültigkeit einer Ehe, die hinsichtlich ihrer Form geprüft werden muß, vom Empfang der Taufe in katholischer Form abhängt (c. 1099 § 1 n. 1) und sich aus dieser Tatsache das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des Ehebandes ergibt. In einem solchen Falle genügt ein Zeuge allein im allgemeinen nicht. Es müßte der Nachweis der Taufe entweder aus dem Taufbuch erbracht werden oder durch die übereinstimmende, eidlich bekräftigte Aussage zweier einwandfreier Zeugen (c. 1791 § 2). Es wäre auch denkbar, daß die katholische Großmutter ihre Enkelin in der Eile vor der Flucht selbst notgetauft hat. Sie wußte ja nicht, ob ihr die Flucht gelingen und ob sie samt dem Kinde mit dem Leben davonkommen werde. In diesem Falle hätte sie nach der Flucht die Nottaufe dem zuständigen Pfarramt melden müssen, damit die Handlungen und Gebete, die bei der Spendung der Nottaufe ausgelassen wurden, baldmöglichst in der Pfarrkirche nachgeholt würden (c. 759 § 3). Die darüber vom Pfarramt ausgestellte amtliche Bescheinigung würde bei der Eheschließung der Enkelin genügen. Wenn das Mädchen noch vor der Flucht vom zuständigen Pfarrer getauft wurde, dann wurde wahrscheinlich auch eine Patin beigezogen. Wenn die Braut jetzt den Namen dieser Patin dem Brautpfarrer bekanntgeben kann, so bildet das auch ein Indiz dafür, daß sie katholisch getauft wurde. Wenn die katholische Großmutter der Braut aber nicht mehr am Leben ist, dann könnte der Brautpfarrer von der Leitung der Bekenntnisschule einen Bericht über die Aufnahme der Braut als Schülerin und die dabei gemachte Begründung des Ansuchens durch die Großmutter verlangen.

Wenn aber trotz eingehender Untersuchung die Zweifel über den Taufempfang der Braut nicht beseitigt werden können, dann muß sie bedingungsweise wiedergetauft werden. Ebenso soll sie, wenn es ohne große Schwierigkeit geschehen kann, bedingungsweise nochmals gefirmt werden (vgl. c. 1021 § 2).

Graz Univ.-Prof. Dr. Josef Trummer

Die Linzer Stadtmission

Pastorelle Ansätze — kritische Erwägungen — offene Fragen

Vor mehr als einem Jahr wurde in Linz, der aufstrebenden Industriestadt mit fast 200.000 Einwohnern, Mission gehalten; ihre Ergebnisse und Versuche sind schon geschildert worden[1]). Sie wollte Gebietsmission (Milieumission) sein, wie sie von der Österreichischen Missionskonferenz vertreten wird und bei V. Schurr systematisch

---

[1]) Dr. M. Lengauer: Die Linzer Stadtmission 1961, in: Theol-prakt. Quartalschrift, 109. Jg., 1961, Heft 4, Seite 315—321; Linzer Stadtmission, in: Orbis Catholicus, 16. Jg., Dez. 1961, Heft 3, Seite 99—102. — Auch Dr. Walter Suk: Was dürfen wir uns von einer Volksmission erwarten?, in: Der Seelsorger, 32. Jg., April 1962, Heft 4, Seite 179—184. — Neben den Erfahrungen der Linzer Stadtmission wurden auch, soweit bekannt, die Ergebnisse anderer Volksmissionen in Städten und Industriegebieten verwertet.

dargelegt ist[2]). Diesem Rückblick aus der Distanz von eineinhalb Jahren ginge es darum, kritisch zu prüfen, wo ausbauwürdige pastorelle Ansätze sich gezeigt haben und offene Fragen sind, wo weiche Stellen in Planung und Durchführung der Gebietsmission vorhanden zu sein scheinen. Man kann sich nicht des Eindruckes erwehren, daß die Volksmission dadurch gefährdet ist, daß zwar manche um diese weichen Stellen wissen — besonders die, die mit der Durchführung betraut sind —, daß aber vieles unausgesprochen bleibt, zu nicht geringem Schaden der Volksmission selbst[3]). Ja, es hat den Anschein, als ob am laufenden Band nach gleichem Rezept Volksmissionen gehalten werden, ohne sich die Zeit (und den Mut!) zu nehmen, kritisch zu prüfen, die oft scharfe Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit aufzuzeigen und — zumindest! — Modellfälle zu schaffen, an denen man Erfahrungen sammeln kann, um sie dann in größeren Räumen zu erproben.

So ergibt sich vorerst die wichtigste Frage: War die Linzer Stadtmission, sind die vielen Volksmissionen „auf dem Lande" Gebietsmissionen im richtigen und vollen Sinn des Wortes? Oder wird „Gebiet" im verkürzten Sinn verstanden, im nur-territorialen Sinn? Daß eben statt in einer Pfarre in mehreren, soziologisch zusammenhängenden Pfarren Mission gehalten (gepredigt!) wird. Der volle Sinn des Wortes „Gebiet" in seiner Verbindung mit „Mission" ist doch der, daß diese Mission in alle Lebensgebiete des modernen Menschen eindringen möchte.

Das wäre ja gerade das Neue und Entscheidende, daß nicht nur auf der Kanzel in der Kirche, sondern in den Lebensgebieten und Lebenszentren, im Milieu, in der Umwelt der Menschen, in ihren Lebenskreisen eine einheitliche große Aktion durchgeführt wird, um dieses Milieu christlich aufzulockern, eine Atmosphäre zu schaffen, die für den Christen und für den Menschen günstig ist, ihm bei seiner Entfaltung hilft und ihn nicht dabei hindert oder diese ganz unmöglich macht. Denn „das große Unheil sitzt im Milieu, weil der Mensch entscheidend von ihm abhängt. Darum muß das Milieu direktes Ziel der Seelsorge sein[4])". Im katholischen Raum ist man sich dieser Tatsache noch wenig bewußt. So konnte es geschehen, daß eine sogenannte Gebietsmission, die Pfarren zusammenschloß, die zum Einzugsgebiet eines Großbetriebes gehörten, im Verlauf der Vorbereitung der Mission überhaupt darauf vergessen hat, warum am Anfang der Missionsraum so gewählt wurde und nicht anders. Eine gezielte Einflußnahme auf das die Seelsorge dieses Gebietes wesentlich mitbestimmende betriebliche Geschehen unterblieb daher auch. In Linz wurde ein kleiner Ansatz zu dieser Milieumission in der sogenannten „Berufsständischen Vormission[5])" versucht. (Wobei die Gefahr eines Abschiebens in einen Vorraum der Mission, der eigentlich doch nicht ganz zur Haupt- und Predigtmission gehört, in diesem „Vor" miteingeschlossen sein könnte!)

---

[2]) Viktor Schurr: Seelsorge in einer neuen Welt, Zweiter Abschnitt: Die Gebietsmission, Otto-Müller-Verlag, Salzburg 1957, Seite 312—365. — Auch V. Schurr: Die kommende Seelsorge und Volksmission, in: Theologie der Gegenwart, 3. Jg., Heft 2, Frühjahr 1960, Seite 105—114.

[3]) Mögen daher die Erwägungen in diesem Sinne verstanden werden. Ein großer Gewinn wäre es schon, wenn das Thema „Volksmission — heute" als pastorelle Frage nicht mehr allein hinter den geschlossenen Türen der Missionskonferenzen, sondern im Gespräch mit Laien und Priestern aus den „stadt- und volksmissionierten" Gebieten erörtert würde.

[4]) Viktor Schurr: Konstruktive Seelsorge, Seelsorgeverlag, Freiburg/Br. 1962, Seite 72.

[5]) In dieser Vormission wandte man sich an bestimmte, vor allem einflußreiche Berufsgruppen (Medizin und Naturwissenschaft; Recht, Verwaltung und Politik; Schule und Erziehung; Wirtschaft und Technik; Kunst), aber auch an die Pendler, Krankenschwestern, Hausgehilfinnen, das Gaststättenpersonal; an die Schüler; an einige Industriebetriebe . . .

Große Fragen ergeben sich da: Kann eine vierzehntägige Stadtmission in diese Bereiche eindringen? Wie können Missionare, die im besten Fall den religionssoziologischen Bericht über ihre Pfarre und ihren Gesamt-Missionsraum gelesen haben (oft nur flüchtig!), diese (Milieu-) Mission halten? Müßten nicht schon lange Monate, ja Jahre vorher in den Städten zusätzliche Spezialmissionare eingesetzt werden, die als Helfer der Pfarren mit dem Aufbau von Laienaktivs in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens beginnen, die in mühevoller Kleinarbeit durch Hausbesuche und permanente Kontaktseelsorge die Vorbereitung schaffen, damit dann in der Hauptmissionszeit ein breiterer Einbruch gelingen kann? Für Linz erhebt sich die Frage: Was ist von diesen Bemühungen um die einzelnen Berufsgruppen geblieben? Gesinnungsänderung? Ansätze einer Zustandsänderung, d. h. organisierte missionarische Impulse in der Berufsgruppe selber? Wohl kaum! Ebenso war man bemüht, in das betriebliche Milieu vorzustoßen, die Kirche wieder am Arbeitsplatz und in der Arbeitsgruppe präsent zu machen. Gottesdienste und Predigten in betriebsinternen Räumen (Kantine, Hotelsaal) wurden abgehalten. Diese, wenn auch ungenügenden Veranstaltungen waren doch für die „Katholischen Werksgemeinschaften", die aus der Mission einen großen Impuls gezogen haben, von Bedeutung. Durch ihre zähe Nacharbeit konnte der geringe pastorelle Bodengewinn der Mission bisher stark erweitert und es konnten auch in manch anderen Betrieben katholische Werksaktivs gegründet werden.

Spürbarer Mangel herrscht an pastoralsoziologisch gebildeten, milieukundigen Missionaren, die Spezialisten, Fachleute, „Fachärzte" sind. (Etwa auf dem Gebiet der Betriebssoziologie, der sozialen Pädagogik usw. . . .)

Nicht, daß etwa die Schwierigkeiten bei den den meisten Priestern sehr fremden Bereichen des Technischen, Kaufmännischen und Betrieblichen begonnen hätten, nein, sie begannen schon in der Schule, für die nicht die notwendige Zahl an Kindermissionaren vorhanden war. Es wird wohl auch nicht möglich sein, daß man in der Großstadt so predigt wie in einer Landgemeinde. Auch die Rhetorik muß sich orientieren am Großstadtmilieu, in dem man vergeblich eine Begeisterung für die Mission sucht, wo die Missionare kein Mythos mehr umgibt. Eindruck und Erfolg entstehen durch überdurchschnittliche Leistung, und die wird wohl allein erworben durch dauernde Erfahrung und dauerndes Arbeiten in diesem Bereich.

Die Vorbereitung der Stadtmission. Gebietsmission braucht zur Vorbereitung und Durchführung religiöse Bestandsaufnahme, die aufzeigt, auf welche Weise die religiöse Praxis von der Umwelt beeinflußt wird, und umgekehrt, welche gestaltende Kraft die Religion in Familie, Betrieb, im wirtschaftlich-sozialen Raum, im kulturellen und im Freizeitraum hat[6]). Diese Berichte wurden im Falle der Linzer Stadtmission — und auch bei anderen Gebietsmissionen in der Diözese Linz und anderswo — in mühevoller Arbeit und mit nicht geringen Kosten erstellt, um die Pfarrseelsorge, das Apostolat der Laien und vor allem die Missionare selbst für eine zielgerichtete Arbeit zu informieren. Es muß die Frage gestellt werden, ob diese Berichte studiert, ausgewertet, die vielen Ansatzpunkte erkannt, die darin aufgezeigte Wirklichkeit für die Mission und für die pastorelle Praxis und Planung fruchtbar gemacht wurden? Diese religionssoziologischen Berichte durchleuchten ja unser religiöses Leben, weisen auf pastorelle Krankheitsherde hin, die Haupteinflußmächte werden sichtbar. Aus dieser religionssoziologischen Flugaufnahme des Missionsgebietes

[6]) Vgl. Bernhard Häring: Macht und Ohnmacht der Religion, Dritter Hauptteil, Otto-Müller-Verlag, Salzburg 1956, 2. Auflage.

wären die Ziele herauszulesen für eine gerichtete Mission selbst und für die Seelsorge in der Nachmissionszeit. Ob nicht diese Berichte in manchen Pfarren in einem Winkel der Kanzlei verstauben?

Die Unterscheidung zwischen Kernpfarre und Fernstehenden macht auf die religiöse Mischsituation des Kirchenvolkes aufmerksam. Es gibt keine Wunderwaffe des Apostolates, die alle auf einmal erreichen kann. Vor allem ist es kaum möglich, mit kirchlichen Mitteln unkirchlich Denkende zu erreichen, also mit Beichte, Kommunion, Predigt, Ablaß, Prozessionen die im Glauben Erkalteten, die Uninteressierten, die atheistischen „Christen", die Ungläubigen anzusprechen. Ein Instrumentarium moderner missionarisch-indirekter Mittel müßte entwickelt und versucht werden; diese Mittel des „informellen Apostolates" sind Produktionsumwege, sie erzeugen eine Schönwetterlage für die Kirche, machen sie interessant und anziehend, und, da bei vielen Menschen die religiösen Impulse nicht mehr direkt erweckt werden können, werden sie eine allmähliche Erneuerung der natürlichen Lebensgrundlagen, einen Aufbau der menschlichen Werte erreichen und so den Boden für die Gnade bereiten.

Dieses menschlich-gute Klima strebte in Linz die Aktion „Seid gut zueinander", die einige Wochen vor der Hauptmission gelaufen ist, an. In den Sonntagspredigten, in den Heimstunden der Männer und Frauen, der Katholischen Jugend, durch eine Großveranstaltung im Linzer Dom mit der Predigt des Pater Leppich sollte diese gute Atmosphäre für die Stadtmission erreicht werden. Dabei wurde aber kaum der „Schwellenwert" erzielt, um in das Bewußtsein des Menschen einzudringen. In diesem Zusammenhang ist die Linzer Stadtmissionszeitung zu nennen, die sich in Aufmachung und Form gekonnt zeigte, nicht religiöse Primitivschichten als Zielobjekt anvisierte (wie manche Predigt es tat), sondern den modernen Menschen der Großstadt. War es auch das Plakat, das jedem sagte: Es ist Mission! Vielleicht wurden Erinnerungen an die religiöse Kindheit geweckt, wurde das religiöse Unterbewußtsein angerührt Diese missionarische Vorfeldarbeit müßte bereits lange vor der Mission beginnen. Diese Vorfeldarbeit wird auch wissen, daß die Fernstehenden nicht zu praktizierenden Katholiken gemacht, nicht in einer formellen Gruppe organisiert werden können. Mit ihnen werden nach der Mission immer wieder Einzelkontakte gesucht werden müssen, Verbindung durch (auch informelle!) Veranstaltungen, wo sie sich nicht geniert fühlen, wo sie nicht auffallen, aber doch wieder in Berührung kommen mit der katholischen Kirche, mit ihrer Sicht des Lebens und ihren Lösungsvorschlägen. In besonderem Maß sind es die Häuser der „Offenen Tür" als Freizeitstätten und Freizeitzentren, die solche Kontaktmöglichkeiten geben[7]). Sie hätten die Funktion von religiösen Rasthäusern entlang der großen Autobahnen unserer industriellen Gesellschaft, in denen man einkehrt, wenn es einem gefällt, und die man wieder verläßt, wenn es einem gefällt. In ihnen ist Gelegenheit zu permanenter Kontaktseelsorge mit Fernstehenden und Suchenden. Auf diese Art der Seelsorge müßten aber wohl in besonderer Weise die Priester und Laien einer Großstadt ausgebildet werden, müßten die Theologen in den Pastoralvorlesungen („Fernstehendenpastoral") vorbereitet werden.

Für die genannte Schwierigkeit und Schichtung unter den Katholiken in lebendige Katholiken und Fernstehende hat sich ein gewisses Routinewort eingebürgert. Man

[7]) Auf die Notwendigkeit und Wichtigkeit solcher Freizeitzentren weist hin H. Loduchowski: Die moderne Jugend und die Freizeit, in: Jugend und Kirche in neuer Begegnung (Referate der Weihnachts-Seelsorgertagung 1962), Seite 81.

sagt: Es müssen die aktiven Katholiken apostolisch gemacht werden, diese erreichen dann wiederum die Fernstehenden. Trifft dies aber zu? Kaum wird das erreicht werden können bei den „Vielen"; auch darf man sich nicht der Hoffnung hingeben, daß dieser Apostolatsprozeß automatisch erfolgen wird. Zielführend wird die mühevolle Kleinarbeit des Aufbaues von Zellen und Gruppen unter der breiten und differenzierten Schicht der Fernstehenden sein; unterstützen können andere Veranstaltungen und Aktionen. Der Erweckung und Ausbildung solcher Laienmissionare wurde bei der Linzer Mission große Aufmerksamkeit geschenkt, im Wissen darum, daß gute Bekehrungsbewegungen nur in Zusammenarbeit mit dem Laienapostolat getan werden können, denn die „kommende Geschichte der Kirche in ihrer Wirkung auf die Welt wird von den Laien gestaltet werden oder sie wird überhaupt nicht gestaltet[8])". Diese entscheidende Voraussetzung sei noch einmal unterstrichen durch ein Wort von Viktor Schurr: „Die zukünftige Kraft der Weltdurchdringung ist nicht mehr das sacrum imperium, sondern der Laie![9])" Diesen Männern und Frauen, Burschen und Mädchen der Kernpfarre wurde das große Ziel des Wohnviertelapostolates vor Augen gestellt, mit dessen Hilfe auch in der unübersichtlichen Großpfarre, dort, wo der Pfarrer die Seinen nicht mehr kennen kann, das pastorelle Grundgesetz unseres Herrn: „Ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich" (Joh. 10, 14), verwirklicht werden könnte[10]). 18 Monate nach der Mission ist nun zu überprüfen, ob dieses Ziel in etwa erreicht worden ist, ob die aufgebauten Kader sich nicht wieder verloren haben, nicht eingerostet sind. Vielleicht besteht auch die Gefahr, daß diese in der Zeit der Mission lebendigen Gruppen nun eingesetzt wurden zu unattraktiven (Hilfs-) Arbeiten der Pfarre, zu einem Dienst (?), den gerade die lebendigen und fähigen Männer, Frauen und Jugendlichen mit der Zeit aufkünden.

Nicht nur religiöse, auch soziale und altersständische Mischsituation. Das soziale Leben differenziert sich immer mehr, das ist eine Tatsache, mag dies die Seelsorge bedauern oder nicht. Diese Aufgliederung ist zur Kenntnis zu nehmen, man hat ihr gerecht zu werden. Manche — Priester und Laien — wiegen sich noch in der Utopie des einen Pfarrvolkes. In einer Großstadtpfarre (aber nicht nur in der Stadt, sondern in fast allen Pfarren) gibt es mehrere Schichten und Gruppen, die Einheit des Pfarrvolkes ist auf zweiter Ebene zu suchen und in partnerschaftlicher Zusammenarbeit. Eine Pfarrfamilie im patriarchalischen Sinn gibt es ebenfalls nicht mehr.

Bei der Überprüfung und Beurteilung der Linzer Stadtmission ergibt sich nun fast zwingend der Schluß, in Zukunft dieser Aufgliederung durch eine kategorielle, schichtenspezifische Mission gerecht zu werden; eine Mission also, die eine bestimmte soziale oder altersständische Gruppe anspricht, etwa den Mittelstand, die Arbeiter, die Unternehmer usw.; besonders gefährdete Berufsgruppen wie das Gaststättenpersonal, die Jugend ... Auch hier werden wieder Missionare gebraucht, die Erfahrungen innerhalb dieser Gruppe, dieser Schicht gesammelt haben, die daher die gleiche Sprache sprechen, die Nöte kennen, um die Blockierungen vom beruflichen Leben her wissen und denen die milieutypischen Gefährdungen bekannt sind.

Als ein Versuch einer solchen kategoriellen Mission sind die religiösen Schulwochen anzusprechen, die in zwei Linzer Mittelschulen mit ausgezeichnetem Erfolg von

---

[8]) J. Meurers, in: Civitas, 1956, S. 187.
[9]) In: Konstruktive Seelsorge, S. 79.
[10]) Diesen Grundsatz als Maßstab übernimmt das Tridentinum, wenn es formuliert: qui (parochus) eas (oves) cognoscere valeat. Vgl. Heinrich Swoboda: Großstadtseelsorge, 1909, S. 318.

Patres S. J. gehalten worden sind, die schon jahrelang (!) diese Tätigkeit ausüben. Hier waren das Lebensgebiet, die Schule, und die Mission in- und miteinander verbunden; die Mission wurde in der Schule abgehalten. Diskussions- und Aussprachenachmittage gaben christliche Lösungsvorschläge auf Lebensfragen der Mittelschüler. Eine zweite Initiative, das Apostolat unter den Pendlern, war ebenfalls fruchtbar und wurde durch die Anstellung eines hauptamtlichen Pendlersekretärs gesichert.

Die Stadtmission Linz (wie auch die in München und in anderen Städten) stellte fest, daß die Jugend unterproportional vertreten war. Wenn ein herausforderndes Wort gesagt werden darf: die Jugend hatte recht, denn diese Mission — im großen und ganzen genommen — war nicht für sie. War kaum für die kleine Zahl der organisierten katholischen Jugend, war überhaupt nicht für die fernstehenden Jugendlichen. Auch hier sind andere Mittel, andere Methoden nötig: Erst Priester und Laien, die die schwierige Lage der Jugend kennen und studiert haben, werden Wege zum Ohr und zum Herzen der Jugend finden.

Diese schichtenspezifische Mission, die also bestimmte soziale, natur- und altersständische Gruppen anvisiert (die Mittelschuljugend, die Arbeiterjugend, die Pendlergruppen, die Rentner, die Techniker, die Kaufleute), könnte man als eine vertikale Mission bezeichnen, wobei nicht in jeder Pfarre, sondern überpfarrlich diese Veranstaltungen abzuhalten wären, zum Beispiel nur eine auf die Jugend der Stadt ausgerichtete „Jugendmission"; besser noch unter einem anderen, zügigeren Namen. So wäre ein Weg möglich von der „All-round-Mission", von der religiösen Woche „im Riesenformat" zur speziellen Mission. Die bereits unscharfe, lichtschwache Missionsoptik wird ausgewechselt zugunsten einer schärferen, die zwar kleinere Bilder gibt, aber dafür besser durchzeichnet und besseres Licht hat. Diese vertikalen Teilmissionen, die den pluralistischen Charakter unserer Gesellschaft ernstnehmen, könnten dann einmünden und ihren Abschluß und ihre Überhöhung finden in kirchlichen und außerkirchlichen Veranstaltungen, von denen einige als Großveranstaltungen auf den Massencharakter unserer Gesellschaft Bezug nehmen. Eine zweite Stoßrichtung würde den Raster der Stadtmission ergänzen; diese ist nicht auf Personengruppen, sondern auf Sachgebiete gerichtet, zum Beispiel auf die Presse einer Stadt, auf das Film- und Rundfunkwesen, auf die Freizeitgestaltung, den politischen und gewerkschaftlichen Bereich usw. Wieder ist eine konkrete Zielsetzung wesentlich, wieder werden Laienaktivs aufgebaut, Aufgaben delegiert, Verantwortungen übertragen werden müssen.

Gebietsmission ist Gemeinschaftswerk zwischen Priester und Laien, zwischen Missionar und Pfarrklerus. Es war eine schmerzliche Erfahrung, daß diese notwendige pastorelle Kooperation den Priestern nicht leichtfällt. War die Vorbereitung der Mission ein festes äußeres Band, das noch einigermaßen zusammenschloß, so zerfiel dieser Zusammenhalt mit dem Ende der Mission. Die Stadt, die sich massiv als soziologische und kommunale Einheit repräsentiert, zerfiel wieder in pfarrliche Eigenbetriebe, die Großstadtseelsorge löste sich wieder in Seelsorgsdörfer auf. Unsere Stadtseelsorge scheint noch viel zuwenig erkannt zu haben, daß jede Stadtpfarre nur ein Glied ist, daß keine Pfarre für sich allein überleben kann, sich nicht isolieren kann, sondern an dem der Stadt gemeinsamen religiösen Status „kommuniziert". Ein klares pastorelles Zentrum[11]) scheint nicht nur als Frucht einer Stadtmission wünschenswert,

[11]) Die Bedeutung des Dekanates als Seelsorgeraum, als Treffpunkt der Seelsorger und Laien, sein Führungsamt zwischen Diözese und Pfarre stellt das 6. Heft (13. Jahr, 1962) von „Lebendige Seelsorge" heraus.

sondern ist ihre Voraussetzung. Mit dem Mangel an Bereitschaft zur Solidarität nach außen scheint der Mangel verbunden, innerhalb der Pfarre eine echte Mitarbeiter-Gemeinschaft aufzubauen. Es ist schwierig, zwischen Pfarrer und Kaplan, zwischen Priester und Laien dieses Teamwork, diese vertrauensvolle Verbindung zu schaffen. Aber Verantwortung innerhalb der Pfarre muß verteilt werden. Scheint doch so der Grundsatz der Solidarität und der geteilten Verantwortung (Subsidiarität) in die Pastoral übersetzt. Diese Zusammenarbeit im Apostolat würde die Nacharbeit wesentlich erleichtern, die von V. Schurr[12]) als das Königsproblem hingestellt wird; er fordert, daß in jeder Diözese eine missionarische Mannschaft aufgestellt werde, die für die Verwirklichung der Ziele der Gebietsmission zu sorgen hat. Die Gebietsmission, die nur eine Phase der missionarischen Seelsorge sein will, würde hineingenommen werden in die „ordentliche" Pfarrseelsorge, die davon einen großen Elan, einen neuen Stil erhielte. Die Mission bliebe vor der Gefahr der „Nur-Predigt", der „Nur-Kirchenmission" gerettet, auch dadurch, daß sie sich Ziele, innerkirchliche und solche außerhalb des Kirchenraumes, mitten in den zentralen Lebensgebieten der Menschen von heute, setzt. Zur Erreichung und Absicherung dieser Ziele müßten Institutionen gegründet werden. Mit Recht wird darauf hingewiesen[13]), daß auch früher gegen unheilige Entwicklungen in der Gesellschaft Dauereinrichtungen geschaffen wurden: Priesterseminare, Pastoralkonferenzen, Marianische Kongregationen, religiöse Standesvereine, karitative Großwerke usw. Diese Institutionen, zusammen mit den zu gründenden Laienaktivs, würden in die Milieus entscheidend — zumindest demonstrativ — eingreifen. Auch psychologisch gesehen brauchen wir ein großes Werk, das aus den großen Anstrengungen der Stadtmission hervorwächst. Die Menschen, auch die Priester, wollen nachher wissen: Das ist die Frucht der Mission neben den vielen Wirkungen der Gnade, die im Verborgenen ihr Werk tun. In unserem Fall war es die Aufnahme des Pendlerapostolates, der verstärkten Arbeit im Betrieb, die Einrichtung der „Katholischen Werksgemeinschaften". Aber es muß hinzugefügt werden, daß diese Ziele nicht aus dem Missionsraum selbst herauswuchsen, sondern von außen herangetragen wurden. So entstünde eine große Einheit und Verbindung zwischen den Zielen der Gebietsmission und der missionarischen Seelsorge nachher. So würden die Stadtmissionen zu großen Bewegungen, die die vielen Impulse und Anregungen brennpunktartig zusammenfassen und der Seelsorge und dem Apostolat die große Schubkraft verleihen, um die pastorellen Schallmauern immer wieder durchbrechen zu können.

Wenn man die Stadtmission von Linz überschaut, in der sich das Institut der Volksmission (can. 1349) widerspiegelt, so darf von einer „Volksmission am Scheideweg" gesprochen werden. Die eine Richtung: Mission in der Art von — wie schon gesagt — religiöser Woche in Breitwandformat, mit großem Aufgebot und Einsatz von Mitteln, aber trotzdem nicht ausgehend von der neuen Situation, den neuen Gegebenheiten, vom neuen Lebensrhythmus der Menschen. Ergebnis: alle zehn Jahre eine große religiöse Anstrengung, die aber mehr oder minder unverbunden mit der „anderen" Seelsorge bleibt und kaum neue Inspirationen bringt. Die andere Möglichkeit: echte (Lebens-) Gebietsmission, vorstoßend in die Zentren des modernen Lebens. Das Laienapostolat, die Zusammenarbeit zwischen Priester und Laien werden ernst genommen. Die Seelsorge von der Hand in den Mund wird immer mehr abgelöst durch

---

[12]) In: Konstruktive Seelsorge, Seite 48.
[13]) Viktor Schurr: Seelsorge in einer neuen Welt, S. 323.

die Pastoral der Planung, die sich auf lange Zeiträume — von Mission zu Mission — erstreckt und deren Voraussetzung das Wissen ist, daß man nur in Gemeinschaft — heute Apostolat — betreiben kann. Die eine Mission ist (an sich) schon tot, es lebe die Mission!

Linz a. d. D. Dr. Walter Suk

Mitteilungen

Wichtige Lehren der Prozeßakten der hl. Jeanne d'Arc

Im November 1961 erschien im Deutschen Taschenbuch-Verlag (dtv) ein inhaltsreiches Bändchen von 232 Seiten: „Der Prozeß Jeanne d'Arc. Akten und Protokolle. 1431 . 1456". Wer das Buch aufmerksam durchliest, wird finden, daß die wirkliche Geschichte der „Jungfrau von Orleans" unvergleichlich dramatischer und tragischer ist als das bekannte Drama Schillers vom Jahre 1801. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hat der irisch-englische Skeptiker Bernard Shaw in seiner dramatischen Chronik „Die heilige Johanna" denselben Stoff mit größerer historischer Treue behandelt, wenn auch mit der völlig verfehlten Interpretation, Johanna sei eine echte protestantische Heilige; aber auch er bleibt hinter der wirklichen Dramatik dieses Lebens weit zurück.

Im folgenden seien dem Leser einige Gedanken dargeboten, die die Lesung jener Dokumente im Schreiber dieser Zeilen ausgelöst hat.

I. Das Prophetentum in der Kirche

Seinen christusgläubigen Zeitgenossen in Ephesus schreibt der Völkerapostel Paulus: „Ihr seid aufgebaut auf dem Fundament der Apostel und Propheten" (Eph 2, 20). Unter „Propheten" sind hier aber nicht die alttestamentlichen Männer dieses Namens gemeint, ein Isaias, Jeremias usw., sondern neutestamentliche Charismatiker, die sich den amtlichen Verkündern der Frohbotschaft, den „Aposteln", von Zeit zu Zeit nach Gottes Willen hinzugesellen. Daher schreibt Paulus einige Zeilen weiter: „In anderen Zeiten ward das Geheimnis Christi nicht so kundgemacht, wie es jetzt(!) durch den Geist seinen heiligen Aposteln und Propheten geoffenbart wurde" (Eph 3, 5).

Thomas von Aquin schreibt in seiner Summa theologica (II-II, 174, 6 ad 3): „Zu jeder Zeit hat es Menschen mit prophetischer Begabung gegeben. Zwar sollten sie keine neue Glaubenslehre verkünden, sondern Weisungen für das menschliche Verhalten geben." Er beruft sich dafür auf Augustinus, der in seinem Gottesstaat (5. Buch, 26. Kap.; PL 41, 172) folgendes erzählt. Bevor sein Zeitgenosse, Kaiser Theodosius, gegen den Usurpator Maximus zu Felde zog, wandte er sich an den Einsiedler Johannes in der Thebais Ägyptens, der im Rufe stand, die Prophetengabe zu besitzen. Dieser gab ihm die Zusicherung, er werde im Kampfe Sieger bleiben. Also nicht nur zur Zeit Samuels (1 Sam 9, 6 ff.) gab es so etwas wie ein „übernatürliches Auskunftsbüro"!

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erweckte Gott in Frankreich einen weiblichen „Propheten" ganz eigener Art. Jeanne d'Arc, la Pucelle (vom spät-

lateinischen „pulicella“ = Mädchen, Jungfrau), die Tochter eines wohlhabenden lothringischen Bauern in Domremy, Diözese Toul, geboren am Dreikönigsfeste 1412, des Lesens und Schreibens nicht kundig, erhielt seit ihrem 13. Jahr häufigen Besuch von Himmelsbewohnern, namentlich von den Heiligen Michael, Katharina und Margareta. Ihre anfängliche Furcht und Unsicherheit machte bald der vollen Gewißheit Platz, diese Erscheinungen und „Stimmen“ seien ihr tatsächlich von Gott gesandt, obgleich sie niemals darüber mit ihren Eltern oder einem Geistlichen sprach. Wie die Jungfrau Maria in Nazareth ganz sicher war, der Engel Gabriel sei ein Gottesbote, dem sie unbedingten Glauben schulde, so war es auch bei Johanna. Später beim Verhör verglich sie sogar ihre subjektive Gewißheit mit ihrem festen Glauben an das Mysterium der Welterlösung.

Der Jesuitenpater Max Pribilla schreibt in den „Stimmen der Zeit“ (110. Bd., 1925/26, S. 252) in einem gehaltvollen polemischen Artikel gegen Bernard Shaw: „Die Jungfrau von Orleans eine protestantische Heilige?“: „Durch die Stiftung der Kirche hat sich Gott nicht der Möglichkeit oder des Rechtes beraubt, unmittelbar zu den Seelen zu sprechen und ihnen seine Weisungen zu geben. Eine solche unmittelbare Offenbarung Gottes ist für die begnadete Person (diese Einschränkung ist wohl zu beachten!) einfachhin verpflichtend und in ihrer Gültigkeit weder an die vorherige Erlaubnis noch an die nachfolgende Bestätigung der Kirche gebunden.“ Nebenbei bemerkt: das uns heute so geläufige Wort „Privatoffenbarung“ ist in den Prozeßakten Johannas nicht zu finden. Wann mag es in der theologischen Literatur aufgekommen sein?

Und welches ist der Inhalt der dem lothringischen Mädchen zuteil gewordenen Offenbarungen? Auffallenderweise ein Politikum. Sie soll bewirken, daß der „Hundertjährige Krieg“, der seit 1339 das schöne Frankreich verwüstet und entzweit, zuungunsten Englands und zugunsten Karls VII., des Sohnes Karls VI. (1392—1422) und der Isabella (Isabeau) von Bayern entschieden werde. Tatsächlich gelingt es Johanna, im Jahre 1429 zu Karl VII. nach Chinon, 46 Kilometer südwestlich von Tours, zu kommen. Ihre dreiwöchige Prüfung durch Geistliche in Poitiers, deren Akten bisher nicht aufgefunden wurden, hat ein positives Ergebnis, und die nachfolgenden Ereignisse bestätigen ihre Worte. In wenigen Tagen befreit sie das seit sieben Monaten von den Engländern belagerte Orleans an der Loire, den Schlüssel Südfrankreichs, säubert weite Landstriche vom Feinde und führt den „Dauphin“ an die historische Stätte der Königskrönung im Norden, nach Reims. Hier setzt der Kanzler des Königreichs, der Reimser Erzbischof Reignault de Chartres, am 17. Juli 1429 Karl VII. die Krone auf und salbt ihn zum einzigen rechtmäßigen König des Frankenreiches.

Aber nun schien das Glück die Pucelle verlassen zu haben. Ein am 7. September 1429 unternommener Angriff auf Paris mißlang vollständig, und im Mai 1430 geriet sie bei einem Ausfall aus Compiègne in die Gefangenschaft der Gegner Karls VII., der Burgunder, und zwar, wie es scheint, im Gebiete der Diözese Beauvais; wenigstens begründete deren Bischof Pierre Cauchon damit später seine richterliche Zuständigkeit. Die Burgunder lieferten die Gefangene an die Engländer aus, und Cauchon, ein erbitterter Gegner Karls VII. und der Pucelle, vor deren siegreichem Vordringen er aus seiner Residenz hatte fliehen müssen, zahlte den Engländern 1000 Taler, um Johanna vor sein geistliches Gericht ziehen zu dürfen, aber ohne daß die Gefangene aus dem harten weltlichen Gefängnis in das kirchliche überführt wurde.

Die Gerichtsverhandlungen fanden mit Erlaubnis des Domkapitels in Rouen statt, denn der erzbischöfliche Stuhl war damals verwaist. Vom 21. Februar 1431 bis zum 13. März leitete Cauchon allein die vielen Verhöre, umgeben von zahlreichen Beisitzern; dann trat der stellvertretende Inquisitor, Jean le Maistre, an seine Seite. Am Donnerstag nach Pfingsten, 24. Mai, leistete das gequälte Kind einen Widerruf, der schwerlich ein wirklicher freier Akt war, nahm ihn aber alsbald zurück und wurde am Dienstag nach Dreifaltigkeit endgültig als „rückfällige Ketzerin" zum Tode verurteilt, um am folgenden Tage, also am Tage vor Fronleichnam, 30. Mai, dem weltlichen Richter übergeben zu werden und ihr junges Leben auf dem Scheiterhaufen zu beenden. Bis zum Verscheiden ward sie nicht müde, „Jesus! Jesus!" zu rufen. Ihr Herz und andere innere Organe blieben in den Flammen unversehrt, wurden aber trotzdem mit ihrer Asche in die Seine geworfen.

Zunächst nahm sich niemand der ungerecht Verurteilten an, weder der König noch ein Vertreter der Kirche. Erst als Karl VII. Ende 1449 siegreich in Rouen eingezogen war, beauftragte er am 15. 2. 1450 Guillaume Bouillé mit der Überprüfung des Schandprozesses. So wurden schon in diesem Jahre sehr wertvolle Zeugnisse gesammelt. Seit 1452 nahmen sich auch Vertreter der Kirche der Sache an, nämlich der Legat Nikolaus' V. in Frankreich, Kardinal Guillaume d'Estouteville, und der Inquisitor Jean Bréhal O. P., und so kam es zu neuen Vernehmungen. Endlich verfügte der neue Papst Kalixt III. bald nach seiner Wahl, am 11. Juni 1455, die Eröffnung eines formellen Rehabilitationsprozesses, der im folgenden Jahre mit Gründlichkeit in Domremy, Orleans, Paris und Rouen geführt wurde und am 7. Juli 1456 mit einer vollen Ehrenrettung Johannas endete. Viereinhalb Jahrhunderte später wurden ihr dann die höchsten Ehren erteilt, die ein Sterblicher hienieden erwarten kann; der heilige Pius X. nahm sie am 11. April 1909 in die Zahl der Seligen und Benedikt XV. am 16. Mai 1920 in die der Heiligen auf. Prophetenlos! Im Erdenleben anfängliche Triumphe und dann entsetzliche Leiden und Verdemütigungen, nachher aber Glorie und Herrlichkeit. Per crucem ad lucem!

Das Prophetentum stirbt in der Kirche nicht aus, aber neben dem echten gibt es bekanntlich auch ein falsches. Daher die Mahnung des Liebesjüngers: „Geliebte, traut nicht jedem Geiste, sondern prüft die Geister, ob sie aus Gott sind" (1 Joh 4, 1). Jeder von uns Priestern kann plötzlich mit Dingen zu tun bekommen, die aus dem gewohnten Rahmen heraustreten. Da gilt das Wort Pribillas: „So wichtig es ist, den falschen Propheten zu wehren, noch wichtiger ist es, den wahren Propheten nicht den Weg zu verlegen" (S. 259). Aber in dieser Hinsicht hat das Tribunal von Rouen leider völlig versagt.

II. Das Verhalten der Geistlichkeit im Falle der Pucelle

Die Akten der Untersuchung von Poitiers (1429) sind verschollen, dagegen konnte Jules Quicherat ganze fünf Bände mit den Prozeßakten der Verurteilung und der Rehabilitierung der Johanna d'Arc füllen (Paris 1841—1849). Zwar ist die Zuverlässigkeit dieser Akten nicht immer über jeden Zweifel erhaben, besonders hinsichtlich des Widerrufs vom 24. Mai 1431, aber alles in allem sind wir doch über Leben und Sterben der heiligen Johanna dokumentarisch auffallend gut informiert.

Was uns Priester bei dem Prozeß von Rouen besonders peinlich berührt, ist die unsagbar traurige Rolle, die dabei der Klerus spielte, und zwar jener Teil des französischen Klerus, der im Herrschaftsbereich Englands lebte und sich in dessen Gunst

sonnte. Die erbärmlichsten Figuren sind der Hauptrichter, Bischof Cauchon, und der Glaubensanwalt (Promotor), Jean d'Estivet. Jener starb plötzlich, als er sich eben den Bart scheren ließ (er war damals Bischof von Lisieux, jetzt in der ganzen Welt bekannt durch die Kleine heilige Theresia); die Leiche des Hauptanklägers wurde im Oktober 1438 in einer Kloake bei Rouen entdeckt. Aber auch so viele Universitätsprofessoren, Doktoren oder Lizenziaten der Theologie oder des kanonischen Rechts haben sich als Beisitzer oder Sachverständige dieses Gerichts mit Schmach bedeckt.

Es seien wenigstens drei Dinge hervorgehoben. 1. Bei diesen gebildeten Geistlichen ist vor allem empörend der sophistische Mißbrauch des Kirchenbegriffs; denn ihre Beweisführung gipfelt in dem Syllogismus: Jeanne, la Pucelle, Ihr müßt Euch nicht nur der triumphierenden Kirche des Himmels, mit der Ihr so regen Verkehr zu haben vorgebt, sondern auch der streitenden Kirche hier auf Erden völlig unterwerfen. Nun aber, im vorliegenden Falle, sind wir diese streitende Kirche und wir erklären Eure Offenbarungen und Erscheinungen und mystischen Erlebnisse als Illusionen und Teufelswerk. Folglich müßt auch Ihr als katholische Christin darüber genauso urteilen, und da Ihr das nicht tut, seid Ihr eine Ketzerin und werdet als solche dem weltlichen Richter übergeben und bei lebendigem Leibe verbrannt.

Dieser sophistische Syllogismus findet sich nicht mit den gleichen Worten in den Prozeßakten, ist aber der Sache nach mehrfach dort ausgesprochen. So wird am 24. Mai Johanna auf dem Friedhof der Abtei Saint-Ouen (St. Audoënus) in Rouen in Gegenwart des gesamten Richterkollegiums und einer großen Menschenmenge neuerdings von dem Geistlichen Guillaume Erard ermahnt: „Johanna, hier sind Eure Richter, die Euch zu wiederholten Malen aufgefordert und gebeten haben, Euch unserer heiligen Mutter, der Kirche, zu unterwerfen; die Euch entdeckt und offenbar gemacht haben, daß in Euren Worten und Werken viele Dinge sind, die gemäß der Meinung der Geistlichen unhaltbar und irrgläubig sind . . . Wollt Ihr Eure Worte und Werke, die verworfen sind, widerrufen?"

Johanna: „Ich überlasse es Gott und der Entscheidung unseres Heiligen Vaters, des Papstes." — Erard: „Aber das genügt nicht! Man kann nicht unseren Heiligen Vater von so weit herholen! Auch die Bischöfe sind zuständige Richter, jeder in seiner Diözese. Ihr müßt es der Entscheidung unserer heiligen Mutter, der Kirche (sic!), überlassen. Ihr müßt befolgen, was die Geistlichen und die Gelehrten sagen und über Eure Worte und Werke beschlossen haben." Nicht umsonst spricht der Jesuit Pribilla von „empörender Niedertracht dieser Verhöre" (S. 249). Dieses geistliche Lokalgericht von sehr zweifelhafter Kompetenz identifiziert sich immer wieder mit „unserer heiligen Mutter, der Kirche". Wie klingt das so salbungsvoll! Und eine Berufung an den Papst läßt es gar nicht zu.

Am 20. Februar jenes Jahres, also gerade vor Beginn des Prozesses, war Papst Martin V. gestorben und hatte bereits am 3. März in Eugen IV. einen würdigen Nachfolger erhalten. Hätte man ihm Johanna vorgeführt oder ihm wenigstens das Dossier ihres Prozesses unterbreitet, dann hätte es geschehen können, daß auch er die Echtheit ihrer übernatürlichen Sendung nicht anerkannte. Johanna hätte wahrscheinlich trotzdem daran innerlich festgehalten, weil sie ihr evident war, aber äußerlich sich demütig unterworfen.

2. Das verwerfende Urteil des Papstes über ein sicher nicht „dogmatisches Factum" wäre nicht unfehlbar und könnte daher nicht das schwere Glaubensdelikt der Häresie zur Folge haben. Noch viel weniger war das verwerfende Urteil des Tribunals von Rouen unfehlbar, und doch leitete es vor allem daraus das Ketzertum

Johannas her. Wie tief können doch auch gebildete Theologen sinken! Als Johanna in langem Gewande zum Scheiterhaufen geführt wurde, trug sie auf dem Haupte eine Mitra mit der Inschrift: „Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, Götzendienerin"! Ketzer wird man aber erst, wenn man ein Dogma hartnäckig leugnet oder bezweifelt, und das hat die Pucelle nie getan. Gerade auf diesem Gebiete ist eine klare Terminologie unbedingt notwendig.

3. Empörend ist endlich, mit welchem Leichtsinn diese Theologen einer Analphabetin von 19 Jahren allerhand Todsünden vorhalten, vor allem das Tragen von Beinkleidern nach Art der Männer und eines Bubikopfes. Auch wenn diese studierten Herren der Behauptung Johannas, die himmlischen „Stimmen" hätten ihr das befohlen, den Glauben verweigerten, dann mußten sie doch den tieferen Grund dieses Vorgehens erkennen: Das unschuldige Mädchen, das zwischen rohen Soldaten und noch roheren Gefängniswächtern leben mußte, wollte auf diese Weise seine jungfräuliche Unversehrtheit besser schützen und die Begierlichkeit dieser Männer weniger reizen. In der Tat hat eine durch Frauen kurz vor ihrem Tode erfolgte Untersuchung ergeben, daß sie nie vergewaltigt wurde.

Dr. theol. Jean Toutmouillé O. P. aus Rouen sagte am 1. März 1450 aus, sein Mitbruder Martin Ladvenu sei am Todestage zu Johanna gekommen, um ihr mitzuteilen, sie werde an diesem Tage den Scheiterhaufen besteigen müssen, und um ihre letzte Beichte entgegenzunehmen. Da schrie das arme Kind: „O Gott, verfährt man so schrecklich und grausam mit mir! Muß denn mein reiner Leib, der nie geschändet, nie entstellt wurde, heute verbrannt werden, in Asche verwandelt? Oh, ich wäre lieber siebenmal enthauptet worden als so verbrannt! Wehe! Wäre ich in einem kirchlichen Gefängnis gewesen und von Männern der Kirche bewacht und nicht von meinen Feinden, es wäre mir nicht so furchtbar ergangen! Oh, ich rufe zu Gott, dem großen Richter; man tut mir ungeheuerliches Unrecht an." Noch während sie so klagte, kam Bischof Cauchon, und sie rief ihm zu: „Bischof, ich sterbe durch Euch!" Nach Bonifaz VIII. kann die Kirche in die weltliche Politik nur eingreifen „ratione peccati" (Denzinger Nr. 468, Anm.). Gilt derselbe Grundsatz nicht auch von der Kleidung, wenigstens der Laien? Es gibt ja Völker, wo die Männer Röcke und die Frauen Hosen tragen. Warum also von der Männerkleidung Johannas so viel Aufhebens machen?

Diese Kleriker mit hohen Titeln haben die Analphabetin verachtet und zum Feuertode verurteilt; aber hier hat sich wieder einmal Christi Wort bewährt: „So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte" (Mt 20, 16). Die unwissende Johanna, die nie eine Schule besucht und nur von der Mutter die nötigsten Katechismuswahrheiten und Gebete gelernt hatte, glänzt als Heilige am Firmament der Kirche; aber ein Bischof Cauchon, ein Promotor d'Estivet und ihre Helfer sind mit ewiger Schande bedeckt.

„Das Leben Johannas ist ein erneuter Beweis für die alte christliche Wahrheit, daß Gott das Schwache erwählt, um das Starke zu beschämen. Es ergibt sich daraus die für das praktische Leben so wichtige Mahnung, vor jeder einzelnen Seele Ehrfurcht zu haben. Es kann auch heute noch ein schlichtes Dorfmädchen zu höheren Erleuchtungen und größerer Heiligkeit berufen werden als eine große Versammlung von Bischöfen und Priestern" (Pribilla, 258). Wir Geistliche haben doch allerhand auf dem Kerbholz! Es wird erzählt, Kaiser Napoleon habe einmal vom Kardinal Consalvi etwas verlangt, was der Heilige Stuhl unmöglich gewähren konnte. Darauf der mächtige Korse: „Dann werde ich die katholische Kirche einfach zerstören!" Darauf der

Kardinal schmunzelnd: „Sire, wir Geistlichen(!) haben das in fast 18 Jahrhunderten mit allen unseren Sünden und Fehlern nicht fertiggebracht. Dann werden auch Eure Majestät allein es nicht fertigbringen!"

Rom P. Dr. Clemens M. Henze C.Ss.R.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Erwachsenentaufe. Der Ritus für die Taufe von Erwachsenen (Rituale Romanum, tit. II, cap. IV) ist aus verschiedenen Riten und Zeremonien entstanden, durch welche die Katechumenen über verschiedene Stufen der religiösen Unterweisung zur heiligen Taufe geführt wurden. Da nun besonders in den Missionsländern die Zahl der Taufbewerber, die stufenweise auf die Taufe vorbereitet werden, durch Gottes Hilfe ständig anwächst, haben viele Ordinarien ersucht, daß die verschiedenen Riten, die jetzt in einer Handlung zusammengefaßt sind, auf die alte Form zurückgeführt werden, das heißt, daß sie am Anfang des Unterrichtes und dann entsprechend dem Fortgang der katechetischen Unterweisung vollzogen werden können. Eine ähnliche Bitte brachten auch einige Bischöfe von katholischen Gebieten vor, da auch dort in unseren Zeiten die Zahl derer ständig wächst, die als Erwachsene in die katholische Kirche eintreten. Diesen Bitten Rechnung tragend und auch in Berücksichtigung der Zweckmäßigkeit des alten Katechumenenunterrichtes hat die Ritenkongregation — mit Billigung der Kongregationen des Heiligen Offiziums und der Glaubensverbreitung — bestimmt, daß die Erwachsenentaufe nach dem Gutdünken der Bischöfe sich in sieben Phasen vollziehen könne, wobei die einzelnen Phasen auf einen angemessenen Zeitraum ausgedehnt werden können, entsprechend dem Fortgang der religiösen Unterweisung des Taufbewerbers. Der Heilige Vater Papst Johannes XXIII. billigte am 11. April 1962 diese Verfügung und ordnete an, daß dieser neue „Ordo" an der entsprechenden Stelle im Rituale Romanum eingefügt werde. Damit muß er auch von allen Priestern in allen derartigen Fällen angewendet werden.

Die sieben nun vorgesehenen Phasen des Taufritus sind folgende: Die erste Stufe umfaßt die geistige Vorbereitung des Priesters, der den Unterricht erteilt, und der Gläubigen, die den Taufbewerbern helfend zur Seite stehen. Es folgt die erste Namensgebung, der grundlegende Katechismusunterricht, die Abschwörung des Unglaubens, das Bekenntnis zu Gott sowie die erste feierliche Bezeichnung mit dem Kreuz als erster Exorzismus. Die zweite Phase besteht im Kosten des Salzes, die dritte, die vierte und fünfte in der dreimaligen Wiederholung des Exorzismus. Die sechste Phase enthält die Zeremonien, die nach uraltem Brauch vor der Taufe vollzogen werden (Glaubensbekenntnis, Vaterunser, Öffnung der Ohren, Salbung mit Tauföl), während die siebte und letzte Phase zur eigentlichen Taufe führt (nochmalige Nennung des Namens, Glaubensbekenntnis, eigentliche Taufe, Salbung mit Chrisam, Überreichung des Taufkleides und der brennenden Kerze).

Weiter wird eigens festgelegt, daß es den einzelnen nationalen oder regionalen Bischofskonferenzen freistehe, zu bestimmen, wie diese Riten im einzelnen angewendet werden sollen; so kann zum Beispiel unter bestimmten Umständen von den Salbungen dispensiert werden; Abschließend wird im Dekret bestimmt, daß alle Formeln, mit Ausnahme des Exorzismus, der Salbungen und Segnungen und der eigentlichen Taufformel, in der Landessprache gesprochen werden dürfen, und zwar in einer von der Bischofskonferenz beglaubigten Übersetzung. Wenn es der Wunsch der Täuflinge ist, auch die Worte des Exorzismus in der eigenen Sprache deutlich zu hören, dürfen auch die Exorzismen in der Landessprache vollzogen werden. — (Generaldekret der Ritenkongregation vom 16. April 1962 mit anschließenden „Additiones et variationes in Rituali Romano"; AAS, 1962, Nr. 6, S. 310—338.)

Warnung vor Büchern. Auch nach dem Tode des Verfassers, P. Pierre Teilhard de Chardin, werden Bücher und Werke herausgegeben und verbreitet, die nicht geringen Anklang finden. Ohne ein Urteil zu fällen über das, was zum Bereich der positiven Wissenschaften gehört, tritt klar zutage, daß die genannten Werke auf philosophischem und theologischem Gebiet von derartigen Unklarheiten, ja Irrtümern erfüllt sind, daß sie die katholische Lehre verletzen. Daher fordern die hochwürdigsten Herren Kardinäle und Vorsteher der obersten Kongregation des Heiligen Offiziums alle Ordinarien, Ordensoberen, Seminarrektoren und Vorsteher der Uni-

versitäten (Dekane der Fakultäten) auf, darüber zu wachen, daß die Gläubigen, besonders die Jugendlichen vor den Gefahren bewahrt und behütet werden, welche den Werken des P. Teilhard de Chardin und seiner Anhänger innewohnen. — (Monitum des Heiligen Offiziums vom 30. Juni 1962; „L'Osservatore Romano", Nr. 148 vom 30. Juni/1. Juli 1962.)

Diese Maßnahme des Heiligen Offiziums hat ein weites Echo gefunden, durchaus nicht immer zustimmender Natur. Das genannte Blatt des Vatikans legt in der zitierten Nummer gleich anschließend an den offiziellen Wortlaut die Gründe für das Monitum dar, und zwar in einem langen Artikel, der nicht unterzeichnet ist und daher von maßgebender Seite herrühren könnte. Darin wird einleitend festgehalten, daß seit dem Tode des P. Teilhard de Chardin bereits sieben Jahre vergangen seien, daß aber sein Ruhm im Steigen begriffen sei. Es gehe auch nicht darum, Teilhard de Chardin die großen Verdienste abzusprechen, die er sich ohne Zweifel auf wissenschaftlichem Gebiet, insbesondere dem der Paläontologie, erworben habe; es sei aber nicht möglich, seinen Gedankengängen zunächst ohne Bestürzung und schließlich ohne völlige Ablehnung zu folgen, wenn diese vom rein wissenschaftlichen Gebiet auf das der Philosophie und der Theologie herübergriffen. Im besonderen wird dem genannten Verfasser vorgeworfen, er habe viel zu oft „auf unpassende Weise" die in seiner Evolutionstheorie verwendeten Begriffe und die Terminologie auf ein metaphysisches und theologisches Feld hinübertransponiert; hier liege eine der Wurzeln der Unklarheiten und Irrtümer, die in allen Werken Teilhard de Chardins zu finden seien, sowohl in denen, die gedruckt wurden, als auch in denen, die auf andere Weise vervielfältigt und verbreitet wurden.

Neue Ablässe. 1. Fünf Anrufungen, die vor oder nach der heiligen Kommunion verrichtet werden können (im Original lateinisch), wurden vom Heiligen Vater mit folgenden Ablässen versehen: mit einem unvollkommenen Ablaß von drei Jahren für die einmalige Verrichtung mit reumütigem Herzen; mit einem vollkommenen Ablaß, unter den gewöhnlichen Bedingungen einmal im Monat zu gewinnen, für die tägliche Verrichtung einen ganzen Monat hindurch.

2. Das Gebet für die allgemeinen Anliegen (im Original lateinisch) wurde vom Heiligen Vater mit denselben Ablässen versehen wie das vorausgehende unter Nr. 1.

(S. Paenitentiaria Apostolica vom 5. Mai 1962; AAS, 1962, Nr. 7, S. 409 und 410.)

Vom Missionsfeld

Entwicklungshilfe und Weltmission

Von P. Joh. Bettray SVD., St. Gabriel/Mödling b. Wien

I. Das Thema „Entwicklungshilfe" ist in der internationalen Politik, in Fragen internationaler Wirtschaftszusammenhänge, in Fragen internationaler kultureller Förderung, in Fragen der Missionstätigkeit der christlichen Kirchen zu einem vordergründigen Problem geworden. Für manche dieser Gebiete Thema Nr. 1 unserer Zeit.

Man muß natürlich wissen, daß es „Entwicklungsvölker" immer schon gegeben hat. Daß das Problem heute so akut wird, hat seinen Grund in der Begegnung dieser Völker mit den Errungenschaften europäischer Zivilisation. Diese hat bestimmte Wünsche erst offenbar werden lassen, hat Entwicklungen angeregt, aber nicht zur Erfüllung gebracht. Einige Faktoren machen das Ganze besser verständlich.

1. Viele Völker der nichtindustrialisierten Gebiete Asiens, Afrikas und Lateinamerikas traten in eine rapide Wachstumsperiode ein. Die Bevölkerung Indiens wuchs von 285 Millionen im Jahre 1901 auf 457 Millionen im Jahre 1954. Ähnlich ist es in China, Indonesien und Japan. Die Kurve der Bevölkerungsvermehrung ist steiler als die Kurve der Mehrung der Arbeitsplätze. Die Folge ist, bei manchem technischen Fortschritt, eine tatsächliche Verarmung. In weiten Gebieten Afrikas, Asiens und Lateinamerikas haben die Menschen heute weniger zum Leben als zu Anfang des Jahrhunderts. Die Industrieländer kommen immer schneller vorwärts. Die Entwicklungsländer haben Mühe, auch nur kleine Schritte vorwärts zu tun. Der Abstand zwischen den Industrieländern und den Entwicklungsländern wird größer. Der Abstand zwischen Wohlstand und Armut in der Welt wächst immer noch. In dieser Tatsache liegt wesentlich die Ursache dafür, daß viele Völker in den Entwicklungsländern vom Marxismus angezogen werden: „Die eigentliche Gefahr droht nicht vom Ost-West-Gegensatz, sondern vom Klassenkampf der armen gegen die reichen Völker[1])." Anderseits darf man doch aus der Überwindung des Massenelends Europas und Nordamerikas im 19. Jahrhundert Hoffnung schöpfen, daß diese auch auf

[1]) Helmut Kalbitzer: Entwicklungsländer und Weltmächte, Europäische Verlagsanstalt Frankfurt a. M. 1961, 7.

Weltebene gelingt. Konkrete Angaben zeigen allerdings den ganzen Ernst der Lage: Vor dem zweiten Weltkrieg hatten noch 23 Prozent der Menschen über 2800 Kalorien pro Tag, 1950 nur mehr 16 Prozent. Vor dem zweiten Weltkrieg hatten 38 Prozent 2800 bis 2200 Kalorien pro Tag, 1950 nur mehr 22 Prozent. Vor dem zweiten Weltkrieg hatten nur 39 Prozent der Menschen unter 2200 Kalorien pro Tag, 1950 aber bereits 62 Prozent. Mit anderen Worten: Mehr als zwei Drittel der Menschen hungern regelmäßig und durchgehend. Nur 16 Prozent der Menschen sind ausreichend ernährt. Das Sozialprodukt der Entwicklungsländer wird sich von 124 Dollar pro Kopf im Jahre 1957 auf 149 Dollar pro Kopf im Jahre 1965 erhöhen, in den Industrieländern aber wird es pro Kopf im gleichen Zeitraum von 1345 Dollar auf 1713 Dollar wachsen. Das schnelle Wachstum der Bevölkerung und das Nachhinken der industriellen Kapazität bedingt die Schwäche der Kaufkraft der Bevölkerung. Der innere Markt kann sich nicht entwickeln. Den heimischen Industrien fehlt der Absatz, daher die Unmöglichkeit von Investitionen zur Schaffung neuer Arbeitsplätze. Die Industrien sind auf den Export angewiesen. Dafür aber fehlen meist Transportmittel. Die Kosten werden zu hoch. Der Export bleibt schwach. Versuchte Hilfe durch Steigerung der Löhne zur Erhöhung der Kaufkraft bedingt Rationalisierung und damit Erwerbslosigkeit. Die Landwirtschaft kann auch nicht alle Menschen aufnehmen, da sie oft sehr primitiv ist und unrationell arbeitet. Also herrscht auch auf dem Lande Arbeitslosigkeit. In den Städten bildet sich ein Massenproletariat, das in Europa nicht einmal aus der Zeit der schlimmsten Anfänge der industriellen Evolution bekannt ist.

2. Man hat daran gedacht, durch Geburtenkontrolle zu helfen. Doch ist das aus verschiedenen Gründen keine Hilfe. Es sei darauf verwiesen, daß Kalbitzer in seinem erwähnten Buch[2]) scharf, aber mit vollem Recht sagt: „Was sollen zum Beispiel Inder, die im allgemeinen religiösen Argumenten sehr zugänglich sind, von Europäern halten, die mit größtem intellektuellem Aufwand gegen eine Geburtenkontrolle schelten, wenn die Statistiken zeigen, daß auch die katholische Bevölkerung in den Industrieländern sich offenbar gar nicht darnach richtet, sondern zur Zwei- oder Dreikinderehe übergeht, die eine Zivilisations- und Wohlstandsfolge zu sein scheint?“

3. In den meisten Entwicklungsländern können etwa 80 Prozent der Menschen nicht lesen und schreiben. Nur 10 Prozent aller Kinder absolvieren mehr als einige wenige Grundschulklassen. In Marokko haben zum Beispiel in 44 Jahren französischer Herrschaft nur 540 islamitische Marokkaner die Matura gemacht. Das Land kann sich also selbst nicht verwalten. So war es auch in Indonesien. So ist es im Kongo und anderswo.

4. Das Ergebnis? Eine Politik auf Ruinen. Wachsende Bevölkerung, schlechter werdende Ernährung, der Heimat und der Tradition entrissene Massen. Die industrielle Zivilisation wurde nur so weit angeregt, daß die Menschenlawine ins Rollen kam. Die Menschen lernten die Möglichkeiten der Industrie kennen, ohne sich ihre Produkte aneignen zu können. Kein Wunder, daß es zu anarchischen Zuständen gekommen ist, da zum Beispiel in Indonesien, im Kongo und anderswo die einfachsten Voraussetzungen für eine selbständige Entwicklung nicht vorhanden waren. Es fehlte die Führerschicht. Die heutigen chaotischen Zustände können nur zum Teil aus dem Versagen der Afrikaner und Asiaten erklärt werden. Sie sind eine Folge mangelnden Weitblicks der Kolonialherren.

II. Mit großer Sorge muß heute das Mühen des Ostblocks um die Entwicklungsvölker erfüllen[3]). Die Argumente des Kommunismus sind in den Ohren der farbigen Völker wie süße Musik: Die westliche Welt ist mit dem Kapitalismus identisch. Kriege, nationale Unterdrückung, Kolonialismus, Imperialismus, brutale Ausbeutung und Rassendiskriminierung gehen auf ihre Rechnung. Der Kommunismus aber ist nationale und menschliche Emanzipation, industrieller Fortschritt, Sieg über die Armut. Diese Dialektik verfehlte nicht ihre Wirkung. War Moskau neben den USA nicht die andere Weltmacht? Moskau suchte den rückständigen Völkern die Überzeugung beizubringen, sie könnten ihre Probleme niemals im Rahmen der westlich-kapitalistischen Ordnung lösen. Gab es dann bei Menschen, bei denen der Übergang vom Esel zum Flugzeug, vom Holzpflug zum Traktor, von der Primitivwirtschaft zur Produktionsgesellschaft vollzogen werden mußte, eine andere Lösung als die des Kommunismus? Die alten Völker hatten vier oder fünf Generationen gebraucht, bis sie Industrievölker waren. Rußland aber hatte das in einer einzigen Generation geschafft. Das mußte auch bei den Entwicklungsvölkern möglich sein. So argumentierte man nach dem zweiten Weltkrieg, ohne zuerst viel für die unterentwickelten Völker zu tun. Da trat Amerika auf den Plan. Der Marshallplan half Europa.

---

[2]) A. a. O. 13.

[3]) Entwicklungshilfe des Ostblocks, Aus Politik und Zeitgeschehen, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ (Deutschland) vom 27. Dez. 1961.

In der Truman-Doktrin heißt es (20. 1. 1949): „Wir müssen ein kühnes Programm aufstellen, um die Segnungen unserer Wirtschaft und Technik für die Erschließung der unterentwickelten Weltgegenden zu verwenden." Und nun begann der „Kampf um die Milliarde Menschen", die noch in keinem Lager standen. Der Westen hatte den ungeheuren Vorteil, daß sein Einsatz auf christlichen, moralischen und humanitären Pfeilern der Verantwortung vor Gott und den Menschen ruhte. Die Kommunisten nahmen die westliche Initiative zunächst auf die leichte Schulter und erklärten sie für eine neue Form des Kolonialismus. Doch bald merkten sie, daß die Waffen des Westens, Partnerschaft und Interdependenz der Kontinente und Länder, gefährliche Waffen gegen den Kommunismus wurden. Die Erfolgsträhne des Kommunismus riß ab. Das zwang Moskau zur „friedlichen Koexistenz". Dahinter steht die uneingestandene Erkenntnis, daß der ökonomische Prozeß nicht haltmacht vor noch so großer Binnenwirtschaft, Mauern und Vorhängen, daß er sich nicht nach marxistischen Buchweisheiten vollzieht, sondern daß man an ihm teilnehmen muß, ihn mitbestimmen muß, wenn man im Kampf um die eine Milliarde Menschen nicht den kürzeren ziehen will. Man sieht im kommunistischen Lager sehr wohl, daß man mit dem Einsatz der kapitalistischen Länder nicht konkurrieren kann. Und darum nimmt man die Zuflucht zu Versprechungen: „Der westliche Lebensstandard wird in kurzem nicht nur erreicht, sondern übertrumpft werden." Doch sah man sehr schnell, welch ungeheure Bedeutung die unterentwickelten Länder haben würden. Man mußte also etwas tun. Man beteiligte sich am Technical-Assistance-Programm der UNO, übertrieb natürlich gerne die eigene Leistung. Wichtiger, weil effektvoller wurden die Handels- und Wirtschaftsabkommen mit den unterentwickelten Ländern. Das Umsatzvolumen daraus betrug 1959 3,18 Milliarden Rubel oder 750 Millionen Dollar. Wie relativ schwach dieser Handel aber dennoch ist, zeigt ein Vergleich mit der Bundesrepublik Deutschland. Ihr Export in die Entwicklungsländer überstieg die Umsätze des gesamten Ostblocks mit diesen Ländern um etwa 10 Prozent: 750 Millionen Dollar nach Südamerika, 400 Millionen Dollar nach Afrika, rund eine Million Dollar nach Asien, zusammen 2,2 Milliarden Dollar bei einer Gesamtausfuhr von über 10 Milliarden Dollar. Die gesamte russische Ausfuhr betrug zum gleichen Zeitpunkt 21,7 Milliarden Rubel oder etwas mehr als 5 Milliarden Dollar. Trotzdem wurden durch die Handelsabkommen des Ostblocks mit den Entwicklungsländern die Ostblockländer eingeführt, das Klima der Beziehungen verbessert, Experten ausgesendet und ausgebildet. Der Osten leistete von 1953 bis 1960 rund 3 Milliarden Dollar, von denen effektiv 750 Millionen zur Verfügung gestellt wurden. Die Kapitalhilfe der USA aber betrug in den letzten Etatjahren effektiv rund 2 Milliarden pro Jahr, die Leistungen der OECD-Länder von 1956 bis 1959 27,3 Milliarden. Aber die Russen verstehen es ungleich besser, Eindruck mit ihren viel geringeren Beiträgen zu machen. Im Einsatz dieser Gelder betrieben sie Schwerpunktpolitik, das heißt man unterstützte solche Länder und Projekte, die politisch Kapital abwerfen konnten. Man gab die Gelder zu niedrigem Zinsfuß und langer Laufzeit, was optisch blendend wirkt, tatsächlich durch andere Praktiken aber kompensiert wird[4]).

Gefährlicher als die russische Hilfe ist die finanzielle Hilfe Chinas. Während dieses zu Beginn der Revolution noch von Rußland Geld erhielt, tritt es heute als Kapitalgeber auf. Die andere Frage ist, wieweit dieses Geld der Linderung des Hungers in China selbst dienen sollte. Die propagandistische Wirkung der unter sehr günstigen Bedingungen gewährten chinesischen Hilfe ist in Asien und darüber hinaus (Kuba) ungeheuer groß . . .

Durch das Gläubiger-Schuldner-Verhältnis der reichen zu den armen Ländern kann es leicht zu Haß kommen. Daher spricht sich die Weltbank für gänzlichen Zinsverzicht den unterentwickelten Ländern gegenüber aus, da diese dem Westen völlig verschuldet sind. Sicher ist, daß es verderblich wäre, die Erfolge der Öffentlichkeitsarbeit der Ostblockstaaten in den Entwicklungsländern zu leugnen. Es wäre aber möglich, mit gar nicht so großen Mitteln vom Westen her, aber mit gutem Willen, Takt und Einfühlung vieles auszugleichen, ja, den Osten durch geschicktes Taktieren auszuschalten.

III. Wie stehen wir Christen zur Frage der Entwicklungshilfe? Die Aktivität des Kommunismus ist kein Fundament für unser Helfen. Außerdem hat die katholische Mission, lange bevor es den Kommunismus gab, Entwicklungshilfe geleistet. Zwei Texte Pius' XII. sind im Zusammenhang wichtig, von denen der eine die Einzelpersönlichkeit, der andere die Gemeinschaft betont. In der Weihnachtsbotschaft 1942 heißt es: „Ausgangspunkt und Wesensziel des Gemeinschaftslebens bildet die Wahrung, Entfaltung und Vervollkommnung der menschlichen Persönlichkeit . . . In jeder geschichtlichen Wendung und Wandlung bleibt das Ziel alles gesell-

---

[4]) Siehe Rheinischer Merkur, Nr. 5, 2. Februar 1962, 4.

schaftlichen Lebens stets dasselbe, es bleibt heilig und verbindlich: nämlich die Entfaltung der Persönlichkeitswerte des Menschen als des Ebenbildes Gottes ... Wer will, daß der Stern des Friedens über dem menschlichen Zusammenleben aufgehe und leuchte, der helfe zu seinem Teile mit an der Wiedereinsetzung der menschlichen Persönlichkeit in die ihr durch Gottes Schöpferwillen von Anbeginn verliehene Würde[5])." Und der zweite Text: „Das Menschengeschlecht muß gesehen werden in der Einheit der Natur, bei allen gleich gefügt aus stofflichem Leib und geistiger, unsterblicher Seele; in der Einheit des unmittelbaren Zieles und seiner Aufgabe in der Welt; in der Einheit der Siedlung auf dem Erdboden, dessen Güter zu nutzen alle Menschen naturrechtlich befugt sind, um so ihr Leben zu erhalten und zu entwickeln; in der Einheit des übernatürlichen Endziels, Gottes selbst, nach dem zu streben alle verpflichtet sind; in der Einheit der Mittel, um dieses Ziel zu erreichen. Der gleiche Apostel zeigt uns die Menschheit in der Einheit der Beziehungen zum Sohne Gottes, dem Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in dem alle Dinge geschaffen sind: ‚In ihm ist alles erschaffen' (Kol 1, 16); in der Einheit der für alle durch Christus gewirkten Erlösung[6])."

Die Schrift lehrt uns die geheimnisvoll adelnde Ähnlichkeit des Menschen mit Gott in seiner Natur: „Laßt uns den Menschen bilden nach unserem Abbild, uns ähnlich ... So erschuf Gott den Menschen nach seinem Abbild, nach Gottes Bild erschuf er ihn[7])." „Nur wenig geringer schufest Du ihn als einen Gott, mit Lichtglanz und Herrlichkeit kröntest Du ihn; über Deiner Hände Werk gabst Du ihm Herrschaft, alles legtest Du ihm zu Füßen[8])." „Und durch Deine Weisheit hast Du den Menschen ausgerüstet, damit er herrsche über die Geschöpfe, die durch Dich entstanden, die Welt leite in Heiligkeit und Gerechtigkeit[9])." Die Weisheit „gab ihm Kraft, über alles zu herrschen[10])". Christus gibt dem Verhältnis des Menschen zum Menschen das tragende Fundament in Gott: „Das zweite ist ihm gleich: ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst[11])." In der Erlösung erhält die Selbstachtung des Menschen die schönste Begründung: „Denn ihr seid erkauft um einen teuren Preis. Verherrlicht daher Gott in Eurem Leib[12])." Eine im weiteren Sinn tiefe Begründung der Hilfe für andere Menschen liegt auch in der Universalität der Erlösung. Gott will, „daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen[13])."

Die Einheit des Menschengeschlechtes, die Universalität der Sünde und der Erlösung, das Gnadenwirken Gottes in jeder Menschenseele, die Berufung jedes Menschen zum ewigen Leben, die Würde eines jeden Menschen: wahrhaft gediegene Fundamente zur Hilfe der Menschen untereinander.

Was sagen nun die Missionsenzykliken der Päpste über Entwicklungshilfe? Sie beschäftigen sich wesentlich mit der Ausbreitung des Reiches Gottes, müssen solche Fragen daher immer in Unterordnung dazu sehen. In der Afrika-Enzyklika „Fidei Donum" heißt es[14]): „Die meisten Länder machen eine soziale, wirtschaftliche und politische Entwicklung durch, die ihre Zukunft entscheidend bestimmen wird." Der Zusammenhang dieser Entwicklung mit dem Kolonialismus wird nicht verschwiegen, wird aber im Gegensatz zur rein negativen Flut von Anklagen gegen ihn doch auch positiv gesehen: „Europa allerdings müssen sie das Verdienst ihres Fortschrittes zuerkennen, Europa, ohne dessen auf allen Gebieten wirksamen Einfluß sie von blindem Nationalismus in einen Abgrund der Sklaverei und des Chaos hinabgerissen werden könnten[15])."

Ältere Missionsenzykliken heben mehr die Liebestätigkeit des Missionars im Zusammenhang mit der Predigt der Frohbotschaft hervor: „Dabei sollen sich die Boten des Evangeliums bewußt bleiben, daß sie an die einheimische Bevölkerung nicht anders herantreten dürfen, als wie sich der göttliche Meister auf Erden mit den Leuten befaßte. Bevor er die Scharen belehrte,

---

[5]) Zitiert aus Eberhard Welty: Herders Sozialkatechismus, I, 1952, 31.
[6]) Utz-Groner: Soziale Summe Pius' XII., aus „Summi Pontificatus", Nr. 29—30.
[7]) 1 Mos 1, 26—27.
[8]) Ps 8, 6—7.
[9]) Sap 9, 2—3.
[10]) Sap 10, 1.
[11]) Mt 22, 39.
[12]) 1 Kor 6, 20.
[13]) 1 Tim 2, 4.
[14]) Afrika-Enzyklika „Fidei Donum", s. Orbis catholicus 1956/57, 475.
[15]) A. a. O. 475.
[16]) Pius XI. in „Rerum Ecclesiae", zitiert aus Thauren: „Roma locuta", St. Gabriel-Mödling 1934, 45.

heilte er gewöhnlich erst die Kranken: ‚Er machte alle Kranken gesund.' (Mt 8, 16) Die nämliche Macht erteilte er seinen Aposteln und gab ihnen Weisung: ‚Kommt Ihr in eine Stadt . . . heilt die Kranken, die sich dort finden, und sagt ihnen: Das Gottesreich ist Euch nahe.'" (Lk, 10 8. 9)[16]).

Ein gerade heute besonders kostbares Wort über den Zusammenhang von der Predigt des Evangeliums und der kulturellen Höherführung der Bekehrten finden wir bei Leo XIII.: „Eine unermeßliche Wohltat aber wird es (das Missionswerk) für jene, die es aus dem Schmutze der Laster und dem Schatten des Todes herausführt und ihnen nicht bloß den Besitz des ewigen Lebens gewährt, sondern sie auch aus einem rohen und ungesitteten Zustand auf die Stufe der Zivilisation und aller echt menschlichen Bildung emporhebt[17])."

Benedikt XV. weist auf das Wort des heiligen Johannes hin, das heute Grundlagen bietet: „Wer Güter dieser Welt besitzt und seinen Bruder Not leiden sieht, aber sein Herz vor ihm verschließt, wie bleibt die Liebe Gottes da in ihm[18])?"

Der gleiche Papst betont die Aufgaben der Missionsschwestern in Schule, Waisenhäusern, Asylen und den übrigen Zweigen der Liebestätigkeit[19]). Für das Missionswerk wird es sehr nützlich sein, sich um die „Gesundheit der Bevölkerung" anzunehmen[20]). Daß es in den Jahren dieser Enzykliken in der Mission mit diesen Werken nicht das Bewenden hatte, weiß jeder. Es sei nur, um ein Beispiel aus vielen zu erwähnen, auf die herrlichen Werke der Mariannhiller Missionare unter ihrem berühmten P. Bernhard Huß in Südafrika hingewiesen, die nichts anderes waren als echte und beste Entwicklungshilfe. Ein kostbarer Text findet sich noch in „Rerum Ecclesiae". Nachdem Pius XI. Schulen und Liebeswerke erwähnt hat, sagt er, daß es „sehr zweckfördernd" ist, „den jungen Leuten, die dem Knabenalter entwachsen, behilflich zu sein, daß sie, falls sie nicht Ackerbau treiben wollen, sich wissenschaftlich weiterbilden oder ihnen besonders in Handwerkerschulen, die Ihr eröffnet, Aufnahme gewährt wird."

Wenngleich nicht aus der modernen Problematik heraus geformt, muß das Wort Benedikts XV. doch auch hier vermerkt werden, daß die Mission „nicht das Reich sterblicher Menschen ausbreiten" soll, „sondern das Reich Christi". Würde man das erste beabsichtigen, so wäre das eine „gar verderbliche Pest für die Glaubensverbreitung[22])". Der Missionar tritt nicht für seine Nation als Gesandter auf, sondern für Christus[23]).

„Evangelii praecones" von 1951 wird dann klarer. Ganz allgemein sagt die Enzyklika: „Wir möchten hier auch die Werke dringend empfehlen, die nach Kräften Krankheiten, Gebrechen und Nöten zu begegnen suchen[24])." „Doch ist es aller Pflicht, soweit möglich, unseren Brüdern die Nöte, das Elend und die Ängste dieses Lebens zu mildern, zu lindern und zu erleichtern[25])." Pius XII. nennt die Verkündigung des Glaubens und die soziale Hilfe im Zusammenhang, woraus die Wichtigkeit dieser Hilfe ersichtlich ist: „Zu allen Zeiten hat die katholische Kirche nicht allein durch den unermüdlichen Eifer des Klerus, sondern auch durch die von ihr aufgerufene Mitarbeit der Laien den Glauben weitergetragen und auch auf sozialem Gebiet den Wohlstand der Völker gehoben[26])." Die Kirche „hat nur das eine brennende Verlangen, allen Völkern das Gnadenlicht des Glaubens zu bringen und den Fortschritt menschlicher und gesellschaftlicher Kultur sowie die brüderliche Eintracht unter den Völkern zu fördern[27])."

Pius XII. hat in diese Enzyklika einen sozialen Grundsatz von allgemeiner Bedeutung hinein verarbeitet, der für eine echte Lösung des weltweiten sozialen Problems wichtig ist: „Die Persönlichkeitswürde des Menschen erheischt also das persönliche Nutzungsrecht an den Gütern der Erde als normale und naturgemäße Lebensgrundlage[28])." Eine Ableitung aus diesem Grundrecht des Menschen wäre das Recht zur Selbsthilfe in der Möglichkeit der Nutzung dieser Güter. Im Sinne sozialer Aufgaben darf auch die Anweisung an Missionare verstanden werden,

---

[17]) A. a. O. (Nota 16) aus „Sancta Dei Civitas", 10.
[18]) „Maximum illud", a. a. O. Nota 16, 27.
[19]) Ebd. 17.
[20]) „Rerum Ecclesiae", a. a. O. Nota 16, 46.
[21]) Ebd. 47.
[22]) „Maximum illud", a. a. O. Nota 16, 20.
[23]) Ebd. 21.
[24]) Ausgabe Metz, Aachen, 13.
[25]) Ebd. 14.
[26]) Ebd. 11.
[27]) Ebd. 8.
[28]) Ebd. 14—15.

sich „hinreichend in den Dingen unterweisen zu lassen, die Medizin, Landwirtschaft, Völkerkunde, Geschichte, Geographie und verwandte Gebiete betreffen[29])".

Da aber die Missionare für wesentlichere Aufgaben da sind, wird es „für sie gut sein, wo immer es geschehen kann, geeignete Laien zuzuziehen, die in erprobter Rechtschaffenheit, kluger Sachkenntnis solche Werke übernehmen und voranbringen[30])." Johannes XXIII. führt die Linie in „Princeps pastorum" weiter: Die Kirche sorgt „auch in Missionsländern mit aller Macht dafür, daß soziale und andere Hilfswerke für Bedürftige eingerichtet werden, um den christlichen Gemeinden und ihren Völkern beizustehen[31])." Aber dieser Einsatz darf den religiösen Primat der Missionsarbeit nicht beeinträchtigen: „Doch muß man dafür sorgen, daß das eigentliche Missionsapostolat nicht etwa durch allzu große Häufung rein profaner Werke unterdrückt oder gehemmt wird. Nur das Notwendige und leicht Ausführbare soll aufrechterhalten werden und auch das sobald wie möglich der einheimischen Bevölkerung zur Verwaltung anvertraut werden[32])."

Ein besonderer Aufruf ergeht im Sinne der Entwicklungshilfe in der gleichen Enzyklika an die Laien der christlichen Länder zur Hilfe in den Missionsländern. „Unser Mahnruf ergeht auch an alle katholischen Laien, die im privaten oder öffentlichen Leben hervorragen, auf daß sie ernsthaft überlegen, wie sie, ohne ihr Vaterland zu verlassen, den neu gewonnenen Brüdern helfen können. Sie können durch ihren Rat, ihre Erfahrung, ihre technischen Kenntnisse ohne große Mühe und Unbequemlichkeit einen Beitrag leisten, der manchmal von der größten Bedeutung ist[33])."

Die Texte der Missionsenzykliken werden durch andere päpstliche Dokumente ergänzt und beleuchtet. Pius XII. sagte zu Weihnachten 1949, daß alle Völker berufen sind, „in Gerechtigkeit und nicht in nationaler Eigensucht die große Menschheitsfamilie, die auf dem Wege zur gemeinsamen Vollendung ist, zu bilden, in gegenseitiger Hilfeleistung und in billiger Verteilung der Güter, die ein den Menschen anvertrauter Schatz Gottes sind[34])." Pius XII. sieht die Notwendigkeit der gegenseitigen Hilfe nüchtern auch vom Standpunkt der wohlhabenden Völker aus: „Der Wohlstand der Völker kann nicht zuverlässig gesichert sein, wenn er nicht das gemeinsame Los aller ist[35])." Es nützt allerdings wenig, wenn man den hungernden Völkern Gaben spendet: „Viel dringender ist es, für die Steigerung der Produktion in den Gegenden selbst zu sorgen, wo die Hungersnot sich bemerkbar macht[36])." Für die religiöse Sicht dieser Hilfe ist das Wort Pius' XII. wichtig, das dieser in einer Ansprache an Mitglieder der FAO prägte: „Wenn Sie weiterhin das Ziel verfolgen, das Sie sich vorgenommen haben, verwirklichen Sie ohne jeden Zweifel einen Herzenswunsch dessen, der sich für das Heil der Menschheit hingeopfert hat. Darum wünschen Wir, Sie möchten, ohne müde zu werden, in Ihrer Aufgabe ausharren[37])." Wenige Tage danach sagte Pius XII. über Hunger und Unterernährung in der Welt: „Das Heilmittel dagegen muß man in der Richtung einer Neubelebung und vernünftigen Stabilisierung wirtschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern suchen[38])."

IV. Diese und ähnliche Texte finden ihre zusammenfassende Krönung in „Mater et Magistra", der Sozialenzyklika Johannes' XXIII. Drängend und dringend sagt die Enzyklika: „Das vielleicht größte Problem unserer Zeit ist das der Beziehungen zwischen den wirtschaftlich entwickelten und den in wirtschaftlicher Entwicklung begriffenen Staaten[39])."

1. „Mater et Magistra" weist zunächst auf allgemein menschlich-christliche Motive für Entwicklungshilfe der Staaten hin: „Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das alle Menschen verbindet und zu Gliedern einer einzigen Familie macht, legt den Staaten, die über Mittel für den Lebensunterhalt im Überfluß verfügen, die Pflicht auf, nicht gleichgültig zu bleiben gegenüber den Staaten, deren Angehörige mit den Schwierigkeiten ringen ..." Diese Pflicht

---

[29]) Ebd. 7.
[30]) Ebd. 15.
[31]) „Princeps Pastorum", s. Catholica, Missionsnachrichten für den Seelsorgeklerus Österreichs, Februar 1960, 18.
[32]) Ebd.
[33]) Ebd. 29.
[34]) Utz-Groner, Soziale Summe ..., 192.
[35]) Ansprache an das Kardinalskollegium vom 2. Juli 1947, Soziale Summe 530.
[36]) Ansprache an die Mitglieder der FAO vom 6. Dezember 1953, Soziale Summe 4004.
[37]) Ebd. 4009.
[38]) Ansprache vom 11. Juni 1953 an eine landwirtschaftliche internationale Vereinigung, Soziale Summe 3332.
[39]) Handbuch für Entwicklungshilfe, Baden-Baden-Bonn, II A 32/1, 9; II A 33, 1.

wird begründet aus der Notwendigkeit eines dauerhaften und segenbringenden Friedens, der nur dann gesichert ist, wenn die Mißverhältnisse möglichst ausgeschaltet sind[40]).

Johannes XXIII. sagt: „Natürlich muß die von der Kirche immer laut betonte Pflicht, denen zu helfen, die mit Armut und Not ringen, am stärksten von den Katholiken empfunden werden; finden sie doch einen erhabenen Grund für sie in der Tatsache, daß sie Glieder des mystischen Leibes sind." Und nun kommt jenes berühmte, bereits zitierte Wort des heiligen Johannes, das, angewendet auf die heutige Lage, das Christentum in seiner ganzen siegenden Macht zeigen müßte, wenn die Christen es leben würden: „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns hingab. So müssen auch wir das Leben opfern für die Brüder. Wer irdisches Gut besitzt, aber sein Herz verschließt, wenn er seinen Bruder Not leiden sieht, wie kann in dem die Liebe Gottes bleiben?" Vergleichen wir dieses Wort mit jenen Worten: „Was Ihr einem der geringsten meiner Brüder getan oder nicht getan habt, das habt ihr mir getan oder mir nicht getan." „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." (Gal 6,2) „Diese Haltung", sagte der Steyler Generalobere P. Johannes Schütte auf der Pfingststudienwoche in Wien 1961, ist „der eigentliche Standort aller unserer sozialen Hilfen, der Raum, in dem Christi Liebe sich offenbart".

2. Der Papst nennt dann verschiedene Formen der Hilfe für die unterentwickelten Länder.

a) Da sind zunächst die Nothilfen, besonders hinsichtlich landwirtschaftlicher Produkte. Es gibt Länder, in denen sie im Überfluß erzeugt werden, andere, in denen sie fehlen. „Gründe der Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangen, daß die ersteren den letzteren zu Hilfe kommen. Güter, die Menschen, um überleben zu können, unentbehrlich sind, zu vernichten oder verderben zu lassen, heißt Gerechtigkeit und Menschlichkeit verletzen." Davon entbindet auch nicht die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Schädigung von Staatsangehörigen jenes Volkes, welches diese Güter produziert. Solche Folgen sollen dem „Gewicht der Billigkeit entsprechend auf alle Bürger verteilt" werden.

b) Da ist die wissenschaftliche, technische und finanzielle Hilfe, die geleistet werden soll. Der Papst fragt nach den Ursachen des Dauerzustandes von Armut, Verelendung und Hunger in den betreffenden Ländern. Er nennt primitive und veraltete Wirtschaftssysteme. Man muß darangehen, den Bürgern der betreffenden Staaten berufliche Befähigung, wissenschaftliche und technische Ausbildung zu geben. Zum Beleg einige Zahlen dafür, welchen Fortschritt die Bekämpfung des Analphabetismus in der Wirtschaft bringen kann:

Japan hat nur 5 Prozent Analphabeten und produziert pro Hektar mehr als 4 Tonnen Reis.
China hat 53 Prozent Analphabeten und produziert nur mehr 2,5 Tonnen Reis.
Indien hat 80 Prozent Analphabeten und produziert 0,8 bis 1,2 Tonnen Reis pro Hektar.

Zusammen mit der wissenschaftlichen Ausbildung muß man den Entwicklungsländern Kapitalien zur Verfügung stellen, die unentbehrlich sind, um die wirtschaftliche Entwicklung nach modernen Gesichtspunkten und Methoden in Gang zu bringen und zu beschleunigen. „Mater et Magistra" lobt die verschiedenen Weltorganisationen, einzelne Staaten, Stiftungen und private Gesellschaften, die technische Mitarbeit und Kapitalien stellen. Die Enzyklika sieht jedoch sehr gut, daß die bis jetzt getätigten Einsätze nicht genügen: „Wir können Uns aber nicht versagen hervorzuheben, daß die Zusammenarbeit in wissenschaftlicher, technischer und wirtschaftlicher Form zwischen den wirtschaftlich entwickelten Staaten und denen, die kaum am Anfang oder noch auf dem Wege der Entwicklung sind, weitergreifende Einsätze als die bestehenden verlangt; es ist zu wünschen, daß solche Einsätze in den kommenden Jahrzehnten ihre gegenseitigen Beziehungen prägen."

c) Im einzelnen regt der Papst folgendes an:

1. Man soll mehr und besser erzeugen. Aber der erzeugte Reichtum muß unter allen Staatsangehörigen zur Verteilung kommen. Darum muß es einen harmonischen Aufstieg in der Landwirtschaft, in der Industrie und in allen anderen Sektoren der Wirtschaft geben. Eine Schwerpunktbildung wäre mithin nicht zu empfehlen. Auch hätte es nicht viel Sinn, einseitig Schwerindustrien zu schaffen, wenn das Hinterland für die Abnahme und die Verarbeitung ihrer Erzeugnisse fehlt. Der deutsche Wirtschaftsminister Erhard erklärte nach einer Asienreise, es sei notwendig, „in den Entwicklungsländern kleingewerbliche Ansätze zu schaffen und eine Mittelindustrie aufzubauen[41])."

2. Rücksicht auf die Eigenart der einzelnen Staaten: Dies ist bedingt durch die Rohstofflage, die Natur des betreffenden Landes und die typischen Merkmale der Menschen.

---

[40]) Ebd. II A 32, I, 7.
[41]) CDU-CSU Entwurf, a. a. O. 29.

3. Dann weist der Papst auf die Gefahr hin, daß wirtschaftlich mächtige Länder ihre technisch-finanzielle Überlegenheit ausnützen, um aus der Lage des in wirtschaftlicher Entwicklung befindlichen Staates Profit zu schlagen mit dem Ziel der Weltherrschaft. Der Papst nennt solche Versuche „eine neue Form des Kolonialismus". Es „entspricht einer Forderung der Gerechtigkeit, daß die berührte technisch-finanzielle Hilfe mit großer politischer Uneigennützigkeit geleistet werde". Die Entwicklungsländer sollten in die Lage versetzt werden, „selbst ihren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg verwirklichen" zu können.

Der Erfolg einer solchen Hilfe wäre nach dem Heiligen Vater die „Bildung einer Staatengemeinschaft auf Weltebene, deren sämtliche Glieder sich der eigenen Pflichten und der eigenen Rechte bewußt sind und die gleichermaßen an der Verwirklichung des Weltgemeinwohls arbeiten."

4. Ein im Zusammenhang mit dem Missionswerk zentral wichtiges Thema ist nach „Mater et Magistra", daß der wissenschaftlich-technische Fortschritt, die wirtschaftliche Entwicklung, die Besserung der Lebensbedingungen wohl sicher aufbauende Kulturelemente sind, daß sie aber nicht die höchsten Werte sind und daß dieses von den wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern leicht vergessen wird. Der Papst warnt davor, daß ein solcher Geist in die Entwicklungsländer einströme, weil diese „nicht selten aus alter Überlieferung das Bewußtsein einer Zahl der bedeutendsten menschlichen Werte noch lebendig" haben. Ein Anschlag darauf wäre „kernhaft unsittlich". So richtig der Schutz „bedeutender menschlicher Werte" der Entwicklungsländer ist, scheint aber doch unvermeidlich zu sein, daß die alten asiatischen oder afrikanischen Religionen unter der Wucht der zivilisatorischen Entwicklung zusammenbrechen. Würde hier ein Vakuum entstehen, müßte die wirtschaftliche Entwicklung ihres sichernden Fundamentes entbehren, des Gottesglaubens. Der wirtschaftliche Fortschritt des Westens ist ohne den christlichen Gottesglauben nicht erklärbar. Darum ist im Interesse der Entwicklungsvölker richtig, daß „die Angliederung eines Volkes an die Kirche auf der wirtschaftlichen, sozialen Ebene immer aufbauende Wirkung" hat, „wie die Geschichte und Erfahrung beweisen". „Der Grund liegt darin, daß die Menschen, wenn sie Christen werden, sich von selbst verpflichtet fühlen, Einrichtungen und Zustände der irdischen Ordnung zu bessern." Hier berühren sich Mission und Entwicklungshilfe. Wenn die christliche Welt angesichts des riesigen Mühens von West und Ost um wirtschaftliche Hebung der jungen Völker nicht alles tut, um auch die Zahl der Missionare wesentlich zu steigern, wird eine spätere Geschichtsschreibung den Vorwurf nicht ersparen, daß der Westen in wirtschaftlicher Hinsicht Bewunderungswertes geleistet hat, aber in der religiösen Fundierung des wirtschaftlichen Aufstieges durch Aussendung von Missionaren versagt hat. Hier liegt wohl die Versuchung der heute stark betonten missionarischen Laienbewegung aus den europäischen Ländern. Sie geht vielfach in die wirtschaftliche Richtung. Die Kirche ist aber nicht in der Lage, auch nur einen Bruchteil dessen zu tun, was wirtschaftlich notwendig wäre. Warum die geringe Zahl der Missionare für Aufgaben einsetzen, die am Wesentlichsten doch vorbeigehen? Entwicklungshilfe im modernen Sinn soll im Kontakt mit Missionaren, weniger aber von ihnen geleistet werden. Wollte sich die Mission im Sinne einer der Notwendigkeit entsprechenden Entwicklungshilfe einschalten, so müßte sie alle Missionare einsetzen, ohne entsprechen zu können. Was sie selbst tut, ist im Zusammenhang mit der Evangelisierung zu sehen und dient dem Zeugnisgeben der Kirche, dient der Offenbarung christlicher Liebe, muß wie Sauerteig auf nichtchristliche Institutionen wirken.

Die Frage, ob nichtkirchliche Stellen, besonders der Staat, Bemühungen der Kirche in der Entwicklungshilfe finanziell unterstützen sollen, und ob die Kirche solche Hilfe annehmen soll, ist heftig besprochen worden. Doch kann an der grundsätzlichen Möglichkeit und Berechtigung einer solchen Hilfe nicht gezweifelt werden. Natürlich muß diese Unterstützung ohne jede Auflage, weder wirtschaftlicher noch politischer noch kultureller Art, geschehen. Unter diesen Voraussetzungen kann die Feststellung bejaht werden: „Die kirchliche Arbeit in den Entwicklungsländern muß eine staatliche Unterstützung erhalten, soweit der ökonomisch-soziale Bereich dieser Tätigkeit betroffen wird. Eine Unterstützung der eigentlichen missionarischen Tätigkeit der Verkündigung kann nicht Aufgabe des Staates sein." Und es entspricht nur den Tatsachen, wenn man sagt: „Die Kirchen haben in der vergangenen Zeit auf dem Gebiete der sozialen Arbeit eine vorbildliche Tätigkeit entfaltet. Es sei nur in diesem Zusammenhang an den Aufbau von Mustereinrichtungen, Schulen usw. erinnert. Uns ist keine andere Einrichtung bekannt, die bisher Mittel für die Entwicklung fremder Völker in gleicher rationaler Weise bei größtem sozialem und ökonomischem Erfolg eingesetzt hat[42])."

[42]) A. a. O. 71. Vergleiche zum Ganzen das Referat des Steyler Generaloberen Dr. P. Johannes Schütte: Katholische Weltmission und Entwicklungshilfe, in „Mission und Heimatseelsorge", Bericht der Missionsstudienwoche Wien vom 22.—26. Mai 1961, Seite 178—195, ebd. die sehr lebhafte Diskussion zur Frage 195—199.

Der Papst geht im weiteren Verlauf seiner Enzyklika ein auf die Förderung der Eigenart der einzelnen Völker, erwähnt die Notwendigkeit der Unterstützung ausländischer Studenten an europäischen Hochschulen, lobt die Ausbildung jener, die bereit sind, in die Entwicklungsländer zu gehen, um dort in technischen Berufen als Experten tätig zu sein.

5. Schließlich kommt er auf das schwere Problem des Mißverhältnisses zwischen dem Wachstum der Bevölkerung und dem der Existenzmittel zu sprechen. Man fordert als Lösung oft die Geburtenkontrolle. Das ist aber gar nicht notwendig, wie Johannes XXIII. sagt, denn Gott hat dem Menschen Verstand und schöpferische Kraft gegeben, die geeigneten Mittel zu beschaffen, um für die Bedürfnisse des Lebens genug zu haben. Die Lösung ist in einem „erneuerten wissenschaftlich-technischen Bemühen von seiten des Menschen" zu suchen, um seine Herrschaft über die Natur zu vertiefen und auszubreiten. Der Papst sagt: „Die von der Wissenschaft und Technik schon erreichten Fortschritte eröffnen auf diesem Gebiete unbegrenzte Horizonte." „Die wahre Lösung dafür gibt nur jene wirtschaftliche Entwicklung und jener gesellschaftliche Fortschritt, die die wahren menschlichen, individuellen und sozialen Fortschritte achten und fördern; eine wirtschaftliche Entwicklung, die sich im Rahmen der sittlichen Ordnung vollzieht, in Übereinstimmung mit der Würde des Menschen und mit jenem unermeßlichen Wert, den das Leben der einzelnen menschlichen Wesen darstellt; und Zusammenarbeit auf Weltebene, die einen geordneten und fruchtbaren Austausch nützlicher Erkenntnisse, Kapitalien und Menschen ermöglicht und fördert . . ."

Wir können angesichts der heutigen Lage nur unterstreichen, daß die Situation in den Entwicklungsländern das Problem des 20. Jahrhunderts ist. Wir Christen müssen uns darüber klar sein, daß wir dem Vorwurf des Kapitalismus kaum entgehen können, wenn wir nicht mit aller Macht eine gerechtere Verteilung der Güter dieser Erde anstreben. Das aber geht nicht ohne unseren missionarischen Einsatz. Er fordert empfindliche Opfer, damit wir vor den Entwicklungsvölkern als Christen bestehen können und uns vor dem Kommunismus nicht zu schämen brauchen, daß wir vielmehr dem Gebote des Herrn zu einer Liebe bis zum Äußersten entsprechen.

Aus der Weltkirche

Von Norbert Miko

Vorstand des Institutes für kirchliche Zeitgeschichte in Salzburg

I. Konzil

Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, ist der Augenblick gekommen, in dem das Konzil, von dem nun so viel geredet und geschrieben wurde, eröffnet wird. Was wird es bringen? Wird es Erfolg haben? Das sind Fragen, die immer wieder laut werden. Die zweite Frage ist eigentlich schon beantwortet. Wer an das Wirken des Geistes Gottes in der Kirche glaubt, kann nicht von einem Mißerfolg sprechen, auch wenn die Erwartungen der einen oder anderen Seite nicht erfüllt würden. Schon allein die ungeheuere Bestandsaufnahme, die während der Vorbereitungszeit des Konzils gemacht wurde, ist ein Erfolg. Die Mobilisierung so vieler Kräfte, das Durchdenken all der aufgeworfenen Probleme kann doch nicht ohne Wirkung auf den weiteren Gang der Kirchengeschichte sein. Am 20. Juni 1962 wurde die letzte, die siebente, Sitzung der Vorbereitenden Zentralkommission beendet. Insgesamt 70 Schemata, die 119 Bände mit 2060 Seiten füllen, wurden im Laufe der Vorbereitungszeit in den einzelnen Kommissionen durchgearbeitet, von der Zentralkommission überprüft und genehmigt oder zurückgewiesen, neu überarbeitet und wieder geprüft. Nie hat es ein Konzil gegeben, das gründlicher vorbereitet wurde. Was menschenmöglich war, wurde also getan.

Es ist erhebend zu sehen, daß nach dieser menschlichen Leistung nun die Kirche darangeht, in besonderer Weise um den Beistand Gottes für das gewaltige Unternehmen zu bitten. Es ist altchristlicher Brauch, daß man sich vor wichtigen Ereignissen, vor großen Festen, in Zeiten der Not und Bedrängnis büßend an Gott um Hilfe wendet. Am 1. Juli hat der Heilige Vater die Enzyklika „Poenitentiam agere" herausgegeben, in der er die Gläubigen zu Gebet und Buße für das Gelingen des Konzils auffordert. Einen Tag später wandte er sich in einem Brief an alle weiblichen Ordensgenossenschaften, um sie zum Gebet für das Konzil aufzurufen. Es ist ein erregendes Schauspiel, das sich vor unsern Augen abspielt: Wir dürfen sozusagen Zeugen eines weltgeschichtlichen Ereignisses sein; wir können das Zusammenwirken menschlicher Planungen und Arbeiten und der göttlichen Vorsehung sehen. Und das vor einem Hintergrund der Weltereignisse, der technischen Entwicklung, die geradezu eine neue Ära der Menschheit einleiten!

Der Heilige Vater hat vor einigen Wochen vor venezianischen Pilgern den Schleier, der über der Entstehungsgeschichte des Konzils liegt, ein wenig gelüftet. Er sagte, Ende

1958 oder Anfang 1959 habe er sich mit Kardinalstaatssekretär Tardini über die Weltlage unterhalten und die Frage aufgeworfen, ob die Kirche weiter ein Spielball in den Fluten der Zeitereignisse bleiben sollte oder was zu tun wäre. Plötzlich sei ihm der Gedanke gekommen, ein Konzil einzuberufen; Tardini habe begeistert zugestimmt, ebenso später die Kardinäle, denen er am 25. Jänner 1959 in St. Paul von seinen Absichten Mitteilung machte. Der Gedanke eines Konzils sei dann in der ganzen Welt begrüßt und mit größter Aufmerksamkeit aufgenommen worden. Wir dürfen die Frage nach dem Erfolg also getrost dahin beantworten: Die Kirche hat erkannt, daß wir an einer Zeitenwende stehen, daß wir den geänderten Verhältnissen Rechnung tragen müssen, daß wir nicht ein Spielball in den Fluten bleiben dürfen, sondern als Sauerteig die noch chaotische neue Welt im Sinne einer gottgewollten christlichen Formung durchdringen müssen.

Damit sind wir auch schon bei der anderen Frage angelangt: Was wird das Konzil bringen? Von höchster Stelle und von zahlreichen Theologen, die Einblick in den Gang der bisherigen Verhandlungen haben, wurde angedeutet, daß das 2. Vatikanische Konzil nicht so sehr eine theoretische als vielmehr eine praktische Richtung haben werde. Es werden keine neuen dogmatischen Erklärungen und keine feierlichen Verdammungsurteile über bestimmte Irrlehren erwartet. Gleichwohl wird das Glaubensgut in vielen Punkten neu dargestellt, wird auf die Hauptgefahren unserer Zeit hingewiesen werden. Das, was heute der entscheidende Punkt ist, ist die Verlagerung des Hauptgewichts in die Materie; nicht mehr Gott ist der Mittelpunkt des menschlichen Strebens und Denkens, auch nicht der Mensch selbst, sondern die Materie. Szientismus und Technizismus sind die Hauptübel, die an der Wurzel nicht nur des Gottesglaubens, sondern auch der menschlichen Existenz nagen. Das Konzil wird also gegenüber der erklärten Sinnlosigkeit alles Seins den Glauben an den Sinn des Menschen in Gott herauszustellen haben, gegenüber dem Irrglauben an die Erlösung durch Wissenschaft und Technik den Glauben an die Erlösung durch Jesus Christus, gegenüber den Auflösungserscheinungen in der heutigen menschlichen Gesellschaft die soziale Bedeutung der Kirche als geheimnisvoller Ordnung in dieser Welt. Anders ausgedrückt: es wird gegenüber der erschreckenden (und im letzten blinden) Macht des technischen Zeitalters ein theozentrischer, christozentrischer und kirchlicher (nicht klerikaler) Humanismus verkündet werden. Das gilt im allgemeinen.

Im besonderen wird folgenden Problemen großes Interesse entgegengebracht: einer genaueren und zeitgemäßen Behandlung jener Glaubenswahrheiten, die schon auf dem 1. Vatikanum ausgesprochen wurden, wie Gotteserkenntnis, Offenbarung, Beziehung zwischen Vernunft und Glauben, zwischen Wissenschaft und Glauben; einer Ergänzung der Lehre des 1. Vatikanums in bezug auf das Wesen der Kirche; einer Theologie des Laikates, seiner Natur, seiner Beziehungen zur Hierarchie, seiner Funktion im Corpus Christi mysticum und in der modernen Gesellschaft; der Frage Kirche und Missionen und schließlich den Problemen, die sich aus dem Verhältnis der Kirche zu den moralischen und sozialen Fragen der Zeit ergeben.

Von zentraler Bedeutung und vielleicht spannungsgeladen werden zwei Glaubensfragen sein: die Konstitution über das Wesen der Kirche und über das Verhältnis von Papsttum und Episkopat. Hier deuten sich schon heute gewisse divergierende Ansichten an. In welcher Weise gehören die getauften Nichtkatholiken dem mystischen Leib Christi an? Die alte Theorie von Leib und Seele der Kirche hat an Bedeutung verloren. Die Terminologie einer Mitgliedschaft „in re" und „in voto" ist dadurch belastet, daß darin die getauften Nichtkatholiken den Heiden gleichgestellt würden. Kardinal Bea, der das Problem vor allem im Hinblick auf die Wiedervereinigung der getrennten Christen sieht, erklärte am 25. April 1962 vor dem Klub der auswärtigen Presse in Rom, daß alle Getauften mit Christus vereinigt sind, zu seinem mystischen Leibe gehören und als seine Söhne angenommen sind. Der Papst selbst sprach in seiner schon erwähnten Ansprache an die venezianischen Pilger von „Brüdern, die der vom Herrn gewünschten und geschaffenen Einheit noch nicht vollständig teilhaft sind". Die andere Frage, die nach dem Verhältnis von Papst und residierenden Bischöfen, steht ebenso wie die nach dem Wesen der Kirche in voller Diskussion. Haben die Bischöfe ihre Gewalt und Jurisdiktion durch die päpstliche Bestellung oder kraft göttlichen Rechts als Teilnehmer am Bischofskollegium, das seinerseits wieder der Rechtsnachfolger des Apostelkollegiums ist, selbstverständlich unter Berücksichtigung der Tatsache, daß der Papst Mitglied und Oberhaupt des Bischofskollegiums ist?

In der Berichtszeit sind die vorbereitenden Arbeiten des Konzils abgeschlossen worden. Es fanden die letzten Sitzungen der Vorbereitenden Zentralkommission statt. Vom 4. bis 12. Mai waren 67 Mitglieder und 17 Konsultoren zur 6. Sitzung versammelt. Insgesamt wurden dabei 18 Schemata besprochen und angenommen, die sich mit der Stellung der Weihbischöfe und Koadjutoren, mit den seelsorglichen Aufgaben der Bischöfe, mit der Seelsorge an bestimmten Gruppen (Emigranten, Seeleute, Flugpersonal usw.), mit dem Religionsunterricht, mit der religiösen Unterweisung der Erwachsenen, der Frage eines Einheitskatechismus, mit

den Fragen von Ehe und Keuschheit, mit der Geburtenkontrolle, der künstlichen Befruchtung, mit der Frage des Ordenswesens, der kirchlichen Zensuren, des Index, der orientalischen Kirche, der Kalenderreform befaßten. Auch die Frage der Konstitution der Kirche stand zur Debatte. Die 7. und letzte Sitzung der Zentralkommission tagte vom 12. bis 20. Juni dieses Jahres, ebenso wie die 6. unter dem Vorsitz des Kardinals Tisserant. Themen dieser Tagung waren: Priesterausbildung, Diözesen und Orden (Exemption), die drei Formen des Status perfectionis, Religiosen, Genossenschaften ohne ewige Gelübde, Säkularinstitute, Priesterweihe und Ehe, Einheit der Kirche, Laienapostolat, Konstitution über das Wesen der Kirche. In der 7. Sitzung hielt Kardinal Bea ein grundlegendes Referat über Religion und Gewissensfreiheit.

Diese letzte Sitzung wurde durch eine Ansprache des Heiligen Vaters geschlossen, in der er einen Überblick über die Geschichte des Konzils gab. In den nun folgenden drei Monaten bis zur Eröffnung des Konzils am 11. Oktober wird das Generalsekretariat die Ergebnisse sammeln und an alle Konzilsväter verteilen, so daß sie schon vor Beginn der eigentlichen Konzilsarbeiten das ganze Material in Händen haben. Die technisch-organisatorische Kommission wird inzwischen ihre Vorbereitungen für ein klagloses Funktionieren der äußeren Bedingungen abzuschließen haben.

Während die internen Arbeiten im Gange waren, sind eine Reihe von Kundgebungen einzelner Kirchenfürsten zu verzeichnen gewesen, wobei besonders auf die der Kardinäle Suenens (Brüssel-Mecheln) und Bea hingewiesen werden soll. In seinem Fastenhirtenbrief sprach Kardinal Suenens vom Konzil als einem Mysterium des Glaubens — einer unermeßlichen Gnade des Lichtes, die bei der Begegnung des Gesamtepiskopates mit dem Heiligen Geist aufleuchten werde; der Hoffnung in dieser Zeit der Ängste; der Liebe: es liege an uns zu zeigen, daß Christus in uns lebt und unser Leben trotz unserer Schwächen und Fehler beseligt. In einem Vortrag in Rom wies der genannte Kardinal darauf hin, daß die Zahl der Katholiken zwar 500 Millionen betrage, daß der Anteil an der gesamten Weltbevölkerung aber zurückgehe. Von den 350.000 Priestern stünden nur 33.000 in den Missionen. Die ganze Kirche sei heute in den Missionsstatus zu setzen. Er wies auf das apostolische Laientum hin, das heranwachsen müsse. Die Protestanten seien da viel aktiver; die Mormonen müßten zum Beispiel zwei Jahre ihres Lebens dem Apostolat opfern. Das Konzil müßte im Hinblick auf die Orthodoxen den Episkopat, im Hinblick auf die Protestanten den Laikat aufwerten.

Kardinal Bea kam in einer Reihe von großen Vorträgen (9. April Essen; 10. April Westberlin; 11. April Ostberlin; 22. Mai München; 24. Mai Wien; 26. Mai Innsbruck, ferner in einem Vortrag in Padua) immer wieder darauf zu sprechen, daß das Konzil zwar kein Unionskonzil sein werde, daß in Fragen des Glaubens keine Grundsätze aufgegeben werden könnten, daß aber viele Mißverständnisse durch das Verstehen der Terminologie der anderen, durch besseres Kennenlernen der biblischen Grundlagen ausgeräumt werden könnten. In Fragen des Kirchenrechts, des Kultus, der Disziplin könnte weit entgegengekommen werden. Wichtig sei die private Ehrfurcht vor der Meinung des anderen. Auch sei der direkte Einfluß auf die Ökumenische Bewegung zu verstärken.

Kardinal Liénart von Lille wies auf die Bedeutung des Konzils als Möglichkeit hin, die Freiheitsbotschaft in einer irregeleiteten Welt zu verkünden, auf die Notwendigkeit für die Kirche, sich an die neuen Dimensionen anzupassen. Bischof Spülbeck von Meißen stellte den Glauben und die Liebe als das Alpha und Omega der kirchlichen Erneuerung hin: der Glaube müsse sich in der Versuchung bewähren und die Liebe sei die wahre Strahlungskraft des Christentums. Die Funktion der Laien als mündiger Mitglieder der Kirche sei hervorzuheben.

Zu erwähnen ist ferner eine Resolution von 91 Verlagen und 255 Buchhändlern der Vereinigung des deutschen katholischen Buchhandels, in der sie mit ihren Kollegen aus Österreich und der Schweiz an das kommende Konzil mit der Bitte herangetreten sind, die Indexbestimmungen zu ändern, vor allem dadurch, daß Autor und Verlag gehört werden, bevor ein Buch auf den Index gesetzt wird.

II. Ökumenische Bewegung

Im Zusammenhang mit dem Konzil ist die Ökumenische Bewegung zu betrachten. Es gibt da hoffnungsvolle und ernüchternde Tatsachen zu melden. Zu den hoffnungsvollen gehört die Teilnahme von offiziellen und privaten Beobachtern der verschiedenen christlichen Kirchen an den Arbeiten des Konzils im Rahmen des Sekretariates des Kardinals Bea, gehört der Besuch des Moderators der schottischen Kirche, Craig, beim Papst, gehört die allgemeine Höflichkeit, die in den letzten Jahren in den Beziehungen der katholischen Kirche zu den getrennten Christen zu beobachten ist.

In der letzten Zeit aber melden sich auf der Gegenseite auch kritische Stimmen zu Wort. So hat der Sekretär des Weltrates der Kirchen, Visser't Hooft, am 19. Mai 1962 in einer Rede in Minneapolis erklärt, er hoffe zwar, daß der Dialog mit der katholischen Kirche fortgesetzt werde, aber nur naive Gemüter könnten daraus den Schluß ziehen, daß auch nur eine einzige Kirche im ökumenischen Rat daran dächte, der katholischen Kirche unter den Bedingungen beizutreten, die die römische Ekklesiologie auferlege. Genauso undiskutabel wäre ein Beitritt der römisch-katholischen Kirche zum Weltrat der Kirchen. In Deutschland mehren sich die Stimmen auf evangelischer Seite, die vor einem Aufgeben der lutherischen Rechtfertigungslehre zugunsten der Auffassung von der Kirche als Ordnungsmacht in dieser Welt warnen. So Peter Brunner in einem vielbeachteten Aufsatz „Rechtfertigung heute". Hier wird die Angst offenbar, das rein Religiöse könnte zugunsten des Eingreifens in weltliche Händel, also im Tiefsten einer „Werkheiligkeit", aufgegeben werden. Man möchte dem Sog entgehen, der durch die Wirksamkeit zum Beispiel auf dem sozialen Gebiet („Mater et Magistra") von der katholischen Kirche ausgeübt wird und der auch die Protestanten immer wieder zu Stellungnahmen zwingt. Leider haben diese Bestrebungen, die gemeinsame christliche Tätigkeit in praktischen Fragen zurückzudrängen, in der letzten Zeit mancherlei Erfolg gehabt. So in der Frage der Geburtenregelung, wo man evangelischerseits im bewußten Gegensatz zur katholischen Auffassung für die volle Freiheit der Geburtenregelung eintritt unter Berufung auf das evangelische Prinzip der Eigenverantwortung des einzelnen Christen.

In Athen hat Erzbischof Ramsey von Canterbury eine kritische Stimme in bezug auf die Wiedervereinigung mit Rom verlauten lassen, während er für einen Zusammenschluß der Anglikaner mit den Orthodoxen eintrat. In der „Church Times" vom 19. Jänner 1962 erschien ein Artikel des anglikanischen Pfarrers L. Edwards, in dem es heißt, man werde niemals seine Tore der römisch-katholischen Streitmacht öffnen, wohl aber seine Herzen der römisch-katholischen Buße. Er erkennt die Bedeutung der Bibelbewegung und der liturgischen Bewegung an, tritt jedoch für die Abschaffung „des Einmannbetriebes", des Papalismus, ein. Die gegenwärtige Ära der Höflichkeit dürfe nicht darüber hinwegtäuschen, daß noch vieles geschehen und gelernt werden müsse.

Von katholischer Seite hat der Vorsitzende der englischen Zweigstelle des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen, Erzbischof Heenan von Liverpool, zur Zurückhaltung im Una-Sancta-Gespräch aufgefordert. Die Unionsgespräche könnten nur zwischen Professoren der verschiedenen Bekenntnisse, nicht aber zwischen Pfarrern geführt werden. Es müssen klare Fronten bleiben, man dürfe nicht einem verwaschenen Christentum das Wort reden („The Clergy Review").

III. Kirche und soziale Frage

Die sozialen Probleme stehen sowohl theoretisch wie praktisch in der ersten Reihe der Fragen, die die Kirche gegenwärtig beschäftigen. Nach wie vor ist „Mater et Magistra" Gegenstand zahlreicher Erörterungen und eifrigen Studiums. So wird die 7. Soziale Woche in Valencia (7. bis 23. September 1962) die Enzyklika zur Grundlage haben. Thema der Woche ist: „Die Lebensbedürfnisse der spanischen Landwirtschaft". In Südamerika erfolgt gerade eine Bestandsaufnahme der sozialen Lage, besonders auf dem landwirtschaftlichen Sektor, durch die FERES (Fédération Internationale des Institutions Catholiques de Recherches Socio-réligieuses). Band 2 der Dokumentation ist der Umwandlung der ländlichen Welt in Lateinamerika gewidmet. Die Schuld an den trostlosen Verhältnissen wird der spanisch-portugiesischen Gesetzgebung über die Landverteilung gegeben. Das Parlament von Uruguay hat eine Spezialkommission zum Studium der Enzyklika „Mater et Magistra" eingesetzt. Das soziale Leben Uruguays soll radikal verbessert werden.

Der Heilige Vater selbst hat am Christi-Himmelfahrtstag vor dem Komitee der katholischen Vereinigungen für Berufsbildung darauf hingewiesen, daß es nicht genüge, die sozialen Dokumente der Kirche respektvoll zu lesen, sondern daß man sie im modernen Leben anwenden und mit ihnen die soziale Gesetzgebung durchdringen müsse zum Nutzen der ganzen Menschheit.

An speziellen Aufgaben traten in der letzten Zeit vor allem Flüchtlings- und Emigrantenprobleme auf. Aus China flüchteten viele Zehntausende nach Hongkong. Das amerikanische NCWC (National Catholic Welfare Center) spendete Lebensmittel und Kleider und setzt sich für die Einwanderungsmöglichkeit von wenigstens 10.000 Chinesen in die USA ein. Mehrere Ordensgenossenschaften haben sich des chinesischen Flüchtlingsproblems angenommen.

Ein anderes Flüchtlingsproblem brachte Algerien. Viele Europäer haben Algerien verlassen und sind für Frankreich vorerst eine ernste Belastung geworden. Kardinal Gérlier von Lyon hat die französischen Katholiken aufgefordert, in jeder der 30.000 Pfarren je drei Zimmer für

Algerienflüchtlinge bereitzustellen. Einen ähnlichen Appell erließ der Erzbischof von Bordeaux. Die Caritas Internationalis hat auf einer Tagung in Frankfurt am Main ein umfangreiches Hilfsprogramm für Algerien aufgestellt.

Die Sorge um die vielen ausländischen Arbeiter in der Schweiz hat den schweizerischen Episkopat veranlaßt, am 13. Mai einen Hirtenbrief: „Der ausländische Arbeiter als unser Mitmensch und Glaubensbruder" zu erlassen und den 20. Mai als Sonntag der Emigration zu erklären.

Die Schweiz hat bei einer Bevölkerung von etwas über 5 Millionen 800.000 Fremdarbeiter, von denen nicht ganz die Hälfte das Niederlassungsrecht hat. Die Arbeiter kommen zum größten Teil aus dem romanischen Süden, aus Italien und Spanien. Die Fremdarbeiter beklagen sich vielfach, daß sie aus dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen seien, die Schweizer, daß die Arbeiter sich nicht ihren Lebensgewohnheiten anpassen wollten. Kirchlicherseits wird viel getan; es sind 63 italienische, 14 spanische, 9 ungarische und 2 polnische Priester tätig, um den Fremden seelsorglich beizustehen. Doch wird von Seelsorgekreisen vielfach die religiöse Gleichgültigkeit dieser Fremdarbeiter beklagt. In Deutschland sind in der letzten Zeit von katholischer Seite in Hannover ein „Centro Italiano" und eine „Casa Española" gegründet worden.

Vordringlich sind natürlich die Hilfsmaßnahmen für die vor kurzer Zeit selbständig gewordenen Staaten Afrikas. So wächst sich das Gebiet am Oberen Volta (3,600.000 Einwohner, 132.000 Katholiken) zu einem ausgesprochenen Elendsgebiet aus; Ursache ist die gewaltige Bodenerosion. Die Weißen Väter versuchen durch Anlage von Gärten und Einrichtung einer leistungsfähigen Fischerei zu helfen. In Ruanda wurden fliegende Hilfskolonnen eingesetzt, um das Elend zu bekämpfen. Die Caritas wurde ausgebaut und als Mitglied der Caritas Internationalis bestätigt. In Tanganjika wurde für Ostafrika ein Sozialinstitut gegründet, das die Aufgabe hat, eine afrikanische Führungsschicht heranzubilden. Während wir so allerorts eine emsige caritative und soziale Tätigkeit in aller Welt beobachten, tauchen im Abendland ernste Gefahren für die Caritas auf. Nicht, daß es an Gebefreudigkeit mangelte! Aber die karitativen Orden haben viel zu wenig Nachwuchs. Bezeichnend für die Situation ist der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe über die Caritas, in dem die weibliche Jugend aufgefordert wird, auch den Ordensberuf, gerade auf dem karitativen Sektor, zu beachten.

IV. Priesternachwuchs

Eine brennende Frage der Gegenwart ist die des Priesternachwuchses. Wohl im Zusammenhang mit dem Konzil ist von Rom aus an über 1000 Diözesen in Europa, Amerika und Asien eine Rundfrage gerichtet worden. Aus 900 Diözesen kamen Antworten, die dann von Prof. Jean Dellepoort studiert und verarbeitet wurden. Die Lage stellt sich folgendermaßen dar. In Europa hat sich die Zahl der Gesamtbevölkerung von 1957 bis 1961 um 6 Millionen vermehrt (ohne die Sowjetunion). Die Zunahme der Katholiken belief sich auf 5 Millionen. Das hätte an sich eine Vermehrung der Priesterzahl um 5000 bringen müssen. In Wirklichkeit aber hat die Zahl um 255 abgenommen (von 169.288 auf 169.033). 1957 waren 4000 Neugeweihte, 1961 nur 3515. Bei diesen Zahlen ist zu bedenken, daß im gleichen Zeitraum die Ordensgeistlichen von 61.209 auf 63.589 zugenommen haben, so daß sich für den Weltklerus eine Abnahme von 2575 Priestern ergibt. Im speziellen Falle Italiens werden folgende Zahlen gemeldet: 1955 hatte Italien 47,865.474 Einwohner, damals kam ein Seminarist auf 1859 Einwohner, ein Priester auf 1060 Einwohner. 1962 betrug die Bevölkerungszahl 50,851.547, ein Seminarist kommt auf 1662 Einwohner, ein Priester auf 1161 Einwohner. 1955 gab es 45.138 Diözesanpriester, 1962 nur 43.488.

In Nordamerika (USA und Kanada) ist ein günstigeres Bild zu verzeichnen. In den USA stieg die Zahl der Weltpriester von 1955 bis 1961 von 29.814 auf 32.298. Die Kopfquote an Katholiken pro Priester beträgt 1211, die Ordenspriester eingerechnet 750. In Kanada stieg die Zahl der Weltpriester von 7978 auf 8583, die Kopfquote beträgt 841 bzw. 536. In Südamerika ist die Lage bekanntlich katastrophal. Bei einem Bevölkerungszuwachs von 3,000.000 in den letzten fünf Jahren hätte der Zuwachs an Priestern 30.000 sein sollen, in Wirklichkeit betrug er 4000, Welt- und Ordensklerus zusammengenommen. Dabei sind diese Zugänge zum großen Teil auf ausländische Hilfe zurückzuführen. Die Kopfquote beträgt in Südamerika 6000.

Auf dem ersten Kongreß für kirchliche Berufungen, der vom 23. bis 26. Mai in Rom tagte, sind die Fragen gründlich durchbesprochen worden. Als Motive für den Abstieg wurden angeführt: das Auslassen der Familien- und Jugendseelsorge, die geringen religiösen Kenntnisse, die Verzeichnung des Priesterbildes, die falsche Einstellung der Familien zum Lebensstandard, heidnische Lebensauffassung, Autoritätskrise. Ein Hauptgrund für den Rückgang in Europa, noch mehr in Südamerika ist der radikale Strukturwandel. Die Agrarländer wandeln sich in Industrieländer um, die Städte wachsen ins Immense. Die zusammengeballte Bevölkerung hat zu wenig Priester, während das leerer werdende flache Land auf Grund der

traditionellen Pfarreinteilung verhältnismäßig gut versorgt ist. In Nordamerika, wo man keine alten Traditionen hat, ist man mit diesem Problem eher fertig geworden. Interessant ist die Tatsache, daß in Österreich, Deutschland, Frankreich, England, Holland und der Schweiz die Zahl derer, die das Theologiestudium beginnen, größer ist, als auf Grund der Abschlußzahlen der kleinen Seminarien zu erwarten wäre. Von einzelnen Referaten auf dem Kongreß seien hervorgehoben die von Kardinal König über die Frage der Spätberufe, von Professor Dellepoort über die Gesamtlage, besonders auch über die sozialen Einflüsse. Raymond Izard vom französischen Zentrum für Priesterberufe wies auf die Notwendigkeit einer Gesamtpastoral hin. Jaime Flores aus Spanien sprach davon, daß der starke Priesternachwuchs nach dem Bürgerkrieg eine Folge des Martyriums so vieler Priester war. Man habe aber dann vielfach darauf vergessen, um weitere Berufe zu beten. Bischof Wright von Pittsburg referierte über die Frage des Durchhaltens der Seminaristen. Man solle nicht immer von den Opfern sprechen, sondern mehr vom Ruhm und der Freude, Priester sein zu dürfen. Die Tagung schloß mit einer Ansprache des Heiligen Vaters, in der er auf die Notwendigkeit hinwies, heilige, gebildete und tätige Priester heranzubilden.

V. Die Kirche und die moderne Kultur

In der Berichtszeit sind eine Reihe erfreulicher Nachrichten über die starke Stellung eingegangen, die die katholische Kirche im kulturellen Leben der ganzen Welt einnimmt. Der katholische Philosoph Jean Guitton wurde am 22. Mai in die Académie Française aufgenommen, wo er den Platz von Léon Berard einnehmen wird. General Weygand, der die Ansprache hielt, wies darauf hin, daß zwischen dem Denken und dem Leben Guittons kein Zwiespalt sei. „Alle Ihre Fähigkeiten arbeiten in Harmonie zusammen: der Glaube bildet Licht und Wärme Ihrer Intelligenz und die Intelligenz erleuchtet den Glauben."

Das Jesuitenkolleg in Innsbruck konnte sein 400-Jahr-Jubiläum feiern. Am 12. Mai 1562 gründete Ferdinand I. das Kolleg im „Kaiserspital", am 25. Juni eröffnete es Petrus Canisius, dann begann das Studium der 71 Alumnen. 1606 hatte das Kolleg 300 Gymnasialstudenten. 1670 wurde der Plan gefaßt, eine Universität zu errichten. 1677 ergingen das kaiserliche Patent und die päpstliche Bulle. Der Aufhebung des Jesuitenordens am 1. Oktober 1773 folgte die Aufhebung der theologischen Fakultät, später, unter Joseph II., auch die der Universität. In Innsbruck wurde dann ein josefinisches Generalseminar eingerichtet. Zu Weihnachten 1838 konnten die Jesuiten wieder zurückkehren und übernahmen die Leitung des Theresianums. 1848 wurden sie wieder vertrieben, konnten aber 1853 wieder zurückkehren. 1857 wurde die theologische Fakultät wiedererrichtet. Sie bestand trotz gewisser Gefahren in den Jahren 1870 bis 1874 bis zur Auflösung durch die Nationalsozialisten. Erst das Jahr 1945 ließ Kolleg und Fakultät aus den Ruinen wiedererstehen.

In Ottawa konnte die katholische Fakultät ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern. In dieser Zeit studierten an ihr Studenten aus 90 Diözesen und 15 Ländern. 500 Priester sind aus ihr hervorgegangen. Ein wichtiges Ereignis für das spanische katholische Hochschulwesen ist der Vertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und der spanischen Regierung vom 5. April 1962, in dem die staatliche Anerkennung der an diesen Hochschulen verliehenen akademischen Grade festgelegt wird. In Spanien gibt es derzeit rund ein Dutzend katholische Hochschulen, darunter die Opus-Dei-Universität in Pamplona, die Universitäten und Hochschulen von Salamanca, Madrid, Barcelona, Valladolid, das Jesuitenkolleg von Comillas. 5000 Studenten besuchen diese Schulen. Die Bedingungen, die im Vertrag vom 5. April 1962 festgelegt sind, lauten: Studiendauer und Studienplan müssen den staatlichen Vorschriften entsprechen; das Professorenkollegium muß zu 75 v. H. aus Spaniern bestehen, die an spanischen Universitäten habilitiert sind; der Rest kann aus Ausländern bestehen. Der Rektor muß ein Spanier sein. Ein Professor muß als Vertreter des spanischen Unterrichtsministeriums fungieren und zu allen Vorlesungen freien Zutritt haben. Die Studenten müssen in gleicher Weise wie an den staatlichen Universitäten organisiert sein. Die katholische Universität in Salamanca, die 1941 mit 54 Studenten begann, zählt heute 900. Zu den Fakultäten für Theologie, Philosophie, Pädagogik, klassische Sprachen ist vor kurzem eine biologische Fakultät getreten. In Madrid wurde jüngst ein Institut für kirchliche Studien gegründet. Hauptaufgaben sind: theologische Informationen, juristisch-kanonistische und liturgische Studien.

Während in Spanien das katholische Universitätswesen blüht, ist es in Portugal nicht gelungen, eine katholische Hochschule zu errichten. Nicht einmal die theologische Fakultät an der einst weltberühmten Universität von Coimbra, die 1910 aufgelöst worden war, konnte wiedererstehen. In den USA hat die National Science Foundation (neben 276 anderen wissen-

schaftlichen Einrichtungen) 26 katholische Universitäten und Collegs mit über 140.000 Dollar, das sind über 3,5 Millionen Schilling, bedacht.

Die katholische Universität in Tokio, die zu den wichtigsten kulturellen Einrichtungen Japans zählt und weit über den katholischen Bereich ausstrahlt, hat seit 1932 auch eine Fakultät für Journalismus, an der 6 japanische Professoren und 30 Assistenten wirken. 500 Studenten haben im letzten Studienjahr um Aufnahme gebeten, nur für 40 waren Plätze vorhanden. An der Universität studieren insgesamt 4000 Studenten. Von den 10.000, die sich vergangenes Jahr inskribieren wollten, konnten nur 1400 aufgenommen werden. Um diese Universität (aber auch andere kirchliche wissenschaftliche Untersuchungen) zu fördern, hat Kardinal Frings von Köln jüngst eine Stiftung „Pius X." ins Leben gerufen. Auf den Philippinen wurde am 25. Mai die „University of Negros Occidental Bacolod" an den Orden der Augustinermönche übergeben. Die Universität weist ein Kollegium von 132 Professoren auf. Die Hörerzahl beträgt 8000. An Fakultäten existieren solche für das Lehramt, für Jus, Ingenieurwesen, Pharmazie, Pädagogik, Literatur und Handel.

Die Betreuung von Studenten aus dem afro-asiatischen Raum wird ausgebaut. Das „Afro-asiatische Institut" in Wien, dessen Leitung in den Händen eines Paters aus dem Orden des Göttlichen Wortes liegt (St. Gabriel), hat als spezielle Aufgaben: Studienberatung, Stipendien. Es soll ein Ort der Begegnung sein. Eine Vierteljahresschrift „Konfrontation" wird herausgegeben. Ferner sollen Praktikantenstellen vermittelt und die wissenschaftliche Forschung angeregt werden. In Köln wurde der erste Konvent japanischer Schwestern eröffnet. Sein Zweck ist vor allem, den japanischen Studenten, die in Europa studieren, eine Heimat zu bieten.

In Quebec (Kanada) wurde die „Quebec African Students Foundation" gegründet zur Unterstützung afrikanischer Studenten. Kanada ist besonders geeignet zur Aufnahme afrikanischer Studenten, weil das Land sowohl englisch- wie französischsprachige Schulen hat. In Bangkok haben die Jesuiten ein Studentenheim für 70 Studenten, die „Xavier-Hall", gegründet. Bemerkenswert ist die Bewegung unter den chilenischen Studenten. 30.000 Studenten der 7 Universitäten haben sich für die christlich-demokratische Bewegung entschieden und sich damit gegen den traditionalistischen Katholizismus gewendet. In Dakar waren es Studenten (Vereinigung der katholischen Studenten im Verbande der „Pax Romana"), die die einzige bedeutende afrikanische Jugendzeitschrift „Katholische Jugend" wieder herausgebracht haben. Die Zeitschrift hatte wegen technischer und finanzieller Schwierigkeiten ihr Erscheinen einstellen müssen.

Neben den Hochschulen darf auch das niedere und mittlere Schulwesen nicht übersehen werden. So wurde jüngst in Köln das 50jährige Bestehen der katholischen Kindergärten gefeiert. In 5000 katholischen Kindergärten der Bundesrepublik werden 400.000 Kinder betreut. Das ist außerordentlich wichtig, da gegenwärtig in Deutschland 1,600.000 Kinder, darunter 500.000 unter sechs Jahren, ohne eine richtige familiäre Betreuung sind. Ihr 100-Jahr-Jubiläum konnte die bekannte „Franska Skola" in Stockholm feiern. Diese Mädchenschule, die von Schwestern von Chambery geleitet wird, ist eine Gründung der schwedischen Königin Josefine (einer Tochter des Eugen Beauharnais und einer bayerischen Prinzessin). An ihr studieren die Töchter aus den besten schwedischen Familien. Unter anderen haben in der letzten Zeit fast alle schwedischen Prinzessinnen dort ihre Schulbildung erhalten. In den USA, wo das katholische Schulwesen eine der tragenden Säulen der katholischen Kirche bildet, kam es in letzter Zeit zu Auseinandersetzungen zwischen dem Episkopat und der Regierung Kennedy. Die Katholiken fordern eine Unterstützung von seiten des Staates. Kennedy hat die Forderung zurückgewiesen. Auf die Dauer wird die Last für die Katholiken, die ja auch die staatlichen Schulen unterhalten müssen, zu groß sein. Und die staatliche Schule ist in zunehmendem Maße entchristlicht. Wenn sie auch konfessionell neutral war, so war sie bisher doch auf allgemein christlicher Basis eingerichtet, wie überhaupt das amerikanische Staatswesen. In den vergangenen Wochen wurde durch eine oberstgerichtliche Entscheidung (25. Juni 1926) das Schulgebet an den Staatsschulen verboten. Darüber herrscht in Amerika große Erregung. Die ehemaligen Präsidenten Hoover und Eisenhower sind entsetzt, Truman ist dafür, Kennedy forderte die Bevölkerung auf, sich dem Urteil zu beugen, da Religion im wesentlichen Privatangelegenheit wäre. Mons. D'Amour von der Vereinigung der katholischen Schulen in den USA machte warnend darauf aufmerksam, daß durch die Laisierung der amerikanischen Staatsschule die ältesten christlichen Traditionen der USA allmählich zugrunde gehen. Eine um so größere Aufgabe haben die katholischen Schulen.

In Australien, wo das Privatschulwesen bisher keine Förderung durch den Staat erfahren hatte, hat man sich nun zu einer kräftigen Förderung entschlossen: zum Teil werden langfristige Anleihen zu niedrigem Zinsfuß gegeben, zum Teil die Eltern unterstützt. Indien hat nunmehr

in Goa den Religionsunterricht an den Schulen stark benachteiligt. Der Religionsunterricht muß von den Eltern schriftlich gewünscht werden, und die Religionsstunden dürfen nur mehr im Anschluß an die übrigen Schulstunden gehalten werden.

An wissenschaftlichen Leistungen der Katholiken in aller Welt seien diesmal folgende erwähnt: in Freiburg (Schweiz) wurde eine neue wissenschaftliche Zeitschrift gegründet: „Studies in Soviet Thought". Die Redaktion liegt in den Händen von P. Bochenski OP. und Prof. Th. Blakeley, beide vom Institut für Osteuropa in Freiburg. Der belgische Jesuitenpater Le Paige, der in Valparaiso (Chile) einen Lehrstuhl hat, hat einen Dokumentarfilm über die Anfänge der menschlichen Rasse in Südamerika gedreht. Er ist äußerst aufschlußreich über die Steinzeit in Chile und die archäologischen Schätze der Anden. Die katholischen Universitäten in Japan („Nanzan" in Nagoya, SVD; „Sophia" in Tokio, SJ.) geben grundlegende wissenschaftliche Werke heraus: in Nagoya erscheint die „Bibliographie der Ainu" („Collectanea Nanzan"), und zwar sind auf dem Gebiete der Archäologie bisher 319 Bücher und Artikel erschienen, auf dem Gebiete der Anthropologie 349 Werke. Dazu werden in Nagoya nach der Unterdrückung der katholischen Universität von Peking auch die „Folklore Studies" und die „Monumenta Senica" herausgegeben. Die Jesuitenuniversität in Tokio gibt die „Monumenta Nipponica" heraus.

VI. Die Kirche in einzelnen Ländern

Österreich. Zwei Ereignisse sind besonders hervorzuheben: der österreichische Katholikentag vom 1. bis 3. Juni in Salzburg und der Abschluß eines Vertrages zwischen dem Heiligen Stuhl und der Republik Österreich am 9. Juli 1962 über Fragen des Schulwesens.

Wie schon im letzten Bericht kurz angeführt, wurde der diesjährige Katholikentag in Form einer Delegiertentagung abgehalten. Nachdem schon längere Zeit hindurch im engeren Rahmen die Probleme der verschiedenen Lebensbereiche erörtert worden waren, traten Ende April zirka 250 Vertreter des katholischen Österreich, meist Laien, in St. Pölten zu einer eingehenden Beratung zusammen. In 13 Sektionen wurde die Lage der katholischen Kirche eingehend besprochen und ein Aktionsprogramm ausgearbeitet. Der Niederschlag dieser St.-Pöltener-Tagung wurde in Salzburg vor Vertretern aller Dekanate Österreichs vorgelegt und in Diskussionen weiter vertieft. Der Katholikentag, der unter dem Motto stand „Löscht den Geist nicht aus", hatte sich vor allem mit der Tatsache zu beschäftigen, daß die Kirche in Österreich heute zwar in voller Freiheit wirken kann, daß sie auch keine sehr großen Forderungen an den Staat zu stellen hat, daß aber infolge des Zustandes der Hochkonjunktur und des allgemeinen Wohlstandes eine Stagnation des kirchlichen Lebens festzustellen ist. Die Kirche, die heute offiziell gegenüber allen Parteien Neutralität beobachtet, ist dazu berufen, das Gewissen der Gesellschaft zu sein. In diesem Sinn war auch das Motto des Katholikentages zu verstehen. Der Katholikentag begann am Freitag, 1. Juni, mit einem Vortrag von P. Karl Rahner SJ. in der großen Aula der Alten Universität und wurde mit einer Kundgebung im Neuen Festspielhaus beendet, bei der die Resolutionen des Katholikentages vorgebracht wurden. Besonders wurde auf die Schulfrage und auf die Familienpolitik hingewiesen.

Die Konvention vom 9. Juli 1962 zwischen dem Heiligen Stuhl und der Republik Österreich ist ein Teilstück der etappenweisen Durchführung des Konkordates. Trotz gewisser Abstriche, die am ursprünglichen kirchlichen Forderungsprogramm gemacht werden mußten, ist die gegenwärtige Vereinbarung von größter Bedeutung für das katholische Privatschulwesen und den katholischen Religionsunterricht. Die Bestimmungen besagen im wesentlichen: Die katholische Kirche als öffentliche Körperschaft kann Schulen errichten und diese Schulen müssen bei Erfüllung der allgemeinen Bedingungen das Öffentlichkeitsrecht erhalten. Der Staat wird 60 v. H. des Personalaufwandes übernehmen. Der Religionsunterricht ist an allen Pflichtschulen, an den Mittelschulen (nach dem neuen Schulgesetz: an den höheren Schulen) sowie an einer Reihe anderer Schularten obligat.

Der Vertrag vom 9. Juli ist ein Ausdruck des geänderten weltanschaulichen Klimas in Österreich. Waren es in der Ersten Republik vor allem weltanschauliche Gegensätze, die das Zustandekommen einer einvernehmlichen Regelung der Schulfrage verhindert haben, so ist es jetzt infolge des Abbaues des Radikalismus und des gestiegenen Ansehens der Kirche möglich geworden, diese schwierige Materie zu regeln und in einen internationalen Vertrag einzubauen.

In Wien wurde der Generalvikar der Erzdiözese und Sekretär der österreichischen Bischofskonferenz, Prälat Dr. Jakob Weinbacher, zum Weihbischof geweiht. Er ist seit der Errichtung der Erzdiözese Wien im Jahre 1722 der 21. Auxiliarbischof. In Wien wurde das „Institut für religiöse Soziologie" kanonisch errichtet und Erzbischof-Koadjutor Dr. Jachym anvertraut. Das Institut soll unter anderem grundlegende statistische Unterlagen für die Errichtung neuer Pfarren liefern.

Deutschland. Das neu herausgekommene „Kirchliche Handbuch" (Band XXV, 1957 bis 1961, Köln 1962) gibt die genaue Zahl der Katholiken in Deutschland. Sie beträgt in der Bundesrepublik 25,189.028 oder 45,1 Prozent, in Westberlin 286.766 oder 10,4 Prozent, in Ostberlin 121.842 oder 7,7 Prozent, in der Sowjetzone 1,483.972 oder 8,2 Prozent, im ganzen 27,081.608 oder 34,6 Prozent. Im Vergleich zum Jahre 1940 ergibt sich ein Zuwachs um 4,015.887 oder 17 Prozent. Zum neuen Bischof von Münster wurde der Münsteraner Theologieprofessor Doktor Joseph Höffner ernannt. Mit dieser Berufung sind nunmehr alle vakanten deutschen Bistümer wieder besetzt. Am 29. Juni wurde in Mainz der ehemalige evangelische Pastor Ekehard Breding zum katholischen Priester geweiht. Der Neugeweihte ist verheiratet. Im Juni 1962 fand in Köln die erste Tagung der Leiter der katholischen Männerbewegung Europas statt. Ziel dieser Tagung war, die Männerwelt Europas zur katholischen Erneuerung des Erdteils aufzurufen im Lichte von „Mater et Magistra". In Westberlin wurden in der Nachkriegszeit 16 katholische Kirchen neu gebaut.

Niederlande. In den Niederlanden sollen in den nächsten 8 Jahren insgesamt 500 Kirchen gebaut werden, davon 170 katholische. Der Staat wird sich mit 30 v. H. der Baukosten beteiligen.

Ein interessanter Versuch, durch Inserate in großen Tageszeitungen auf die abgestandenen Gläubigen einzuwirken, wurde durch das „Una-Sancta-Komitee" unternommen. Dieses Komitee verfügt über 6 Zentren mit 25 Priestern, unterstützt von Laien. In Amsterdam wurde in der größten Geschäftsstraße ein Lokal gemietet, das den Namen „Porta aperta" führt und in dem ständig ein Priester bereitsteht, um Interessenten zu beraten. Die Patres der Heiligen Familie, die dieses Apostolat ausüben, geben eine Zeitschrift „Kontakt" heraus.

Frankreich. Im Zuge der kirchlichen Umorganisation wurde ein Generalsekretariat des Episkopats geschaffen, das diesen über alle Vorgänge im kirchlichen Raum unterrichten soll. Auch soll es die auftretenden Probleme intensiv studieren, die Arbeit der Versammlung der französischen Kardinäle und Erzbischöfe vorbereiten und die Verbindung mit den staatlichen Stellen und den Ordensoberen herstellen. Außer diesem Generalsekretariat arbeiten noch das Sekretariat des Episkopats für Pastoral, das Generalsekretariat der Katholischen Aktion und das Informationsbüro des Episkopats.

Vor kurzem hat die Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe eine Erklärung abgegeben, in der auf die Jurisdiktionsgewalt des Heiligen Vaters und der Einzelbischöfe hingewiesen und die bloß „moralische Autorität" der Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe betont wurde. Ebenfalls stark betont wurde, daß Rom selbst die regionalen Zusammenschlüsse gewünscht habe. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Rom die Ausbildung einer starken Zwischeninstanz zwischen sich und den einzelnen Diözesen befürchtet, die der Anfang einer neuen Spielart des alten Gallikanismus sein könnte.

Anläßlich der Abstimmung in Algerien am 1. Juli 1962 hat der Erzbischof Duval von Algier die Katholiken seiner Diözese aufgefordert, für die Selbständigkeit Algeriens zu stimmen.

England. In Rom wurde das 600-Jahr-Jubiläum des Englischen Kollegs gefeiert. Es wurde im Jahre 1362 gegründet und 1446 durch eine Bulle Eugens IV. unter den Schutz des heiligen Thomas von Canterbury gestellt. Seither ist es das geistige Zentrum der Engländer in Rom. Von Papst Paul III. wurde es an Kardinal Reginald Pole übergeben. Seit Gregor XIII., seit dem 1. Mai 1579 heißt das Kolleg „Englisches Kolleg" und ist für Priester bestimmt. 1818 weilte der spätere Kardinal Nikolaus Wiseman dort.

Skandinavien. Der bisherige Bischof von Stockholm, Ansgar Nelson, ist aus Gesundheitsgründen zurückgetreten. An seiner Stelle wurde der ehemalige amerikanische Militärgeistliche John Taylor aus dem Orden der Unbefleckten Empfängnis ernannt. In Kopenhagen wurde ein Kloster der Lioba-Schwestern gebaut, unter deren 24 Mitgliedern 8 Däninnen sind. Nördlich von Kopenhagen wurde für den Konvent der Schwestern vom Kostbaren Blut eine neue Kapelle eingeweiht. Auf der Insel Öm in Dänemark bildete sich schon längere Zeit ein Zentrum der katholischen Jugendarbeit. In diesem Jahr wurde nun durch freiwillige Arbeitsleistungen junger Dänen, Belgier, Deutscher und Schweizer eine moderne Kapelle gebaut, die von dem Schweizer Architekten Markus Furer entworfen wurde. Die Wallfahrt zu „Unserer Lieben Frau von Öm" ist inzwischen traditionell geworden. In Finnland ist in Kottby, einer Vorstadt von Helsinki, ein katholisches Informationszentrum eingerichtet worden. Es birgt eine Kapelle und eine reichhaltige Bibliothek. Der Leiter ist der finnische Priester Rijuderi.

Spanien. Im Verlaufe der jüngsten Streikaktion in Spanien hat der katholische Klerus vielfach Stellung zugunsten der Streikenden genommen. Die Katholiken Spaniens beginnen auch sonst, gegen die Diktatur Francos zu protestieren, wie es jüngst auf einer Münchener Tagung zum Ausdruck gekommen ist. Man will selbstverständlich keinen Umsturz provozieren, aber man ist in Sorge, welche Folgen für die katholische Kirche nach dem Ableben Francos

wegen ihrer engen Verbindung mit dem gegenwärtigen Regime eintreten könnten. Inzwischen wurden alle katholischen Laienorganisationen (Katholische Aktion, Marianische Kongregationen, Dritte Orden) zu einer Nationalen Organisation des Säkularapostolates zusammengefaßt.

Afrika. Auf Grund einer neuen Statistik gibt es in Afrika 258 Millionen Einwohner. Davon sind 23 Millionen Katholiken, wozu noch 3 Millionen Katechumenen kommen (davon im Kongo 5 Millionen Katholiken und 600.000 Katechumenen). 23 Millionen sind Protestanten, 14 Millionen Kopten, 109 Millionen Mohammedaner und 83 Millionen Heiden. In Ägypten (24 Millionen Einwohner) gibt es 3,650.000 Kopten, 200.000 Katholiken und 150.000 Protestanten.

Vereinigte Staaten von Nordamerika. Hier gab es 1912 15,015.569 Katholiken mit 17.491 Priestern; heute ist die Zahl der Katholiken auf 42,876.665, die Zahl der Priester auf 55.581 angewachsen.

Mittel- und Südamerika. In Mexiko wurden 2 neue Diözesen und eine Praelatura nullius errichtet. In Tegncigalpa (Honduras) fand kürzlich ein Treffen der Leiter der mittelamerikanischen Radiostationen statt. Es gibt deren sechs. Diese Sender haben eine wichtige Rolle in der Glaubensverkündigung zu erfüllen, da die Zahl der Priester äußerst gering ist. Die traurige Lage der Kirche in Südamerika ist zum größten Teil auf die unglückliche Verkettung des Schicksals der Kirche mit der spanisch-portugiesischen Kolonialherrschaft zurückzuführen. Zur Zeit der Kolonialherrschaft durften nur Spanier bzw. Portugiesen Priester werden. Als die südamerikanischen Staaten im 19. Jahrhundert frei wurden, wurde das der Kirche zum Verhängnis: das gesamte Kirchengut wurde nationalisiert, ein Großteil der Priester ging nach Europa zurück. Der Priesterstand, der nun völlig verarmt ist, wurde auch gesellschaftlich verachtet.

Die ungesunden sozialen Verhältnisse tun das Ihre, um das religiöse Leben zu schwächen. Als Beispiel sei Argentinien angeführt, wo 260 Familien 40 v. H. des Bodens besitzen, während der Lohn der Arbeiter zwischen 90 und 360 Dollar pro Jahr liegt, also 2250 bis 9000 Schilling, was einem Monatseinkommen von 187 bis 748 Schilling entspricht. Für die 200 Millionen Katholiken stehen 37.000 Priester zur Verfügung. Pfarreien mit 80.000 Seelen sind keine Seltenheit. Von der Männerwelt praktizieren 4 v. H., von der Frauenwelt 9 v. H. In dieses Vakuum stößt nun, vor allem seit dem Verlust Chinas, der Protestantismus, vor allem das Sektenwesen. Von 1950 bis 1960 haben die Sekten 2 Millionen Anhänger gewonnen. Die Gesamtzahl der Protestanten beträgt heute über 4 v. H., das sind etwa 10 Millionen. Für diese Zahl stehen 37.000 Pastoren zur Verfügung, also ebenso viele wie für die 200 Millionen Katholiken Priester da sind.

Philippinen. Im Jahre 1902 ist von der freimaurerischen Verwaltung der Religionsunterricht abgeschafft worden. Von 37 Schulinspektoren waren 36 Protestanten oder Akatholiken. Die Folge war und ist eine krasse religiöse Unwissenheit der breiten Schichten. Nun hat sich ein Komitee aus vornehmen Damen Manilas gebildet, das die Mittel aufbringen will, um die Gehälter für die Religionslehrer zahlen zu können.

Australien. Durch die starke Einwanderung nach dem letzten Weltkrieg hat sich die Bevölkerung von 7,077.586 auf 10,552.276 vermehrt. Die Zahl der Katholiken nahm von 1,513.041 auf 2,111.126 zu, die Zahl der katholischen Schulen von 203.334 auf 482.259. Das bringt große Schwierigkeiten mit sich, da die Neueinwanderer, im Gegensatz zu den ursprünglichen irischen Katholiken, wenig Eifer zeigen, vor allem auch in puncto Leistungen für die Schule. Dabei benötigt man für das kirchliche Schulbauprogramm jährlich 4 Millionen Dollar.

Ostasien. In Korea wurde am 29. Juni 1962 mit der Verkündung der päpstlichen Bulle „Fertile evangelii semen" vom 10. März dieses Jahres die katholische Hierarchie eingerichtet. Im ganzen gibt es drei Kirchenprovinzen mit über 500.000 Katholiken, die von 500 Priestern, 1100 Schwestern, 100 Brüdern und 2200 Katechisten betreut werden. In Japan wurden kürzlich die Apostolischen Präfekturen Nagoya und Niigata zu Diözesen erhoben und japanischen Bischöfen unterstellt.

VII. Unierte Kirche

Die Lage der unierten Ukrainischen Kirche in Frankreich stellt sich so dar: in Paris und in Lyon gibt es Pfarren, außerdem in Frankreich 10 andere Sprengel. Die Gesamtzahl der unierten Ukrainer in Frankreich wird auf über 16.000 geschätzt, die von 19 Priestern unter der Leitung des Exarchen Malantschuk stehen. In Kanada konnte die unierte ukrainische Hierarchie auf ihr 50jähriges Bestehen zurückblicken. Die Zahl der unierten Ukrainer beträgt in Kanada 225.000. Anläßlich der Feier in Winnipeg waren 13 der 15 unierten ukrainischen Bischöfe der freien Welt versammelt. In Brasilien leben 50.000 Mitglieder orientalischer Kirchen: Melchiten, Maroniten, Rumänen, Ukrainer, Armenier. Für sie alle wurde 1953 ein Generalvikar unter Kardinal Camara bestellt. 1962 wurde nun eine eigene orientalische Diözese errichtet.

VIII. Verfolgte Kirche

In Ungarn ist trotz allem offiziellen Ableugnen eine systematische Kirchenverfolgung im Gange, wenn sie auch nach außen nicht immer sichtbar ist. Die Gläubigen suchen entfernte Kirchen auf, um nicht aufzufallen; die Schulbehörden raten den Eltern ab, ihre Kinder in den Religionsunterricht zu schicken; Kinder, die den Religionsunterricht besuchen, sind von den höheren Schulen ausgeschlossen; die staatlichen Kirchenbehörden stehen in offener Konkurrenz mit den Bischöfen; diese werden von Kommissaren kontrolliert. Nach dem Ableben von Erzbischof Groesz ernannte der Heilige Stuhl den Weihbischof Bard zum Apostolischen Administrator. Die Regierung erkannte ihn nicht an, verbannte ihn in ein Dorf und ließ einen ihr genehmen Kapitelvikar wählen. Genau so geschah es in Fünfkirchen und in Szombathely. Im Jahre 1961 sind zahlreiche Priester einem peinlichen Verhör unterzogen worden, eine Reihe wurde eingesperrt und ein Teil von ihnen zu Kerkerstrafen verurteilt. Viele eifrige Priester mußten ihren Seelsorgsposten verlassen.

In der Tschechoslowakei scheint trotz der Abwürgetaktik der Regierung die Bevölkerung kirchentreu zu bleiben. Wenigstens klagen die kommunistischen Behörden über die vielen freiwilligen Spenden der Bevölkerung für kirchliche Zwecke. So sollen im vergangenen Jahr allein im Gebiet von Mährisch-Ostrau rund 11 Millionen Kronen gespendet worden sein. Die kommunistischen Parteiinstanzen sprechen von profitgierigen Unternehmungen und von Ausbeutung des Volkes.

In Polen geht das Tauziehen hin und her. Kardinal Wyszynski konnte im vergangenen Frühjahr auf einige Wochen nach Rom reisen. Bei der Gelegenheit äußerte er sich skeptisch darüber, ob die polnischen Bischöfe zum Konzil kommen könnten. Er selbst wurde vom kommunistischen Propagandachef Starewicz scharf angegriffen. Kirchliche Prozessionen werden in der letzten Zeit wieder behelligt, so die im Mai zum Grab des heiligen Adalbert in Gnesen. Auf der anderen Seite wurde im August die Tausendjahrfeier der Christianisierung Polens ganz groß begangen. Das Jahr 962 brachte mit der Errichtung des Erzbistums Gnesen gleichzeitig auch die Anerkennung der polnischen Nation durch den Heiligen Stuhl. Der Politik Kaiser Ottos I. stand das entgegen: er wollte vom neugegründeten Bistum Magdeburg aus die Polenmission durchführen, was gleichzeitig die Germanisierung bedeutet hätte. So war es die katholische Kirche, die den Polen zugleich die christliche Religion und die nationale Unabhängigkeit brachte. Solche Tatsachen können auch die Kommunisten nicht leugnen, sie haben sich zutiefst im Gedächtnis des polnischen Volkes eingeprägt.

In Ceylon ist eine stille Verfolgung der Kirche im Gange. Die 700.000 Katholiken (unter 9 Millionen Einwohnern) hatten ein blühendes Schulwesen, das auch gerne von Nichtkatholiken beansprucht wurde. Schon vor Jahresfrist wurden diese Schulen zum größten Teil enteignet, es wurde angeordnet, daß in katholische Schulen nur noch katholische Schüler gehen durften, daß kein Schulgeld eingehoben werden durfte. Selbstverständlich wurde auch jede staatliche Subvention eingestellt. Nach den Schulen kommen nun die katholischen Krankenhäuser daran. Soeben wurde verfügt, daß alle katholischen Schwestern die Krankenhäuser zu verlassen hätten. Die Mitglieder der Katholischen Aktion sind einer genauen Überwachung unterworfen.

IX. Orden

Auf dem Generalkapitel in Toulouse wurde am 22. Juli 1962 der neue Generalmeister des Dominikanerordens gewählt: der spanische Provinzial P. Aniceto Fernandez. Sein Vorgänger, P. Brown, wurde bekanntlich im Frühjahr zum Kardinal erhoben. Zum Großmeister des Souveränen Malteserordens wurde Fra Angelo de Mojana di Cologna gewählt.

Als Nachfolger des im vorigen Jahres verstorbenen Kardinals Canali wurde nun Kardinal Marella zum Protektor der Franziskanerkonventualen ernannt. Der Deutsche Ritterorden hinwieder erhielt in dem spanischen Kurienkardinal Larraona seinen Protektor, während Kardinal Bea zum Protektor der Schulschwestern Unserer Lieben Frau ernannt wurde.

In Jabalpur, Indien, wurde der erste Prämonstratenserkonvent eröffnet. Von der Schweizer Provinz aus wurde in Kasita, Erzdiözese Daressalam, ein Kapuzinerkonvent gegründet, der sich gut entwickelt. Unter den Mitgliedern befinden sich 2 eingeborene Priester und 20 eingeborene Brüder. Ihr 150jähriges Jubiläum konnten die bekannten Loretto-Schwestern in den USA feiern. 1812 begannen sie in einem Wagen mit dem Unterricht für die Kinder der westwärts ziehenden Pioniere von Kentucky. Sie haben in den USA heute 1100 Mitglieder und 105 Schulen in zehn Staaten. 400.000 Schüler besuchen diese Schulen. Gegenwärtig planen die Schwestern ein Pensionat für Mädchen an der katholischen Universität in Santiago de Chile und eine Elementarschule in Peru.

X. Personalia

Am 8. Juli starb Kardinal Giovanni Panico. Der Verstorbene war am 12. April 1895 in Tricase (Italien) geboren. 1919 wurde er zum Priester geweiht und 1923 von Gasparri in das Staatssekretariat geholt. Er galt als einer der fähigsten päpstlichen Diplomaten und war an vielen Punkten der Erde, vor allem auch in kritischen Momenten, eingesetzt. Die Stationen seines Wirkens waren: Südamerika; 1931: Prag; 1932: Geschäftsträger in München; Oktober 1933: Prag; August 1934 bis Jänner 1935 Beobachter bei der Saarabstimmung; anschließend wieder Prag; Dezember 1935 Australien und Neuseeland; 1948: Peru; 1954: Kanada; 1959: Portugal. Am 19. März dieses Jahres wurde er zum Kardinal erhoben. Der zweite Kardinal, Gabriel Acacius Coussa, ebenfalls am 19. März 1962 zum Kardinal erhoben, starb am 29. Juli 1962. Er war 1897 in Syrien geboren und zuletzt Sekretär der Kongregation für die Orientalische Kirche. Er war ein bekannter Gelehrter des orientalischen Kirchenrechtes. An seiner Stelle wurde Kardinal Gustavo Testa Sekretär der genannten Kongregation.

Der ehemalige Nuntiaturrat an der Wiener Nuntiatur, Mons. Ottavio de Liva, wurde zum Titularerzbischof von Heliopolis und zum Internuntius von Indonesien ernannt. Kardinal König weihte ihn in Udine zum Bischof. Am 31. Mai 1962 feierte der Primas Germaniae, Erzbischof Dr. Andreas Rohracher von Salzburg, seinen 70. Geburtstag. Anläßlich seines Goldenen Priesterjubiläums wurde der Straßburger Bischof Dr. Jean Weber zum Erzbischof ad personam ernannt. P. Robert Leiber, der durch 35 Jahre der engste Mitarbeiter Papst Pius' XII. gewesen war, feierte seinen 75. Geburtstag.

Der bekannte Verleger des Heiligen Stuhles, Dr. Friedrich Pustet, Regensburg, starb am 22. April 1962. Am 24. Mai starb in seiner Heimatstadt Mainz der Rektor des „Campo Santo Teutonico", Prälat Dr. August Schuchert. Der Verstorbene war am 5. Juli 1900 geboren. Lange Jahre war er in der Seelsorge und als Redakteur der Mainzer Kirchenzeitung tätig. Er war auch Professor für christliche Archäologie an der Universität Mainz. Als Rektor des „Campo Santo Teutonico" war er eine der profiliertesten Persönlichkeiten unter den deutschen Prälaten in Rom. Seine Sorge galt vor allem auch der Reaktivierung der Erzbruderschaft am Campo Santo Teutonico sowie einem notwendig gewordenen Neubau des Kollegs. Er starb während der Vorbereitungsarbeiten dieses Neubaues.

Am 14. Juni starb einer der bekanntesten deutschen Kanonisten in Rom: der Pallottiner Artur Wynen (geb. 7. Juli 1880 in Duisburg). Seit 1925 war er Redakteur der „Sacrae Romanae Rotae decisiones seu sententiae". Er war Konsultor der Sakramentenkongregation, seit 1944 Offizial der Ritenkongregation und seit dem 12. Juli 1961 Konsultor der Vorbereitenden Zentralkommission für das Vaticanum II. Ende Juni 1962 starb der ehemalige Erzbischof von Lemberg und nunmehrige Apostolische Administrator von Krakau, Eugen Baziak, geb. 14. Juli 1890.

XI. Verschiedenes

In Rom wurde einer der Mitarbeiter des bekannten Dominikanermissionars Las Casas aus der Zeit der spanischen Eroberung Amerikas, der Mulatte und Dominikanerbruder Martin von Porres, heiliggesprochen. Las Casas hatte sein Äußerstes getan, um die Indianer vor den Ausbeutermethoden der Konquistadoren zu schützen. Eine mittelbare Folge dieser Tätigkeit war die massenhafte Einführung von Negersklaven nach Amerika.

In Quebec tagte vom 29. Juni bis 2. Juli 1962 die Generalversammlung der „UNDA", der katholischen internationalen Vereinigung für Radio und Fernsehen. Thema der Tagung war: „Die Grundbildung durch Radio und Fernsehen in Afrika und Südamerika". Die nächste Tagung, in Monte Carlo, wird dem Thema „Das religiöse Fernsehen" gewidmet sein. Vom 9. bis 13. Juli tagte in London der X. Internationale Kongreß der katholischen Ärzte, der sich besonders mit den ärztlichen Problemen in der modernen Welt beschäftigte: Frage der Halbwüchsigen, der alternden Bevölkerung, der Unheilbaren, der Heilung geistig Kranker, des ärztlichen Dienstes in den frei gewordenen ehemaligen Kolonialgebieten.

Literatur
Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalt dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Anwander Anton, Wörterbuch der Religion. Zweite neubearbeitete Auflage. (636.) Würzburg 1962, Echter-Verlag. Leinen DM 34.—.

Blank Josef, Das Reich Gottes. Die Gleichnisse Jesu. I. (24.) Lebendige Kirche. Bildhefte, herausgegeben von P. Ernst Schnydrig und P. Dr. Ernst W. Roetheli. Freiburg i. Br., Lambertus-Verlag. 4 Hefte im Jahr. Einzelheft DM —.95. Im Jahresabonnement (4 Hefte): DM 3.40.

Brändle Max, Bibel, Sakramente und Liturgie. Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen. (176.) (Tyrolia-Taschenbücher, Band 18.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. Kart. S 36.—, DM/sfr 5.80.

Braubach Max, Maria Theresias jüngster Sohn Max Franz. Letzter Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster. (503.) 17 Tafeln. Wien-München 1961, Verlag Herold. Leinen S 195.—.

Brunner August, Vom christlichen Leben. Gesammelte Aufsätze. (269.) Würzburg 1962, Echter-Verlag. Leinen DM 27.—.

Das Neue Testament. Übersetzt von Fritz Tillmann. (902.) Leinen DM 14.80, Leder mit Goldschnitt DM 38.—. München 1962, Kösel-Verlag.

Duffrer Günter, Auf dem Weg zu Liturgischer Frömmigkeit. Das Werk des Markus Adam Nickel (1800—1869) als Höhepunkt pastoralliturgischer Bestrebungen im Mainz des 19. Jahrhunderts. (Quellen und Abhandlungen zur mittelalterlichen Kirchengeschichte. Band 6.) (156.) Speyer a. Rh. 1962, Druck und Verlag der Jaegerschen Buchdruckerei GmbH. Kart. DM 16.-.

Gauly Heribert, Das einfache Auge. Die Lehre des P. Jeremias Drexel S. J. über die „recta Intentio". (140.) Mainz 1962, Matthias-Grünewald-Verlag. Kart. DM 14.80.

Gilen Leonhard S. J., Zum Problem der hysterischen Persönlichkeit. Sonderabdruck aus den „Stimmen der Zeit", Juli 1962 — Heft 10, Band 107. (S. 283—298.) Freiburg im Breisgau, Verlag Herder.

Goldbrunner Josef (Bearbeiter), Katechetische Methoden heute. (Schriften zur Katechetik, Band II.) (177.) München 1962, Kösel-Verlag. Kart. DM 8.80, Leinen DM 10.80.

Good Tidings. Aids for Teaching Religion. Vol. I, March-April 1962, No. 2. Edited by the East Asian Pastorale Institute, P. O. Box 1815, Manila. Published 6 times a year.

Gourbillon Jacques Gilles OP (Herausgeber), Der Gott der Armen im Alten und Neuen Testament. Deutsche Bearbeitung von Gabriele Miller. (Die Welt der Bibel, Kleinkommentare zur Heiligen Schrift/13.) (98.) Düsseldorf 1961, Patmos-Verlag. Kart DM 4.80.

Herders Bibelkommentar. Die Heilige Schrift für das Leben erklärt. Band VII/1: Die Sprüche Salomons, Das Buch des Predigers, Das Hohelied, übersetzt und erklärt von Heinrich Schneider. (IX u. 332.) Freiburg-Basel-Wien 1962, Herder. Leinen DM 28.50, Halbleder DM 36.50. Subskriptionspreis: Leinen DM 25.—, Halbleder DM 32.50.

Hessen, DDr. Johannes, Griechische oder biblische Theologie? Das Problem der Hellenisierung des Christentums in neuer Beleuchtung. Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage. (167.) München-Basel 1962, Ernst-Reinhardt-Verlag. Leinen DM 11.—.

Heyder, P. Gebhard OCD, Feuer vom Himmel. Apokalyptische Visionen über Zukunft und Ende der Welt und den kommenden Triumph des Lammes. Des Sehers von Patmos Geheime Offenbarung in zeitnaher Deutung. (127.) Mit 44 Bildern, Wiesbaden 1962, Credo-Verlag. Leinen DM 12.80, kart. DM 9.80.

Holböck Ferdinand, **Sartory** Thomas OSB (Herausgeber), Mysterium Kirche in der Sicht der theologischen Disziplinen. Zwei Teile. (1093.) Salzburg 1962, Otto-Müller-Verlag. Leinen S 377.—, DM 58.—.

Hopster, P. Heinrich SVD, Vincent Frédéric Lebbe. Donner im Fernen Osten. (Stirb und werde. Christliche Bekenner / VI.) (203.) Mit 8 Bildseiten. Mödling bei Wien 1962, St. Gabriel-Verlag. Leinen S 54.—.

Hünermann Wilhelm, Der Bäckerjunge von Znaim. Klemens Maria Hofbauer. (298.) Innsbruck-Wien-München 1962, Tyrolia-Verlag. Halbleinen S 58.—, sfr 11.80.

Johannes XXIII., Das Rosenkranzgebet. (88.) Wien-München 1962, Verlag Herold. Pappband S 28.—.

Kammer Carl, Die Litanei von allen Heiligen. Die Namen-Jesu-Litanei. Die Josefs-Litanei. (Die kirchlichen Litaneien.) (192.) Innsbruck 1962, Verlag Felizian Rauch. Leinen S 96.—, kart. S 84.—. DM/sfr 16.— bzw 14.—.

Klement Johannes, Katholischer Katechismus. Dritte, bebilderte Auflage. (240.) Wien—München 1961, Verlag Herold. Brosch S 36.—.

Kloidt Franz, Verräter oder Martyrer? Dokumente katholischer Blutzeugen der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung geben Antwort. (235.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Kart. DM 8.80.

Krammer Robert, Ich will beten. Ein Gebetbuch für Schulkinder. („Brücken zu Gott".) (127.) München 1962, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 2.60.

Küng Hans, Damit die Welt glaube. Briefe an junge Menschen. (100.) München 1962, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.30.

Madey Johannes, Wir beten unseren Glauben. („Wege zu Gott.") (80.) München 1962, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 1.—.

Marnegg Elisabeth, Hirtenhund Gottes. 168.) Wien-München 1962, Verlag Herold. Kart. S 48.—.

Meurers Joseph, Die Frage nach Gott und die Naturwissenschaft (294.) München 1962, Anton Pustet. Leinen DM 15.80.

Neuhäusler Engelbert, Anspruch und Antwort Gottes. Zur Lehre von den Weisungen innerhalb der synoptischen Jesusverkündigung. (263.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Leinen DM 26.—.

Neuner Josef (Herausgeber), Hinduismus und Christentum. Eine Einführung. (XVI u. 249.) Wien-Freiburg-Basel 1962, Herder. S 135.—, DM/sfr 21.—.

Pfaundler Wolfgang von, Sankt Notburga. Eine Heilige aus Tirol. Eine Bildgeschichte in drei Teilen. Wien-München 1962, Verlag Herold. (314.) Geb. S 174.—.

Pospishil Victor J., The Law on Marriage. Interritual Marriage LawProblems. English Translation and Differential Commentary. (Code of Oriental Canon Law.) (220.) Chicago 1962, Universe Editions. Doll. 6.—.

Rigert Placida, Gott mein Helfer. Krankengebetbuch. (136.) Mit 4 Bildtafeln. Luzern 1962, Räber-Verlag. Plastik sfr/DM 7.80.

Rostenne Paul, Dieu et César. Philosophie de la Civilisation occidentale. (212.) Louvain 1962, Édition Nauwelaerts. Broché FB 160.—.

Roth Paul, Wer glaubt — weiß mehr. Gott läßt sich nicht fotografieren. („Brücken zu Gott.") (63.) München 1962, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 1.60.

Rudolf, Prälat Dr. Karl (Herausgeber), Jugend und Kirche in neuer Begegnung. Weihnachts-Seelsorger-Tagung 2.—5. Januar 1962. (163.) Wien 1962, Seelsorgerverlag Herder. Kart. S 48.—, DM/sfr 7.80.

Schaffran Emerich (Bearbeiter), Reise-ABC, Stifte in Österreich. (264.) Mit Bildern. Linz/Donau 1962, Rudolf-Trauner-Verlag. Kart. S 45.—, DM 7.50.

Schamoni Wilhelm, Diakonat und Weihesakrament. (37.) Köln 1962, Verlag Wort und Werk. Brosch. DM 2.70, kart. DM 4.80.

Thüsing Wilhelm, Herrlichkeit und Einheit. Eine Auslegung des Hohepriesterlichen Gebetes Jesu (Johannes 17). (Die Welt der Bibel, Kleinkommentare zur Heiligen Schrift/14.) (128.) Düsseldorf 1962, Patmos-Verlag. Kart. DM 4.80.

Walter Eugen, Alle meine Quellen sind in Dir. (153.) Würzburg 1962, Echter-Verlag. Leinen DM 8.40.

Wiesheu Johannes, Der Bibelunterricht. Handbuch für obere Volksschulklassen und höhere Lehranstalten. Erster Band: Das Alte Testament mit 38 Zeichnungen. Sechste, neu bearbeitete Auflage. (231.) Leinen DM 9.80.—. Zweiter Band: Das Neue Testament mit 25 Zeichnungen. Sechste, neu bearbeitete Auflage. (258.) Leinen DM 10.80. München 1962, Max-Hueber-Verlag.

Zenetti Lothar, Kinderwelt und Gotteswort. Hundert Kinderansprachen. (184.) München 1962, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 5.40.

Kleinschriften

Pauleser Saturnin O. F. M.: St. Antonius von Padua. Sein Leben und Wirken. (30.) St. Christophorus. Die Gestalt des Christen in der Welt. (30.) — Engel sind anders. Gedanken über Engel und Schutzengel. (31.) — Der uns zur Seite geht. Was wissen wir vom Schutzengel? (31.) Miltenberg am Main, Christkönigsbund. Je Heft DM —.50.

Buchbesprechungen

Philosophie

Moderne Naturwissenschaft und christlicher Glaube. Von Norbert Bundscherer. (177.) München 1961, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80.

Ein schmales Buch, das aber manche dickere aufwiegt, die, apologetisch gut gemeint, allzusehr in ausgefahrenen Geleisen bleiben und deshalb aufgewecktere Leser nicht befriedigen können. Der Verfasser, am Gymnasium in Landshut tätig, versteht es ausgezeichnet zu zeigen, wie moderne Forschungsergebnisse, die auf den ersten Blick gläubige Menschen verwirren können, keineswegs einen Widerspruch zum christlichen Glauben bedeuten müssen, wenn die vermittelnde philosophische Durchdringung für neue Denkweisen genügend aufgeschlossen bleibt. Es geht um Ursprung und Entfaltung des materiellen Kosmos und des organischen Lebens, woran sich ein Kapitel über das Wunder schließt.

Ein Fragezeichen wird man wohl zu dem Versuche setzen müssen, die „Unbestimmtheit" des Einzelgeschehens im Elementarbereiche (die sogenannte „Akausalität" der Mikrowelt) durch „unmittelbare" Setzungsakte Gottes zu erklären, wie es seinerzeit schon Bavink vorgeschlagen hatte. Aber es wird hier zuwenig zwischen dem physischen und metaphysischen Wirken unterschieden. Gewiß ist der Schöpfer bei allem geschöpflichen Wirken mit-beteiligt, aber doch nur als ständiger Seinsgeber aller geschöpflichen Wirkfähigkeit. Direkte Eingriffe Gottes in die Welt bleiben (nach dem überzeugenden Nachweis Karl Rahners S. J.) auf die Ordnung der Übernatur beschränkt. Das „Leben" der Pflanzen wird sodann im Sinne Bertalanffys als organismische Eigengesetzlichkeit gedeutet, ohne Annahme einer immateriellen Entelechie. Das mag biologisch angehen, entbindet aber nicht von der Notwendigkeit eines Hinweises auf den metaphysischen Seinsgrund dieser Gesetzlichkeit. Gesetze beschreiben ja nur, wie etwas geschieht, wenn es geschieht, sagen aber nichts über das Warum. Bezüglich der erstaunlichen Tatsache der Erlebnisfähigkeit der Tiere wird endlich Seite 90 nur bemerkt, daß als Träger des Freiheitsspielraumes eine „Seele" angenommen werden könne. Es verlautet aber nichts darüber, wie das Werden dieser Seelen im Zuge der Evolution seinstheoretisch zu denken ist. Denn hier steht die Biologie zweifellos vor einer Grenze. Vielleicht können in einer weiteren Auflage, die sicher zu erwarten ist, auch diese Lücken noch geschlossen werden. Im Literaturhinweis vermißt man die gründlichen Schriften des Berliner Zellforschers Johannes Haas S. J. Sehr dankenswert aber ist ein ausführliches Sachregister, das sonst bei ähnlichen Schriften leider immer häufiger eingespart wird.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Die Nichtigkeit der Welt. Der philosophische Horizont des Hugo von St. Viktor. Von Heinz Robert Schlette. (183.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 14.80.

Diese Arbeit lag 1959 als Dissertation der Universität München vor. Ihre Veröffentlichung ist zu begrüßen. Denn die „Weltfeindlichkeit" der mittelalterlichen Denker ist fast schon ein Schlagwort geworden. Nach einer methodologischen Einleitung wird der Heilsstand der Welt, das „opus condicionis und restaurationis", herausgearbeitet. Dann folgt je ein Kapitel über die Anthropologie Hugos, die neuplatonisch-augustinisch ausgerichtet ist; über die „Eitelkeit" der Welt; über die Liebe zu Gott und zur Welt; endlich über den Prozeß der Geschichte und die Letzten Dinge.

Die Gegenwartsbedeutung dieser sorgfältigen geistesgeschichtlichen Studie erhellt aus dem Schlußabschnitt, der kurz die Wesenszüge der Weltschau Hugos, des bedeutendsten christlichen Denkers zwischen Anselm und der Hochscholastik, zusammenfaßt und ihre Vorzüge wie ihre Einseitigkeiten anmerkt. In der Tat kann das „de-spicere mundum" doppelt verstanden werden: als ein eingestandenes oder uneingestandenes „Verachten" des Irdischen oder aber als ein „Betrachten von oben her" im Sinne der ursprünglichen Schöpferidee Gottes. Bei Hugo liegt das Gewicht noch stark auf dem ersten Sinne, beim heiligen Thomas schon wesentlich mehr auf dem zweiten. In der Gegenwart hat eine Philosophie und Theologie, die sich wieder auf die „Ursprünge" zu besinnen beginnt, zur Neuentdeckung einer echten Freude an der Welt Gottes geführt, die für denkende Christen wohl einen wirksameren Schutz gegenüber dem Mißbrauch der Welt erhoffen läßt als alle bloßen Warnungen vor ihrer Eitelkeit und Gefährlichkeit. Wir müssen eben allenthalben „positiver" denken lernen. Bloßes „Anti-denken" verrät immer innere Schwäche.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Der Einzelne und sein Gott. Aus dem Werke Sören Kierkegaards ausgewählt und eingeleitet von Walter Rest. (182.) (Herder-Bücherei, Bd. 105.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Verlag Herder. Kart. DM 2.40, sfr 2.90, S 17.30.

Walter Rest ist Herausgeber einer kritischen Kierkegaard-Ausgabe im Hegner-Verlag (Köln) und somit wohlgerüstet, in dem vorliegenden Bändchen eine erste Einführung in das Werk des großen dänischen christlichen Denkers zu geben. In der Einleitung wird klargelegt, um was es K. ging: Im Gegensatz zu Hegel, der in Allgemeinbegriffen spekulierte und alles Geschehen unter logischen Zwang stellte, verfocht K. glühend die Einmaligkeit des Ich und seiner freien Entscheidung. „Es gilt eine Wahrheit zu finden, für die ich leben und sterben will." Damit wollte K. durchaus nicht das Absolute der christlichen Wahrheit relativieren, etwa im Sinne Goethes: „Wahr ist, was fruchtbar ist." Er wollte vielmehr nur einhämmern, daß die Wahrheit „heil-los" bleibt, wenn sie nicht gelebt wird. Aus der Leidenschaftlichkeit dieses Anliegens erklären sich auch die Überspitztheiten und Paradoxien, zu denen K. neigte. Aber muß man nicht höher zielen, um schließlich ins Herz zu treffen?

Der Herausgeber wählte aus dem umfangreichen Werke Kierkegaards zunächst einige aufwühlende Darstellungen großer „Einzelner": Abraham, Hiob, Sokrates, Paulus. Im Abschnitte über Christus selbst wird bestürzend offenbar, wie schwierig, aber unausweichlich eine letzte Entscheidung für oder wider ihn werden kann. Den Schluß bilden zwei ethisch-religiöse Aufsätze. Gleich der erste über das Problem, ob sich ein Mensch für die Wahrheit totschlagen lassen dürfe, zeigt, wie radikal K. denkt. Er macht aber auch die Grenzen dieses Denkens deutlich: Denn wenn nur Christus, weil er ja Gott ist, es geschehen lassen konnte, daß seine Totschläger schuldig wurden, dann dürfte es folgerichtig kein rein menschliches Martyrium für den Glauben geben.

Darf man also keineswegs blindlings den feurigen Gedankengängen Kierkegaards folgen, so sind sie doch auf jeden Fall imstande, aus allzu bürgerlich-geruhsamen Auffassungen des Christentums aufzurütteln. In diesem Sinne verdient diese kleine Auswahl viele Leser und weckt von selber das Verlangen, mehr von Kierkegaard kennenzulernen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Satire und Polemik. Der Geist des Menschen und die Wahrheit. Von Theodor Haecker. (499.) München 1961, Kösel-Verlag. Leinen DM 19.80.

Um es gleich zu sagen: Der 1. Teil „Satire und Polemik" hätte vom Verlag gesondert gebracht werden sollen. Für einen, der den ganzen geistigen Entwicklungsgang Haeckers studieren will, mag er nützlich sein. Für alle anderen aber ist er überflüssig, zumal Haecker selber († 1945) sich von diesen rein zeitgebundenen Frühschriften gänzlich distanziert und ihre Wiederauflage nicht gewünscht hat. Begreiflich! Wenn man auch den Mut des jungen Haecker anerkennen muß, mit dem er, allerdings nicht ohne eine gewisse Eitelkeit, die jüdischen und liberalen Größen um das „Berliner Tageblatt" während des ersten Weltkrieges anging, so hat er sich doch im Tone völlig vergriffen. Die seltenen echten Geistesblitze ertrinken in einer Flut von Schimpf und Spott, die niemand schont, auch nicht Kardinäle wie Mercier und Faulhaber (um einiger unbesonnener hypernationaler Äußerungen willen). Was aber Haecker dann selber im Abschnitt „Nach dem Kriege" an hypernationalen Ergüssen von sich gibt, ist um nichts klüger und erträglicher. Wenigstens hätte das Ganze durch eine entsprechende Einführung des (ungenannt gebliebenen) Herausgebers und durch erklärende Anmerkungen zu den für viele heutige Leser wenig sagenden Namen genießbarer gemacht werden sollen.

Warum also soll man diese unerquicklichen 300 Seiten mitkaufen müssen, wenn man den 2. Teil des Buches „Der Geist des Menschen und die Wahrheit" besitzen will, der wirklich eine Perle aus dem Schatze des reif gewordenen Haecker darstellt? Daß dieser Teil erstmals 1937 erschienen ist, wird allerdings nur durch eine Bemerkung auf der Umschlagklappe ersichtlich. Und doch hätte diese Angabe in das Buch hinein gehört. Denn erst sie läßt verstehen, mit welcher Dankbarkeit damals, mitten in einer geisttötenden Zeit, wahrheitssuchende und wahrheitsliebende Menschen diese weisen, in kristallklarer Sprache geformten Aufsätze begrüßt haben müssen. Zunächst wird der Geistkern des Menschenwesens herausgearbeitet, dann die Mittelstellung der echten Metaphysik zwischen Materialismus und biologischer Lebensphilosophie zum Leuchten gebracht. Den Abschluß bilden funkelnde Aphorismen zur Existentialphilosophie. Es bedarf keines Wortes, wie sehr diese glänzende Rechtfertigung des Geistes in seiner ganzen Lebensfülle gerade auch heute, in einer Zeit reinen „Wohlfahrtsdenkens", ihre ursprüngliche Aktualität zu erweisen vermag.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Bibelwissenschaft

Auf den Wegen der Bibel. Von M.-J. Stève. Aus dem Französischen übersetzt von Jakob Laubach. (244.) Mit 132 Bildern in Kupfertiefdruck und 10 Karten. Mainz 1961, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 32.50.

„Willst du die Bibel recht verstehn, mußt du ins Land der Bibel gehn!", kann man in Abwandlung eines Dichterwortes sagen. Stève führt uns in seinem Buch nicht bloß in das Land der Bibel, sondern auch in die Zeit der Bibel. Dabei macht er dem Leser des Buches und dem Betrachter seiner Bilder klar: „Die Religion Israels ist eine werdende Religion ... man muß den Strom, der sie trägt, erfassen, die Bewegung, dieses ‚Vorwärtsdrängen', denn erst sie geben den Ereignissen und den Worten der Schrift ihren vollen Sinn" (S. 219). Diesem Grundsatz gemäß versucht der Autor, die Religion Israels in ihrem Werden und Sein hineinzupassen in den Rahmen der Geschichte des Alten Orients und von daher immer wieder klärendes Licht zu strahlen auf die Dunkelheiten, an denen das Alte Testament so reich ist. Dabei behält der Autor aber unentwegt im Auge, daß die Bibel zwei Welten angehört und daß sie, wenn sie auch nicht fix und fertig vom Himmel gefallen ist, doch zuletzt vom Himmel stammt. Er weist darauf hin, daß hinter all den wechselvollen Geschicken biblischen Geschehens ein grandioser Plan steckt, „der den Menschen und das Volk Israel übersteigt" (S. 222), daß es um die Gloria Dei externa geht, um das Aufleuchten der Gottesherrlichkeit, freilich in langsamer, gottgelenkter Evolution.

In einem glücklich gewählten Dreischritt vom biblischen Gotteswort, einführenden Menschenwort des Autors und 132 herrlichen Bildern erreicht Stève sein Ziel: Einführung in die Bibel durch eine geistige Wanderung „auf den Wegen der Bibel". Die einzelnen Kapitel tragen die Überschriften: I. Der Anfang, II. Ein aramäischer Nomade, III. Ein abgesondertes Volk, IV. Du bist ein Volk mit steifem Nacken, V. Ein neues Herz und ein neuer Geist, VI. Dieses Land, das dir teuer ist. Das Buch ist in seiner Art sehr geeignet, das Verständnis für die Texte des Alten Testamentes anzubahnen. (Ein weiterer Band für das Neue Testament ist in Aussicht genommen.) In Frankreich ist das Buch in 25.000 Exemplaren aufgelegt. Auch eine englische, italienische, spanische und niederländische Übersetzung ist in Vorbereitung. Man kann nur wünschen, daß alle, welche beruflich oder rein religiös mit dem Alten Testament zu tun haben, dieses Buch erwerben. Der Preis ist zwar der Verbreitung nicht gerade günstig, aber mit Rücksicht auf Inhalt und Ausstattung zu verstehen.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Jeremias. Von André Neher. Deutsch von Karl Rauch. (248.) Köln 1961, Verlag J. P. Bachem. Leinen DM 14.80.

Der Verfasser ist Professor für hebräische Literatur und Geschichte in Straßburg und setzt uns hier Leben und Charakterbild des Propheten Jeremias vor in einer Wucht und Kraft der Darstellung, die sogar noch im Kleid der Übersetzung ihresgleichen sucht. In drei Kapiteln behandelt Neher seinen Stoff. Kap. I, betitelt „Die Lehrjahre", führt uns nach Anathot, dem Heimatort des Propheten, auf dem seit Helis Zeiten der Fluch lastet, der auch die Jugendzeit des Jeremias überschattet. In Anathot hat Jeremias sein „Prophetenhandwerk" (S. 43) gelernt, seine Berufung empfangen und die ersten Kämpfe und Schwierigkeiten zu bestehen gehabt. Kap. II malt in satten Farben das „beunruhigende Leben" (S. 79) des Propheten auf den Hintergründen der „großen Geschichte Nebukadnezars" (S. 79) und der „kleinen Geschichte Jerusalems" (S. 102) und zeigt, wie der durch und durch religiöse (klerikale) Mann Jeremias ganz und gar in der Politik drinnen gestanden ist und in seiner Sendung zu retten versuchte, was zu retten war. Ein Drama voll Spannung und Reinigung rollt hier ab. Diese Reinigung, die Katharsis, bringt dann das Kap. III, welches die Aufschrift trägt: „Das Überschreiten der Nacht". Das Problem des Job, das Ringen mit dem Leid des Lebens und die Lösung des Problems, führen zur „Theologie des Jeremias" (S. 170), zu einer geläuterten Schau menschlichen Geschehens nicht mehr von unten her, sondern von oben, von Gott her. Im letzten Abschnitt: „Die vier Bewegungen des Lichtes" (S. 211) erreicht die Gewalt der Ideen und der Sprache wohl den Hochpunkt, und der Vergleich mit einer Symphonie und mit einem Schauspiel ist geistvoll und glücklich gewählt.

Das Buch ist bestens zu empfehlen. Jeder kommt auf seine Rechnung, sei er religiös, geschichtlich oder auch nur schöngeistig interessiert.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Das Problem der Demut in der profan-griechischen Literatur im Vergleich zu Septuaginta und Neuem Testament. Von Stefan Rehrl. (Aevum Christianum. Salzburger Beiträge zur Religions- und Geistesgeschichte des Abendlandes. Unter Mitwirkung von Univ.-Prof. Dr. P. Beda OSB, Salzburg-Rom, und Dr. Matthias Vereno, Salzburg, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. P. Thomas Michels OSB, Salzburg.) (228.) Münster 1961, Aschendorff. Kart. DM 19.50, Pappband DM 21.—.

Es ist zu begrüßen, daß immer wieder Abhandlungen erscheinen, in denen die Bedeutungsfülle, der Bedeutungswandel und zuletzt der von der gewaltigen begriffsbildenden Kraft des

frühen Christentums gewonnene Bedeutungsinhalt gewisser Wörter untersucht werden. An Veröffentlichungen wie zum Beispiel „Sacrum commercium" von Martin Herz, „Pietas Liturgica" von Walter Dürig oder „Die DOXA TU THEU" von M. Steinheimer reiht sich nun Rehrls fleißige und mühsame Arbeit — in der Literaturangabe sind 66 benützte Werke angeführt — über die griechische Wortgruppe rund um tapeinós und deren Begriffsumfang in der griechischen Literatur.

Auf einem Gang durch deren weite Hallen, die ein Millenium umfangen, wird dargelegt: Auch antike Hellenen waren trotz der griechischen Neigung zu übersteigertem Selbstgefühl (S. 88) schon einer Haltung fähig, die sich der christlich verstandenen Demut zu nähern scheint (markante Beispiele und Belege S. 35, 39, 40, 51, 107 f., 116 ff., 122, 125—128, 135 f., 138, 140, 144 ff., 200 ff.), vor allem in der kultischen Sprache (S. 43, 47, 64, 87, 95, 101, 104, 110, 124, 164), aber auch nur nähert, ohne sie je vollkommen zu erreichen (vgl. S. 82, 102, 104, 122). Aristoteles beschreibt zwar diese Geisteshaltung, erwähnt aber das Fehlen eines entsprechenden Fachwortes (S. 197, unten). Möchte man den Profangebrauch der untersuchten Wörter die Grundstufe nennen, den Kultgebrauch (u. a. im Drama!) als eine Steigerungsstufe hinstellen, so kann man eine Hochstufe bei Philo (S. 54, 57, 67) finden, die Höchststufe aber in gewissen Stellen der LXX (S. 149 [j], 153, 155, 160, 162, 166, 169—172 [Würdigung dieser Texte], 184) sehen, ferner in ausgesuchten Stellen des Neuen Testamentes (S. 176, 181—189, 197 nr. 4, 199 nr. 6 u. 7). Interessant ist, daß die Wortgruppe nirgends vertreten ist bei Markus und Johannes.

Die 29 Stellen im Neuen Testament sind alle scharf unter die Lupe genommen (S. 190). Beachtenswert ist die dreifache Auslegung des „humilitatem ancillae suae" im Magnifikat (Seite 186—188). Auffallend ist die Deutung von Mt 11, 29: „... sanft gesinnt bin ich und von Herzen fühlend mit den Niedrigen" (S. 179); dagegen siehe Bauer, Wörterbuch zum Neuen Testament, 4. Auflage 1952, Spalte 1161 / sub 2, b: demütig (Rehrl führt im Literaturverzeichnis die 3. Aufl., 1927, an).

Um den Bedeutungswandel im Laufe der Jahrhunderte nachzuweisen, sind unzählige Zitate zusammengetragen und Verweisungen angebracht; sie alle im Zusammenhang ihrer Quellen nachzulesen, wäre gewiß lehrreich; sie auch nur nachzuprüfen, hat heutzutage kaum jemand Zeit und Kraft. Das darf aber unterbleiben angesichts der Qualität der Arbeit, deren erster Teil (bis S. 146) Rehrls Dissertation war; neu ist die Untersuchung der LXX und des Neuen Testamentes (bis S. 203). Die 316 Anmerkungen füllen weitere 15 Seiten. Zu Anm. 305 ließe sich noch ergänzen, daß auch das deutsche Wort De-mut mit Dien-(en) zusammenhängt; siehe Trübner, Deutsches Wörterbuch, II. Bd., S. 40! Ein Gräzist wird die immer wieder vorkommenden Spiritus-, Akzent-, Abteilungs- und Rechtschreibfehler bedauern; mitgezählt alles das, was ein Germanist beanstandet, ergibt sich eine Liste von 41 Mängeln.

Wer würde schließlich dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er am Ende (S. 225) von der Demut beteuert: „... jeder weiß zur Genüge, daß sowohl im griechischen als auch im christlichen Lebensraume zwischen Theorie und Praxis häufig eine nicht unbeträchtliche Kluft besteht." Man legt das Werk aus der Hand mit der Frage: Wo ist der Mann, der über die immense Zeit verfügt, um zu dieser Untersuchung das lateinische Gegenstück zu liefern über humilis, humilitas, humiliare?

Linz a. d. D. Dr. Georg Lampl

Fundamentaltheologie

Die lehrende Kirche. Ein Beitrag zur Ekklesiologie M. J. Scheebens. Von Dr. theol. Wilhelm Bartz. (Trierer theologische Studien, 9. Bd.) (XVIII u. 188.) Paulinus-Verlag. Kart. DM 19.80.

Mit bemerkenswerter Einfühlungsgabe versucht in diesem Buche ein hervorragender Dogmatiker, die Ekklesiologie des großen Kölner Theologen Matthias J. Scheeben, die dieser nicht mehr schreiben konnte, aus dessen Traktat über den Lehrapostolat, der im I. Band seiner Dogmatik (in den Paragraphen 10 und 11) enthalten ist, sowie aus anderen Veröffentlichungen Scheebens darzustellen. Durch seine umfangreiche literarische Tätigkeit im Kampfe gegen den Liberalismus und zur Verteidigung des Vatikanischen Konzils zehrte Scheeben vorzeitig seine Kräfte auf, so daß nach seinem allzu frühen Tode der IV. Band seiner Dogmatik von Leonhard Atzberger geschrieben wurde. In der dogmatischen Darstellung der Lehre von der Kirche, die dieser Band enthält, findet sich aber „keine Zeile von Scheeben". Dessen Lieblingsgedanke war die Auffassung der Kirche als einer organischen Einheit. So zum Beispiel sieht er auch die Beziehung des „Lehrkörpers" zum „Glaubenskörper", zu der Gemeinde der Gläubigen, als organische Verbindung.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Er hat mit staunenswertem Fleiß alles aus den Schriften Scheebens gesammelt, was seinem Zwecke dienen konnte, um ein möglichst vollständiges Bild von dessen Lehre über die Kirche zu bieten.

Vor allem liegt ihm daran, die Ansicht Scheebens über die beiden Gewalten in der Kirche, die Weihe- und die Jurisdiktionsgewalt, genau darzustellen. Hier sucht er gegen Lorenz Schnell und M. Dom. Koster Scheeben zu verteidigen, der den Lehrapostolat sowohl der Weihegewalt wie auch der Jurisdiktionsgewalt zuordnet. Diese Ansicht Scheebens ergibt sich aus seinem organischen Kirchenbegriff, den er bis in die kleinsten Verzweigungen verfolgt. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die kirchenrechtliche Entwicklung seit dem Mittelalter zwar nicht zu einer feindlichen Trennung, wohl aber zu einer deutlichen Scheidung der beiden Gewalten geführt hat und daß in verschiedenen kirchlichen Dokumenten der Lehrapostolat der Jurisdiktionsgewalt zugewiesen wird. Jedoch wollen diese Aussprüche vielleicht nur affirmativ und nicht exklusiv verstanden werden, so daß die Beziehung der Lehrgewalt zum Ordo nicht ausgeschlossen ist. Dies deutet ja auch der Ritus der Bischofsweihe an, in dem der Neugeweihte immer wieder auf das Lehramt hingewiesen wird, und der aus einer Zeit stammt, da mit der Erteilung der Weihe auch gleich die Amtsübertragung verbunden war. Man kann daher nur die Bemerkung M. Grabmanns unterstreichen, daß „Scheebens Gedankengänge den Wunsch nach einer Untersuchung der Lehre über das Verhältnis von Weihe- und Leitungsgewalt in ihrem historischen Wandel laut werden lassen", um so mehr, als für diese Frage bereits bedeutende Vorarbeiten vorliegen.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Theologie des Wunders. Von L. Monden S. J. Aus dem Niederländischen übertragen von ruth-elisabeth. (357.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 29.50.

Dieses Buch dürfte für längere Zeit die umfassendste Arbeit über das Wunder sein, das ja nicht nur bei Heiligsprechungen von der Kirche gefordert wird, sondern auch als entfernte Vorbedingung des Glaubens sowie für dessen apostolische Begründung unentbehrlich ist. Den Glauben an das Wunder bedrohen in unserer Zeit sowohl rationalistische Ablehnung alles Wunderbaren wie auch — abyssus abyssum invocat — kritiklose Wundersucht, die heute mehr denn je eine Gefahr für den wahren Glauben bildet, da sich das Sensationsbedürfnis des modernen Menschen an alles Außerordentliche und Unerklärliche anklammert.

Der Verfasser ist Professor an der Universität Löwen und hat für dieses Buch mit staunenswertem Fleiß eine Fülle von Literatur durchgearbeitet. Er schickt der apologetischen Bearbeitung des Themas eine Theologie des Wunders voraus, indem er aus den Dokumenten des Glaubens erhebt, was die Kirche über das Wunder lehrt, und so einen richtigen Standpunkt für die Verteidigung des Wunders gewinnt. Gegenüber denen, die aus apologetischen Gründen das Wesen des Wunders in einer „Durchbrechung der Naturgesetze" erblicken, hebt er im Anschluß an das Vaticanum I dessen „Zeichencharakter" hervor, wie das schon immer besonnene Apologeten getan haben. Nicht ohne eine kleine Übertreibung hält er dafür, daß eine schon bei dem Aquinaten einsetzende und bis ins 19. Jahrhundert fortdauernde Entwicklung diese Bedeutung des Wunders als eines Zeichens, das Gott zur Beglaubigung der Offenbarung wirkt, in der theologischen Wissenschaft mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt hat. In der Tat sind die Naturgesetze nicht, wie der rationalistische Deismus und der monistische Naturalismus auf Grund der damaligen mechanistischen Weltansicht meinten, ein starres Schema, das freischwebend in sich gegründet wäre und kein Walten eines höheren Willens zuließe, sondern sie sind nur die gleichbleibende, wiewohl vielfach abgestufte Wirksamkeit der Naturkräfte, die aber in Gottes Hand sind und gegenüber seinem Machtanspruch immer offen stehen, wie sie ja auch der menschlichen Einwirkung gehorchen. Darum geben andere Autoren, zum Beispiel Georg Siegmund, gegenüber diesem „fast mythischen Naturgesetz", das ja eine Abstraktion sei, dem Gedanken einer „Naturordnung" den Vorzug. Die Betonung des Zeichencharakters, der dem Wunder zukommt, erleichtert auch die so wichtige Abgrenzung desselben von parapsychologischen Leistungen, die deswegen durchaus nicht bagatellisiert werden müssen. Hiezu scheint bei unserem Verfasser eine gewisse Neigung zu bestehen.

Monden macht sich die Einteilung des Wunders bei Benedikt XIV. zu eigen, der zwischen großen und kleinen Wundern unterscheidet. Die ersten übersteigen die Kräfte jeder Kreatur, die zweiten nur die der körperlichen und sichtbaren Natur. In einem eigenen Kapitel spricht er über das „Fehlen des großen Wunders außerhalb der katholischen Kirche". Diese Behauptung müßte doch erst genauer bewiesen werden.

In dem vorliegenden Buch werden nicht nur die biblischen Wunder untersucht sowie die Wunder vergangener Zeiten, sondern auch neuere Wunderberichte. Besonders ausführlich beschäftigt sich der Autor mit den Wundern von Lourdes, von denen er eine ganze Reihe bespricht, unter anderen auch die Heilung der Wienerin Edeltraud Fulda.

Kleine Ungenauigkeiten sind in einem so umfangreichen Werke kaum zu vermeiden. Auffallend ist zum Beispiel die Schreibweise Tyane statt Tyana. Sehr ansprechend ist der Vergleich,

mit dem der Verfasser im Schlußwort seines Buches das Wesen des Wunders darstellt: Es ist gleichsam ein Versuch Gottes, durch einen besonders auffallenden Erweis seiner Macht und Güte seine Braut, die Kirche als Gemeinschaft aller Erlösten, immer wieder an sich zu ziehen und Unwissende und Irrende zur früheren Treue zurückzurufen, Fernstehende aber zum Lichte und zur Wahrheit zu geleiten.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Gottbekenntnisse moderner Naturforscher. Dritte, völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. (296.) Von Hubert Muschalek. Berlin 1960, Morus-Verlag. Engl. brosch. DM 13.80, Leinen DM 16.80.

Der Autor, bekannt durch seine Veröffentlichungen in Zeitschriften und das im gleichen Verlag erschienene Werk „Der Christ und die Schöpfung", gilt als unermüdlicher Vorkämpfer gegen die Tendenzen des mechanistischen und dialektischen Materialismus. Auch das nun bereits in dritter, überarbeiteter Auflage vorgelegte Buch über „Gottbekenntnisse moderner Naturforscher" dient dem gleichen Ziel in der geistigen Situation der Gegenwart: Überwindung des atheistischen Materialismus.

Im Zeitalter des Atoms, des Elektronenmikroskops und der Erdsatelliten öffnet sich der Menschheit des 20. Jahrhunderts der Blick in bisherige Geheimnisse des Kosmos voll Staunen und Ehrfurcht. Die alten Fragen nach dem Ursprung dieses Kosmos, nach der Entstehung des Lebens und der Herkunft des Menschen sind damit jedoch nicht gelöst, sondern noch aktueller geworden. Es gebührt dem Verfasser Dank und Anerkennung, daß er mit viel Fleiß und Sorgfalt den grundlegenden Wandel in der Naturwissenschaft der letzten Jahrzehnte von der rein materialistischen, metaphysikfeindlichen Einstellung zur zunehmenden Aufgeschlossenheit der Naturforscher für metaphysische Fragen und einer wachsenden Skepsis gegenüber dem selbstherrlichen Rationalismus aufzeigt. Ursprung, Aufbau und Ende der Welt, Wesen und Entfaltung des Lebendigen, Wesen und Ursprung des Menschen, das sind die Ansatzstellen einer fruchtbaren Begegnung von Naturwissenschaft und Theologie in der Gegenwart. Dazu führt der Autor die vielen Gottbekenntnisse führender Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts an: Astronomen, Physiker, Chemiker, Techniker; Biologen, Paläontologen, Anthropologen, Ethnologen; Ärzte. Daß der Verfasser sich dabei nicht mit einer trockenen Zitatensammlung begnügt, sondern jeweils eine kurze Einführung in Leben und Werk der einzelnen Wissenschaftler vorausschickt, gibt ihren Aussagen Leben und seinem Buch breitere Verwendungsmöglichkeit.

Weil das Buch wertvolles und interessantes Material für Unterricht und Vorträge liefert, sei gerade für diese Zwecke der Hinweis erlaubt, daß es sich hier um persönliche Gottbekenntnisse von Naturwissenschaftlern handelt, nicht aber um eigentliche Gottesbeweise, welche zu liefern nicht Aufgabe der Naturwissenschaft als solcher sein kann, wenn auch leider so manche Naturwissenschaftler noch im reinen Physikalismus steckenbleiben. Die Grenzen zwischen Naturwissenschaft und Theologie sind abgesteckt, Zielsetzung und Arbeitsmethoden verschieden. Die Theologie erwartet sich von der Naturwissenschaft kein Aufgreifen des letzten, überirdischen Geistes durch das Teleskop oder Elektronenmikroskop. Wohl aber können die staunenswerten Entdeckungen der modernen Naturwissenschaften das Material für die Basis liefern, von der aus dann die Naturphilosophie und noch mehr die Theologie die Brücke zur Transzendenz im Gottesbeweis schlagen können.

Linz a. d. D. Prof. Josef Schreiberhuber

Lexikon der christlichen Kirchen und Sekten. Unter Berücksichtigung der Missionsgesellschaften und zwischenkirchlichen Organisationen. 2 Bände. Von Johannes Gründler (XV Seiten, 1378 Spalten, 221 Seiten.) Wien-Freiburg-Basel 1961, Herder. Leinen S 440, DM/sfr 78.—.

Dieses zweibändige Lexikon, dem Kardinal Dr. König ein freundliches Geleitwort mitgegeben hat, stellt in seiner Art etwas Erstmaliges dar. Es dürfte in diesem Umfang noch nicht versucht worden sein, eine Bestandsaufnahme aller christlichen Kirchen und Sekten — zusammen etwa 2700 — durchzuführen. Der Verfasser ist Dr. juris und Bezirkshauptmann von Neunkirchen in Niederösterreich. Er hat an dem Werk mehr als 13 Jahre lang mit wahrem Bienenfleiß gearbeitet, wobei ihn nicht nur seine Frau und seine drei Kinder, sondern auch noch andere Hilfskräfte unterstützten. Er hat als Verwaltungsjurist vor allem ein Interesse an den kirchlichen Organisationsformen und faßt darum den Begriff der Sekte weniger aus der Sicht des Glaubensgutes als vielmehr vom Standpunkt der äußeren Zugehörigkeit zu einer bestimmten religiösen Gruppe auf. Darum hat er auch Missionsgesellschaften und kleinere religiöse Unternehmungen, wenn man so sagen darf, in sein Werk aufgenommen. Von manchen derselben war es nur möglich, den Namen und allenfalls die Adresse der Leitung anzugeben. Von Kirchen, die sich nach Luther benennen, zählt er alle „Evangelisch-Lutherischen Landeskirchen" als selbständige Religionsgemeinschaften auf und kommt so auf etwa 20 im angelsächsischen Raum und auf beiläufig

ebenso viele im deutschen Sprachgebiet, ungerechnet die verschiedenen kleineren Sekten mit demselben Namen. Ebenso liegen die Dinge mit den orthodoxen Kirchen, deren es ebenfalls nahezu 20 gibt, wozu noch die zahlreichen schwärmerischen Sekten in Rußland kommen. Nach einiger Überlegung muß man aber zugeben, daß der Verfasser nicht anders handeln konnte. Hätte er die einzelnen Sekten und religiösen Genossenschaften nach dem Glaubensgut abgegrenzt und gegliedert, so wäre seine Aufgabe unlösbar geworden. Das Lexikon enthält aber auch den geschichtlichen Entwicklungsgang der alten Irrlehren des Arianismus und Nestorianismus, der in dem Werk als „ostsyrische Kirche" erscheint, sowie die Sekten der Gnostiker, Donatisten, Monophysiten usw., die teilweise zugrunde gegangen sind oder nur mehr in spärlichen Resten weiterleben.

Der erste Teil behandelt die katholische Kirche, ihre Lehre und ihre Verfassung, wobei besonders die sogenannten Unterscheidungslehren hervorgehoben werden. Im Anschluß an die Darstellung der römisch-katholischen Kirche werden die verschiedenen unierten Kirchen der anderen Riten behandelt, deren es im ganzen 17 gibt.

Der weitaus umfangreichere zweite Teil handelt von den einzelnen nichtkatholischen Kirchen und Sekten, wobei jeweils die Leitung und deren Adresse, die Entstehungsgeschichte, Lehre und Verfassung angegeben wird, soweit sich dies alles ermitteln ließ.

Der dritte Teil bringt statistische Übersichten über alle Religionsgenossenschaften, die sich irgendwie nach Jesus Christus benennen, wobei wieder die katholische Kirche an die Spitze gestellt wird. Es wird jedesmal mitgeteilt: die mutmaßliche Zahl der Anhänger und des Personals der Leitung, ferner die Anzahl der Gottesdienststätten. Eine systematische Übersicht über die bestehenden Kirchen und Sekten, die alle mit einer bestimmten Kennzahl bezeichnet sind, erleichtert die Auffindung der betreffenden Stichwörter. Demselben Zweck dient ein Personen-, Orts- und Sachregister. Auch ein ausführlicher Literaturnachweis fehlt nicht.

Das Buch ist natürlich in erster Linie als Nachschlagwerk gedacht, aber auch die fortlaufende Lektüre ist lehrreich und fesselnd. Daß bei der Fülle des Gebotenen und bei der Neuheit des Unternehmens, beim ersten Anhieb sozusagen, dort und da Ungenauigkeiten unterlaufen mußten, ist nicht zu verwundern. (Zu Spalte 8: Die Kardinäle haben schon seit 1059 und nicht erst seit 1179 das ausschließliche Recht der Papstwahl.) Es sind das aber nur unvermeidliche Unvollkommenheiten, die dem Gebrauche des Werkes keinen Eintrag tun, das sich bald als unentbehrlich erweisen wird nicht nur für den Wissenschaftsbetrieb, sondern auch für Redaktionen sowie für kirchliche und staatliche Verwaltungsstellen und Ämter.

Wer die Riesenzahl der christlichen Glaubensgemeinschaften bei der Durchsicht dieses Werkes überschaut, dem drängt sich immer wieder das Gebet auf, das der Herr am Gründonnerstag im Kreise seiner Jünger vor dem Gang auf den Ölberg gesprochen hat: ut omnes unum sint!

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Sekten, Seher und Betrüger. Von Josef Casper. (Sehen — Urteilen — Handeln, Schriften des „Volksboten" Nr. 2.) (108.) Innsbruck-Wien-München 1960, Tyrolia-Verlag. Kart. S 24.—, DM/sfr 4.20.

Das Erscheinen dieser Schrift in zweiter, neubearbeiteter und erweiterter Auflage ist zu begrüßen. Nach allgemeinen „Vorbemerkungen" werden die wichtigsten der bei uns tätigen Sekten behandelt. Den Schluß bildet ein Kapitel: „Wir und die Sekten." Die Sekten bilden heute für die Kirche eine ernste Gefahr, die nicht unterschätzt werden darf. Die notwendige Aufklärung vermittelt dieses Büchlein in sachlicher Weise und ohne häßliche Polemik.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Dogmatik

De Sacramentis in genere. Clarentius McAuliffe. (224.) St. Louis, B. Herder Book Co. Leinen geb.

Ein Handbuch der allgemeinen Sakramentenlehre für Studenten der Theologie, das sich folgendermaßen kennzeichnen läßt: Es ist in anspruchslosem und leicht faßlichem Latein geschrieben; die theologischen Begriffe werden gut analysiert und erklärt; die Beweisführung der Thesen erfolgt konzinn und einleuchtend; in den Kontroversfragen wird ein eindeutiger Standpunkt vertreten. Besonderes Augenmerk ist der spezifischen Sakramentsgnade, das heißt der Anwartschaft auf jene sakramentalen (aktualen) Gnaden, die dem Zweck der einzelnen Sakramente entsprechen, und der Ausdeutung des sakramentalen Charakters zugewendet. In der heute diskutierten Frage nach der genaueren Art der Einsetzung der Sakramente durch Christus tritt der Autor entschieden für die traditionelle Auffassung der spezifischen Einsetzung ein, ohne freilich die Gründe, die eine gewisse generische Einsetzung nahelegen, hinreichend zu

würdigen. Die spezifische Sakramentsgnade läßt er nicht unmittelbar von der heiligmachenden Gnade abhängig sein, sondern vom Faktor „res et sacramentum", der durch jede gültige Sakramentsspendung gesetzt wird und entweder ein realer (wie bei den Charakter einprägenden Sakramenten) oder ein intentionaler Zwischeneffekt ist. Den sakramentalen Charakter deutet er nur als Teilnahme am Lehr- und Priesteramt Christi, nicht an dessen Hirtenamt. Hinsichtlich der Befähigung zum Laienapostolat und zur katholischen Aktion sieht er eigentlich und primär im Firmcharakter die aktive Potenz, während er den Taufcharakter vorwiegend als passive Bevollmächtigung versteht. In der Frage der näheren Art der Instrumentalkausalität der Sakramente entscheidet er sich für die intentionale gegen die moralische und physische. Daß alles Dogmengeschichtliche übergangen wird, ist schon für die allgemeine Sakramentenlehre ein Mangel, für die einzelnen Sakramente wäre es unzulässig.

Eine allgemeine Bibliographie, die vom Standpunkt der deutschen Theologie, wie nicht anders zu erwarten, ergänzungsbedürftig ist, und ein Glossarium der schwierigen lateinischen Termini mit der englischen Übersetzung beschließen das Buch, das sich für den Kandidaten der Theologie zum Aneignen des Stoffes gut eignet.

Wien-St. Pölten Univ.-Prof. Dr. Joseph Pritz

Moraltheologie

Konkrete Ethik. Von Werner Schöllgen. (496.) Düsseldorf 1961, Patmos-Verlag. Leinen DM 24.—.

Ohne die geläufige Einteilung moralphilosophischer und -theologischer Werke festzuhalten, ja, auch ohne die durch Gewohnheit normierte Vollständigkeit zu erstreben, bietet Schöllgen in seinem Buch, das aus Einzelaufsätzen hervorgegangen ist (S. 9), bedeutende Gedanken und Anregungen zu konkreten sittlichen Problemen der heutigen Welt. Ich nenne, um das Werk zu charakterisieren, das Kapitel „Krise der Autorität". Ich nenne das Kapitel über „das Sittlich-Gute und Ökonomisch-Richtige (christliche Gedanken zur Wirtschaftspolitik)" (S. 196 ff.). Ich nenne das Kapitel über Kriegsdienstverweigerung (S. 191 ff.), das ebensowohl die Ethik der Verweigerung (193) wie die Pflicht der kriegerischen Verteidigung der höchsten Güter kennt (191). Ich nenne die psychologisch-theologischen Kapitel über den Mangel an Hoffnung im heutigen Menschen (Pillen statt christlicher Hoffnung!) (S. 143 ff.), über das Lebensproblem von Bekenntnis und Flucht (S. 153 ff.), Freizeit (S. 213 ff.), Gleitende Arbeitswoche (S. 250 ff.), das Problem des alten Menschen (S. 257 ff.), Strafrechtsreform im Dienst erzieherischer Werte (S. 387 ff., 120, 228), das Kapitel über Probleme des Konzils (S. 232 ff.), Pastoral und Moral (S. 303 ff.), Medizin und Moral (S. 417 ff.). Alle Abschnitte sind beseelt vom Willen zur ethischen und christlichen Sicht der Fragen und Aufgaben des heutigen Lebens. Übrigens fordert Schöllgen für die systematische Behandlung dieser Fragen von der Moraltheologie eine Teilung in Sachgebiete (S. 28). Im vorliegenden Buch handelt es sich bei allen angeschnittenen Themen nicht um eine systematische Einführung in den Fragenkomplex, sondern darum, der Moralwissenschaft wie dem Leben jene Probleme und Lösungen anzudeuten, die die Moral mit dem brandenden Leben verbinden wird.

Das hohe Interesse, mit dem sich das Buch allen konkreten Problemen der Sittlichkeit zuwendet, entspricht dem Ideal, das Schöllgen von einer Ethik und ihren Aufgaben in sich trägt. Ethik und Moral darf nicht bloß Gesinnungsethik sein, wie sie die protestantische und orientalische Theologie bisher hauptsächlich pflegte (S. 234), die „den Gegensatz von Evangelium und Gesetz zu einem Antinomismus getrieben hat" (S. 234). Die Ethik muß die Normen für die einzelnen Aufgaben des Lebens zu erkennen und zu geben suchen. Abhold jedem Dualismus, der das Materielle abwertet oder als Prinzip des Bösen sieht, bejaht Schöllgen die Aufgaben des Christen auf jedem Lebensgebiet (S. 234 ff.). Darin aber liegt die entscheidende Absage an den Irrweg der Situationsethik, daß man überzeugt ist, von ratio und traditio geführt, sachlich begründete Normen für die einzelnen sittlichen Handlungen finden zu können.

Eines der grundlegenden Probleme, die Schöllgen in seinem Werk erörtert, ist die Frage, wie die konkreten Normen zustande kommen (S. 25 ff.): ob als Deduktion aus Prinzipien oder durch darüber hinausgehende Setzungen der Autorität und Tradition der menschlichen Kulturen. Schöllgen ist offenbar überzeugt, daß weitgehend die zweite Möglichkeit die Ursache konkreter Verbindlichkeiten ist. „Utopisten möchten alles rational deduzieren" (S. 220). Ohne die Chancen der Vernunft dort zu leugnen, wo sie am Platze ist, sagt er: „Vor Fragen" (wie berechtigter Lebensstandard, Berufsprestige, klimamäßige Kleidung, Wohnung und Ernährung, was unsittliche Kleidung, ungehörige Vergnügungen, sittlich erlaubte, ja wünschenswerte Formen der Begegnung der Geschlechter und des gegenseitigen Kennenlernens, Recht und Gestalt begrün-

deter Notwehr sind) „versagt ein abstraktes, aus allgemeinen, übergeschichtlichen Prinzipien schließendes Denken" (S. 25).

Wenn ich einen Gesamteindruck des gedankenreichen, fast 500 Seiten umfassenden Buches anmelden darf, so möchte ich sagen: Wie K. Rahner das Augenmerk auf die Unterscheidung von Prinzipien und Imperativen gelenkt hat, die beide Formkräfte des sittlichen Lebens sind, wobei die letzteren die großen Entscheidungsstunden charakterisieren, so ruft Schöllgen die Tatsache ins Bewußtsein, daß allein die von den Kardinaltugenden (S. 49) geformte Persönlichkeit, geführt von rationalen Sachkenntnissen (S. 28), zusammen mit den geschichtlichen Mächten von Tradition und Institution (S. 104 ff.) die Welt so gestalten kann, daß Würde und Wohlstand der Menschheit gesichert sind.

Mautern (Steiermark) P. Dr. Leopold Liebhart

Geburtenregelung — Geburtenkontrolle. Von Stanislas de Lestapis S. J. Mit einer Einführung von R. P. Michel Riquet S. J. Aus dem Französischen übertragen von Jan G. Schmidthüs. (312.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 28.80.

Das Problem der Überbevölkerung sehen viele wie ein Schreckgespenst vor der Zukunft. L. zeigt zunächst die Art, wie der Neomalthusianismus, der Marxismus, die reformierten Kirchen, die Führungen der islamischen Länder und Indiens damit fertig werden wollen. Selten lehnt man irgendwo die Geburtenkontrolle so entschieden ab, wie der Katholizismus es tut; vielmehr sind die verschiedensten Haltungen zu finden von der bloßen Zulassung bis zur mehr oder minder rührigen Propaganda dafür. Erfolg hat man mit dieser Propaganda freilich nicht dort, wo man die Geburtenkontrolle für am notwendigsten hält, nämlich bei den „hungernden Völkern", sondern dort, wo sie weniger wünschenswert erscheint, bei den Völkern oder Volksschichten, die wirtschaftlich besser gestellt sind.

L. kennzeichnet die katholische Haltung und macht sie verständlich: Nicht von einer mechanischen Geburtenkontrolle, die nur die körperliche Seite der Geschlechterbeziehung beachtet, ist die menschenwürdige und befriedigende Lösung des Problems zu erwarten, sondern von einer Geburtenregelung, die verantwortungsbewußt Zahl und Zeit der Geburten beschließt und dazu sittlich einwandfreie Wege geht, wo nötig auch den der zuchtvollen Beherrschung. Der Katholik hat im Hinblick auf diese Lösung eine wichtige Rolle zu spielen: er soll auf die verantwortungsbewußte Geburtenregelung hin erziehen und er soll, soweit er in einflußreicher Stellung ist, den Entwicklungsländern wirtschaftliche Hilfe zukommen lassen, damit ihre Bevölkerung zu solcher Regelung fähig wird.

L. hat in seinem Buch mit großer Gründlichkeit das wichtigste Tatsachenmaterial aus der ganzen Welt zusammengetragen. Er zeigt klar den richtigen Weg zur Lösung eines Problems, das auch bei uns zu Lande den Morallehrern und den Seelsorgern viel zu schaffen macht, und begründet ihn überzeugend. Der Übersetzer hat gute Arbeit geleistet. Ein Nachteil der deutschen Übersetzung ist es, daß sich die Anmerkungen nicht wie im französischen Original unter dem Strich finden, sondern mühsam im Anhang nachgeschlagen werden müssen.

Wien Dr. Karl Hörmann

Sonntag und Sonntagsmesse. Von Josef A. Jungmann S. J. **Beruf und Berufung.** Von Albert Hartmann S. J. (32.) Kevelaer 1959/60. Verlag Butzon & Bercker. Brosch. DM —.70.

Von der nun wohl schon ziemlich bekannten Schriftenreihe „Entscheidung", die Alfonso Pereira S. J. herausgibt, liegen hier zwei weitere Heftchen vor. Das erste versteht es ausgezeichnet, in ansprechender und dabei durchaus nicht oberflächlicher Art den Tag des Herrn in seiner Bedeutung für das Alltagsleben des Christen einem großen Kreis nahezubringen. Es gelingt ihm zweifellos, auch einfachere Leser davon zu überzeugen, daß der Sonntag vom Meßopfer lebt und die Arbeitswoche vom Sonntag.

Das zweite Heftchen begründet das katholische Berufsethos in der Berufung zu gnadenhafter Lebensgemeinschaft mit Gott sehr solid, ja für die 32 Seiten geradezu profund. Beide Büchlein sind für die Arbeit in der Katholischen Aktion und auch für den Religionsunterricht sehr brauchbar. Beim zweiten werden sich vielleicht manche Laien durch die gelehrte Rüstung von einer Lektüre abschrecken lassen.

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Katechetik

Laßt mich nicht allein. Kleine Schule für Eltern von Erstkommunikanten. Von Peter Paul Pauquet. (88.) Donauwörth 1959, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum.

Das Büchlein will den Eltern helfen, wenn sie ihr Kind im Verein mit dem Katecheten auf den Tag der Erstkommunion vorbereiten wollen. In vier Teilen behandelt der Verfasser in Kürze die Bereitung im Schoße der Familie, die praktische Vorbereitung durch die Eltern, ferner den Tag des Kindes und die Feier in der Gemeinde. Es ist erfreulich, daß der Verfasser sich bemüht,

die Feier auf den engsten Kreis der Familie einzuschränken. Mit Recht bedauert er, daß man das Kind oft in weiten Bekanntenkreisen mit Geschenken überhäuft und es so völlig von Jesus ablenkt (40). Auch billige ich es, daß sich der Verfasser gegen die Einheitskerze ausspricht (55). Nicht einverstanden bin ich damit, daß Kinder nach der heiligen Kommunion ihr Gesicht in die Hände neigen (48). Das Wertvollste ist die reiche Literaturangabe.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Kommunionkind. Von Heinrich Kautz. Illustration: Willi Probst. Titelbilder: Hanns und Maria Mannhart. (80.) Donauwörth, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum. Halbleinen DM 2.80, sfr 3.20, S 19.05.

Zehn Hefte der Kommunionzeitschrift „Kommunionkind" liegen in Buchform vor. Es handelt sich hier nicht um einen systematischen Erstkommunionunterricht, sondern um die Mithilfe für die Bereitung des Kindes im Elternhaus. Die Geschwister Fredi und Rita und kindesnahe Geschichten geben den Kindern viele Anregungen. Beim Artikel „Kreuzweg" heißt es: „Bleibe bei jeder Station eine Weile stehen und schaue an, was Jesus leidet. Auf dem Weg von einer Station zur anderen bete ‚Mein Jesus Barmherzigkeit'. Nimm dabei den Rosenkranz zur Hand und bete dieses Ablaßgebet zehnmal, ein Gesetzchen lang" (S. 56). Warum soll man dieses Gebet bei jeder Station zehnmal beten? Das Kind wird Freude haben an den farbenfrohen Titelbildern und an den vielen Textbildern, zum Beispiel Gang des Kindes zur Messe mit 4 Bildern, So mußt du es machen (6), Jeden Tag etwas Gutes tun (6), Nicht neidig sein (5), Kleines Geheimnis (2), die 14 Kreuzwegstationen und die Gesetzchen des Schmerzhaften Rosenkranzes. Gerne wird das Kind auch nach der Erstkommunion das Buch zur Hand nehmen; es eignet sich auch als Geschenk für den Tag der Erstkommunion; es vertieft Wissen und Verinnerlichung.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Homiletik

Predigten. Von Johannes Tauler. Vollständige Ausgabe. Übertragen und herausgegeben von Dr. Georg Hofmann. (648.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 38.—.

Anlaß zur Herausgabe der Predigten war die 600. Wiederkehr des Todestages Taulers. Sie wurden vor Dominikanerinnen zu Köln und Umgebung gehalten zur Erbauung und Vertiefung des Ordenslebens und Errichtung des Reiches Gottes in den Herzen der Zuhörerinnen. Lieblingsthema: Der Mensch soll in den Grund seiner Seele hinabsteigen durch Ausräumung aller Liebe zum Geschaffenen, damit er sich in den Abgrund Gottes versenken kann. Mittel dazu sind die Beschauung, das innerliche Gebet, das dem Rosenkranz (297) und dem Vigiliengeplapper (492) vorzuziehen ist, aufrichtige Beichte nach gründlicher Gewissenserforschung (619), öftere, auch tägliche Kommunion, abhängig vom Urteil des Beichtvaters. Daneben wird die geistige Kommunion empfohlen, die man hundertmal im Tag empfangen (237), die einem niemand verweigern kann (417). Mißverständliche Ausdrücke, wie: „verfließt in die göttliche Einheit" (228), „Schweigen und Ruhen" (572) entschärft Tauler durch Hinweise auf die scholastischen Lehrmeister zu Paris mit ihren dicken Büchern (200), wobei er seine Abhängigkeit betont von Bischof Albertus Magnus, Meister Dietrich von Freiberg, Meister Eckhart, die vom inneren Adel der Seele sprechen, den sie Seelenfünklein, Grund, Wipfel, Ursprung oder Bild nennen, auf dem die Heiligste Dreifaltigkeit zu sehen ist und worin sie wohnt, was ähnlich schon vor Christus Plato, Aristoteles und Proklos lehrten (407). Die Erklärung schwieriger Ausdrücke, wie: „geschaffenes-ungeschaffenes Nichts" (314), „seiendes Sein" (337) „liebe, die Liebe zu lieben" (374), überläßt er den Lehrmeistern, wie ihn überhaupt die thomistische Theologie und die Betrachtung des leidenden Heilandes bzw. seiner fünf Wunden vor dem Abgleiten in den Pantheismus bewahrt.

Seine Behauptungen untermauert Tauler mit häufigen Zitaten aus der gesamten Heiligen Schrift, die er allerdings frei aus dem Gedächtnis bringt, manchmal zusammenzieht und willkürlich erläutert. Von den Vätern zieht er besonders Augustin, Bernhard, Pseudodionysius ohne Quellenangabe heran. Dazu kommen Erzählungen aus neutestamentlichen Apokryphen, erbauliche Geschichten und Mitteilungen der Gottesfreunde, Beispiele aus dem täglichen Leben. Erheiternd wirkt es, wenn der Mystiker Tauler vom stinkenden Pferdemist spricht, aus dem Weizen und Wein gedeihen können (43). Niemals wird auf Zeitereignisse angespielt, wenn man nicht den Satz „daß in dieser kranken Zeit niemand sich selbst wehe tun will", auf den Schwarzen Tod bezieht, der 1348—1352 in Europa wütete.

Dr. Hofmann übernahm vom französischen Übersetzer Corin die Anordnung der Predigten nach dem evangelischen Kirchenjahr. Einige Schriftstellen sind nach modernen Übersetzungen

berichtigt worden, so daß manchmal die Wiederholung oder Exegese in der Predigt mit dem Geleitwort nicht übereinstimmt.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Werkbuch der Kanzelarbeit. Fünfter Teil: Predigten über die Liebe. Anregungen und Vorlagen in Anlehnung an das Kirchenjahr. Von Gustav Gerbert. (364.) Innsbruck-Wien-München 1961, Tyrolia-Verlag. Kartoniert S 120.—, DM/sfr 19.—.

Mit diesem fünften Band hat sich das Werkbuch der Kanzelberedsamkeit zu ansehnlichem Umfang und beträchtlicher Fülle ausgewachsen. Gustav Gerbert, ein westfälischer Pfarrer, schreibt aus der Praxis für die Praxis mit einem guten Schuß Urwüchsigkeit bei Schilderung des wirklichen Lebens. Von den 226 Nummern des Bandes sind rund 100 ausführliche Predigten, der Rest Dispositionen in Überschriften, Schlagworten oder Skizzen. Die durchgehend verwendete Trichotomie (1, 2, 3; a, b, c; aa, bb, cc) wirkt wie ein Prokrustesbett; sie führt zu unlogischen und stilwidrigen Einteilungen (umschalten — hinschalten — einschalten). Überreich wird die Heilige Schrift zitiert, reichlich die päpstlichen Rundschreiben. Das Lokalkolorit prägt oft ungebräuchliche Worte und Redensarten. Inhaltliche Wiederholungen waren fast nicht zu meiden, andere Mängel, wie Satz- und Setzfehler, Stil- und Zitiermängel, wären leicht zu beheben. Die Seelsorger werden auch diesen Band gut verwenden können und dem Autor dafür dankbar sein.

Linz a. d. D. Dr. Josef Häupl

Liturgik

Liturgisches Erbe und pastorale Gegenwart. Studien und Vorträge von Josef Andreas Jungmann S. J. (560.) Innsbruck-Wien-München 1960, Tyrolia-Verlag. Leinen S 150.—, DM/sfr 25.—.

Der gut gewählte Titel und ein zwar kurzes, aber mustergültiges Vorwort besagen klar, was das Buch will. In jahrzehntelanger, unverdrossener Forschungsarbeit hat der Verfasser bahnbrechend auf dem Gebiete der Liturgie gewirkt. Er hat dadurch nicht nur wertvolle Schätze zutage gefördert und zahlreiche andere angeregt, sondern auch einen Einblick in die Liturgie und ihre Geschichte bekommen wie kaum ein zweiter. Kein Wunder, daß zahlreiche Zeitschriften ihn um Beiträge und viele Tagungen um Referate ersucht haben. Wenn irgendwie möglich, kam er entgegen und sagte zu. Im vorliegenden Band hat der Autor eine große Zahl solcher Studien und Vorträge vereinigt, die an verschiedenen, heute nicht mehr leicht erreichbaren Stellen erschienen sind.

Die erste Gruppe: „Zum historischen Gesamtbild" bringt geschichtliche Zusammenfassungen von liturgischen Entwicklungen in altchristlicher und frühmittelalterlicher Zeit, ferner willkommene Überblicke über den Stand des liturgischen Lebens am Vorabend der Reformation, in der Barockzeit und einen besonders inhaltsreichen Artikel „Zwischen Bewahrung und Bewährung" über die Entstehung des Breviers und einzelner Teile desselben. Die zweite Gruppe umfaßt geschichtliche Einzelfragen über die Entwicklung und Bedeutung der Kniebeugung, des Kyrie und des Herrengebetes im Brevier; weiter Ausführungen über einzelne Festzeiten, über den liturgischen Wochenzyklus, die Grundgestalt der Meßfeier, über Patrozinien, Weihen und Herz-Jesu-Verehrung in den Gebeten der Kirche. Im dritten Hauptteil: „Grundsätzliches um Liturgie und Kerygma" bietet uns der Autor in acht Beiträgen wichtige Grundsätze über unmittelbar praktische Dinge, zum Beispiel über unbewußtes Christentum im Brauchtum, Liturgie als Schule des Glaubens, Volksgesang, Kirchenkunst, Pfarrgottesdienst, kirchliche Feste u. ä.

Selbstverständlich ist bei einem Autor wie Jungmann alles wissenschaftlich zuverlässig, da gibt es kein bloßes Vermuten und willkürliches Hineindeuten, wie man es gerade auf diesem Gebiete so oft antrifft; aber ihm ist die Wissenschaft nicht Selbstzweck, sein gesamtes Schaffen ist seelsorglich orientiert, wie er bescheiden sagt: es möge daraus heutiger Reich-Gottes-Arbeit einiger Nutzen erwachsen. Er behält bei seinem theologischen Arbeiten immer die letzten Ziele vor Augen, er will seine liturgiegeschichtlichen Erkenntnisse für die pastorale Praxis fruchtbar machen, will versteinerten Zeremonien neues Leben einhauchen. Er versteht es ausgezeichnet, Geschichte, Theorie und Praxis geschickt miteinander zu verbinden.

Was an dem Buche besonders gefällt, ist die einfache, allgemein verständliche Sprache, die treffende Formulierung der Gedanken, das Maßhalten in den Forderungen und deren verständliche Begründung von hoher Warte aus. In seinen Vorschlägen und Wünschen geht Jungmann im allgemeinen einen gesunden Mittelweg, nicht zuviel fordernd, nicht übertreibend, sondern klug abwägend zwischen den Erkenntnissen der Liturgiegeschichte, der ursprünglichen Praxis der Kirche und den berechtigten Bedürfnissen der Gegenwart. Schöne Überblicke lassen

uns erkennen, wieviel schon erreicht wurde, was an Möglichem oder auch Notwendigem noch zu erwarten bzw. noch zu erbitten oder noch zu erarbeiten ist. Mit Interesse verfolgt man, wie die sogenannte liturgische Bewegung im Laufe des letzten Jahrhunderts entstanden und allmählich gewachsen ist, wie die Kirche manche Neuerungen anfangs duldete und sich langsam entwickeln ließ, bis dann manche Bischöfe eingriffen, manches ordneten, wachsen ließen oder abschnitten, bis endlich die Enzyklika „Mediator Dei" manches vorschrieb oder verbot, anderes guthieß oder zur Erprobung freigab, wobei es dahingestellt bleibe, wieviel von Jungmanns Studien in das päpstliche Rundschreiben eingegangen ist.

Das Buch mit seinem reichen Inhalt könnte und sollte von allen Geistlichen, besonders aber auch von den Seelsorgspriestern beachtet und ausgenützt werden. Weil es keinen systematischen Aufbau aufweist, braucht man es nicht von vorne nach hinten durchzuarbeiten, sondern kann eine einzelne Frage, die aktuell ist, heraussuchen und studieren. Dazu hilft das sorgfältig ausgearbeitete Register; es umfaßt 20 Seiten mit je zwei Kolumnen und enthält Angaben zu fast allen für die Seelsorge in Betracht kommenden Fragen, wie etwa Auferstehungsfeier, Bußpraxis, Abendandachten, Opfergang, Zwecksonntage usw. Bei Priesterkonferenzen kann das Buch als Grundlage für liturgische Aussprachen benützt werden. Wohl jeden Brevierbeter würde ein Vortrag über die Abhandlung: Warum scheiterte das Reformbrevier des Kardinals Quiñonez, interessieren. Sie läßt erkennen, wie man schon im 16. Jahrhundert die Notwendigkeit einer Brevierreform klar gesehen hat (Kürzung, Vereinfachung, Neuordnung der Schriftlesungen, Verbesserung der geschichtlichen Lektionen und dergleichen), daß aber eine solche Reform unendlich schwer und kompliziert ist. Gar viele Umstände müssen berücksichtigt werden, damit ein gesunder Ausgleich zwischen Tradition und Zeitbedürfnissen, zwischen Gebet und geistlicher Lesung, zwischen gemeinsamem und privatem Gebet gefunden werden kann. Hätte man diese Ausführungen gekannt, wären wohl manche Wünsche und Vorschläge über Brevierreform aus letzter Zeit unterblieben oder anders formuliert worden.

Bezüglich der heiligen Messe wird angestrebt: verständnisvolle Mitfeier von seiten des Volkes, der Typus jener Christen, die die Messe nur gelangweilt abstehen, müßte verschwinden. Das Bild der Messe soll durchsichtiger werden, ihre Gliederung stärker hervortreten; manches Beiwerk soll zurückgedrängt werden oder ganz verschwinden, die Lesungen sollen bereichert, bei der Danksagung das Volk mehr berücksichtigt werden, volkstümliche und volksnahe Bitten sollen wieder zur Geltung kommen. Man denkt auch an eine weitere Neuordnung des Kirchenjahres und eine zweckmäßige Neugestaltung der Volksandachten am Abend. Vorsichtig wird die delikate Frage des Gebrauches der Muttersprache behandelt.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Riten- und Rubrikenbuch für Priester und Kandidaten des Priestertums. Von Müller-Frei. 24. Auflage, unter Berücksichtigung des neuen Codex Rubricarum bearbeitet und herausgegeben von P. Eugen Frei S. I. (XVI u. 283.) Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 14.80.

Unter dem anspruchslosen Titel „Zeremonienbüchlein" hat dieses Werk, das von P. Joh. Bapt. Müller S. J. († 1930) im Jahre 1904 zum erstenmal herausgegeben wurde, Generationen von Priestern und Priesteramtskandidaten als Leitfaden der praktischen Liturgik gedient. Später hat dann P. Joh. Umberg S. J. bis zu seinem Tod († 1959) zehn Auflagen betreut. Nun ist die Neubearbeitung in jüngere Hände gelegt worden. Die Reformen auf dem Gebiete der Liturgie haben inzwischen weitere bedeutsame Fortschritte gemacht. Mehrere neue Quellen mußten gegenüber der letzten Auflage eingearbeitet werden, vor allem der Rubrikenkodex vom 26. Juli 1960. Die nicht sehr bedeutenden Änderungen im Meßritus, welche die neue Editio typica des Missale Romanum von 1961 aufweist, konnten nicht mehr berücksichtigt werden, wohl aber die am 8. Juli 1961 veröffentlichten „Ordinationes ad librorum liturgicorum Editores circa novas Breviarii et Missalis Romani editiones".

Neu ist ein grundlegender erster Abschnitt, der die wichtigsten Kenntnisse über die liturgischen Zeiten und Tage und andere allgemeine Dinge vermitteln soll. Die weiteren Abschnitte behandeln die heilige Messe, das kirchliche Stundengebet, die Segensandacht, besondere Funktionen im Kirchenjahr, Sakramente und Sakramentalien. Den Schluß bildet eine Musikbeilage. Mehrere Kapitel wurden neu gefaßt, andere geändert und verbessert. Der altbewährte „Müller" wird auch in der neuen Form für Priester und Theologen unentbehrlich sein.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Biographisches

Josafat, Vorkämpfer und Märtyrer für die Einheit der Christen. Von Erika Unger-Dreiling. (412.) Wien 1960, Verlag Herder. Leinen S 98.—, DM/sfr 16.50.

Das Buch gibt uns einen willkommenen Einblick in das oft ganz anders geartete religiöse Denken, Fühlen und Empfinden des Ostens; es führt uns in diese ganz neuartige Welt ein nicht in lehrhaftem Tone, sondern indem es uns das Leben des großen, im Jahre 1867 heiliggesprochenen Erzbischofs Josafat Kunzevycz vor Augen stellt. Wir erleben seinen ganzen Entwicklungsgang vom schlichten Kaufmannslehrling über seinen Aufenthalt als Mönch und Archimandrit im Dreifaltigkeitskloster bis zur Erhebung auf den so verantwortungsvollen, aufreibenden Posten als Erzbischof von Polozk in Weißrußland, sein unermüdliches Arbeiten für die wahre Kirche Christi, seinen Kampf um die Erhaltung der Einheit mit Rom und die Verwirklichung der so schwer erkämpften, im Jahre 1596 in Brest geschlossenen Union bis zu seinem 1629 erfolgten heldenmütigen Martyrertod. Tapfer hat er durchgehalten trotz aller Verfolgungen von seiten der Orthodoxen und Mohammedaner, trotz aller Schwierigkeiten von seiten der römisch-katholischen Polen, die eifersüchtig auf die Beibehaltung des lateinischen Ritus bedacht waren, trotz der oft schwankenden Haltung des polnischen Königshauses.

Das Buch ist geschrieben in der gefälligen Form der altslawischen Heiligenerzählungen in einer geheimnisvoll klingenden, man möchte fast sagen sakralen Sprache, die durchsetzt ist mit Bibelzitaten, mit allgemeinen Sätzen alter Volksweisheit, mit ausdruckstarken Bildern und Erzählungen ganz wunderbar klingender Ereignisse, so daß man oft nicht weiß, ob sie Dichtung oder Wahrheit, Traum oder Wirklichkeit sind. Die mit dem theologischen Doktorat ausgezeichnete Autorin hat ihr Werk mit großer Hingabe und Liebe geschaffen und nach den besten Quellen gearbeitet, namentlich wurden die erst im letzten Jahrzehnt von den Basilianermönchen herausgegebenen Quellen benützt, fast jede Begebenheit wird durch genaueste Fundangaben gestützt. Die eindringlichen Schilderungen sowohl der östlichen Frömmigkeit als auch des heldenhaften Kampfes des großen Martyrerbischofs erfüllen jeden Leser mit aufrichtiger Hochachtung und Bewunderung.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Kardinal Ildefons Schuster. Ein Lebensbild von Erzabt Benedikt Baur. (Stirb und werde. Christliche Bekenner/V.) (103.) Mit 16 Bildseiten. Mödling bei Wien 1961, St.-Gabriel-Verlag. Leinen S 42.—.

Der Verfasser, ein Studienfreund des Kardinals von St. Anselmo her, will diesen dem deutschen Volke bekanntmachen. Ecce sacerdos magnus! Dies gilt für Schuster nicht allein im hierarchischen Sinne, sondern auch als Persönlichkeit, Beter und Aszet. Von deutschen Eltern 1880 in Rom geboren, ward er Mönch und Abt des Benediktinerklosters von St. Paul in Rom. In dieser Stellung schrieb er den „Liber Sacramentorum" (8 Bände), ein bedeutendes Werk, das auch in das Deutsche übersetzt wurde. Im Jahre 1929 wurde er zum Erzbischof von Mailand und zum Kardinal ernannt. 25 Jahre führte er den Hirtenstab der Erzdiözese bis zu seinem Tode im Jahre 1954. Heroisches hat Schuster in dieser Zeit geleistet. Er hat während seines Pontifikates jede seiner 1000 Pfarren in der Diözese fünfmal visitiert. Er war ein Apostel der Caritas. Hunderte Millionen gingen durch seine Hände für die Armen und Notleidenden, während er selbst arm blieb. Am Ende des zweiten Weltkrieges gelang es seinem diplomatischen Geschick, die Feindseligkeiten in Italien zu beenden. Der Autor des Buches spricht S. 76 von dem deutschen General Wieringhoff als Verhandlungspartner; es soll aber richtig heißen: v. Vietinghoff. Kardinal Schuster war eine paulinische Natur. Das „immolor" (Phil 2, 17) war sein Lebensgrundsatz. Obwohl Kardinal, blieb er in seinem Inneren immer Mönch. Im Jahre 1958 wurde Schusters Seligsprechungsprozeß begonnen. Möge der Kardinal bald auf die Altäre erhoben werden.

Schwanenstadt (OÖ.) Dr. Franz Neuner

Bischof Ketteler. Ein Lebensbild von Gisbert Kranz. (80.) Augsburg 1961, Verlag Winfried-Werk. Kart. DM 3.80.

Durch „Mater et magistra" wurde erneut die Öffentlichkeit mit der katholischen Soziallehre bekannt, aber auch wiederum die Frage nach ihren Vorkämpfern im 19. Jahrhundert gestellt. Hier muß vor allem Ketteler genannt werden, dem G. Kranz eine kurze, aber treffende Lebensbeschreibung widmet, die auch zugleich eine würdige Erinnerung an Kettelers 150. Geburtstag (geb. 25. Dezember 1811) ist.

Von verschiedenen Seiten aus wird sein Bild entfaltet: Der Werdegang vom flotten jungen Adeligen und Gerichtsreferendar zum Priester, der „kein anderes Interesse mehr haben will als das Seelenheil der Menschen und die Linderung der Not" (S. 11); die kirchliche Laufbahn vom Bauernpastor zum Arbeiterbischof; die zielstrebige Aufbau- und Reformarbeit in seiner Diözese; der Wandel seiner Auffassung zur Sozialpolitik; sein kirchenpolitischer Kampf gegen das Staatskirchentum und der Widerstand im Kulturkampf gegen den aufkommenden totalen Staat; seine männliche Haltung beim 1. Vatikanischen Konzil, das er vor der letzten öffentlichen Sitzung verließ.

So zeichnet diese sich auf das Wesentliche beschränkende Biographie nicht nur einen großen Bischof und markanten Mann, sondern schildert damit auch eine Zeit, die noch wenig erforscht ist, obwohl sie erst ein Jahrhundert hinter uns liegt.

Linz a. d. D. Dr. Walter Suk

Romano Guardini. Der Mensch und sein Werk. Von Helmut Kuhn. (112.) Mit einer Bildtafel. München 1961, Kösel-Verlag. Kart. DM 4.80, Leinen DM 6.80.

Romano Guardini, 1885 zu Verona geboren und 1910 zum Priester geweiht, „wie nur wenige ein Vertrauter im Schatzhaus der europäischen Bildung" (S. 82), gehört zu den markantesten katholischen Führergestalten, angefangen von den Jahren nach dem ersten Weltkrieg bis heute. Sein treffsicheres Wort wirkt nicht aufdringlich, aber fordernd und formend. Über hundert Titel zählt heute das Verzeichnis seiner Werke, davon haben manche bereits hohe Auflagen. Was hat Guardini in unseren Jahrzehnten so beliebt gemacht: seine geistige Jugendlichkeit? (S. 13), seine Aufgeschlossenheit? (S. 24), seine augustinische Prägung? (S. 104). Vielleicht alles zusammen! Denn wir dürfen diesen einzigartigen Priester-Denker unseres Jahrhunderts nicht zerlegen und zerteilen. Er wirkt als ganze Persönlichkeit. Darum folgen wir mit Spannung unserem Biographen, wenn er das vielverzweigte Lebenswerk Guardinis, des Theologen und Philosophen, des Pädagogen und Interpreten, des Liturgen und Asketen in elf Abschnitten darlegt und immer wieder auf die Einheit im Wachsen und Wirken Guardinis hinweist. Wer diese Einführung durchgearbeitet hat, wird nach den Büchern des Meisters selbst greifen!

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Der arme Pfarrer von Ars. Von Daniel Pezeril. Deutsch von Brigitte Cuenat. (320.) Köln 1961, Verlag J. P. Bachem. Leinen DM 15.80.

Erstaunt, bestürzt und ergriffen ist man beim Lesen dieser Heiligenbiographie, wenn man schon einige Bücher über den heiligen Pfarrer von Ars gelesen hat. Erstaunt darüber, daß es jemand wagt, die übliche Darstellungsweise eines erbaulichen Heiligenlebens zu durchbrechen, bestürzt darüber, daß selbst im Heiligen eben noch immer der „Mensch" in vieler Hinsicht zum Vorschein kommt, und ergriffen darüber, daß Gott immer wieder aus einem sicherlich unzulänglichen Werkzeug ein strahlendes Gebilde seiner Gnade formt.

Die Lektüre dieses Buches ist jedem Priester und jedem gebildeten Laien zu empfehlen. Immer wieder wird man zum Überlegen, zum Vergleichen, ja oftmals zum Widerspruch angeregt. Man findet in den üblichen Heiligenbiographien, nicht bloß bei den Lebensbeschreibungen des Pfarrers von Ars, sozusagen immer nur die „glattgefugte äußere Heiligenfassade" dargestellt. Pezeril ist bestrebt, den inneren Aufbau darzustellen, soweit er für einen „Außenstehenden" faßbar ist. Ist man schon rein psychologisch dem Leben jedes anderen gegenüber ein „Außenstehender", so um so mehr, wenn Gottes außerordentliche Gnaden mit dem menschlichen Denken und Handeln in einem so dicht ineinander geflochtenen Gewebe sichtbar werden.

Vermißt hat der Rezensent in diesem Buch den Versuch einer Stellungnahme zu der Tatsache, daß der heilige Pfarrer von Ars eine so betonte Verehrung zur heiligen Philomena trägt, die doch als historisch nicht haltbar von der Kirche aus dem Heiligenkalender gestrichen wurde. Jedenfalls lag das Manuskript des Buches schon vor dieser Entscheidung fertig vor.

Linz a. d. D. Dr. Josef Wilhelm Binder

Der Apostel von Turin Johannes Don Bosco. Von Wilhelm Hünermann. (410.) Innsbruck-Wien-München 1961, Tyrolia-Verlag. Leinen S 96.—, DM/sfr 16.80.

Don Bosco. Ein Leben für die Jugend. Von Henri Bosco. Mit einem Vorwort von Daniel-Rops. Die Übersetzung aus dem Französischen besorgte Oswalt von Nostitz. (243.) Luzern 1961, Räber-Verlag. Leinen sfr 14.80.

Don Bosco, Freund der Jugend. Von Ida Lüthold. (36.) München 1961, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Geh. DM —.70.

Hünermann ist durch seine bisherigen Darstellungen von Heiligenleben, die in großen Auflagen erscheinen konnten, sehr bekannt. Er versteht es, das Leben dieser außerordentlichen Menschen, auch das des heiligen Don Bosco, in packender, besonders die Jugend ansprechender Art darzustellen. Vor uns ersteht das Bild eines echten, kraftvollen, liebenswerten, durch Gottes außerordentliche Gnade und die vollkommene Hingabe an Gott zur Heiligkeit geführten Menschen. So möchte man auch werden! Allerdings sind die Grenzlinien zwischen wirklicher „Biographie", also einer Schilderung, die sich streng an das wirkliche Geschehen hält, und freier schriftstellerischer Gestaltung manchmal verwischt. Auch sind eine Menge Druckfehler unterlaufen, auf einer Seite eine Reihe Zeilenstürze. Auch wäre als Wunsch anzumelden, bei den direkten Reden doch lieber die reine Schriftsprache zu verwenden und die Anklänge an die nachlässige Sprache des Alltags zu vermeiden.

Dem Werk Henri Boscos — nicht nur ein Namensvetter, sondern auch ein Verwandter des Heiligen — ist für erwachsene Leser unbedingt der Vorzug zu geben. Der Verfasser bemüht sich um möglichste Treue in der Darstellung des in einem Heiligenleben wirklich Greifbaren, also der äußeren Ereignisse und Begegnungen. Der Autor ist ein feinsinniger, geistvoller Dichter voll echten „Humors der Seele", so daß nicht nur der Inhalt des Buches fesselt, sondern auch die Art der Darstellung den Leser immer wieder entzückt, obwohl es sich doch um eine Übersetzung handelt. Der Autor bemüht sich auch, in die Vielschichtigkeit eines Heiligenlebens einzudringen. Doch wie tut er dies? Es sind keine trockenen psychologischen Untersuchungen, sondern man spürt, daß immer wieder ein bewundernder, liebender und ehrfürchtiger, begabter Mensch nach dem eigentlichen Sein des bis zur Heiligkeit emporgestiegenen Du tastet.

Daß der Verfasser (S. 237) dem Heiligen „Allgegenwart" zuspricht, ist wohl nur einer unklaren Ausdrucksweise zuzuschreiben, vielleicht ließe das Wort in der französischen Originalausgabe auch eine andere Übersetzung zu.

Die Kleinschrift von Ida Lüthold ist spannend und flüssig geschrieben; für die Jugend sehr geeignet, da sich doch mancher junge Mensch vorerst nicht zum Lesen eines umfangreichen Heiligenlebens entschließen kann. Naturgemäß kann eine so kurze Darstellung nicht diesen fesselnden Einblick in die äußere und innere Entwicklungsgeschichte eines so außerordentlichen Lebens geben wie eine umfangreiche Biographie.

Linz a. d. D. Dr. Josef Wilhelm Binder

Georg Froewis. 40 Jahre Missionar im Umbruch Chinas. Von P. August Zmarzly SVD — P. Alois Macheiner SVD. (392.) Mit 12 Bildseiten und 4 Karten. Wien-Mödling, St. Gabriel-Verlag. Leinen S 80.—.

Hier ist ein Werk entstanden, das von Männern geschrieben wurde, die ihren Helden aus nächster Nähe beobachten konnten. Sie lebten lange Jahre mit ihm das schwere Leben eines Missionars. Daher sprudelt alles echt und frisch, was da an Reichtum eines ganz hingegebenen Einsatzes gezeichnet wird. Man wird nicht sagen können, daß Froewis ein Bahnbrecher im Finden neuer Methoden war, wie etwa Vincent Lebbe. Aber er hatte mit den großen Missionaren aller Zeiten etwas gemeinsam, was eine wesentliche Voraussetzung allen Erfolges ist und worin die wahre und eigentliche Anpassung an das Missionsvolk aufscheint: eine große und hingebende Liebe zu den Menschen, denen er sein Priesterleben geschenkt hatte. Damit kam er 40 Jahre lang in China sehr gut durch. Und wenngleich er wohl um die tausend „Herzlöcher" seiner Chinesen wußte, nichts konnte ihn in seiner Liebe zu ihnen erschüttern. Ja, seine angeborene Bauernschläue, vermischt mit kernigem Humor und nüchterner Lebensnähe, ließ die Chinesen bald spüren, daß „Fa Schenfu" ihnen in diesen für sie so typischen Zügen sehr verwandt war. Sicher lag hier ein wesentlicher Grund für seine unvergessene Beliebtheit. Wo er einmal gewirkt hatte, blieb das liebende Andenken an ihn bei Heiden und Christen lebendig. So entwickelt sich aus vorliegendem Werk eine urkräftige Missionsgestalt. Der Vorteil der Arbeit liegt in zahllosen Einzelheiten, die das Bild dieses Mannes von allen Seiten beleuchten und ihn so schildern, wie er war: mutig und vorsichtig, tieffromm und elastisch in seinem religiösen Leben, hingegeben an die Menschen, ohne sich selbst aufzugeben; weit planend, ohne sich zu übernehmen; kernig und kraftvoll, gewissenhaft und treu; kein Spielverderber und zart wie eine Mutter. Man darf beiden Missionaren zu dieser überaus fleißigen und gediegenen Biographie gratulieren. Der Klerus der Heimat wird sich an diesem abwechslungsreichen Bild des Vorarlbergers erfreuen. Die Laien werden daran sehen, wie das Missionsleben tatsächlich ist.

St. Gabriel/Mödling b. Wien P. Joh. Bettray SVD

Das Leben Pier Giorgio Frassatis. Eine Nachfolge Christi heute. Von Luciana Frassati. Übersetzt aus dem Italienischen von Isa von der Schulenburg. Mit einem Geleitwort von Karl Rahner S. J. (333.) 4 Bildtafeln. Freiburg-Basel-Wien 1961, Herder. Leinen DM 17.80.

Dies ist das sechste Buch, das die Verfasserin ihrem verstorbenen Bruder widmet, jedes versehen mit einem Vorwort eines bedeutenden Mannes.

Ein mittelmäßig begabter junger Mann, Sohn des reichen liberalen Herausgebers der „Stampa", ehemaligen Botschafters in Berlin, Frassati, der in seiner Familie nur den herkömmlichen Katholizismus reicher Italiener sah, ging trotzdem auf in der Übung der Nächstenliebe an den Ärmsten der Armen, bei denen er sich auch die tödliche Krankheit holte, an der er 1925 24jährig starb. Beim Eintritt in den Dritten Orden des heiligen Dominikus legte er sich den Namen Girolamo Savonarola bei. Politisch suchte er keine Verbindung mit dem Faschismus, eher mit den Sozialdemokraten, also dem linken Flügel der Popolari. Die deutsche Übersetzerin hätte Ausdrücke wie „Sequestriert die Fahne" (179) und „pindarische Flüge" (294) meiden

können. „Gefühl der Komplizität, was uns in eine Art von Euphorie versetzte" (145), zeugt vom literarischen Schwung der schwesterlichen Biographin.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Die Heilige der Schlesier. Hedwig, die heilige Herzogin. Nach zeitgenössischen und neueren Quellen. Von Gerda Rossmann. (198.) Berlin 1960, Morus-Verlag. Engl. brosch. DM 7.80, Leinen DM 9.80.

Was die zeitgenössische Geschichte, die Tradition und neuere Quellen über die Heilige zu sagen wissen, ist mit großer Liebe und Sorgfalt zusammengestellt. Leider läßt sich beim Mangel an geschichtlich zuverlässigen Quellen oft nur sehr schwer feststellen, was Geschichte und was Legende ist. Hedwig wird als Musterkind und Mustergattin geschildert und hatte ein schweres Leben, wie schon die Kapitelüberschriften zeigen: Frühe Reife, Familienkummer, Schicksalsschläge, Elend und Not, die Witwe, Mongoleneinfall u. ä. Im Stile der alten Legenden erfahren wir von unglaublichen Werken der Frömmigkeit, der Abtötung und großen Wundertaten. Im Anhang sind einige wertvolle geschichtliche Exkurse beigegeben über den Raum Schlesien und Polen, das Christentum im Westen Deutschlands und über die Grafen von Andechs. Ein eigenes Kapitel: Die heilige Hedwig in unserer Zeit, schildert die Bedeutung der Heiligen für ihre vertriebenen Landsleute als Patronin und Vorbild in schweren Zeitbedrängnissen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

. . . doch es war nicht die Wahrheit. Tatsachenbericht zur geistigen Auseinandersetzung unserer Zeit. Von Herbert Prauss. (295.) Mit 18 Abbildungen. Berlin 1960, Morus-Verlag. Zellophan geb. DM 9.80.

„Dieses Buch ist eine Konversionsschrift" (Vorwort, S. 5). In nüchterner, schmuckloser Sprache berichtet Herbert Prauss von den entscheidenden Phasen seines Lebens: die weltanschaulich liberale Kindheit im Norden Berlins knapp vor dem zweiten Weltkrieg, sein Eintritt in die KPD nach dem Krieg, die ihm eine Fülle von lohnenswerten Aufgaben zur Lösung anvertraut, bis er nach dem Studium am „Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED" leitender Mitarbeiter des Propagandasektors des ZK wird.

Der entscheidende Anstoß, über Kirche und Religion nachzudenken, kam von der anfänglich durch seine gesellschaftswissenschaftliche Tätigkeit erzwungenen Beschäftigung mit der katholischen Soziallehre. So kam es in der Folge zu seinem Bruch mit der Partei, zur Flucht nach Westberlin im Juni 1959. Die politischen Ereignisse in diesem Buch sind nur Hintergrund dieser Konversion, trotzdem geben sie interessante Einblicke in Ereignisse des letzten Jahrzehntes und wie diese von den führenden Kommunisten Ostdeutschlands gesehen und interpretiert werden.

Die „geborenen" Katholiken, die nicht den langen Weg vom Kommunismus zum Katholizismus gehen müssen, interessiert besonders die Frage: Warum kehrt ein gläubiger Kommunist zur Kirche zurück? Wir finden die gleichen Antworten wie etwa auch im Buch des ehemaligen englischen Kommunisten Douglas Hyde („Anders als ich glaubte"). Zuerst ist es das Erschrecken vor der Entwürdigung des Menschen, die, zum gnadenlosen System geworden, ihn immer wieder in das Korsett der Parteimaschine zwängt. Dann ist es die große Sehnsucht nach der Freiheit. „In der katholischen Kirche habe ich eine Freiheit gefunden, wie ich sie in diesem Ausmaß nie besaß und auch nie, gewohnt an die geistige Enge im Kommunismus, erwartet habe" (S. 293). Katholischer Glaube ist für Herbert Prauss die einmalige, von Gott geschaffene Individualität, das von Christus Erlöstsein, das zum ewigen Leben Berufensein. Eine große Chance für die Wahrheit ist es, daß auch der im randvollen, verzehrenden kommunistischen Alltag stehende Funktionär an den „Diesseitsschranken des Kommunismus" zerrieben wird und plötzlich wissen kann, daß „die Partei keine menschlich überzeugende, keine wahre Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens hat" (S. 294). So schrieb Prauss ein modernes Bekenntnisbuch. Er will damit mithelfen, daß die „anderen" den Weg zur Wahrheit finden.

Linz a. d. D. Dr. Walter Suk

Kunst

Miniaturen zum Evangelium von Heinrich Aurhaym. (Handschrift Nr. 4 der Klosterneuburger Stiftsbibliothek.) Von Floridus Röhrig. Klosterneuburger Kunstschätze, Band I. 64 Seiten, 24 Original-Farbwiedergaben auf Kunstdruckpapier. 1961. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. S 87.—, DM/sfr 7.50.

Der Evangelienkommentar des Heinrich von Mügeln aus dem 14. Jahrhundert ist ein Zeichen dafür, daß die gebildete Laienwelt von damals, vor allem auch im Kreise um Karl IV., in einem inneren Umbruch war. Man ist an die „Devotio moderna" in den Niederlanden erinnert.

Er wäre deswegen schon der Beachtung wert. Was uns aber im vorliegenden Falle besonders beglückt, sind die herrlichen Miniaturen, die den Evangelienkommentar schmücken: 68 an der Zahl, von denen 22 in die Publikation aufgenommen sind.

Wie Heinrich von Mügeln ist auch der Maler Heinrich Aurhaym vom böhmischen Kunst- und Kulturkreis stärkstens beeinflußt. Er übernimmt die böhmische Hofkunst aber nicht ohne einen eigenen künstlerischen Beitrag. Vor allem lebt in der starken Beseelung der Figuren die bodenständige innerösterreichische Maltradition weiter. Die Individualisierung der Person, ihre Verinnerlichung und starke Ausdruckskraft, die Vereinfachung der Raumbühne machen die Miniaturen zu erregenden Darstellungen des Evangelientextes.

Das Buch ist durch die knappe, aber präzise Einführung und die hervorragende Ausstattung selbst ein kleines Kunstwerk geworden, für das man dem Verfasser und dem Verlag sehr zu danken hat.

Linz-Salzburg DDr. Norbert Miko

Rudolf Steinbüchler. Text von Franz Pühringer. (XXIV u. 62.) Mit 2 Farbbildern. Linz 1960, Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Leinen S 95.—, für Bezieher des Biographischen Lexikons von Oberösterreich S 60.—.

Dem Institut für Landeskunde von Oberösterreich ist sehr zu danken, daß es in seiner Schriftenreihe zum Biographischen Lexikon schon zum zweiten Male das Werk eines lebenden Künstlers durch eine ausgezeichnete Monographie würdigt. Der Maler Prof. Rudolf Steinbüchler nimmt in Art und Rang eine Sonderstellung im künstlerischen Schaffen Oberösterreichs ein. Im einführenden Text gibt der Dichter Franz Pühringer nicht in kunstgeschichtlich beschreibender, sondern eigenwilliger, aphorismenhafter Form eine Aufhellung des Wesensgehaltes.

Steinbüchler, 1901 in Linz geboren, besuchte nach der Mittelschule die erste Linzer Kunstschule bei Matthias May, dann die Münchener Akademie als Schüler von Franz Klemmer. Das vorliegende Buch enthält vorwiegend Entwürfe und Studien und gibt gerade damit einen großartigen Einblick in das künstlerische Bemühen um die Vollendung, die ja in den seltensten Fällen einem Meister als abgeschlossene Offenbarung zufällt. Schon in den ersten Skizzen wie in der ausreifenden Weiterentwicklung wird das Ringen Steinbüchlers um die Monumentalität sichtbar, die er in der großen und stillen Form, im kompromißlosen Ernst des Inhalts und im verhaltenen, aber reinen Klang der Farbe findet. Viele seiner Werke atmen den Geist einer franziskanisch geliebten oder doch heiter ertragenen Armut. „Das Bild hat Rudolf Steinbüchler gemalt, P. Prior Gebhard Seitz hat ihn schlecht bezahlt." So schreibt er auf eine Replik jenes Freskos im Konventhof der Barmherzigen Brüder, das einst für Linz eine künstlerische Tat bedeutet hat, heute aber zerstört ist. Verloren ist auch die hieratisch strenge Ausmalung der Linzer Bahnhofhalle, in der er mit herber Linienführung, aber reiner Melodie freskanter Farben das Innviertel in seiner fruchtschweren Weite und die kargen Höhen des Mühlviertels geschildert hat. Obwohl Protestant, widmet er sich gerne katholischen Themen: Immakulata, St. Florian, St. Leopold, die kleine heilige Theresia (Abb. 26 aus einem Zyklus, der für eine Lungenheilstätte geplant war), wobei diese Themen, weil sie nicht dem herkömmlichen Schema verfallen, einen neuen Glanz und eine ikonographische Erneuerung erfahren. Kurz nach dem Krieg entsteht eine großartige Totenklage: Gottvater umfängt in erschütternder Geste seinen gekreuzigten Sohn (Abb. 15). Das Bauernkriegsfresko in Grieskirchen (1955) ist nicht mehr leidenschaftlicher Vorwurf, sondern ernste Mahnung zum Frieden als Lehre aus einem geschichtlichen Unglück.

Steinbüchler liebt in seinen Figuren das bäuerliche Leinenkleid, als hoffte er, daß bei aller Industrialisierung doch die innerste Art einer ländlichen Tradition gesund und sieghaft bleibe, einer Tradition, die in der Stadt erstirbt. So scheint es fast symbolhaft, daß er diese Stadt, in der er seit 1936 tätig war, verlassen muß, weil er das schöne Atelier mit der Preisgabe des Schlosses Hagen verliert. Die erste Farbtafel zeigt den in großer Form gesehenen „Blick vom Schloß Hagen auf Linz" (heute Österr. Galerie, Belvedere, Wien). Einige weitere schöne und lebendige Werke, wie sein Selbstbildnis oder die Atelierwand (Abb. 1 u. 2), lassen es bedauern, daß er sich neben seinen Arbeiten für das monumentale Fresko verhältnismäßig wenig dem Tafelbild widmet. Um Druck und Ausstattung des Buches war erfolgreich der OÖ. Landesverlag bemüht. An der Herausgabe hat die Kulturabteilung der oö. Landesregierung mitgewirkt.

Linz a. d. D. Josef Perndl

Verschiedenes

. . . Und Gott schweigt? Verzweifeln oder Vertrauen? Um einen neuen Aufbruch im Glauben. Von Johannes Maria Höcht. (283.) Wiesbaden 1961, Credo-Verlag. Kart. DM 8.40, Lein. DM 9.80.

J. M. Höcht (geb. 1901) bietet in diesem Werk einen umfassenden und aufrüttelnden Überblick über sein Schaffen seit der Gründung des Credo-Verlages und der Herausgabe der Monatsschrift „Der große Ruf" (zuerst „Fatima- und Konnersreuther Lesebogen" genannt). Das Buch

enthält eine Reihe von Aufsätzen, die der Verfasser in dieser Zeit veröffentlichte. Sie sind in den acht Teilen der Schrift nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und gewähren eine tiefe Einsicht in die geistigen Strömungen der Gegenwart.

Dabei wird als mögliches Endergebnis nur ein Entweder-Oder sichtbar: entweder Untergang der zivilisierten Welt oder ihre Umwandlung im Geiste Christi. Ob es das eine oder das andere sein wird, hängt davon ab, ob die die Ordnung Gottes zersetzenden oder die sie aufbauenden menschlichen Bemühungen die Oberhand gewinnen. Die ersteren finden sich in verschiedenen Lagern und sind seit Jahrhunderten in verschiedener Weise im Vormarsch: vom Westen her (zu dem wir gehören) unterwühlen liberale Kräfte die christliche Front, vom Osten her überbietet der atheistische Angriff in stets wachsendem Ausmaße alles bisher Dagewesene im Kampf gegen die Kirche.

Bei alledem hat es den Anschein, als schwiege Gott. Ein müder, in Gewohnheiten erstarrter, stets zu Kompromissen neigender und allzuoft resignierender Katholizismus sieht nicht genug und will nicht wahrhaben, daß uns Gott sowohl durch das sehr rührige oberste Lehramt der Kirche wie auch durch immer dringlichere Anrufe prophetischer Art das „heilige Schwert" der Wahrheit, deren Endsieg gewiß ist, darbietet.

Graz P. Leo M. Schölzhorn O. P.

Du und die Ewigkeit. Die Bestimmung des Menschen. (96.) — **Denken, Wissen, Glauben.** Vernunft und Glaube. (112.) Von Josef Fattinger. (Reihe: Wort und Weisheit, Bd. I u. II.) Steyr, OÖ., Verlag Wilhelm Ennsthaler. Taschenbuchformat, je Band S 28.—, DM/sfr 4.80.

Den beiden schmucken Bändchen sieht man es von außen nicht an, daß sie eine Fortsetzung der katechetischen Zitatensammlung des Verfassers darstellen (vgl. In der Schule großer Menschen. 2. Aufl. Innsbruck 1953). Die neuen Bändchen bringen zu den im Untertitel angegebenen Sachgebieten im Anschluß an den Katechismus und die einschlägigen Schriftstellen in reicher Auswahl Aussprüche bekannter Männer und Frauen. Der Verfasser verfolgt, wie er im Vorwort bemerkt, den praktischen Zweck, dem Benützer einen modernen Behelf zur Orientierung und Vertiefung der Weltanschauung und zur religiösen Fortbildung an die Hand zu geben.

Als Mangel mag man empfinden, daß, von den Stellen der Heiligen Schrift abgesehen, bei den Zitaten außer dem Namen des Autors keine genauere Fundstelle angegeben ist. Man mag aber dem Verfasser zugute halten, daß in vielen Fällen eine Nachprüfung zu zeitraubend, wenn nicht gar unmöglich wäre. Über die zu Wort kommenden Autoren informiert ein ausführliches Verzeichnis im Anhang. Als reiche Fundgrube tiefer Weisheit können diese Bändchen für Vortrag, Predigt und Katechese gute Dienste leisten.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Nägel mit Köpfen. Handreichungen für das Glaubensgespräch. Zweite Auflage. Von Lothar Zenetti. (192.) München 1960, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.80.

Diese Materialsammlung aus allen religiösen Wissensgebieten ist für jene Katholiken gedacht, die mangels einer tieferen apologetischen Bildung nicht in der Lage sind, auf die modernen antireligiösen Schlagworte die richtige Antwort zu geben. Sie ist also ein Lernbuch, das sich mit den seichten Schlagworten unserer materialistischen Zeit eingehend befaßt und für jedes Schlagwort auch gleich einen pfündigen Trumpf darreicht. Wer dieses rein praktische Büchlein durchstudiert, kann nicht mehr in Verlegenheit kommen, die Angriffe auf Glaube und Religion wie ein „stummer Hund" über sich ergehen lassen zu müssen. Die Argumente, die der Autor ins Treffen führt, sitzen, weil sie hieb- und stichfest sind.

Das handliche Büchlein in Taschenformat kommt deshalb vor allem für Religionslehrer, Jugendführer und Jugendseelsorger in Frage, die, wenn sie auch für die religiöse Diskussion ein gut fundiertes Wissen schon von Berufs wegen mitbringen, doch die präzise Fassung der Argumente studieren sollten. Der Ton macht die Musik. Dies gilt auch vom Glaubensgespräch. Nicht zuletzt gehört dieser Behelf in die Hände aller jener, die inmitten von Glaubenslosen und Glaubensspöttern leben und ihren Glauben tagtäglich wider die Angriffe der Umwelt verteidigen sollten und könnten. Bei einer Neuauflage möge der Ausspruch von Pasteur: „Weil ich viel studiert habe, habe ich einen Glauben wie ein bretonisches Weib . . ." besser weggelassen werden, weil, wie diese Zeitschrift, Jahrgang 1955, 4. Heft, Seite 319 f. darlegte, dieser nicht authentisch ist. Sonst aber ist die Arbeit eine reiche Fundgrube von Waffen wider unsere Glaubensgegner.

Linz a. d. D. Josef Fattinger

Schwache Punkte im Glaubensleben. Von Hilde Herrmann. (132.) Frankfurt am Main 1961, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Pappband DM 7.80.

Der Titel des Buches darf nicht mißverstanden werden; es gibt keine schwachen Punkte im Glaubensleben, sondern nur Schwierigkeiten für einzelne Menschen, manche Wahrheiten sofort zu verstehen. Für den religiös halbwegs Gebildeten sind die Antworten auf „Vertrauen,

Heiliger Geist, Gebet, Fürbitten, Gewissenserforschung, Beichte, Engel und Teufel, Heiligenverehrung", um nur einige zu nennen, nicht schwer. Das Buch bringt einige ganz gute, zum Teil auch neue Gedanken und kann im Gespräch mit religiös unsicheren Menschen gute Dienste leisten.

Linz a. d. D. Rel.-Prof. Franz Steiner

Von den Manieren und vom Reiche Gottes. Von Michael Horatczuk S. J. (181.) Wien-München 1961, Verlag Herold. Leinen S 49.—, brosch. S 36.—.

Nur wenigen Autoren ist es gegeben, in humorvoller, nicht verletzender Weise den Lesern ihre guten und schlechten Seiten, die eigenen und auch die fremden, vor Augen zu stellen, ohne daß der Ernst der religiösen Wahrheit zu kurz kommt oder die Nächstenliebe Schaden leidet. Es geht dem Autor darum, seinen Lesern auch für das Frömmigkeitsleben feine Manieren beizubringen, auch dem großen Gott gegenüber die richtige Haltung zu finden. Nach einer witzigen Einleitung über den menschlichen Anstand im allgemeinen und den religiösen im besonderen kommt er auf viele Dinge zu sprechen, an die mancher selbstgerechte Christ gar nicht denkt oder die er nicht wahrhaben will, wie etwa getarnte Herrschsucht oder zu weit gehendes Geltungsstreben. Keine Schwäche entgeht seinem scharfen, kritischen Auge, er zeigt dafür gütiges Verstehen, prangert sie aber in ihrer Verkehrtheit und Torheit so an, daß man sich in Zukunft davor hütet. Anschaulich schildert er gewisse schlechte Manieren bei der Beichte und an der Kommunionbank, in der Sommerfrische und beim Wallfahren, „oft ein Grenzgebiet zwischen Frömmigkeit und Weltlichkeit, ein Gemisch von Gottesdienst und Volksbelustigung"; er beleuchtet die Torheit der Astrologie, spricht von der Gefahr der Frömmigkeitsmoden, der Notwendigkeit gesunder Nerven und der Notwendigkeit, für seine Gesundheit zu sorgen; lächelnd und ein wenig spöttelnd, aber nicht mit erhobenem Zeigefinger und nicht wehtuend und doch recht eindringlich behandelt er das heikle Thema der Frauenmode. Auch auf ernste und unangenehme Dinge kommt der Verfasser zu sprechen, wie die Kreuzesschmach und die Selbstverleugnung. Viel Beherzigenswertes und Nützliches weiß er über das Kreuz zu sagen, im eigentlichen Sinne über das Kreuzesholz, im übertragenen Sinne als Leid und Widerwärtigkeit, endlich über das Kreuzzeichen, das entweder zur Erbauung oder zum Ärgernis verrichtet werden kann.

Viele Seelsorger werden dem Autor für diese Anweisungen dankbar sein, da sie es selber kaum wagen und oft wohl auch nicht verstehen würden, in so feiner Weise auf die oft peinlich wirkenden Schwächen oder Ungezogenheiten der Gläubigen hinzuweisen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Maria, sende uns! Katholik, warum schläfst Du? Von E. Neubert. (216.) Innsbruck 1959, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 46.50, DM/sfr 5.80.

Hinter dem etwas aufreizenden Titel (warum wurde nicht der französische beibehalten?) verbirgt sich eine reichhaltige Mariologie mit zahlreichen wertvollen Gedanken. Geschrieben ist sie in schwungvoller Sprache und mit größter Begeisterung für den Gegenstand. Sie baut auf der Lehre der Heiligen Schrift und auf den geschickt ausgewerteten Rundschreiben der Päpste auf und widerlegt oft erhobene Einwürfe wie: Mir genügt Christus; aber ist das nicht doch übertrieben? u. ä. Das Buch bringt viele Beispiele vertrauensvoller Marienverehrung aus der Kirchengeschichte älterer und neuerer Zeit, belehrt über die Wunderbare Medaille, die Blaue Armee, die Legio Mariens, erklärt in geschickter Weise die Hingabe an Jesus durch Maria, belehrt über die Bedeutung der Verehrung Mariens für ein wahrhaft christliches Leben und das apostolische Arbeiten. Die verschiedensten Probleme des religiösen Lebens kommen dabei zur Sprache wie Jugend im Sturm, das 6. Gebot, Gottes- und Nächstenliebe. Die zugkräftigsten Gedanken werden kurz und überzeugend dargelegt. Besonders eindrucksvoll ist die Schilderung der Verhältnisse in Portugal und die Bewahrung des Landes durch die Verehrung der Gottesmutter von Fatima vor den Kriegsgreueln.

Weniger gefällt an dem Buche der draufgängerische Ton und die scharfen Angriffe auf alle, die es wagen, anderer Meinung zu sein als der Autor; ebenso manche Verallgemeinerungen, Übertreibungen und Überspitzungen. Ist es wirklich allgemein so, daß „unsere Gottesdienste durchwegs Gemeinschaftsmessen mit pausenlosem Gesang und Gebet und Auf und Nieder von Sitzbank zu Kniebank" sind? Oder daß die Absolution wirklich schier für alles und jedes „verständnisvoll" gezückt ist? Gar scharfe Worte fallen gegen die Theologen, welche Schwierigkeiten gegen die Lehre von Maria, der Vermittlerin aller Gnaden, anzumelden wagen. Kurz und selbstbewußt meint dazu der Autor: „Diese haben nicht das Herz eines Ritters Christi." Diese Lehre wird übrigens so dargestellt, als ob die Gnade Gottes gleichsam ein großer Schatz sei, bei dessen Verteilung Maria ein gewaltiges Wort mitzusprechen habe. Auch zu dem Satze: „Maria hat als Miterlöserin uns alle Gnaden gemeinsam mit ihrem Sohne verdient" wäre wohl verschiedenes

anzumerken. Ist die Behauptung: „Maria erwählen heißt das Größte erwählen" richtig? Gott selbst oder Christus erwählen ist denn doch wohl noch größer! Es ist gewiß anerkennenswert, wenn der Verlag offen erklärt: Unser Verlag bekennt sich als katholisch freudig zu dem schönen alten Wort: De Maria nunquam nimis — In der Marienverehrung gibt es kein Zuviel, aber manche Weisungen aus Rom lassen erkennen, daß das Wort doch cum grano salis zu verstehen ist.

Aber jeder denkende und urteilende Leser wird das Buch mit reichem Nutzen aus der Hand legen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Sacerdotis Imago. Päpstliche Dokumente über das Priestertum von Pius X. bis Johannes XXIII. In deutscher Fassung herausgegeben von Anton Rohrbasser. (276.) Freiburg/Schweiz 1962, Paulusverlag. Leinen sfr/DM 11.—.

Die vorliegende Dokumentensammlung enthält die fünf wichtigsten Priesterrundschreiben der letzten Päpste über die Themen: Sendung und Auftrag des katholischen Priestertums (Pius XI., Ad catholici sacerdotii), Priesterliche Selbstheiligung (Pius X., Haerent animo), Die Verkündigung des Gotteswortes (Benedikt XV., Humani generis), Priesterleben und Priesternachwuchs heute (Pius XII., Menti nostrae), Ausbildung der Priesteramtskandidaten (Pius XII., Solemnis conventus), Das Vorbild der Priester, der heilige Pfarrer von Ars (Johannes XXIII., Sacerdotii nostri primordia).

Mögen viele Priester und Theologiestudierende nach diesem Priesterbuch greifen. Desiderata für eine Neuauflage wären: Aufnahme des Rundschreibens „Sacra Virginitas"; Aufnahme der vorne abgedruckten Übersichten in den Text, sei es als Überschriften oder als Randvermerke; Beifügung des lateinischen Urtextes.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Laiengedanken zum Zölibat. Von Ida Friederike Görres. (89.) Frankfurt am Main 1962, Verlag Josef Knecht. Kart. DM 6.80.

Die Lektüre des praktischen Abschnittes (S. 55 ff.) kann Priestern und Theologiestudierenden nur empfohlen werden. Weniger befriedigt — trotz vieler origineller Gedanken — die theoretische Begründung des Zölibates. Mit Recht weist die Verfasserin eine Begründung aus Vorteilen irgendwelcher Art oder aus einer manichäischen, leibfeindlichen Einstellung entschieden zurück. Ob aber die von ihr gebrachten theologischen Argumente (die Christusähnlichkeit des Priesters, seine Brautschaft mit der Kirche, der angelische Charakter des Priesters) wirklich tragen, kann man bezweifeln.

Die theologische Begründung wird wohl auch weiterhin in der üblichen Weise zu erfolgen haben: Ein Vergleich des innersten Wesens der Ehelosigkeit um der Basileia willen (Mt 19, 10 ff.), wie sie die kirchliche Tradition immer verstanden hat, mit dem innersten Wesen des katholischen Priestertums läßt unschwer erkennen: Der Zölibat ist (ohne seine Notwendigkeit beweisen zu können) die beste Vollendung und Krönung des katholischen Priestertums und scheint, um mit Pius XI. zu sprechen, „den Wünschen und Absichten des heiligsten Herzens Jesu im Bezug auf die Seele der Priester besser zu entsprechen" (Ad catholici sacerdotii).

Verschiedene Tatsachen und Überlegungen werden in unseren Tagen nicht selten gegen das Zölibatsgesetz der Kirche ins Treffen geführt. Für den Aufweis, daß die Wurzeln des Gesetzes viel tiefer hinabreichen als bloß in das kirchliche Gesetzbuch, sei der Verfasserin aufrichtig gedankt.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Kirche und Leben. Ein Buch von der Schönheit und Segenskraft der Kirche. (544.) Mit 64 Bildtafeln. — **Maria, wir rufen zu dir.** Ein Buch von Unserer Lieben Frau und ihren Gnadenstätten. (448.) Mit 64 Bildtafeln. Beide von Alphons Maria Rathgeber. Kempten im Allgäu 1960, Verlag Albert Pröpster. Lizenzausgabe für Österreich: Rudolf-Trauner-Verlag, Linz/Donau. Leinen je Band S 298.—.

Der bekannte priesterliche Volksschriftsteller hat uns neben vielen anderen Werken auch ein „Buch von der Schönheit und Segenskraft der Kirche" geschenkt, das schon eine Auflage von vierzigtausend erreicht hat. Im 1. Teil führt uns der Verfasser mit der Kirche durch das Leben und legt vor allem den siebenfachen Gnadenstrom der heiligen Sakramente dar. Im 2. Teil geleitet er uns durch das Kirchenjahr, und im 3. Teil läßt er uns in Rom die Kirche in ihrer Weltweite erleben. Leider ist im 2. Teil manches stehengeblieben, was heute nicht mehr gilt. So gibt es am Pfingstsamstag keine Taufwasserweihe mehr (zu S. 17). Auch in dem Kapitel über die Karwoche (S. 245 ff.) ist manches durch die Reform vom Jahre 1955 überholt.

Prosa und Poesie vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen. Brauchtum und Volkskunde werden weitgehend berücksichtigt. Das Ergebnis ist daher nicht ein trockenes Lehrbuch, sondern ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Auch viele praktische Fragen werden be-

handelt. Dazu kommen die erlesenen Bilder, die den Text illustrieren. Dieses Prachtwerk hat in unserer Zeit, die durch eine gewisse Kirchenmüdigkeit gekennzeichnet ist, eine besondere Aufgabe zu erfüllen.

In einem neuen, volkstümlichen Marienbuch führt uns Rathgeber an zahlreiche Marienwallfahrtsorte in aller Welt. Von den außerdeutschen Gnadenstätten konnten nur die bekanntesten aufgenommen werden. Mit Rücksicht auf den Leserkreis wurden die deutschen, besonders die süddeutschen Wallfahrtsorte bevorzugt. Die einzelnen Orte sind in Gruppen zusammengefaßt, denen jeweils eine Einführung vorangestellt wurde, die eine Seite der Marienverehrung besonders hervorhebt. Gelegentlich eingestreute kleine Erzählungen und Gedichte lockern den Text auf und sorgen für Abwechslung. Von den österreichischen Marienwallfahrtsorten sind vertreten: Mariazell, Maria-Taferl, Maria-Trost bei Graz, Pöstlingberg bei Linz, Maria-Saal in Kärnten und Maria-Plain. Gut ausgewählte Bilder bringen uns die einzelnen Gnadenstätten noch näher. Wir erhalten in dem schönen Band ein eindrucksvolles Bild von der im katholischen Volk tief verankerten Marienverehrung und gewinnen darüber hinaus auch Belehrung und Erbauung. Beide Bände eignen sich auch wegen ihrer hervorragenden Ausstattung ganz besonders zu Geschenkzwecken.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Österreichische Kirchenmusik. Werden — Wachsen — Wirken. Von Ernst Tittel. (Schriften des Allgemeinen Cäcilien-Verbandes für die Länder der deutschen Sprache, Bd. 2.) (XII u. 394.) Wien 1961, Verlag Herder. Leinen S 120.—, DM/sfr 20.—.

Der Verfasser, Wissenschaftler, Lehrer und Komponist an der Musikakademie in Wien, hat mit diesem Buch seinen vielen Veröffentlichungen einen krönenden Abschluß gegeben. Mit der reichen Geschichte der Kirchenmusik im Musikland Österreich wurde vielfach auch die Zeitgeschichte mitgezeichnet. Es ist hochinteressant, von den Anfängen der Kirchenmusik in den Klöstern zu erfahren. Die Anfänge des liturgischen Spieles und des Dramas werden aufgezeigt, der beginnenden Mehrstimmigkeit und des Kirchenliedes wird gedacht. Später ist es dann der Hof, der zusammen mit der höfischen Musik auch die Kirchenmusik fördert. Wir erleben Spätgotik, Renaissance, Barock. Breiten Raum nimmt selbstverständlich im Rahmen einer österreichischen Musikgeschichte die Wiener Klassik ein. Die Kirchenmusik der Meister jener Zeit erklingt ja heute noch. Zuletzt beschäftigt sich der Verfasser mit dem bürgerlichen Kulturkreis und schreitet weiter in unsere Zeit, die selber liturgisch und kirchenmusikalisch wohl einen geschichtlichen Wendepunkt darstellt. Einer solchen Zeit des teils notwendigen, teils gewollten Neuwerdens schadet es wahrlich nicht, sich noch rechtzeitig der großen Vergangenheit zu besinnen und so das Gute und Wertbeständige auch weiterhin zu sichern. Über jetzt lebende Kirchenmusiker wird das Urteil natürlich vielfach von gedruckten Werken abgeleitet, was wohl einen zu kleinen Einblick in deren Schaffen gewährt.

Zum Schlusse sei Tittels notwendiges Buch wärmstens empfohlen, und zwar seiner verständlichen Darstellungsweise wegen nicht nur für Fachleute. Es eignet sich nach den Kirchenmusikern, Chorregenten, Organisten und Chorsängern sehr wohl auch für Priester, besonders die Pfarrer als „rectores ecclesiae eiusque musicae sacrae", und für Theologen als Primizgeschenk.

Linz a. d. D. Joseph Kronsteiner

Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger †, Regensburg, und Erzbischof Dr. Hermann Schäufele, Freiburg im Breisgau. Herausgegeben von Josef Höfer, Rom, und Karl Rahner, Innsbruck. Sechster Band: Karthago bis Marcellino. (16 Seiten und 1376 Spalten sowie 24 Tafelseiten und 10 farbige Kartenskizzen.) Freiburg 1961, Verlag Herder. Leinen DM 77.—, Halbleder DM 86.—.

Der sechste Band eröffnet die zweite „Halbzeit" des weltbekannten Lexikons. Als Einbegleitung widmen Herausgeber, Schriftleitung und Verlag dem am 10. Juni 1961 heimgegangenen Gründer und Protektor des Werkes, Erzbischof Dr. Michael Buchberger von Regensburg, Worte ehrenden und dankbaren Gedenkens. Sein Name wird auch weiterhin mit dem führenden katholischen Fachlexikon unlösbar verbunden bleiben.

Auch im vorliegenden Band haben die 49 Fachberater mit einem großen, international zusammengesetzten Mitarbeiterstab wieder gediegene Arbeit geleistet und auch die neuesten Fragen und Probleme berücksichtigt. So spiegelt auch dieser Band den Fortschritt und die offenen Fragen wider, die die katholische Theologie heute mehr als früher als lebendige Wissenschaft erweisen. Schon bei einer flüchtigen Durchsicht fallen einem für die heutige Zeit besonders bedeutsame Artikel auf. Es sei beispielsweise erinnert an Katechese, Katholische Aktion, Kirche, Kolonialismus, Kommunismus, Konkordat, Konzil, Laie, Liturgische Bewegung, Luther. Für

das gewandelte Verhältnis der Konfessionen zueinander ist bezeichnend, daß einige Artikel auch Beiträge evangelischer Theologen enthalten.

Zu den großen Artikeln kommen wieder viele kleinere, die eine erste Information über Personen und Sachen bieten, die auch der Fachmann nicht immer im Gedächtnis behalten kann. Besondere Sorgfalt wird wieder den Bildtafeln und Karten zugewendet, die gegenüber den bisherigen Bänden vermehrt wurden. So sind, um ein Beispiel anzuführen, dem Kirchenbau 12 Tafeln mit 94 Bildern gewidmet, angefangen von einer Rekonstruktion von Alt-St.-Peter in Rom bis herauf zu modernen Kirchenbauten unserer Tage. So erfüllt auch dieser Band den Zweck des Werkes: in Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit auf knappem Raum sowohl dem Gelehrten wie dem Seelsorger eine Wissenshilfe für das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften handlich darzubieten.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Bücherkunde des katholischen Lebens. Bibliographisches Lexikon der religiösen Literatur der Gegenwart. Von Friedrich Rennhofer. (XII u. 360.) Wien 1961, Verlag Brüder Hollinek. Leinen S 320.—.

Es ist das Verdienst des Verfassers, hier die sprichwörtliche Lücke geschlossen zu haben. Das Buch beschränkt sich auf die katholischen Publikationen der letzten zwei Jahrzehnte, soweit sie in Deutschland, Österreich und der Schweiz erschienen sind. Trotz der Fülle von rund 10.000 Titeln will es keine restlose Vollständigkeit beanspruchen. Die Zusammenstellung erfolgt nach alphabetisch geordneten Schlagworten. Um die „Bücherkunde" aktuell zu erhalten, ist die Herausgabe von Nachträgen geplant. Der Verfasser, Staatsbibliothekar an der Österreichischen Nationalbibliothek, hat ein Werk geschaffen, das Theologen wie praktische Seelsorger, aber auch gebildete Laien lebhaft begrüßen dürfen. Über seinen unmittelbar praktischen Zweck hinaus stellt es auch eine Einführung in die Vielfalt und den Reichtum katholischen Denkens dar.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Elektrischer Strom in unseren Kirchen

Von Josef Günther Lettenmair

Unter den Männern, die sich, beginnend mit dem 18. Jahrhundert, zunehmend mit der Erforschung der Elektrizität befaßten, befanden sich stets auch katholische Priester. Einer von ihnen, Abt J. Nollet, wurde auf Grund seiner Forschungsergebnisse zum Mitglied der Französischen Akademie der Wissenschaften ernannt, ebenso zum Mitglied der Königlich-englischen Sozietät der Wissenschaften. Seine Bücher, ins Englische, Holländische, Italienische und Deutsche übersetzt, regten in diesen Ländern viele Menschen an, Versuche auf elektrischem Gebiet zu machen.

Abt Nollet korrespondierte mit vielen anderen Forschern, darunter auch mit dem in Erfurt wirkenden Pater Andreas Gordon, der sich ebenfalls sehr mit der Erforschung der elektrischen Erscheinungen befaßte. Eines Tages teilte Pater Gordon dem Abte mit, es habe (man muß den Geist der Zeit berücksichtigen) bei einigen seiner Erfurter Mitbrüder und auch bei den Laien Bedenken ausgelöst, ob man als Katholik und Priester in die Geheimnisse der Natur eindringen, ob man als Priester auf dem Felde der Forschung bahnbrechend vorangehen dürfe. In seinem mit 20. März 1748 datierten Antwortschreiben drückte Abt Nollet seine Verwunderung darüber aus, daß solche Bedenken zu Erfurt bestehen und schrieb dann:

„Man gehet so weit, daß man sogar diese neue Naturlehre frommen und einfältigen Seelen verdächtig zu machen suchet, und man bemühet sich, alles wider Sie in Bewegung zu bringen, als wider einen gefährlichen Mann, der mancherley Neuerungen in Glaubens-Sachen einzuführen suche. Ist dann der kleine Welt-Theil, worinnen Sie sich aufhalten, in diesem Stücke kützlicher und empfindlicher als Welschland und Spanien, woselbst die neuere Naturlehre, wie sie es verdienet, aufgenommen worden? Seit wie lange ist es denn gefährlich, den Verstand der Catholischen in solchen Dingen aufzuklären, die der Urheber der Natur unseren Untersuchungen dargestellet hat? Heißt das auf eine würdige Weise von der

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

Religion dencken, wenn man dafür hält, daß sie Gefahr lauffe, wann sie gründlich gelehrte Männer aufnimmt, und in ihrem Schoos ernähret? Hat sie der Unwissenheit und Finsterniß etwas zu dancken? Das sey ferne, daß wir also dencken solten! Wir sind vielmehr überzeuget, daß ein jeder, der eine gründliche Erkänntniß der Wunder der Natur besitzet, weit geschickter als andere sey, ein tugendhafter Mensch, ein Christ und ein Catholicke zu seyn. Fahren Sie also fort, Ehrwürdiger Herr, die Finsternisse zu bestreiten, welche den Verstand in demjenigen Felde noch verdunckeln, welches sie anbauen. Haben Sie nur Gedult und Muth!"

Nun, wir wissen, daß Abt Nollet richtig geantwortet hatte, und wir wissen, daß auch weiterhin die Kirche eine eifrige Förderin der Wissenschaften war und es auch geblieben ist. An eine praktische Verwertung der Elektrizität war aber weder zu Abt Nollets Zeiten noch hundert Jahre später zu denken. Immerhin liefen (wenn auch ohne praktische Ergebnisse zu zeitigen) ab 1820 Versuche, jene Lichtbogenerscheinungen zur Beleuchtung zu verwenden, die entstehen, wenn elektrischer Strom zwischen zwei Leitern eine Unterbrechung zu überspringen hat. Um 1848 kam man so zur Konstruktion der ersten Flammenbogenlampen, doch besaß man nicht genügende Strommengen (Strom war nur aus kostspieligen Batterien und nur in begrenzter Menge erzeugbar). Erst als Werner von Siemens 1866 das elektrodynamische Prinzip entdeckt hatte und als von dort an große Mengen Elektrizität erzeugt werden konnten, bekam die Elektrizität freies Wachstum und entwickelte sich in erstaunlichster Weise. Um das Jahr 1880 besaß man schon sehr gut funktionierende Bogenlampen, die man zur Beleuchtung von Plätzen, Höfen, Fabriksälen, Markthallen usw. verwendete.

Auf der ersten internationalen elektrischen Ausstellung (Paris, 1881) sah man zum erstenmal in Europa die Edisonsche elektrische Glühlampe. Zugleich war aber auch schon eine österreichische Glühlampe, nämlich die von J. Kremenetzky erfundene, ausgestellt. Die nächste Internationale elektrische Ausstellung (1882 in München) zeigte schon eine Vielfalt von Glühbirnenmustern, und auf der dritten Internationalen elektrischen Ausstellung (1883 in Wien) stellten schon mehrere Österreicher die von ihnen konstruierten Glühlampen aus (Kremenetzky, Krizik, Pietta, Puluj u. a. m.)

Man besaß Strom, man hatte Lampen. Damit kam die elektrische Beleuchtung zuerst langsam, dann immer schneller in „Mode", und es warf sich auch die Frage auf, ob elektrischer Strom für Zwecke der Kirchenbeleuchtung herangezogen werden dürfe. Der da und dort spürbare Widerstand kam nicht so sehr aus religiösen, sondern mehr aus ästhetischen Gründen: Verschiedentlich sah man die naturhafte Wachskerze als die einzig gegebene und zulässige Lichtquelle für Gotteshäuser an.

Diese Bedenken wurden aber bald zurückgestellt, denn das Helle, Frohe und Freundliche des Gotteshauses, das durch das elektrische Licht verstärkt hervorgehoben wurde, war ein außerordentliches Plus. Schon im Jahre 1892 erstrahlte der Wiener Stephansdom (Probebeleuchtung am 22. Oktober 1892) im Glanze von zwölf Bogenlampen zu je 2300 Kerzenstärken und beglückte die Gläubigen durch das weihevolle Hervortreten aller mystischen Schönheiten des Bauwerkes zutiefst.

Schon im Jahre vorher, 1891, hatte die Pfarrkirche von Ebensee in Oberösterreich elektrische Beleuchtung erhalten (den Strom lieferte das kleine E-Werk des Salzsudbetriebes), und es gab um diese Zeit schon einige Dutzend Kirchen im alten Österreich-Ungarn, die sich elektrischer Beleuchtung erfreuen konnten.

Seit damals ist die Verwendung von Elektrizität in unseren Kirchen nicht mehr verschwunden, sondern sie hat sich immer weiter ausgedehnt. Zur elektrischen Innenbeleuchtung trat alsbald auch die Uhrensteuerung durch Elektrizität und die Beleuchtung der oft riesigen Zifferblätter zugunsten der Allgemeinheit. Nicht mehr lange ließen auch elektrische Orgelgebläse auf sich warten, da und dort wurden auch elektrische Ventilatoren verwendet. Damit war aber der Gebrauch des elektrischen Stromes in unseren Kirchen — so schien es fürs erste — erschöpft, es sei denn, daß man noch an die Außenbeleuchtung dachte und allenfalls an eine Bestrahlung des Gotteshauses durch Scheinwerfer anläßlich von Festfeiern. Auch die wohlverteilte Anbringung von Lautsprecheranlagen gehört noch hierher, die das priesterliche Wort vernehmlich bis in die fernsten Winkel des oft großen Gotteshauses bringen.

Doch nein, die Kirchen konnten noch mehr Elektrizität brauchen! Ältere Leute werden sich erinnern, daß in den Gottesdiensten im Winter des Hustens, Räusperns und Schneuzens kein Ende war. Und kein Ende fand auch das Jammern über die „kalten Füße", die man sich beim letzten Gottesdienst geholt hat . . .

Von Amerika ging der Anstoß aus, dieses allgemeine Weltübel durch Heizung der Kirchen auszumerzen. Man baute dort Heizanlagen in die Kirchen ein, zuerst solche, wobei Kohle oder Koks verwendet wurde, aber alsbald kam man auf die idealste Heizung, die es für diesen Zweck gibt: die elektrische.

Nun sind aber die Bedingungen für eine Kirchenheizung wesentlich anders als für die Beheizung sonstiger Hallen- oder Saalbauten. Das Publikum legt nämlich die Oberkleider nicht ab, die Lufttemperatur darf gegenüber der Außentemperatur also gar nicht sosehr erhöht werden, sonst würde eben das, was man vermeiden will, nämlich Verkühlung, Schnupfen und so weiter, erst recht hervorgerufen werden. Es ist also keine allgemeine Heizung nötig, sondern es genügt vollauf, wenn dafür gesorgt ist, daß die Kirchenbesucher sich nicht „kaltstehen", also, daß sie keine kalten Füße bekommen.

Die Technik hat, um dieses Ziel zu erreichen, verschiedene Lösungen gefunden, die samt und sonders den Vorteil besitzen, sehr stromsparend zu sein, sich in jeder Kirche (auch der ältesten) leicht anbringen zu lassen und die in der Bedienung höchst einfach sind: Knopfdruck genügt.

In Österreich wurde die elektrische Kirchenheizung erstmals in der Pfarrkirche von Bürs in Vorarlberg und in der Kapuzinerkirche von Bludenz versucht. Als dritte Kirche Österreichs mit solcher Heizung folgte im Spätherbst 1937 die herrliche Pfarrkirche Traunkirchen am Traunsee. Seither haben viele Kirchen elektrische Heizeinrichtungen bekommen.

Solcherart nimmt die Verwendung elektrischen Stromes in unseren Kirchen noch immer zu, und die Energieversorgungsunternehmen haben stets zu tun, um die entsprechenden, für die Energieübertragung notwendigen Hoch- und Niederspannungsleitungen bereitzustellen. Das sind keine unbedeutenden Aufgaben, zumal solche Stromzuleitungen zu Kirchen in der Regel verkabelt werden, um das äußere Bild, das der Kirchenbau bietet, nicht durch Freileitungsdrähte zu verunstalten. Im oberösterreichischen Raum z. B. wurden für Zwecke des kirchlichen Wiederaufbaues seit 1945 von der dafür zuständigen Landesgesellschaft OKA (Oberösterreichische Kraftwerke AG.) umfangreiche Arbeiten geleistet. Allein für Kirchenneubauten, wie die Kirche in Redl-Zipf, die Lourdeskirche in Bad Schallerbach, die Kirche Maria an der Straße in Pfandl bei Bad Ischl, die Gedächtniskirche am Krippenstein, die Filialkirche in Höft bei Braunau und die Filialkirche in Riedersbach bei St. Pantaleon, die Kapelle des Altersheimes Haid bei Linz und die Behelfskirche Haid sowie die Kirche in Kleinreifling und die Kirche St. Martin bei Linz, wurde von der OKA elektrische Energie bis zu einer Leistung von 262 Kilowatt bereitgestellt. Darüber hinaus werden zusätzlich für die Vergrößerung der Stromversorgungsanlagen in den bestehenden Kirchen der Diözese weitere 518 Kilowatt zur Verfügung gestellt, so daß der gesamte Ausbau seit 1945 (also ungeachtet der damals schon bestandenen Installationen) für die Stromversorgung katholischer Kirchen im OKA-Bereich eine Leistung von 780 Kilowatt erreicht. Diese Energie wird für den Betrieb von Geläuten und Gebläsen von Orgelmotoren, für die Innenraumbeleuchtung und für die Flutlichtanstrahlung verwendet. Einen großen Teil der Energie verbrauchen die elektrischen Kirchenheizungen (Kirchenbankheizungen), für die die OKA außerdem unter besonderen Bedingungen einen Sondertarif gewährt, so daß diese Art der elektrischen Heizung auch für die einzelnen Pfarreien wirtschaftlich tragbar wurde.

Ähnlich wie in Oberösterreich liegt es auch in den anderen Bundesländern, woraus ersehen werden kann, zu welch vielfältig guten Verwendungszwecken Elektrizität in unseren Kirchen Eingang gefunden hat. Wir wollen diese gottgeschenkte Naturkraft nimmer missen!

Kirchenteppiche in allen Größen · Fachmännische Beratung

Sowie Vorhänge, Decken etc. kaufen Sie günstig und preiswert bei

RUDOLF RAINBACHER RUDIGIERSTR. 9

Linz, Rudigierstraße 9, neben dem Spital der Barmherzigen Brüder, Tel. 28 9 27

Beste Referenzen. Für kirchliche Dienststellen Sonderpreise

PICHLER & JIRSA G.m.b.H.

GAS · WASSER · HEIZUNG

Linz/Urfahr, Rudolfstraße 25 · Tel. 32 5 57
Reparaturen: Herrenstraße 40, Tel. 27 8 18

Besten Schutz bietet Österreichs ältestes Feuerversicherungsinstitut
OÖ. Landes-Brandschaden-Versicherungsanstalt
Linz, Herrenstraße 12 · Tel. 26 1 11

Vertretungen in allen Gemeinden Oberösterreichs

Zentralheizungen aller Systeme · Strahlungsheizungen
Lüftungs-, Klima-, Öl- und Gasfeuerungsanlagen

J. L. BACON KG.

Gegr. 1853 **LINZ, Kellergasse 1, Tel. 22 5 93**
Wien V, Schönbrunner Straße 34, Tel. 57 96 21–24

Linz, Kellergasse 6
MESSWEINE
Weiß- und Rotweine, Dessertweine und Wermut · Eigene Weingärten in Südtirol

KEPLINGER

JOSEF KEPLINGER

LINZ/DONAU

DETAIL: MUSEUMSTRASSE 7a — EN GROS:
SCHILLERSTRASSE 47 ● TEL. 24549, 28903
FURNIERE · SPERR- UND PANEELPLATTEN · TÜREN · SPANPLATTEN
ALLE ARTEN FUNDER- UND LEITGEB-PLATTEN

Johannes Klement **Handbuch zum katholischen Katechismus**

144 Seiten / 40 Illustrationen / kartoniert S 48.—. · Ein ausführliches Hilfsmittel für den Katecheten in Ergänzung des vor kurzem erschienenen

Katholischen Katechismus 240 Seiten / mit 57 zweifarbigen Illustrationen und 1 Tafel von Karl Weiser / kartoniert S 36.—.

Die ausführlichen Stundenbilder des Handbuches zum 1. Hauptstück des Katechismus erleichtern den Katecheten den Unterricht. Jeder Abschnitt gibt nach einer kurzen Einstimmung von der Darlegung des Stoffes bis zur Angabe der verwendeten Hilfsmittel genau an, wie der Unterricht gestaltet werden soll. Die Zeichnungen des Handbuches sind von den Schülern leicht nachzuzeichnen.

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

BAUUNTERNEHMUNG

E. HAMBERGER

TIEF- UND HOCHBAU OHG

LINZ/DONAU, BÜRGERSTRASSE 11

Neue Tyrolia-Geschenktaschenbücher

mit mehrfarbigem Umschlag in Glanzfolie (G = Großband)

16 G JOSEF FIEDLER SJ.

MEIN GOTT — MEIN ALLES

Zwiegespräche mit Gott. 200 Seiten, S 48.—.

Ein Büchlein der Besinnung, eine manchmal bittere, aber um so heilsamere Medizin für die Krankheiten unseres Alltags.

17 G ALOIS SCHROTT SJ.

SCHULE DER LAIENASKESE

204 Seiten, S 48.—.

Der bekannte Erzieher und Exerzitienleiter in Wien legt hier überraschend durchsichtig und neuartig eine Grundlage der besonderen Standesfrömmigkeit des Laien.

18 DR. MAX BRÄNDLE

BIBEL, SAKRAMENTE, LITURGIE

Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen. 176 Seiten, S 36.—.

Das dritte Bändchen des Schweizer Theologen greift in die Wesenstiefen des Christen ein und gibt eine Fülle von Anregungen zum Gespräch mit Randkatholiken und Protestanten.

19 JOSEPH GEORG OBERKOFLER

SÜDTIROL

96 Seiten, S 36.—.

„Ich weiß nicht, ob jemals über Südtirol etwas Schöneres geschrieben worden ist."
(Dr. Josef Weingartner)

20 DR. MAX BRÄNDLE

WELTBILD UND GLAUBE

Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen. 160 Seiten, S 36.—.

Der Christ ist hier aufgerufen zur Bewältigung eines vorausschauenden Christentums im Spannungsfeld zwischen voranstürmender Technik und Naturwissenschaft und traditionellem Katechismuswissen.

21 G JOSEF ERNST MAYER

SIEBZIGFÄLTIGE FRUCHT

vom Gotteswort im Kirchenjahr. Die Lesungen. Ca. 224 Seiten, S 48.—.

Aus der spritzigen Sprache und der gegenwartsbezogenen Exegese des Wiener Seelsorgers wird der Prediger wie der gläubige Christ einen neuen Zugang zur Liturgie finden, der Suchende aber gelebtes Christentum.

24/25 JOSEF WEINGARTNER

ORIGINALE IM PRIESTERROCK

ca. 250 Seiten, ca. S 58.—.

Vielen originellen Mitbrüdern ist der feinsinnige Innsbrucker Propst und Kunsthistoriker auf seinem erfüllten Lebensweg begegnet. Ihnen hat er in humordurchsonnten Erinnerungen ein Denkmal gesetzt.

Neu bei Ihrem Buchhändler

Ein neuer Beitrag zur Stifter-Forschung

KURT GERHARD FISCHER

Pädagogik des Menschenmöglichen

700 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag, S 496.— / DM 85.—

Das vorliegende Werk geht von den Voraussetzungen und Bedingungen der Pädagogik Stifters aus, stellt seine pädagogischen Grundbegriffe dar und führt zu einer Systematik der Pädagogik Stifters, wie sie in seiner Schulverfassungslehre, Methodologie und Kunsterziehungslehre zum Ausdruck kommt. Ein Kapitel über Stifters Ort in der historischen Pädagogik bildet den Abschluß.

Erstmalig wird in dieser umfassenden Darstellung aufgezeigt, daß in Adalbert Stifter neben dem großen Dichter der große österreichische Pädagoge des 19. Jahrhunderts gesehen werden muß.

KURT GERHARD FISCHER

Documenta Paedagogica Austriaca

ADALBERT STIFTER

778 Seiten Text in 2 Bänden, franz. broschürt, S 440.— / DM 76.—

" . . . Man muß im Kleinkrieg der Schulakten erkennen, wie scharf Stifter die Fortschritt und Bildungsreform hindernden Mächte seiner Zeit erkannte. Erst vor diesem Hintergrund wird das Motiv erkennbar, das ihn als Dichter zu einem Gestalter reiner Menschenbildung macht. Jeder Versuch, sich deutend mit Stifters Leben und Schaffen auseinanderzusetzen, muß sich an diesen Akten orientieren."

Wirkendes Wort, XII, 3

Oberösterreichischer Landesverlag Linz

Mit den Mitteln kritischer Forschung wird Jesu Weisung in all ihrer Unbedingtheit und Härte hinter den Formulierungen der synoptischen Überlieferungen erkannt und herausgearbeitet. Die Arbeit des Dillinger Neutestamentlers versucht, möglichst unabhängig von Fragestellungen nichtbiblischer Herkunft, an den Text heranzugehen. Zunächst soll der Text selbst gehört und so der Leser den bestürzenden, einmaligen Jesusweisungen gegenübergestellt werden. Der Anspruch Jesu nimmt seinen Ausgangspunkt vom eschatologischen Gottesbild. Gottes eigenes endzeitliches und endgültiges Verhalten ist maßgebend für das Leben des Jüngers. So sind Jesu Worte von diesem Ansatzpunkt aus Weisungen, die die Wirklichkeit der Gottesherrschaft beschreiben und auf sie hinführen. In ihm selbst, dem Eröffner der Herrschaft Gottes, sammelt sich aller Wille und alle Weisung des Vaters. Wer sich Jesus anschließt, der hat Antwort gegeben auf Gottes rettenden Ratschluß. Die Stunde der Gottesherrschaft bringt es mit sich, daß Jesus seine Forderungen an die Jünger auf wenige, aber entscheidende Verhaltensweisen beschränkt. Da diese mit der Stunde des Angebots der Liebe Gottes in Jesus korrespondieren, meinen sie nicht mehr am Gesetz orientierte Frömmigkeitsakte, sondern einen auf Jesus personal bezogenen Wandel. Wer ihm nachgeht, der ist „Kind", ist „Armer", ist ein „Wachender". Mit solchen Wendungen werden die Grundgesetze der neuen Welt umschrieben, die mit der Königsherrschaft anhebt und sich vollendet.

ENGELBERT NEUHÄUSLER

Anspruch und Antwort Gottes

Zur Lehre von den Weisungen innerhalb der synoptischen Jesusverkündigung

264 Seiten
Leinenband 26.— DM
Soeben erschienen

Patmos

Novatian ist der erste in Rom lateinisch schreibende Theologe. Sein Hauptwerk „De Trinitate" ist etwa um 240 verfaßt worden. Es gibt in kunstvoller Sprachform und strenger Systematik den Ertrag der Trinitätslehre und Christologie, wie sie im Westen innerhalb der Frühkirche vor allem Tertullianus ausgeprägt hatte.

Diese Theologie ist nicht bestimmt durch die Probleme, die im 4. und 5. Jahrhundert den Osten erschüttert haben (Arianismus), markiert vielmehr den eigenen Weg, den die Kirche des Westens, fast unberührt durch die Stürme der ostkirchlichen Auseinandersetzungen, in der Folgezeit gegangen ist.

Die hier unternommene Edition füllt eine schon lange spürbare Lücke in der patristischen Textbibliothek. Das Werk, das uns nur in Drucken des 16. Jahrhunderts überliefert ist, wurde zum letztenmal 1909 von W. Y. Fausset, Cambridge, herausgegeben mit einem kritischen Apparat, der unvollständig und nicht immer zuverlässig ist.

Die vorliegende Ausgabe bietet alle faßbaren Textbezeugungen der alten Drucke und vermerkt auch die vielen alten und neuen Verbesserungsvorschläge. Erstmals wird hier eine vollständige deutsche Übersetzung geboten. Zur Vertiefung des Verständnisses dienen eine ausgiebige Einleitung und der Kommentar.

TESTIMONIA Schriften der altchristlichen Zeit · Band II

Novatianus De Trinitate Über den dreifaltigen Gott

Text und Übersetzung
mit Einleitung und Kommentar
herausgegeben
von Hans Weyer

220 Seiten
Leinenband 19.80 DM
Soeben erschienen

Patmos

Baustoffe
Fliesen
Boden-
beläge

Beinkofer & Co.

Linz, Hessenplatz 19

Telefon 22 1 63
24 3 55

Josef Feneberger
Fleischhauer und Selcher

Linz/D., Bischofstraße 9
Telefon 25 1 16

Beste Referenzen
Lieferant des Priester-
seminars und anderer
kirchlicher Anstalten.

Zum kommenden Konzil

YVES CONGAR OP

Zerrissene Christenheit

Wo trennten sich Ost und West?

168 Seiten, englisch broschiert, S 55.—.

„In echt ökumenischem Geist, doch ohne jede Unionsschwärmerei will der Verfasser in einem kurzen, aber präzisen Überblick eine theologische Interpretation der geschichtlichen Gegebenheiten bieten, die zum sogenannten „orientalischen Schisma" führten.
Wem die Einheit der Kirche so sehr am Herzen liegt, daß er auch eine eigene Gewissenserforschung nicht scheut, dem sei dieses Buch herzlich empfohlen." Korrespondenzblatt des Collegium Canisianum

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

INDUSTRIEUNTERNEHMUNGEN
A. KAPSREITER
SCHÄRDING

BAUUNTERNEHMUNGEN
KAPSREITER
GES. M. B. H.
WIEN, GRAZ, SALZBURG, SCHÄRDING, EISENSTADT, PURKERSDORF, INNSBRUCK
HOCHBAU, TIEFBAU, STRASSENBAU, KANALBAU, TUNNELBAU, STAHLBETONBAU, EISENBAHNOBERBAU

GRANITWERKE SCHÄRDING
ZIEGELEI SCHÄRDING
BRAUEREI SCHÄRDING

SEIT 1869
BRÜDER 1869 OHG

BRENNSTOFFE
REIFEN
HEIZÖL

LINZ, TEGETTHOFFSTRASSE 17
STADT-BESTELLBÜRO: DAMETZSTRASSE 51
TEL. 26596 SERIE FS.: 02 388

MSGR. JOHANNES KLEMENT

Katholischer Katechismus
Dritte, vollständig bebilderte Auflage
240 Seiten / mit 57 zweifarbigen Illustrationen und 1 Tafel
von Prof. Karl Weiser / kartoniert S 36.—.

Vom Bundesministerium für Unterricht zum Unterrichtsgebrauch für Volks-, Haupt- und Mittelschulen in Österreich allgemein zugelassen.

„Vom Standpunkt der Unterrichtsmethodik lassen die Partien des Katechismus kaum einen Wunsch offen. Überaus erfreulich sind die Illustrationen."
Der Seelsorger

„Besonders hervorzuheben ist die hohe Kindertümlichkeit und die gute biblische Unterbauung. Die Lehrstücke sind ganz für die praktische Auswertung als wirklich brauchbare Stundenbilder gestaltet."
Prof. Dr. Karl Böcklinger, Linz

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

Für Kirchen, Klöster und den hochwürdigen Klerus:

STOFFE ALLER ART, WÄSCHE
WIRKWAREN, TEPPICHE,
VORHÄNGE, MÖBELSTOFFE,
DECKEN, BETTWÄSCHE

MARTIN SPORN, *Linz/Donau*

ECKE DOMGASSE-GRABEN / RUF 22132 / GEGR. 1887

Alles für den Raucher

Pfeifen Engler

REISEANDENKEN
SCHACHSPIELE

Inh. E. Schille
Linz, Hauptplatz 22

Elektrische u. Gasfeuerzeuge
Glas- und Porzellanmalerei
Glas- u. Porzellanphotographie
Alle Arten Schilder in Email,
Resopal und Aluminium

Für die Kirchensitze: die schönen, dauerhaften Resopalschilder

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

SCHREIBMASCHINEN

MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparatur-werkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35

Z 63/1867 Dr

24

5. JUNI 1964
11. OKT. 1965
9. MRZ. 1966
26. 5. 66
29. Dez. 1967
16. APR. 1982

9.45